Rostocker Dokumentenserver
Dieses Werk wurde Ihnen durch die Universitätsbibliothek Rostock zum Download bereitgestellt.
Für Fragen und Hinweise wenden Sie sich bitte an: digibib.ub@uni-rostock.de

Hermann Teuchert

Die Sprachreste der niederländischen Siedlungen des 12. Jahrhunderts

Neumünster: Wachholtz, 1944

http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771

Druck Freier Zugang

Die Sprachreste der niederländischen Siedlungen des 12. Jahrhunderts

Von

Hermann Teuchert

KARL WACHHOLTZ VERLAG · NEUMÜNSTER

1944

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de
/rosdok/ppn860231771/phys_0001

Dem Gedächtnis
meines in Polen gefallenen Sohnes
Helmut

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de
/rosdok/ppn860231771/phys_0002

Vorwort

Die oft unterbrochene, nie abgebrochene Arbeit an der Mundart der Mark Brandenburg erhält in diesem Buch einen Abschluß, wie er nicht beabsichtigt war. Der alte Plan einer märkischen Sprachgeschichte ist zurückgestellt, da ihm die Untersuchung des niederländischen Anteils am Aufbau der märkischen Mundart voraufgehn muß. Zugleich hat sich das behandelte Gebiet geweitet, indem es sich als notwendig erwies, alle niederländischen Siedlungen in Deutschland auf ihre Sprachreste zu durchforschen, darüber hinaus aber zur Begründung einer tragfähigen Methode die sprachlichen Verhältnisse des ganzen Norddeutschland wie auch selbstverständlich der Niederlande zu prüfen. Das Unternehmen konnte der Unterstützung anderer Forscher nicht entraten. Diese gewährten bereitwilligst die Leiter des Mittelelbischen, des Westfälischen, des Niedersächsischen und des Rheinischen Wörterbuchs, die Herren Dr. Bischoff in Magdeburg, Dr. Nörrenberg in Münster, Dr. Janßen in Göttingen und Professor Dr. Jos. Müller in Bonn. Einen regen Gedankenaustausch hab ich mündlich und schriftlich mit Dr. Bathe in Merseburg gepflogen. Einzelne Auskünfte erteilten die Herren Geheimrat Professor Dr. Holsten in Stettin, Professor Dr. Stroh in Erlangen, cand. phil. Dieter Berger in Bonn, Dr. phil. Augustin in Seestadt Rostock, Studienrat Dr. Geismer in Stadthagen, Vermessungsrat Balßen in Aurich, Mittelschullehrer G. Fr. Meyer in Kiel, Professor Dr. W. Giese in Hamburg, Professor Dr. L. Grootaers in Löwen, Professor Dr. E. Blancquaert in Gent und Professor Dr. G. Kloeke in Leiden. In geschichtlichen Fragen bin ich mehrfach von meinem hiesigen Amtsgenossen Herrn Professor Dr. Maybaum beraten und auf einschlägige Literatur aufmerksam gemacht worden. Von Herrn Professor Dr. Mitzka, dem Direktor des Deutschen Sprachatlas in Marburg, und seinem Mitarbeiter Herrn cand. phil. Martin Dolch ist mein Vorrat an Sprachatlaspausen wiederholt freundlichst ergänzt worden. Die Kosten für die Arbeitskarten hat die Deutsche Forschungsgemeinschaft getragen, die Mittel für die Zeichnungen das Mecklenburgische Staatsministerium bereitgestellt. Die Durchsicht der Fachliteratur hat die hiesige Universitätsbibliothek erleichtert; ihr Direktor Herr Dr. Claussen sowie ihre Beamten und Angestellten sind meinen Wünschen stets entgegengekommen. Die Auskünfte der Fragebogen sind von Herrn Dr. Erwin Schulz in die Arbeitspausen übertragen, die Karten von Fräulein Else Eisermann in Barth, einige von meinem Sohn Wolfgang gezeichnet worden. Allen, die mir so

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0003

freundlich geholfen haben, spreche ich an dieser Stelle meinen herzlichen Dank aus. Dank sag ich auch allen Gewährsleuten in Anhalt, der Provinz Sachsen, Mecklenburg, Pommern und Brandenburg, die meine Fragebogen beantwortet und damit den Grundstein zum Werk gelegt haben, Dank auch den Landesstellen des Atlas der deutschen Volkskunde in diesen Ländern für die Verteilung und Einholung der Fragebogen. Schließlich ist es mir ein aufrichtiges Bedürfnis, Herrn Verlagsbuchhändler Karl Wachholtz und seinem Vertreter Herrn Heino Tümmel für das Interesse, das sie meinem Buche entgegenbringen, und für die gute Ausstattung bestens zu danken.

Seestadt Rostock, im Dezember 1941. Hermann Teuchert.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0004

Inhaltsübersicht

Einleitung 1

Erster Hauptteil 17
Die Siedlungen im Nordwesten und mittleren Westen 17
Die Besiedlung der Weser- und Elbmarschen und der Eutiner Gegend in Ostholstein 17
Der sprachliche Niederschlag der holländischen Siedlungen 29
Der niederländische Wortschatz des Unterweser- und Unterelbegebiets und Ostholsteins 37
Niederländische Besonderheiten in Wortbildung und Lautstand 83
Die niedersächsische Umgebung 91
Junges niederländisches Lehngut 102
Siedlungen an der mittleren Weser 106

Zweiter Hauptteil 111
Der ostdeutsche Siedlungsraum 111
Die niederländischen Siedlungen in der Goldenen Aue 113
Der märkische und der ostmitteldeutsche Sprachraum 116
Das dialektgeographische Untersuchungsverfahren 116
Die großflächigen Wortbezirke 117
Der nördliche Linienzug 117
Die mecklenburgische Sprachgrenze 117
Die pommerschen Linien 122
Die Elbezone und ihr ostmitteldeutscher Vorraum 130
Ausweitung 138
Die märkischen Kerngebiete 143
Wanderwege in der Mark 147
Abgedrängte Wörter 152
Die märkische Sprachsphäre 154
Geschichte der Siedlung im Osten 155
In Thüringen 155
Im Osterland 156
An der Mittelelbe 158
Der niederländische Wortschatz der märkischen Sprachsphäre 164
Der Bestand an Einzelwörtern 166
Das Gelände 166 — Die Pflanzen 202 — Ackerbau und Gartenzucht 226 — Haus und Hof 251 — Das Leben 284 — Der menschliche und tierische

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0005

Körper 317 — Tiere 333 — Die Viehzucht 367 — Die Fischerei 375 — Atmosphärische Erscheinungen 378 — Nachlese 380

Randformen 380

Ein vorpommersches Sprachdenkmal 381

Die Laute 385

Die Vokale . . . . . .

Palatalisierung und Mouillierung 385 — Wgerm. *ê* 391 — Umlautlosigkeit 391 — Senkung 391 — Hebung 396 — Einwirkung des *r* 398 — Diphthongierung 398 — Alte Diphthonge 405 — Jüngere Diphthongierung und alte Monophthonge 405 — Monophthonge in der Diphthongmundart 407 — Wgerm. *eu* > *iu̯* > *ū* 413 — Entrundung 415 — Rundung 415 — Kontraktion 415 — Kürzung 416 — Kreuzung 418 — Leiser Einsatz 418 — Svarabhakti 419

Die Konsonanten 419

Vokalisierung 419 — Mndl. *asem* Atem 432 — *-þþ-* > *-ss-* 434 — *-nd-* > *-ŋ-* 434 — *-nt-* > *-ŋk-* 436 — Verschiedene Lautvorgänge 437 — Dissimilation 438 — *d*-Einschub zwischen *l*, *r*, *n* und *-er* 438 — Auslauterscheinungen 441

Flexion 443

Nomen 443

Genuswechsel 446 — Stark flektiertes Adjektiv nach bestimmtem Artikel 446

Verbum 447

Imperativ *duch* u. a. Imperative auf *-ch* 447 — Übertritt starker Verben in die schwache Flexion und umgekehrt 451

Wortbildung 453

Diminutiv 453 — Suffixe 455

Dialektgeographische Gliederung 460

Die ostfälische Klammer 471

Die Besitzergreifung der Mark und ihre Besiedlung 479

Die Heimat der mittelmärkischen Siedler 482

Der Weg nach dem fernen Osten 483

Das lautgeographische Liniennetz als Folge des Siedlungsvorganges 485

Die Karten 487

Abkürzungen 488

Benutzte Schriften 489

Sachübersicht 501

Wörterverzeichnis 507

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0006

Einleitung

Über sechs Jahrhunderte hielt die Erinnerung an die Ansiedlung niederländischer Bauern und Bürger im Havellande und in der Altmark einzig der Bericht Helmolds, von Chronisten und Geschichtsschreibern übernommen und ausgeschmückt, wach. Die Vorstellung, die man sich von dem bedeutsamen Vorgang machte, blieb unverändert, auch als man in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts den Weg zu den urkundlichen Quellen fand. Das Vertrauen in Helmolds Glaubwürdigkeit aber erschütterte gleich die erste kritische Untersuchung des historischen Zeitalters, welche August von Wersebe 1815 unter dem Titel „Über die niederländischen Colonien, welche im nördlichen Teutschlande im zwölften Jahrhunderte gestiftet worden" veröffentlichte. Wenngleich danach einigemal von Historikern eine Ehrenrettung Helmolds versucht wurde, blieb die Geschichtsforschung letzten Endes auf dem Standpunkte stehn, daß seine Angaben weit über das geschichtliche Maß hinausgingen. Auch sah die strenge Kritik nur solche urkundlichen Zeugnisse als Nachweis ndl. Siedlung an, welche ausdrücklich meldeten, daß Holländer oder Flaminger angesetzt worden seien, während man die Nennung holländischer oder flämischer Hufen nur in den Fällen als ausreichende Beglaubigung gelten ließ, die durch zusätzliche Umstände ohnehin gesichert waren. So blieb es der Geschichtsforschung mangels genügender Quellen versagt, die Frage der ndl. Siedlung in der Mark und an den übrigen inzwischen in den Blickkreis gezogenen Orten zu lösen[1]. War es aber nicht das berichtende und aufgezeichnete Wort, so war es das gesprochene, von Mund zu Mund fortgeerbte Wort der lebenden Sprache des Volkes, war es der Lautklang, den die Mundart treu bewahrte oder den sie fortbildend erzeugt hatte, denen man bessere Kunde von den Vorgängen im 12. Jahrhundert ablauschen konnte. Die Reste der alten Siedlersprache mußten entdeckt und gedeutet werden, dann war das fehlende Glied in der Zeugnisreihe gefunden und die Lücke geschlossen. Im Gegensatz zum Lautbestande, welcher die wesentlichen Züge der Sprache bis auf den heutigen Tag erkennen läßt, hat sich der Wortvorrat in Einzelwörter zersplittert. Diese Einzelwörter geben den Stoff für die sprachgeschichtliche und -geographische Forschung her, ihre Bedeutung und Form sind zu prüfen. So wandelbar beides gemeinhin ist, als so wenig seßhaft man das Wort kennt, es gibt einige in der Sprache, die am Boden festhaften wie der Stein, der die Grenze bezeichnet, die Flurnamen; deren Aussage hat den Wert

[1] Die Geschichte der historischen Darstellung und Forschung seit dem 16. Jahrhundert bespricht Theod. Rudolph, Die ndl. Kolonien der Altmark im XII. Jahrhundert (Berlin 1889) 2 ff.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0007

geschichtlicher Nachrichten. Das Wort zeigt sich aber öfter beweglich, es wandert vom Orte, wo es zuerst erklang, fort und breitet sein Gebiet aus; zumindest gelangt es so weit, wie die Söhne und Enkel der ndl. Einwanderer mit den askanischen Fürsten ostwärts vorgestoßen sind, um den alten Volksboden zurückzugewinnen. Auch diese Art Wörter — die Mehrzahl — sagt etwas von der ndl. Siedlung aus: ihre Stärke und erobernde Kraft. Noch zwei Gruppen gibt es; beide zeichnen ein trügerisches Bild des Siedlungsvorganges, weil ihre heutige Verbreitung durch spätere Ursachen hervorgerufen worden ist. Zur dritten Gruppe stellt sich eine zum Glück nicht große Zahl von Wörtern zusammen, die einen kaum zu bändigenden Ausdehnungs- und Eroberungsdrang besitzen, die sich zum mindesten aber von den Grenzen, an denen der Wanderzug der Niederländer und das Vorrücken ihrer Nachkommen im Verein mit den nds. und md. Gefährten ein Ende gefunden hat, nicht haben aufhalten lassen, sondern in fremde Räume eingebrochen sind. Sie sind es, die den Forscher leicht irre führen und Zweifel an ihrer Zugehörigkeit zu den ndl. Lehnwörtern wecken, namentlich dann, wenn sich der Raumgewinn nach Westen erstreckt. Sie einzufangen und zu verhören war Voraussetzung für den vollen Erfolg der sprachlichen Forschungsarbeit. Es zeigte sich, daß die Gefahr im Bereich der Mundart nicht so ernstlich, wenn auch keineswegs gering war wie im Bereich der Umgangssprache. Auf diese wirken weit mehr Kräfte ein als auf die bodenständige Sprache. So ergab sich die Notwendigkeit, die Ortsangaben der verdienstlichen „Wortgeographie der neuhochdeutschen Umgangssprache“ von P. Kretschmer an der mundartlichen Wortgeographie zu prüfen, um zu einer geschichtlichen Vorstellung der Wortverbreitung zu gelangen. Erst als es gelang, in jedem einzelnen Falle das räumliche Wachstum Schritt für Schritt zu verfolgen und womöglich den Grund des Ausdehnungsdranges aufzudecken, war die dritte Gruppe der Untersuchung eingeordnet. Weniger Mühe bereitet die letzte Gruppe. Sie umfaßt die Hauptmasse der kleinräumigen Wörter. An ihnen offenbart sich der Einfluß des Sprachlebens; entweder hat die Dichte des Vorkommens innerhalb der ursprünglichen Besitzräume nachgelassen, oder kleine Streifen oder beträchtliche Stücke davon sind verloren gegangen. Die Wörter haben Randstriche aufgegeben und sich zur Mitte zurückgezogen, oder sie sind weit nach Osten abgerückt. Wenn sie heute östlich der Oderlinie stehn oder, wie es bei einem Lehnwort vorkommt, gar erst am äußersten Ostrande auftauchen und es an erkennbaren Gründen für einen solchen Rückgang fehlt, ist das dialektgeographische Verfahren nur imstande, den Lehnwortcharakter zu behaupten, wenn sprachgeschichtliche Zeugnisse den früheren Besitzstand sicherstellen oder die gesamtnorddeutsche Wortgeographie allein die Beziehung zu den Niederlanden zuläßt. Auch stützen sich die Aussagen der räumlich getrennten Siedlungsgebiete gegenseitig. Aus diesen vier nur roh geschiedenen Wortgruppen setzt sich das Material zusammen, aus denen der Dialektgeograph geschichtliche Auskünfte zieht.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0008

Der erste Forscher, welcher Wörter des märkischen Sprachraums geschichtlich zu deuten suchte, war Wilhelm Schwartz in seinem Aufsatz „Die volkstümlichen Namen für Kröte, Frosch und Regenwurm in Norddeutschland nach ihren landschaftlichen Gruppierungen" in der Zeitschr. d. Vereins f. Volkskunde 5 (1895), 246—264. Diesen Versuch zeichnet sowohl der Blick nach dem Westen als auch die Erkenntnis der Zufuhr durch die Siedler, welche Albrecht der Bär angesetzt hat, aus, auch der westfälisch-niederrheinisch-niederländische Sprachverband wird erkannt. Doch räumt Schwartz der ndl. Kolonistensprache nur das kleine vom Markgrafen besiedelte Gebiet ein und leugnet ausdrücklich deren Vordringen nach dem Osten im Zuge der askanischen Besitzergreifung der märkischen Landschaften. Vielmehr behauptet er, daß sich außerhalb der geschichtlich beglaubigten Niederländerkolonie Erbreste aus der Sprache der vorslawischen Germanenstämme gehalten hätten, und bezeichnet als solche *Pier*, dessen Zusammensetzungen *Piermade*, *Pierlork* und *Muggel*. Über das Vorkommen des Glaubens an *Frau Harke* in diesem Gebiet, worauf Schwartz seine Ansicht neben anderen Erwägungen stützt, ist ein endgültiger Entscheid noch nicht spruchreif. Die Annahme vorslawischer Überlieferung in der Mark nennt W. Seelmann im Nd. Kbl. 18,45 sehr gewagt; vorher hatte er ebda 12,59 eine frühere Abhandlung von Schwartz „Zur Stammbevölkerungsfrage der Mark Brandenburg" (Märk. Forsch. 20,104), die denselben Schluß aus dem Glauben an *Frau Harke* und *Fricke* gezogen hatte, vorsichtig abwägend und noch nicht so ungünstig beurteilt. Schwartzens Meinung ist ein kurzes Zwischenspiel im Gange der Forschung gewesen.

Enge Verbindung geschichtlichen und mundartlichen Zeugnisstoffes kennzeichnet die Arbeitsweise Wilh. Seelmanns. Nahe der Nahtzone des alten und des zurückgewonnenen Volksbodens geboren und mit den geschichtlichen und volkskundlichen Überlieferungen des alten Grenzlandes vertraut, wurde er in den Mittelpunkt des Gebietes verpflanzt, welchem die niederländische Ostwanderung sein hervorstechendes Eigengepräge verliehen hat. Der Unterschied in Sprache, Art und Volkstum zwischen den beiden Uferlandschaften der Mittelelbe wurde ihm zum Gegenstand wissenschaftlicher Forschung, und er stellte schon in seiner ersten großen Untersuchung über die Geschichte der deutschen Volksstämme Norddeutschlands und Dänemarks, die sich auf die Geschichte der Bewohner seiner Heimat im Bode-Unstrut-Bezirk gründete, fest, daß aus der Mundart geschichtliche Aufschlüsse gewonnen werden könnten. Diese Erkenntnis setzte er später ein bei den Arbeiten, welche der Sonderart der Mark galten, indem er jedoch stets um neue geschichtliche Hinweise als Stützen der aus der Sprache gezogenen Ergebnisse bemüht war. Auf sprachliche Spuren der Niederländer geriet er indessen in dieser Periode seiner ostfälisch-märkischen Forschungen nicht.

Mir war es vergönnt, zu Beginn meiner wissenschaftlichen Tätigkeit nicht den Gegensatz zur sprachlichen Sonderart der Mark, sondern an vielen Erschei-

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0009

nungen deren Abbild erlebend zu entdecken, als ich am Rheinischen Wörterbuch in Bonn Assistentendienste leistete. Ob den mannigfachen Übereinstimmungen im Sprachstand dort wie hier war ich betroffen. Aber berufliche Tätigkeit und die Teilnahme am Weltkriege drängten die Erkenntnis des Bonner Aufenthaltes zunächst zurück. Erst 1921, als ich auf ein auffälliges Zeugnis der ndl. Sprache, das Suffix *-ster*, stieß und Seelmann dessen ndl. Herkunft bestimmte, war der Weg frei für das Aufspüren anderer ndl. Spracherscheinungen, und Seelmann und ich haben in den folgenden Jahren gegen 50 Wörter bekannt gegeben, die wir als ndl. Lehngut ansahen[1]. Jm Verlaufe dieser Bemühungen stellte sich ein Gegensatz zwischen Seelmann und mir in der Beurteilung der Rolle, die das ostfälische Elbegebiet in der Besiedlung der Mark gespielt habe, ein, und einige Wörter, die ich als ndl. erklärt hatte, nahm Seelmann für dieses Gebiet als nds. in Anspruch. Damit war eine hemmende Unsicherheit entstanden, und es war notwendig, das Forschungsverfahren auf eine sichere Grundlage zu stellen. Diese konnte nur die Sprachgeographie hergeben. Ich ließ daher im Jahre 1933 700 Fragebogen in die Mark außer der Niederlausitz und die zum märkischen Sprachraum im weiteren Sinne gehörigen Nachbarländer hinausgehn, in den Regierungsbezirk Magdeburg und nach Anhalt, nach dem Südteil Mecklenburgs, nach dem Südteil Vorpommerns und ganz Ostpommern sowie in die Grenzmark Posen-Westpreußen. Als Beilage zu einem Fragebogen des Atlas der deutschen Volkskunde wurden die Bogen dank dem Entgegenkommen der Berliner Zentralstelle und der Leiter der einzelnen Landesstellen ausgesandt und kamen so wieder zurück. Der Eingang war befriedigend mit Ausnahme der Grenzmark, aus der ich keinen Bogen bekam, und aus den Kreisen Jerichow, die nur wenige ablieferten. Dort sind denn auch empfindliche Lücken in dem Forschungsnetz geblieben, das sich aus den Auskünften der Gewährspersonen über den erkundeten Raum spannen ließ.

Infolge beruflicher Verhältnisse und anderer wissenschaftlicher Beanspruchung verzögerte sich die Auswertung dieses Kartenmaterials. Als diese Arbeit im Jahre 1938 einsetzte, lagen die Programmabhandlungen Rob. Holstens „Sprachgrenzen im pommerschen Plattdeutsch“ (Pyritz 1913, 2. A. Leipzig 1928) und „Coccinella septempunctata im pommerschen Plattdeutsch“ (Pyritz 1914), die Dissertation von Max Bathe, Die Herkunft der Siedler in den Landen Jerichow, erschlossen aus der Laut-, Wort- und Flurnamen-Geographie (Halle 1932), die Arbeit von Fritz Karg, Flämische Sprachspuren in der Halle-Leipziger Bucht (Halle 1933) und die Dissertation von Karl Bischoff, Studien zur Dialektgeographie des Elbe-Saale-Gebietes in den Kreisen Calbe und Zerbst (Marburg 1935) vor. Von diesen Schriften ist die erste als ein Vorstoß in ein unbekanntes For-

[1] Seelmanns Aufsätze sind im Nd. Jb. 47, 40—45; 48, 75—78; 52, 31—40 erschienen; ich habe meine veröffentlicht in der Zs. f. d. Mdaa. 1923, 174—183, in der Zs. Teuthonista 1, 60—64, in der Festschrift Kluge (1926) 145—154 und in der Monatsschrift Brandenburgia 41, 1—11.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0010

schungsgebiet zu rühmen, vorbildlich in der Anlage und reich an Ergebnissen. Die Arbeit Bathes fesselte durch die Fülle neuen Stoffes aus der gesprochenen Mundart wie aus dem Flurnamengut und vor allem durch eine kühne Methode[1], mit der er den ndl. Ursprung einer Anzahl von Flurnamen nachzuweisen strebte. Wenn diese auch auf die Mark nicht anwendbar erschien, da eine erschöpfende Sammlung der Flurnamen als unerläßliche Voraussetzung dafür noch aussteht, so empfahl doch ihr Erfolg ein ähnliches Vorgehen auch hier. Als dessen Vorbedingung erwies es sich als notwendig, den Stoff in größtmöglicher Vollständigkeit zu beschaffen. Es galt, das märk. Wortgut, den Lautstand und die Formenmasse zu durchmustern und den ndl. Erbschatz auszusondern. Den Sprachvorrat für diese Scheidungsarbeit gaben in der Hauptsache meine Wortliste der neumärk. Mundart und die Bestände des Brandenburgischen Wörterbuchs her, Unterscheidungsmerkmale fanden sich aus dem Vergleich mit den ostpommerschen und mecklenburgischen Sprachverhältnissen, die ich durch längere Beschäftigung mit ihnen kennengelernt hatte. Zu dieser modernen trat die geschichtliche Wortgeographie, deren einziges Hilfsmittel das alte Mittelniederdeutsche Wörterbuch darum ist, weil es Belege bringt. Ohne diese hätte die Kenntnis der nd. Sprachgeschichte die alte bleiben müssen, und die Menge der nunmehr ausgeschiedenen ndl. Lehnwörter wäre unangefochten als nd. Sprachgut angesehen worden. Der Ertrag, den die Prüfung des märk. Sprachbestandes einbrachte, war groß; seine Höhe überraschte und erweckte Hoffnung auf neue Funde, und ich bin gewiß, daß ihre Summe noch nicht geschlossen ist. Es stellten sich aber auch unvorhergesehene Schwierigkeiten und Hemmnisse ein, die teils in den geographischen Lebensäußerungen einzelner Wörter lagen, indem sowohl Riesenwuchs wie zwergenhafter Schrumpfzustand Zweifel an der Abkunft aus der Siedlersprache des 12. Jahrhunderts weckten, teils aus der Leere, auf die ich in den Niederlanden in gewissen Fällen stieß, erwuchsen. Was den letzten Punkt angeht, so war ich gewohnt, nur solche gleichzeitigen Sprachbelege der Ostwanderung aufzufinden, welche aus vorliterarischen Quellen stammten, und mußte mich oft mit Belegen, die vier oder mehr Jahrhunderte nach diesem Ereignis aufgezeichnet waren, begnügen; noch andere Gleichungen ließen sich nur mit modernmundartlichem Stoff anstellen. Auch das völlige Fehlen von Wörtern, deren dialektgeographische Verbreitung und nichtnds. Erscheinung die Zugehörigkeit zum Ndl. als einzige Annahme übrig ließen, durfte nicht zum Verzicht auf den Glauben führen, daß die an solchem Wortgut sich zeigenden Merkmale über ihre Verwandtschaft eine zuverlässige Aussage machen könnten, und ein schließlicher Fund hat das beharrliche Suchen in den meisten Fällen belohnt. Ich bin sogar der Meinung, daß einigen Wörtern, die sich im Bereich der ndl. Sprache noch nicht unterbringen lassen, wie z. B. *Wiëst* m. der Raum

[1] Methodisch geht Bathe auch an die Verwertung der Ortsnamen heran, wie noch unveröffentlichte Studien zeigen. Die Ergebnisse der bisherigen Vergleichung sind dürftig und großenteils nicht stichhaltig.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0011

auf dem Boden unter den Dachsparren, das in der Jüterboger Gegend und im westlichen Teltow vorkommt und an der unteren Havel die Form *vēstən* Pl. besitzt, künftig ein Platz zugewiesen werden wird; einen so hohen Wert messe ich, je länger ich mit der Lehnwortfrage zu tun habe, dem märk. Wortgut zu, vorausgesetzt, daß der Versuch, die gemeinten Wörter ans Nds. oder Md. anzuknüpfen, mißlungen ist. Das angeblich bodenständige Vorkommen des Enterichnamens *Erpel* im Raum zwischen Elbe und Weser war Grund zu Seelmanns abweichendem Urteil über dieses Wort gewesen. Einen zweiten Fall, in dem die Elbe weit westwärts überschritten wurde, lehrte der Atlas der deutschen Volkskunde kennen, den Ausdruck *Mandel* f. Stand von 15 oder 16 Getreidegarben. Dieses Wort ist in Thüringen bis an die hessische Grenze bekannt und steht mit dem märk. Vorkommen über das Osterland und den Hauptteil des harzisch-mittelelbischen Gebietes in Verbindung. Beide Beispiele zeigten die märk. Sprachsphäre in einer neuen Gestalt. Deren Wachstum oder Ursprung in allen Fällen mit dem sichersten Mittel, der wortgeographischen Karte, zu enthüllen, war leider versäumt, da der ursprüngliche Plan den Fragebogenaufnahmen eine zu nahe Westgrenze gesetzt hatte. Bei den genannten Wörtern aber war Ersatz vorhanden. Ich verweise auf S. 132; 138. *Mandel* ist Lehngut auf dem Boden, den Niederländer als neue Heimat betraten, *Erpel* hingegen zeigt eine Wanderlust nach Westen, der selbst die Weser heute nicht mehr Halt gebietet. Wesentlich trug die geschichtlich und geographisch genaue Kenntnis der mecklenburgischen Sprachverhältnisse dazu bei, die überlegene Rolle des Namens *Erpel*, die den Nebenbuhlern das Gelände so erfolgreich bestreitet, zu begreifen. Ein Fall der dritten Wortgruppe von vorhin war so geklärt.

Das Beispiel *Mandel* zeigt Kargs Forschungsergebnisse in einem neuen Licht; die frühere Zurückhaltung gegenüber seinen siedlungs- und sprachgeographischen Feststellungen mußte schwinden: nicht nur die Halle-Leipziger Bucht, auch Thüringen erwies sich als alter Siedelboden. Die Südgrenze der ndl. Sprach- und Siedlungszone verläuft, wie Karg sie gezeichnet, am Nordrande Meißens; Ausläufer nach Thüringen hinein sind im Saaletal aufwärts vorgestoßen, den geschichtlichen Spuren, die uns Karg aufgezeigt hat, folgend. Aber auch Erfurt, die Goldene Aue und andere Striche, die man noch nicht mit den Zuwanderern in Verbindung bringt, müssen als ndl. Herde angesehen werden. Denn anders läßt sich die Durchdringung Thüringens mit den ndl. Entlehnungen nicht vorstellen. Wichtig jedoch war die Erkenntnis, daß Helmold vollen Glauben verdient; der Böhmerwald bildet ja mit seinem Vorgelände die Südgrenze der ndl. Ansiedlungen. Zwar nicht Obersachsen, wohl aber das Osterland und Thüringen haben als Siedlungsgebiete zu gelten. Der unterschiedliche Bestand im Lehnwortschatz des Osterlandes und Thüringens bezeugt eine eigene Einwanderergruppe, eine andere ndl. Heimatlandschaft als für die Mark; die Mehrzahl der ndl. Erscheinungen aber sind dieselben.

Wenn somit im ostmd. Raum beachtliches ndl. Sprachgut gesichert ist, ge-

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0012

winnt das Verhältnis dieser Landschaften zur Mark ein neues Aussehen. In die gängige Auffassung, daß die Mittelmark eine überwiegend ostmd. gefärbte Untermundart des Nd. besitze, muß der ndl. Anteil im Ostmd. mit eingebaut werden. In den Fällen *Bucht*, *Stulle* als Vertretern des Wortvorrats und *Marcht* als Beispiel für lautliche Erscheinungen hält die ostmd.-mittelmärk. Gemeinschaft ein ndl. Band zusammen. Starke Einbuße erleidet die Vorstellung von einer sprachlichen Einheit durch das Untersuchungsergebnis, welches nachweist, daß diese nur scheinbar ist, und dafür ein Nebeneinander zweier unabhängiger Stücke setzt, wo man bisher eine einzige ostmd. Erscheinung gesehen hatte. Aus der *hingen* 'hinten'-Karte darf nicht allein der Zusammenhang der beiden Gebiete abgelesen werden, es ist auch zu fragen, ob diese nicht lediglich zusammengewachsen sind. Die Antwort erteilt die Betrachtung von Karten, welche dem Ostmd. fremde Laute in der nächstliegenden märk. Zone aufweisen, gibt die Feststellung, daß in ihr ndl. Wortgut kräftig lebt. Sie birgt ja vom Elbknie über den Fläming hinweg bis zur md. Landschaft der Niederlausitz einen Kern der ndl. Siedlung. An den Diphthongen *ie* und *uo* wird vollends deutlich, wie weit dieselben lautlichen Ursprünge am Ende ihrer Entwicklung auseinander gerückt sind. Freilich sind osterländische Sprachwellen in die Mark hineingespült, das liegt vor Augen, aber sie sind so gut wie alle rasch versiegt, und wenn einmal eine den gesamten mittelmärk. Raum überströmt hat, wie die Form *ville* viel, so ist sie eine Ausnahme.

Weniger leicht läßt sich die Beziehung zu Ostfalen klären. Bathes anfängliche Meinung von der Altmark, daß sie ndl. Sprachreste nur in geringen Spuren besitze, hatte ihren geschichtlichen Anteil am askanischen Siedlungswerk unterschätzt. Bischoff konnte an *Schalm* ein der Altmark eigentümliches ndl. Lehnwort nachweisen, und andere Beispiele dieser Art sind hinzugekommen. Bischoff hat sich in mehreren Arbeiten bemüht, die Verbreitung ndl. Wörter am linken Elbufer zu verfolgen und die Ursachen aufzudecken, die das verschieden starke Auftreten, das Streuvorkommen und die Grenzen bestimmen. Den jahrhundertelangen Südnordstoß des Md. hat er ins rechte Licht gerückt, und die Ansicht, die sich ihm inbezug auf die Grundlage des sogenannten „Elbostfälischen" aufdrängt, verdient nachdrücklich hervorgehoben zu werden. Er findet dessen Sonderzüge aus dem md. Eroberungsprozeß erklärbar. Damit ist eine andere Lehrmeinung angefochten, die zum festen Bestand der nd. Sprachforschung zählt. Dem Elbostfälischen zwischen der Magdeburger Börde und der alten nd. Sprachgrenze an der Unstrut kommt in der Siedlerfrage eine wichtige Stelle zu. Die Geschichte dieses Raums verliert sich in der Dämmerung der Frühgeschichte und regt zu weitreichenden und vielverknüpfenden Gedankengängen an. Ingwäonische Sonderart dieses Gebiets galt als gesichert, und aus den anhaltischen Ländern sah man Sprachzüge aus ihm in die Mark eindringen. Gerade die Hauptmerkmale der mittelmärkischen Mundart, die Diphthonge *ie* und *uo*, führte man in das Erbland der Askanier zurück. Rooths Prüfung des sprach-

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0013

lichen Ingwäonenproblems hat die Merseburger Spracherscheinungen am Altsächsischen wiedergefunden und so der Ansicht, daß die Besonderheiten des „Elbostfälischen" von der Sprache der alten Volksstämme herrührten, die vor und seit dem 6. Jahrhundert im Bode-Unstrut-Bezirk siedelten, den Boden entzogen. Zu Bischoffs Beobachtung füge ich meine Entdeckung ndl. Sprachvorkommens. Damit ist dem Südteil des „Elbostfälischen" in der Frage der Ursprungsländer des Märk. sein Platz zugewiesen. Anders steht es um die Quedlinburg-Halberstädter Gegend, den Streifen nördlich davon und um den Ostharz, Gebiete, die nicht zum anhaltischen Besitz gehörten. Ndl. Wörter gibt es auch hier. Es ist zur Zeit noch unmöglich, alle Ursachen für ihr Dasein zu nennen; soviel aber läßt sich sagen, daß mit Einzelsiedlungen des Halberstädter Bischofs in diesem Raum zu rechnen ist. Mancher ndl. Außenposten auf dem linken Elbufer mag aus dem Osterland nordwärts gewandert sein. Ein Beweis ostfäl. Zugehörigkeit kann für solche Wörter aus ihrem Vorkommen hier, wie Seelmann geglaubt hat, nicht mehr gezogen werden.

Weiter im Norden scheinen einige ndl. Wortflächen ins Ostfälische auszulaufen. Daß die Karten sich versagen oder fehlen, erschwert die Lage. Sie wird noch schwieriger, wenn wir merken, daß wir auf ingwäonischen Sprachboden treten. Denn da ein Teil des ndl. Lehngutes klares ingwäonisches Gepräge besitzt, wäre es nicht ausgeschlossen, daß sich hier der alte ingwäonische Sprachstrom von Schleswig und Jütland mit dem jüngeren aus der Mark berührte. Die Sprachinsel des versprengten *Mull* Maulwurf an der unteren Oker läßt zwiefache Erklärung zu. Diese käme auch für andere Fälle allein in Betracht, wenn es nicht gelungen wäre, die ndl. Herkunft an einem besonderen Merkmal oder in anderer Weise festzustellen. Die Unsicherheit auf ostfälischem Boden bedeutet ein um so stärkeres Hindernis, als in vielen Fällen die Entscheidung über die Frage, ob ein Wort als ndl. Lehnwort anzusehen ist, beim Ostfälischen liegt. Die Kenntnis der ostfälischen Mundart liegt noch im argen, ihre Vertiefung wird manchen Zweifel in der Frage, die hier behandelt wird, beheben. Der Verzicht, den ich in manchen Fällen zu leisten hatte, war um der Zuverlässigkeit willen geboten. Trotz dieses Nachteils behält indessen die ostfälische Mundart ihren Wert als Mittel, das ndl. und das nds. Sprachgut zu scheiden und den Lautstand der Mark geschichtlich zu deuten. Die Elbe erweist sich doch als eine bedeutende Sprachscheide; nur zwischen Altmark, Land Jerichow und Havelland ziehen die Wort- und Lautflächen in breiter Front über den Strom. Südlich davon läßt sich nur eine schwache Beziehung von hüben und drüben bemerken; sie setzt in der Regel einen westöstlichen Vorstoß voraus. Magdeburgs Sprache hat über den Fluß nicht ausgestrahlt. Die große ostfälische *weih* 'weh'-Fläche hat die mittelmärkische nicht erzeugt; selbst wenn eine Linie in fortlaufendem Zuge die Elbe kreuzt, wie diejenige, welche die Vorsilbe *e-* der Partizipien begrenzt, ist deren ostfälischer Ursprung nicht bewiesen. Denn eine solche Partizipform ist auch aus dem Ndl. in die Mark gelangt. Nur ein merkwürdiger geschichtlicher

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0014

Gleichlauf hat das einheitliche Kartenbild geschaffen. Wie vom Md. hebt sich die märkische Sprachlandschaft auch vom Ostfälischen ab.

Die Untersuchung war anfangs nur für die märkische Sprachsphäre angelegt, doch drängten die in dieser auftauchenden Fragen dazu, die ndl. Siedlungen im nds. Raum einzubeziehen. Den größeren Nutzen aber hatte deren Erforschung aus den Vergleichen, die anzustellen waren. Ohne die an dem märkischen Sprachstoff geleistete Vorarbeit wäre es an der mittleren und unteren Weser, an der Niederelbe und in Ostholstein nicht vorangegangen. Fehlten für diese Gegenden doch zwei Vorteile: Vertrautheit mit den Landschaftssprachen und Wortkarten. Zudem ist die Sprache dieser Gebiete enger mit der umgebenden heimischen Mundart verflochten, ist deren Einfluß kräftiger und ist mit jüngerer Sprachzufuhr aus den Niederlanden zu rechnen. Ferner läßt sich der entlehnte Bestandteil schwerer vom bodenständigen absondern, weil die Möglichkeit nicht von der Hand zu weisen ist, daß sich sonst untergegangene Wörter aus der Zeit vor der Niederländersiedlung eben an diesen Plätzen erhalten hätten und diese bei der Verwandtschaft des Nds. und Ndfrk. zu Unrecht als ndl. angesehen würden. Konkret trat das Problem hervor in der Beziehung zwischen Ostfriesland, Dithmarschen und dem nordfriesischen Gebiet einerseits und der Gegend von Bremen und den beiden Ufern der unteren Elbe anderseits. Welcher dieser Bezirke kam bei der nicht seltenen Übereinstimmung im Wortschatz als der gebende, welcher als der aufnehmende in Betracht? Die aus der Fachliteratur bekannten Lauterscheinungen der Elbmarschen ergaben eine Handhabe, einen geringen Teil des Wortschatzes zu bestimmen. Für Bremen schien auch dies Mittel untauglich zu sein. Da brachte der Sprachatlas einen wesentlichen Fortschritt, als ich die mir längst auffällige Umlautlosigkeit der bremischen Mundart an den Karten 'zurück' und 'Dorf' auf ihre räumliche Ausdehnung hin untersuchte: der Bereich des fehlenden Umlauts und der urkundlich belegten Siedlungsgrenze deckten sich. Weitere Entdeckungen im Lautstande folgten. Aus der politischen und wirtschaftlichen Geschichte der vorhin genannten Landstriche aber ließ sich erkennen, daß sie teils in alter Abhängigkeit von ndl. Landschaften gestanden hatten, wie Ostfriesland, teils daß die wirklich fördernde Kulturleistung an ihnen erst in jüngerer Zeit durch Holländer getan worden ist. Einige Beispiele fachlicher Ausdrücke ausgenommen, welche sich allmählich längs der Küste von Ostfriesland bis zur Wesermündung verbreitet haben, indem nach und nach deren Marschländereien in derselben Weise wie in Holland, Friesland und Groningen und wie im bremischen Gebiet erschlossen wurden, ist die Masse der eigentümlichen Ausdrücke an der Niederweser durch das Land Oldenburg von Ostfriesland geschieden. Umgekehrt aber bedeutet gemeinsames Vorkommen in den holsteinischen Elbmarschen und anderseits in Dithmarschen und Nordfriesland nicht, daß nds. oder afries. Wortgut vorliegen muß.

Aus der Berührung mit dem Westfälischen ergaben sich weitreichende neue

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0015

Fragen. Diese betrafen in derselben Weise auch das märk. Siedlergut. Westfalen und das Rheinland, namentlich der Niederrhein waren vielfach im Besitz der ndl. Wörter: Westfalen-Rheinland-Niederlande stehn in sprachlichem Verbande. Diesen hat nicht erst junge Übernahme ndl. Sprachelemente herbeigeführt, denn diese reicht räumlich nur in einen schmalen Streifen oder besonders ausgesetzte Keile reichsdeutschen Landes hinein. Vielmehr besteht eine alte früh- oder vorgeschichtliche Verbindung, die vor der Herausbildung der Stammesgebiete vorgelegen hat. Klarheit über diese Gemeinschaft war weniger in dem Sinne erforderlich, wie sie Heeroma in dialektgeographisch-sprachgeschichtlichen Untersuchungen schaffen will, als in der Hinsicht, einen Einblick in die Frühgeschichte des Nd. und weiterhin des Deutschen überhaupt zu erhalten. Vor allem sollte die Eigenstellung des Ostfälischen und deren Alter erkannt werden. Ostfalen blieb nämlich in nicht wenigen Fällen der einzige Raum, der Wörter, die als ndl. gelten konnten, nicht enthielt. Es war zu fragen, ob diesen Zustand nicht jüngerer Verlust bedingt haben konnte, also alter gemeinschaftlicher Besitz des Gesamtnd. anzunehmen sei. Hierbei ist wohl noch zu wenig getan oder erzielt. Doch entschuldigt der gegenwärtige Zustand unseres Wissens manchen Fehlschluß; künftiger Forschung muß es überlassen bleiben, solche zu berichtigen. Aus der Bindung Westfalens an Niederfranken ergab sich weiterhin die praktische Folgerung für das ostnd. Siedlungsgebiet, daß anscheinend ndl. Wörter in Mecklenburg und Pommern den westfälischen Besiedlern dieser Landschaften zuzuschreiben sind. Sowohl im Sprachraum Mecklenburg-Vorpommern als auch in Ostpommern konnte so eine Anzahl Wörter als westfälisch erkannt werden.

Über das Nd. und Deutsche hinaus hab ich, nicht regelmäßig, den Blick zum Nordischen und Altenglischen gerichtet. Dem Gegenstand der Untersuchung ist das Ziel niedriger gesteckt; es genügt, daß der Nachweis ndl. Zugehörigkeit erbracht wird. Doch war bisweilen geraten, die germanische Verwandtenreihe vorzustellen, damit die Eigenform des Ndl. ihren Sonderplatz zugewiesen bekam. Das Altenglische hat als Hilfsmittel, das nds. vom ndl. Sprachgut in den Marschgebieten zu scheiden, Wert. Daher mußte es ständig zum Vergleich herangezogen werden. In bezug auf das Ndl. war zu beachten, daß viele flämische Wörter ins Mittelenglische eingewandert sind, und ältere Annahmen über das Alter solcher Wörter im Englischen waren richtig zu stellen. Als Beispiel diene *Moll*.

Das gesamte sprachliche Lehngut muß sich aus dem Mndl. der Mitte des 12. Jahrhunderts herleiten lassen. Soweit dieses aus Frühzeugnissen bekannt oder durch allgemeine Erwägungen erschlossen ist, war ein unmittelbarer Vergleich mit der heutigen Gestalt der Entlehnungen der nächste Weg, der einzuschlagen war. Dabei war die Erfahrung, daß in fremde sprachliche Umgebung verpflanzte Wörter ihre ursprüngliche Form bewahren, indem sie sich sozusagen verkapseln, der Fingerzeig, dem man folgen durfte. Das Ergebnis war günstiger, als man von vornherein erwarten konnte. Indem ich mich im Folgenden vor-

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0016

wiegend auf die Verhältnisse in der Mark beschränke, weise ich auf die Diphthonge *ie* und *uo* hin, die so, wie sie im 12. Jahrhundert gesprochen wurden, fortbestehn. Von anderen Spracherscheinungen läßt sich ihr Aussehen in der Periode der Ostlandfahrt nicht mit Gewißheit angeben. Fingerzeige geben die Zeugnisse des später einsetzenden Schrifttums und die Angaben der heutigen ndl. Mundarten. In noch anderen Fällen ist das Lehngut seinen eigenen Weg gegangen. Auch dieser hat seine Richtung bekommen von der Anlage, die ins neue Heimatland mitgegangen ist, und mancher Sonderzug deckt Möglichkeiten der Entwicklung auf, die im Ursprungsgebiet stecken geblieben sind. Davon zeugt der Umlaut in *ánder*, zeugt die allgemeine Gutturalisierung des *-nd-* nach palatalen Vokalen, spricht auch die um sich greifende Diphthongierung als ein Beispiel gelenkter Sonderentwicklung und besonders mächtig die Vokalisierung von *-d-*, *-g-*, *-v-* mit ihrer den Charakter der mittelmärk. Mundart bedingenden Auswirkung. Diese Sonderzüge abgerechnet, lassen sich die Lauterscheinungen aus der Mark in das grammatische System des Frühmndl. einfügen, dessen Lücken füllend. Das gilt ebenso von der Flexion, der Wortbildung und der Syntax, besonders natürlich vom Wortschatz, der sich für das 12. Jahrhundert reichlich vermehrt. Das frühe Auftreten des Geschlechtswandels in beträchtlichem Ausmaße ist ebenso gesichert wie Besonderheiten der Bedeutung. So trägt der Sprachzustand der Entlehnungen dazu bei, die Kenntnisse vom frühen Mndl. zu vertiefen.

Der Gewinn kommt indessen nur einem räumlich begrenzten Ausschnitt aus der mndl. Sprache zugute. Diese war im 12. Jahrhundert nicht mehr einheitlich. Das wissen wir aus den einander ablösenden Literaturepochen des Flämischen, Brabantischen und Holländischen, deren sprachliche Unterschiede auf ältere Gegensätze hindeuten. Einen ergiebigen Einblick in die sprachliche Lage vermittelt der reiche märk. Stoff, während die übrigen Siedlungsgebiete nur so viel aussagen, daß man die Grundform ihrer Lehnsprache in einem weniger scharf abgrenzbaren Bezirk, als dies für jenen möglich ist, wiederfinden kann. Die Masse der Siedler in der Mark stammt aus Westbrabant und dem Gebiet von Antwerpen. Hier sind alle Erscheinungen zu Hause gewesen, die sich an den ndl. Sprachresten der Mark zeigen. Die Sprache dieses Gebietes befand sich in der Auswanderungsperiode in starkem Umbruch. Dessen einzelne Vorgänge ließen sich an der schriftlichen Überlieferung und an der heutigen Mundart, die sich großenteils von ihrer Grundform weit entfernt hat, nur unzulänglich feststellen. Da trifft es sich glücklich, daß sich am märkischen Sprachstoff ergänzende Zeugnisse bieten, die Licht in den Vorgang des Wandels werfen. Dieser Umstand ist um so willkommener, als es sich um Neuerungen handelt, die die Gestalt des Algemeen Beschaafd, der ndl. Schriftsprache, wesentlich bestimmt haben. So liefert diese Untersuchung einen Beitrag zur Geschichte auch des Schriftndl.

Das Ziel, die Heimat der kleinen Siedlergruppen ausfindig zu machen, war weniger gut zu treffen. Die Besonderheiten im Wort- und Lautbestande der Alt-

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0017

mark sowie des Fleckens in der Gegend von Dobrilugk weisen in das mittlere Stromgebiet, nach Utrecht und Holland, ohne daß sich ein enger Bezirk nachweisen ließe. Holländisch ist in der Hauptsache das Gepräge der Siedlersprache an der Niederweser und -elbe, der flandrische Einschuß in der ins Gebiet von Eutin verpflanzten Mundart scheint sich aus einigen Sprachzügen schließen zu lassen und damit Helmolds Angabe aus diesem Zeugnis zu bestätigen. Über die Herkunft der Siedlergruppe, auf welche die für sich stehenden Eigenheiten des Wortschatzes im Osterlande zurückgehn, läßt sich keine sichere Auskunft geben. Daß die ursprünglichen Unterschiede in dem Raume, dessen Bewohner alles andere denn seßhaft waren, da sie durch die fortschreitenden Landerwerbungen der askanischen Markgrafen immer weiter nach dem Osten gelockt wurden, an ihrem Platze verharren, muß wundernehmen. Die osterländischen Siedlungswörter machen an der Elbe halt, die Altmark sendet nur Ausläufer ihres Wortschatzes über den Strom, und die kleine Dobrilugker Insel bleibt unversehrt. Bewegung ist nur in der Mitte im Zuge, aber auch sie läßt Schichten des Sprachschatzes in Ruhe. Die Forschung hat bei dieser Lage den Vorteil, daß sie Siedlungskerne bestimmen kann: zwei Hauptkerne im Winkel des Elbeknies und auf dem Flämig sowie im Lande Jerichow, und den osterländischen, den altmärkischen und den Dobrilugker Kern.

Neuartig ist ein Teil der Mittel, mit denen die ndl. Zugehörigkeit der mundartlichen Bestandteile bestimmt wird: Unterschiede der Bedeutung und des grammatischen Geschlechts sollte man in einer Untersuchung, die mit starken Änderungen des sprachlichen Zustandes, der vor nahezu acht vollen Jahrhunderten gegolten hat, rechnen muß, nicht für verwertbar erachten. Ich brauche mein Verfahren in dieser Hinsicht nicht zu verteidigen. Die Menge der femininen Wörter, welche an der Mittelelbe als Nachfolger maskuliner *n*-Stämme auftreten, spricht eine überzeugende Sprache; fast ist die Zahl der mndl. Fälle dieser Art erreicht. Nicht anders steht es mit der Bedeutung. Der bäuerliche Lebenskreis arbeitet mit festen Bedeutungen; diese Festigkeit hatten die mitgeführten Wörter schon in der bäuerlichen Heimat. Ein Teil leicht verletzlicher Spracherscheinungen ist dem Ausgleich innerhalb der Mischsprache, der sie sich einfügten, darum entgangen, weil sie ihre Fremdartigkeit schützte. Das belegt der Fall *mudeke*. Den sichersten Schutz aber gewährte gewiß die Geschlossenheit, in welcher die Ansiedler in den Kernen wohnen blieben; diese ist die Ursache gewesen, warum das merkwürdige End-*e* in *Korne* und in den Pluralen *Hüsere* u. a. bewahrt blieb. Ihren weiterrückenden Söhnen, denen der Erbgang keinen Besitz im väterlichen Dorf verlieh, gingen solche Feinheiten verloren. Je weiter sich die ndl. Sprache nach Osten vorschiebt, um so geringer werden ihre feinen Züge. Die innere Kraft aber erlahmt erst beim Zusammenstoß mit den geschlossenen nds. und md. Räumen. An deren Grenze bilden sich Rand- und Kreuzungsformen als ein untrügliches Zeugnis für die sprachliche Auseinandersetzung, die hier vor sich gegangen ist.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0018

Im ganzen ist es gelungen, die sprachlichen Erscheinungen in den Siedlungsgebieten aus einer Wurzel abzuleiten und den ndl. Wuchs von den Schößlingen zu scheiden, die aus dem nds. und md. Wurzelstock treiben. Einige Triebe gibt es nur hier, in den Niederlanden sind sie nicht gewachsen, aber sie gehören dem ndl. Reis an; das sind etwa die Adjektive *büene* und *späne*. In anderen Fällen will sich ein Seitentrieb nicht bestimmen lassen, und es war nach Einflüssen Umschau zu halten, die auf ihn gewirkt haben können. In Ostpommern kam als ein solcher der westfäl. Einschlag in Frage, im Lande Stargard kommt ein Fall vor, die Form des zweiten Bestandteils von *Pißmirr*, wo sich eine Betonungsregel als annehmbarer Deutungsversuch anbot. Die letzte Sicherheit ließ sich auch nicht in dem Bemühen um das Verständnis des wichtigen Schwundvorganges erzielen, dem die Silbengruppen *-age-*, *-ave-* und *-oge-*, *-ove-* in der Mittelmark anheimgefallen sind. So sehr ich mich für die Richtigkeit meiner Auffassung von den Ursachen, die diesen Vorgang herbeigeführt haben, einsetzen möchte, so vermag ich die Deutung, die ich für das abweichende teltowsche *ǫ̇* vorschlage, nicht als völlig befriedigend anzusehen. Der künftigen Forschung bleibt noch dieses Rätsel zu lösen übrig. Mir genügt, daß das Gesamtgebäude feststeht.

Das dialektgeographische Verfahren gewinnt der Mundart der Gegenwart mit eigenen Mitteln geschichtliche Aussagen ab und bedarf daher sprachgeschichtlicher Belege nicht. Wenn diese doch geboten werden, so nur aus dem Grunde, die Auskunft der Dialektgeographie zeitlich und räumlich genauer festzulegen, als sie es vermag. Der Hauptanlaß aber entsprang der Absicht, dem nahe liegenden und auch öfter geäußerten Einwand zu begegnen, das ndl. sprachliche Lehngut rühre von der Ansetzung ndl. Siedler durch den Großen Kurfürsten[1] her. Daß diese bei ihrem geringen Umfange und dem Fehlen aller Voraussetzungen für die Verbreitung der ndl. Sprache über die einzelnen Holländerkolonien hinaus nicht die Quelle gewesen sein kann, welche den mächtigen Strom gespeist hat, der die ndl. Sprache nach allen Seiten in die märk. Sprachsphäre trug, ist offensichtlich und an geeigneten Stellen in der folgenden Untersuchung dargelegt. Nur etwa die *Pier*-Belege der Gegend von Lenzen möchte ich, gesondert wie sie auftreten, als neue Einfuhr der hier angesiedelten Holländer ansehen. Alle Sprachzeugnisse, die vor 1646 liegen, beweisen die Einbürgerung in die märk. Mundart im 12. Jahrhundert. Ein anderer Zweck wurde außerdem ins Auge gefaßt: die Schriftfähigkeit der Entlehnungen zu

[1] Dieser Fürst hat im Jahre 1646 eine Anzahl friesischer und holländischer Familien in das sogenannte Holländerbruch oder Neuholland, die heutigen Dörfer Hohenbruch, Neuholland und Kreuzbruch, gerufen und andere in Zehlendorf und Zühlsdorf angesiedelt; alle Orte liegen nahe bei Oranienburg. 1649 und 1652 wurden Siedler in den Ämtern Zehdenick und Liebenwalde, auch in den Ämtern Fehrbellin, Chorin, Gramzow und Tangermünde angesetzt. Die Gesamtzahl der eingewanderten Niederländer war gering, auch scheinen an den letztgenannten Stellen Wallonen beteiligt gewesen zu sein. Vgl. Beheim-Schwarzbach, Hohenzollernsche Colonisationen (1874) 38 f.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0019

zeigen und damit zugleich die neue Landessprache als lebendige Einheit vorzuführen. Daß der Eingang in die schriftlichen Aufzeichnungen verhältnismäßig gering gewesen ist, beruht auf der vorwiegend bäuerlich-fachsprachlichen Art des Wortschatzes, der selten schriftlich erfaßt zu werden pflegt. Ausdrücke anderer Lebenskreise treten öfter ans Licht und erscheinen daher mit reichlicheren Belegen in dieser Arbeit. Doch lag Vollständigkeit nicht in meinem Plane. Die lautliche Untersuchung hab ich ebensowenig durch literarische Beweise stützen wollen, aber gelegentliche Funde nicht verschmäht. Aus dem kargen Stoff läßt sich ein lückenloses Mosaik ja nicht zusammensetzen.

Den Kartenbeigaben sieht man den augenblicklichen Stand unserer wortgeographischen Forschungslage an. Eine Karte wie die der Maulwurfsnamen versucht einen ersten Überblick; sie enthält die bekannten Flächen und die Linien, deren Verlauf festgestellt ist. Ich habe es auf ihr unterlassen, fehlende Linienstrecken durch mathematische Linien zu ergänzen. Das ist auch an der Mehrzahl der Karten aus dem ndl. Sprachgebiet unterblieben. In einigen Fällen ist eine ausfüllende Strecke eingesetzt und besonders kenntlich gemacht. Die märk. Wortkarten geben den Grenzverlauf in engstem Anschluß an die Arbeitskarte, in welche die Belege eingeschrieben sind; vereinfachende Linienführung war bei der Weitmaschigkeit des Belegnetzes gegeben. Über die Verwertung fremder Karten gibt der Anhang Auskunft.

Noch ein Wort an die Dialektforscher! Eine Arbeit wie die vorliegende beruht auf einem großen Sprachstoff aus den Landschaften, in welche die Untersuchung geführt hat. Die Aufgabe war, durch Vergleichen das eigentümlich Fremdartige zu erkennen. Für diesen Zweck waren diejenigen Abhandlungen am wenigsten ergiebig, welche sich genug sein lassen mit einem ausgemusterten Belegstoff für die einzelnen sprachlichen Erscheinungen und Vorgänge, dagegen lieferten diejenigen eine gute Ausbeute für die Vergleiche, welche reichen Stoff darbieten. Manchmal störte das Fehlen eines an sich geläufigen Wortes den Gang der Untersuchung empfindlich; so war es beim Worte *fehlen*. Der kommende Wortatlas wird viele Fragen beantworten, die jetzt noch offen bleiben müssen; aber auch im Besitz dieses Hilfsmittels kann die Forschung nicht eines umfangreichen Belegstoffes für die Besonderheiten und auch die anscheinend allgemein verbreiteten Mundartzüge entraten. Das Mehr an aufgewandter Mühe hat seinen Lohn in dem Vertrautwerden nicht nur mit den Lauten und Formen, sondern auch mit dem heimischen Wortschatz.

Diesem ist heute die Arbeit der mundartlichen Wörterbücher in voller Anspannung zugewandt. Wie der große Wurf der „Germania Romana“ von Frings dem Rheinischen Wörterbuch seinen Schwung verdankt, so habe ich am Brandenburgischen und Mecklenburgischen Wörterbuch die ergiebigsten Fundgruben zur Hand gehabt. Die Schätzung des Wortes als Untersuchungsstoff wird gewiß einen Wandel zu seinen Gunsten erfahren. Es ist kein so unsteter Geselle, kein Wanderbursche, dessen Wegspuren sich rasch verlieren, sondern es hat eine blei-

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0020

bende Stätte: im Herzen und Munde der Geschlechter, denen es vom Ahn her überkommen ist. Die Macht des Verkehrs wird überschätzt, das unpersönliche Geschehen ist zu sehr im Blickkreise der Forscher gewesen. Bäuerliche Art hält das Vätererbe treu fest; nur eingreifender kultureller Wandel und veränderte Lebensweise stößt Altes ab. Solche Vorgänge haben auch unseren Sprachvorrat angetastet, und die Zeit rückt nahe, da manches hier noch erfaßte Wort verschollen sein wird. Aus eigenem Wissen bewahre ich manches, was die Leute meines Heimatdorfes nicht mehr kennen; anderes verdanke ich selbst nur der Mitteilung meiner Eltern. So war es an der Zeit, die letzte Ernte von manch einer Frucht einzubringen. Aber mit dem übrigen Bestand des Bodens hat es keine Not, er wächst und grünt wie vor Zeiten. Weil dieser so karg ist, sind die Wurzeln tief in ihn gedrungen. Die Mark ist ein gut bestellter und gesund bestandener Pflanzgarten der ndl. Sprache. Wieviele Gewächse einst eingesetzt worden sind, läßt sich nicht mit Bestimmtheit sagen; manche faßten nicht Wurzeln, viel mehr sind ununterscheidbar von den heimischen. Aus ihnen erstarkte die nd. Art der märk. Sprache. Auch die ndl. Sprachbestandteile, welche den nds. gleich sind, muß man mit veranschlagen, wenn man die Stärke der sprachlichen Zufuhr recht werten will. So gesehen, deuten die Entlehnungen erst den wahren Anteil des Ndl. am Aufbau des Märk. an und lassen die geschichtliche Rolle, die die Kolonisten übernahmen, in ihrer Größe ahnen.

Die Verwandtschaft märk. Wörter mit ndl. ist früh bemerkt worden. Der erste m. W., der zwar nicht das Ndl., wohl aber dessen Vorstufe in diesem Falle, das Franz., zur Erklärung eines Lehnwortes anzog, war Joh. Sig. Elsholtz, Vom Gartenbau (Cölln 1672) 194 für das Verbum *enken*, welches er richtig „aus dem Frantzösischen *Enter* . . . gebrochen“ nennt. Damit ist auch der Lautwandel, wenn auch nicht an der rechten Quelle, erfaßt. Danach hat Joh. Leonh. Frisch, der als gebürtiger Nürnberger und Oberdeutscher anscheinend einen Blick für die Unterschiede im märk. Wortbestand hatte, in seinem Teutsch-lateinischen Wörterbuch (Berlin 1741) eine ansehnliche Zahl von Lehnwörtern durch die beigefügte ndl. Entsprechung erläutert. Eine Entlehnung schwebte ihm freilich noch nicht vor, aber der Schritt zu einem solchen Gedanken war nicht mehr weit, wenn er zu *Miere* bemerkt: ‘*Mieren* heißen in der Mark Brandenburg wie in Holland formicae’. Bisweilen bestimmt er durch ‘Belg.’ das Südndl. als Heimat des Vergleichswortes, so bei *Benne* und *Fenn*. Selbst am Suffix wird ihm die Verwandtschaft deutlich, wie *schnippern* zeigt. Auch beachtete er lautliche Unterschiede wie an *Krampe* und *Kramme*, *Kumm* und *Kumpf*, Gegensätze, die in der Scheidung des Ndl. vom Nds. und Obd. eine Rolle spielen. Zu den 36 Lehnwörtern, die ich bei ihm zähle, findet sich der Hinweis bei 13. Auch Mich. Richey, der Verfasser des Idioticon Hamburgense, und der Redaktor des Bremischen Wörterbuchs, Tiling, waren sich der nahen Stellung des Ndl. zu einigen Ausdrücken ihrer Mundarten bewußt und haben diese Auffassung in Worten ausgedrückt, nunmehr aber in der bestimmten Angabe ‘ex Belgico’ Richeys oder

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0021

in der klaren Bemerkung Tilings zu *vernielen:* 'Wir haben dies Wort von den Holländern'. Der nahen Beziehung der Hansestädte zu den Niederlanden, die zu ihrer Zeit bestand, entnahmen sie dies Wissen freilich mehr als aus geschichtlicher Einsicht, und sie scheiden darum junges Lehngut nicht von den alten Siedlerwörtern. Das 19. Jahrhundert bringt Aussagen, welche mehr oder weniger deutlich den wahren Zusammenhang andeuten. Chph. Walther bezeichnet im Nd. Jb. 1, 113 den Namen 'die Dreizehnten' als recht in den Niederlanden zu Hause und vergleicht im Nd. Kbl. 28,46 das märk. *bömig* mit dem südndl. *boomig*. A. Lübben nennt im Nd. Jb. 4,111, wohl nach dem Vorgange Kühnes, das Ackermaß *Hund* wahrscheinlich von holländischen Kolonisten in die Weser- und Elbmarschen eingeführt. Im Wort *Tass* hat K. Rhamm, Ethnographische Beiträge zur germanisch-slawischen Altertumskunde 1,1,252 eine Spur ndl. Herkunft entdeckt, E. Trebs erkennt in seinen „Beiträgen zur osterländischen Mundart" (Progr. Fürstenwalde a. Spree 1899) 9 die ndl. Herkunft des Wortes *Waal*, und E. Brandes meint im Nd. Kbl. 31,91, das plattdeutsche *Benne* der Kreise Deutsch-Krone und Schlochau müsse wohl vom Rhein gekommen sein. In seinem Aufsatz „Die Bach" äußert Osk. Philipp in der Zs. f. d. Mdaa. 1908,342 die Vermutung, daß sich die helle Aussprache des Stammvokals von *bāxə* in drei Dörfern nahe dem altenburgischen Flemmingen, der Stätte einer ndl. Siedlung aus der Mitte des 12. Jahrhunderts, unter dem Einfluß eines ndfrk. *beke* entwickelt haben könne. Das D. Wb. begnügt sich im ganzen mit dem bloßen Vergleich; im Artikel *Stulle* jedoch wird die Beziehung zu *Stolle* m. abgelehnt und die Verbindung mit dem ndl. *stul* hergestellt. Auch einige Niederländer nehmen Bezug auf das Vorkommen heimischer Wörter in den Siedlungsgebieten, so Johan Winkler im Nd. Kbl. 6,39 bei *Erpel*, sogar Schuermans gedenkt in seinem Artikel *kossaard, kossaat* des märk. *Kotse* in der Berliner Gegend. Die klare Erkenntnis, daß ndl. Wörter mit den Siedlern ins Land gekommen sind, setzt sich erst bei den Siedlungsforschern durch. D. Detlefsen für die holsteinischen Elbmarschen und R. Mielke für die Mark haben das Verdienst, die geschichtliche Beziehung nicht nur aus Sacherscheinungen, sondern auch aus der Mundart erschlossen zu haben. Der mangelnde sprachwissenschaftliche Unterbau war indessen der Wirkung ihrer Annahmen abträglich.

Diesen gelegentlichen Äußerungen steht seit 1900 die entschiedene Behauptung, daß die märk. Mundart in starkem Maße die Sprache der ndl. Ansiedler fortführe, in dem „Niederländische Kolonisation von Nordostdeutschland" überschriebenen Abschnitt von O. Bremers „Ethnographie der germanischen Stämme" im Grundriß der germanischen Philologie 3. Band gegenüber. Sie beruft sich auf phonetische Beobachtungen und nennt eine Reihe von Lauterscheinungen, die aus dem Ndl. entsprossen seien. Da sie mit diesen letzten nd. und md. Vorgänge vereinigt und in den geographischen Angaben ungenau ist, weckte sie wenig Anklang. Wieviel sich nach meiner Auffassung als zutreffend erweist, lehrt meine Behandlung der aus dem Ndl. fließenden Lauterscheinungen.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0022

Erster Hauptteil
Die Siedlungen im Nordwesten und mittleren Westen

Die Besiedlung der Weser- und Elbmarschen und der Eutiner Gegend in Ostholstein

Bevor die Stunde ihrer politischen Rolle kam, war die Landschaft Holland gegenüber den durch die Blüte einer bürgerlichen Kultur begünstigten Nachbarländern Flandern und Brabant im Rückstande. Der Kampf um die Behauptung des heimischen Bodens gegen die Fluten des Meeres und die gestauten Wassermassen der großen Ströme band die Kräfte. Sein erfolgreicher Ausgang schuf einen vorbildlichen Deichschutz und führte zur landwirtschaftlichen Nutzung der niedrigen Ländereien. Die Holländer wurden Lehrmeister des Deichbaus und der Wasserregelung. Die Größe der Schutz- und Kultivierungsarbeiten verlangte zum fachlichen Wissen vor allem unternehmenden Wagemut und erhebliche Geldmittel. Der Unternehmer gewann für den Bauern Weide- und Ackerland. Beide wurden, verbunden, die Träger des großen Siedelungswerkes.

Das erste Ereignis, welches holländische Unternehmer außerhalb der Landesgrenzen tätig zeigt, fällt in das Jahr 1106. Damals treten Holländer aus der Diözese Utrecht[1] mit Namen Helikin, Arnold, Hiko, Fordolt und Referic unter der Führung eines Priesters Heinrich an den Erzbischof Friedrich von Hamburg heran mit dem Ersuchen, ihnen ein bisher unbebautes Sumpfgelände zur Kultivierung zu überlassen. Es kommt ein Vertrag zustande. Nach diesem wird das Gelände in Hufen von 720 Königsruten Länge und 30 Ruten Breite vermessen. Von jeder Hufe haben die Siedler eine Jahresrente von einem Pfennig zur Anerkennung[2] zu entrichten. Zu verzehnten sind Schafe, Schweine, Ziegen, Gänse, Honig und Flachs, von den Feldfrüchten aber braucht nur die 11. Garbe gegeben zu werden; bis zu Martini aufgezogene Fohlen sind mit einem Pfennig, Kälber mit einem Heller zu lösen. Dem geistlichen Gericht unterwerfen sich die Ansiedler, das weltliche aber kaufen sie gegen eine Jahres-

[1] Rudolf Kötzschke, Quellen zur Geschichte der ostdeutschen Kolonisation im 12. bis 14. Jahrhundert. 2. A. Leipzig 1931. S. 1: 'cis Renum commanentes, qui dicuntur *Hollandi*'.

[2] Diese Abgabe hat nach K. Lamprecht, Deutsches Wirtschaftsleben 2,476 nach heutiger Münze einen Wert von noch nicht 20 Reichspfennigen; sie ist so geringfügig, daß sie die Annahme eines Zinses ausschließt und nur symbolische Bedeutung gehabt haben kann.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0023

abgabe von zwei Mark für hundert Hufen ab. Größere Streitigkeiten wird der Erzbischof im Lande selbst schlichten, die Kosten seines Aufenthalts haben die Ansiedler zu tragen. Von den Brüchen erhalten sie dann zwei Drittel, der Erzbischof ein Drittel. Kirchen dürfen sie selbst errichten, wo es ihnen gut scheint. Jede ist mit einer Hufe auszustatten. Der Erzbischof tritt für den Unterhalt des Priesters den zehnten Teil des Zehnten in den einzelnen Parochien ab. Alle Kirchen des Gebietes werden auf Lebenszeit dem Priester Heinrich zugewiesen. Leider gibt die Urkunde den Landstrich, der dem Anbau erschlossen werden soll, nicht an, aber es ist nicht angängig, aus diesem Umstande zu folgern, daß die Urbarmachung und Ansiedlung unterblieben ist. Die Sumpfgegend muß vor den Toren Bremens gelegen haben, da der Erzbischof persönlich die schweren Gerichtsfälle an Ort und Stelle richten will und ihm weite Reisen zu diesem Zwecke nicht zugemutet werden können. Auch ist es gewiß ein Bezirk gewesen, für dessen Besiedlung spätere Nachrichten fehlen. Am wahrscheinlichsten ist daher die Annahme, daß nach 1106 der Anbau des Hollerlandes östlich Bremen, jedoch ohne dessen östlichen Teil, für dessen Vergebung eine Urkunde von 1181 zeugt, vonstatten gegangen ist. Sein Mittelpunkt wird das Kirchspiel Horn gewesen sein[1]. Der Name *Hollandria* erscheint zuerst 1188[2], dürfte aber schon vorher bestanden haben. Auch auf das nordwestlich gelegene Blockland hat sich schon damals oder bald danach die Tätigkeit holländischer Bauern erstreckt: Erzbischof Adalbero (1123—1148) schenkt dem Kapitel St. Willehads 2½ Holländerhufen in Hemme und überläßt ihm im Jahre 1139 den vollen Zehnt von Hemme[3].

Das Beispiel von 1106 fand zunächst keine Nachahmung. Erst als die Besitzer und Obereigentümer der niedrigen Landstrecken das Gedeihen landwirtschaftlicher Betriebe beobachteten und den Vorteil, der ihnen daraus zufloß, erkannten, förderten sie die Ansetzung von Bauern. Eine Anzahl von Urkunden

---

[1] Vgl. u. a. Aug. v. Wersebe, Über die niederländischen Colonien, welche im nördlichen Teutschlande im zwölften Jahrhunderte gestiftet worden. 2. A. Hannover 1826. 1,33; ferner Ed. Otto Schulze, Niederländische Siedelungen in den Marschen an der unteren Weser und Elbe im 12. und 13. Jahrhundert. Phil. Diss. Breslau 1889. S. 12 ff.; und Aug. Meitzen, Siedelung und Agrarwesen der Westgermanen und Ostgermanen, der Kelten, Römer, Finnen und Slawen. Berlin 1895. 2,344—351; S. 350 läßt Meitzen die Kulturarbeit in Vahr beginnen. 3,267 berechnet er die Größe der Königshufe von 1106, welche 21600 Quadratruten ausmacht, auf 47,7 ha; die Quadratrute enthält danach 22,1 qm, und die Rute ist genau 4,70 m lang. Diesen Berechnungen liegen Messungen des bremischen Katasterdirektors Lindmeier zu Grunde, die dieser an denjenigen Flurstücken, welche den Namen Hufen tragen, vorgenommen hat.

[2] Brem. Urkundenb. 1,86.

[3] 'ex dono . . . Alberonis Bremensis archiepiscopi duos mansos Hollandienses et dimidium cum tota decima de Hemme' (1179 Brem. Urkundenb. 1,60); die Übertragung des Zehnten von ganz Hemme berichtet die Urkunde des Erzbischofs Adalbero von 1139 (ebda 1,39); aus dem Zusammenhang geht hervor, daß der Zehnte damals bereits entrichtet wird, woraus geschlossen werden darf, daß der Boden in Hufen vermessen war. Wenn 1179 holländische Hufen genannt werden, darf man diesen Zustand für 1139 voraussetzen. Vgl. dazu Ed. O. Schulze, Ndl. Siedelungen 15.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0024

unterrichten über die Trockenlegung der Marschen an beiden Ufern der Unterweser. Alle bekunden, daß die Anlagen zu holländischem Recht *(iure hollandico* oder *hollandrico)* geschehen sind, oder lassen dieses Recht aus den Vertragsbestimmungen erschließen. Die erste dieser Urkunden vom Jahre 1142, vom Erzbischof Adalbero ausgestellt[1], nach welcher die Ansprüche des Erzbischofs, des Herzogs von Sachsen und des Markgrafen Albrecht an das Bruchland gegenüber Bremen auf dem linken Ufer, das heutige Nieder-Vieland, in einer gleichmäßigen Teilung befriedigt und der gesamte Landstrich zum Anbau bestimmt werden, nimmt die Bestimmungen von 1106 wieder auf, gewährt aber nicht mehr die 11. Garbe, sondern verlangt den vollen Getreidezehnten, setzt den Ansiedlern den weltlichen Richter und schränkt ihr Eigentum an dem zugewiesenen Lande ein, indem sich der Erzbischof für seinen Anteil das Obereigentum und das Vorkaufsrecht vorbehält und unter gewissen Bedingungen das Rückfallsrecht sichert. Nach dem Tode der Eltern erben Söhne und Töchter deren Allodien (abgegrenzte Bauerngüter) zu gleichen Teilen. Der Vertragsentwurf spricht nur im allgemeinen von 'coloni' und gestattet offensichtlich auch die Teilnahme von Nichtholländern. Mit dieser hat man auch an anderen Orten zu rechnen. Die neuerdings in den Vordergrund der Betrachtung gerückte Tatsache, daß die Marschen an den Rändern, d. h. an den Flüssen höher liegen als nach dem Binnenlande zu, weil die Senkstoffe der Flüsse sich zunächst am Ufer absetzen, gibt die Erklärung für das Vorhandensein sächsischer Ortschaften vor der Einwanderung der Holländer. Wenn in deren Gemarkungen im Verlauf der Marschkultivierung *holländische* Hufen auftreten, so kann neben der Niederlassung von Holländern in einigen Fällen die Gewährung holländischen Rechts an die sächsischen Anrainer der niedrigen Marschstriche, die ihrer Dorfgemeinde zugeschlagen wurden, wie sie schon vorher von ihnen zur Weide, zum Wildfang und zur Holzgewinnung genutzt wurden, vorgekommen sein. Daß unter *holländischen* Hufen in der Regel aber die holländischen Siedlern zugemessenen Ackerstücke zu verstehen sind, das beweist das dialektgeographische Kartenbild von heute, welches die geschichtlichen Orte, an denen solche Hufen genannt werden, und ndl. Spracheigentümlichkeiten räumlich verbunden zeigt[2].

Dazu bietet sogleich das Stedingerland Gelegenheit. Für dieses wäre man auf Grund der Urkunde des Erzbischofs Hartwig vom Jahre 1149[3] nicht geneigt, stärkeren holländischen Zuzug anzunehmen, da einerseits nur der mittlere Teil des Landes zwischen den Flüssen Hörspe, Berne und Ollen vergeben wurde und anderseits auf diesem bereits eine Bevölkerung saß, welche dem Propst und dem Domkapitel Brennholz als Abgabe zu liefern hatte. Sie werden vermutlich die Unternehmer Johannes und Simon den Ansiedlern aus Holland,

[1] Kötzschke[2] 2.

[2] Vgl. zu diesen Ausführungen die gegensätzliche Meinung des Historikers Joh. U. Folkers in der Zeitschrift „Volk und Rasse" 3, 1928, 29 ff. und die dort angegebene Literatur.

[3] Kötzschke[2] 3.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0025

die sie herbeiführten, als Schüler und Gehilfen des neuen Verfahrens der Entwässerung und Eindeichung zugesellt haben. Daß überhaupt Holländer angesetzt wurden, besagt die Urkunde nicht, ergibt sich aber aus der Tatsache, daß den Siedlern das Recht der Holländer in der Gegend von Stade[1] zugestanden wurde, noch dazu mit der Vergünstigung der 11. Garbe. Die Ländereien erhielt der Unternehmer Johannes zu Lehen mit der Befugnis, sie seinem Nachfolger zu überlassen. Diesen aus der Urkunde erschlossenen Vorgang bereichert der mundartliche Zustand von heute um einen wichtigen Zug: aus der im Stedingerland herrschenden Entrundung und Umlautlosigkeit, zwei so empfindlichen und wenig widerstandsfähigen Lauterscheinungen, ist mit Sicherheit auf eine beträchtliche Menge von holländischen Siedlern zu schließen, woraus weiter folgt, daß die Vorbewohner des Sumpflandes, da sie keinen geregelten landwirtschaftlichen Erwerb besaßen, nicht zahlreich gewesen sein können. Wann holländische Niederlassung an der unteren Hunte in der Richtung auf die Stadt Oldenburg zu, die aus dem älteren Namen Hollenderkerke des Ortes Holle an der Hunte folgt, vor sich gegangen ist, darüber gebricht es an einer Nachricht. Die Lechterinsel in Stedingen scheint schon vor dem 12. Jahrhundert der Kultur unterworfen gewesen zu sein[2]. Vor 1158 begann die Erschließung der Brüche südlich Bremen im Ober-Vielande im Auftrage des Erzbischofs Hartwig durch den Unternehmer Bovo; eine Urkunde Kaiser Friedrichs I. von diesem Jahre[3] bestätigt das seit Jahren im Gange befindliche Unternehmen. Wieder darf mit der Teilnahme der Bewohner vorhandener Dörfer gerechnet werden, da deren Gemarkungen zum großen Teil dem Anbau und der Aufteilung nach dem holländischen Verfahren in lange Ackerstücke verfielen und wenig Gemeindeland aufweisen. Siedler aus Holland werden nicht erwähnt, sind aber hinzugezogen worden, wie sich aus der Art der Neuanlage folgern läßt. Westlich des Ober-Vielandes betätigte sich 1171 Friedrich von Mackenstedt im Auftrage seines Herrn, des Herzogs Heinrich des Löwen, als Lokator[4]. Er gab das Sumpfland zwischen Brinkum, Mackenstedt und Huchting, das Gebiet um das heutige Dorf Stuhr, an Käufer und deren Erben zu holländischem Recht unter folgenden Bedingungen aus: es ist die 11. Garbe, im übrigen der volle Zehnt zu entrichten; vom Zins soll die Hälfte die zu bauende Kirche, die andere Hälfte die Kirche in Mackenstedt erhalten; die Neubauern sind zum Besuch der drei Gerichtsdinge verpflichtet; unentschuldigtes Fernbleiben oder verspätetes Eintreffen ist mit 8 Pfennigen zu büßen; die höchste Wette vor Gericht beträgt 4 Schillinge, für den Bann des Richters sind 8 Pfennige zu zahlen; den Eid leisten die Siedler ohne *vare*[5], d. h. ohne die Gefahr eines Nachteils, der

---

[1] 'iustitiam quam affectabant, scilicet qualem *Hollandensis* populus circa Stadium habere consuevit'.

[2] Vgl. Ed. Otto Schulze a. a. O. 37. [3] Kötzschke[2] 4. [4] Ebda.

[5] 'sine calumpnia verborum, que teutonice dicitur *Vare*'.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0026

aus der Verletzung der Eidesform erwächst; Kapitalverbrechen werden nach den Landesgesetzen geahndet. Schließlich war das Sumpfgebiet vor den Toren der Stadt, das heutige Neuland, dessen Kultur bisher wohl aus Gründen der Verteidigung unterblieben war, zu erschließen. 1201 gab auch diesen Strich der Erzbischof Hartwig II.[1] in einem Vertrag nach dem Muster des Übereinkommens von 1171 der Besiedlung frei. Als Lokatoren werden Heinrich und Hermann genannt. Den Anerkennungszins beansprucht der Erzbischof.

Fließen die geschichtlichen Quellen für die Besiedlung des linken Ufers der unteren Weser, wie sich gezeigt hat, so ergiebig, daß wir deren Verlauf fast in allen Einzelheiten verfolgen können, so liegt für die gleiche Arbeit auf dem rechten Ufer nur noch eine Urkunde vor. Sie gilt dem östlichen Hollerlande, dessen Hauptteil seit 1106 urbar gemacht worden war, und stammt aus dem Jahre 1181[2]. Der Erzbischof Siegfried verkaufte damals mit Zustimmung seiner Kanoniker und Ministerialen ein wüstes Gelände, das Überneuland hieß, Rokwinkel, Osterholt und Vurholt zu den gewohnten Zins- und Zehntbedingungen; nur wurde vom Getreide der volle Zehnt verlangt und sind Ziegen, Honig und Flachs nicht erwähnt. Die Bestimmungen über die Rechtspflege bieten manches Beachtenswerte. Nach Mittag sind Verhandlungen in einer Kapitalsache und in Erbschaftsangelegenheiten nicht gestattet. Ungewöhnlich hoch ist die Strafe für Zank und Beleidigung, nämlich 60 Schillinge. Ein beklagter Schuldner, der seine Schuld zugibt, braucht dem Richter nichts zu entrichten; leistet er aber dem Zahlungsbefehl danach nicht Folge, so verfällt er am nächsten Gerichtstage in eine Gerichtsstrafe von 4 Schillingen. Zu Klagen in Erbschaftssachen von Liegenschaften dürfen nur zuverlässige Zeugen, die eigenes Erbe besitzen und zum selben Kirchspiel gehören, herangezogen werden. Gegen einen Toten ist Zeugenschaft untersagt. Nach dem Tode beider Eltern erben Söhne und Töchter in gleichem Verhältnis. Bei kinderloser Ehe fällt das Gut des sterbenden Teils an dessen nächste Verwandte zurück; jedoch muß der Anspruch der Verwandten binnen Jahr und Tag geltend gemacht werden, danach fällt das Erbe an den Erzbischof. Zu Verkauf, Übernahme und Aufgabe von Besitzungen ist richterliche Mitwirkung nicht erforderlich. Die Ansiedler haben fremdem Gericht nicht zu stehen, sie sind im Bereich des Erzbistums frei von Zöllen. Wer dem Zetergeschrei *(wapenrocht)* nicht Folge leistet, hat, wenn er ein Freier oder Ministeriale ist, zehn Schillinge zu büßen; dem Unfreien geht es dafür an Haut und Haar, oder er muß 5 Schillinge zahlen. Die Anlage der königlichen Heerstraße beschließen Gemeinde und Richter. Entwässerungsgräben *(weteringe)* werden nach Anweisung der Geschworenen und des Richters gezogen.

Der schmale Marschstreifen nördlich Bremen, der den Namen Osterstade führt, ist früher stark bevölkert gewesen, wie die große Anzahl der im

---

[1] Kötzschke[2] 5. [2] Ebda.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0027

11. und 12. Jahrhundert vorhandenen Ortschaften[1] beweist. Auch Holländer sind unter den Siedlern gewesen. Zeugnis davon gibt die Erwähnung einer Holländerhufe bei Offenwarden[2] und, was als besonders beweiskräftig zu gelten hat, die Verzehntung der 11. Hocke in Hinnebeck südlich Uthlede[3], dort hat es nach einer Urkunde von 1197 auch Holländerhufen gegeben, und schließlich deutet die regelmäßige Ackerverteilung von Rechtebbe abwärts auf Holleranbau[4]. Das Land Wursten ist von Friesen bewohnt gewesen, die Sprache und Art bis in die Neuzeit bewahrt haben; Niederländer haben hier keinen Raum zur Niederlassung gefunden. Auch hier ist der Vergleich der geschichtlichen Nachrichten mit dem Sprachstande der Gegenwart nützlich. Die vorhin angeführten Lauterscheinungen sind sichtlich schwächer vertreten als auf dem linken Ufer; so bestätigt das Sprachzeugnis das geschichtliche.

Im Fortschreiten nach Osten betreten wir die Uferränder der Elbe. Marschen erstrecken sich am linken Elbufer von Cuxhaven bis nach Harburg aufwärts; sie gehören dem Lande Hadeln, dem Marschdistrikt der Oste, dem Lande Kehdingen und dem Alten Lande an. Das Land Hadeln ist in der Hauptsache von Bewohnern sächsischen Stammes urbar gemacht und mit Dörfern und Einzelhöfen ausgestattet worden; aber eine Beimischung von Engern und Holländern ist aus einer alten Vorschrift für Erbschaftsregelung[5] ersichtlich. Diese bestimmt für den Adel sächsisches, für die übrige Bevölkerung aber engersches und *hollersches* Recht. 1185 wird in Ilienworth eine Holländerhufe erwähnt[6]. Die regelmäßige Flureinteilung und ein Zinsding der Kirchspiele Altenbruch, Lüdingworth, Nordleda und Osterbruch im 15. Jahrhundert weisen auf starken holländischen Einfluß. Dieses Zinsding ist durch den Martinstag als Zinstermin, besonders aber durch sehr strenge Verzugsstrafen, die sich bis zum Rückfall des Gutes an die Obereigentümer steigerten, als holländisch gekennzeichnet.

Kehdingen und das Alte Land bildeten die Grafschaft Stade. Dieser als seinem Hausgut wendete der Erzbischof Hartwig I. von Bremen seine besondere Fürsorge zu. Seine Tätigkeit in der Grafschaft ist leider durch unmittelbare Zeugnisse nur wenig beleuchtet, aber die sehr lebhafte Einwanderung von Holländern, die aus mittelbaren Nachrichten erschlossen werden muß, geht wohl vorwiegend auf seine Veranlassung zurück. Sie ist aber außerdem durch alle Grundeigentümer dieser Landschaften gefördert worden. In Kehdingen und den Ostemarschen beweisen eine Menge als holländisch bezeichneter Ländereien

---

[1] Ed. Otto Schulze a. a. O. 24 f.
[2] Brem. Urkundenb. 1, 101.
[3] Aug. von Wersebe a. a. O.[2] 1, 203.
[4] Ed. Otto Schulze a. a. O. 26. Die Flureinteilung nach Marschhufen gibt für das gesamte Gebiet der holländischen Siedelung an der Unterweser die Karte Anlage 86 im 4. Bande des Werkes von Aug. Meitzen, Siedelung und Agrarwesen der Westgermanen und Ostgermanen gut wieder.
[5] Ed. O. Schulze a. a. O. 52.
[6] Hamb. Urkundenb. 1, 239.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0028

oder die Bezeichnung ihrer Besitzer als *Hollandrini* den Anteil holländischer Siedler an dem Anbau des Marschbodens, so in Aschenfleth bei Butzfleth, am Hollerdeich, in Öderquart, in den Ostemarschen in Osten, Isensee, Ahrensflucht, einem Dorfe auf dem linken Ufer dieses Flusses, ferner in Horst, mehr im Süden zwischen Mehe und Oste liegen die *Holländerhöfe;* im Bezirk zwischen Aue und Oste sind Spuren holländischer Kultur vorhanden in den Feldmarken von Belum und Geversdorf, Bülkau, Oppeln, Kedingbruch, Westerkadewisch und Neuhaus; die Orte Süderende und Aumohr im Kirchspiel Bülkau entrichteten den geminderten Getreidezehnt, die 11. oder als Halbzehnt die 22. Hocke[1].

Die Urbarmachung und Besetzung des Alten Landes ist von Bremen und Verden ausgegangen. Der Strich zwischen der Schwinge und der Lühe, die sogenannte erste Meile, war Eigentum des Bremer, die zweite und dritte Meile zwischen Lühe und Este und zwischen Este und Moorburg des Verdener Stifts. Um 1140 begann Erzbischof Adalbero sein Gebiet zu vergeben. 1143 verlieh er dem Bremer Domkapitel einen Zehnten in einem Bruch Thitgeriscoph[2], wo er Holländer ansetzte, wie der neue Namen *Hollern* der Ortschaft beweist. Diese Siedlung hatte Hartwig I. im Auge, als er 1149 den Kolonisten an der Hörspe bei Bremen mit dem Recht des *Hollandensis populus* bei Stade begabte (s. S. 20). Eins der vielen Beispiele, daß auch Sachsen an der Kultur der Marschen teil hatten, sei von dieser holländischen Gründung angeführt: die Grenze der Hollernschen Feldmark bildet ein sächsischer Weg, und neben den beiden Schleusen von Hollern liegt im Kirchspiel Grünendeich ein sächsischer Siel. Als durchgängiges Kennzeichen der holländischen Flurаufteilung ist die gleichmäßige Länge der Ackerstücke von vier Altländer Morgen gleich rund zwei km anzusehen; vgl. Stader Archiv N. F. 25, 72. Ebda 69 werden die sächsischen Rand- und die holländischen Binnensiedlungen aufgezählt. Neben dem Erzbischof waren Stader Klöster und das Hamburger Domkapitel um die Gewinnung ackerbaufähigen Bodens bemüht. In der zweiten Meile hatte vornehmlich das Altkloster bei Buxtehude Besitz. In seiner Stiftungsurkunde von 1197[3] erhält es 'alles bebaute und unbebaute Land an der Este östlich des Dorfes Buxtehude bis zu den *Holländern*', 1304 werden im Pfarrsprengel Eschede, heute Estebrügge, *hollendersche vriemorgen* erwähnt[4]; Buxtehude hatte eine *valva Hollandorum* (Holländertor), die nach der holländischen Siedlung führte. In der dritten Meile finden sich bei Rübke ein *Holländerbruch* und ein *Hollerdeich*[5]. Obgleich die Sachsen, die auf Wurten am Uferrande wohnten, nachdem ihnen das Vorgehen der Zu-

---

[1] Zum ganzen Abschnitt vgl. Ed. Otto Schulze a. a. O. 65—68, zur letzten Angabe Aug. von Wersebe a. a. O.[2] 1, 214 f.

[2] Hamb. Urkundenb. 1, 161.

[3] 'omnem terram et solitudinem iuxta Eschedam versus oriente de villa Buxtehude usque ad Hollandros' Pratje, Altes und Neues aus den Herzogtümern Bremen und Verden 4, 180.

[4] Ed. Otto Schulze a. a. O. 61.

[5] Ebda.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0029

gewanderten die Lehre gegeben hatte, auf welche Weise man des Flut- und Grundwassers besser Herr werden könne, und sie erkannt hatten, wie sich das Neuland vorzüglich zum Ackerbau und zur Pflege von Gartenfrüchten eigne, allen Fleiß daran gewandt haben, sich ihren Teil an der Fruchtbarkeit des Bodens durch dieselbe Entwässerungsarbeit zu sichern und sich im heimischen Lande zu behaupten, so fällt doch noch dem heutigen Besucher dieses gesegneten Landstrichs die Sonderart des Bauernhauses mit den Schwanengiebelzeichen, die nach den Niederlanden weisen, der Tracht und der Bräuche und Sitten auf[1]. Diese Eigenstellung ist nur durch die Annahme eines starken Zuzuges von fernher verständlich. Nun haben Kenner des Landes gegen die ausdrückliche Angabe der Quellen, welche hier wie bisher an allen Stellen, die an Weser und Elbe Niederländer aufgenommen haben, ausschließlich von Holländern sprechen, gemeint, es seien Leute aus Brabant — nach der mittelalterlichen Benennung also Flamländer, Fläminger — oder Friesen gewesen. Während der eine Forscher aus dem Fehlen der friesischen Vornamen auf Flamländer schließt und zur Stütze dieser Annahme auf das angebliche Vorkommen des Schwanengiebelzeichens in Brabant hinweist, ist der andere geneigt, aus der Einteilung der Verwandtschaft in 'Klüfte' an Friesen zu denken. Ob Schwanenfiguren an den brabantischen Häusern zu finden sind, ist nicht bekannt, aber in Friesland ist ein großes Gebiet mit diesem Giebelschmuck durch die Untersuchung Al. Augustins[2] abgegrenzt worden; wahrscheinlich ist dieses Zeichen auch in Holland vorhanden gewesen. Nachträgliche Aufnahme des Schwanenschmucks scheidet aus. Wie sollte eine Einfuhr aus den Niederlanden sich gerade diesen entlegenen Ort erwählt haben? In der Nachbarschaft haben von jeher die Pferdeköpfe ihr Recht auf die Giebel behauptet. Daß diese Giebelzierde dem Siedlungsvorgange entstammt, wäre durch ein zweites Vorkommen dieses Schmuckes bei Minden in den Dörfern Frille und Päpinghausen zu stützen, wenn die Zugehörigkeit dieser Orte zu ndl. Siedlungen besser bezeugt wäre. Die Nähe der lippischen Hagendörfer scheidet, da deren Bewohner wahrscheinlich aus dem Rheinlande gekommen sind, als Beweis aus. Augustin selbst, dem ich die Angabe über die Schwanenzeichen an der Mittelweser verdanke, möchte eher die Hollandgänger verantwortlich machen. Der Ausdruck *Schock* Garbenstand des Brotgetreides, der hier auftritt, kann ebenfalls rheinisch sein.

Niederländischen Zuzug auf die Elbinseln bei Hamburg bezeugen geschichtliche Nachrichten. Die Bewohner der Vierlande verzehnteten die 11.

---

[1] Joh. U. Folkers in seinem Aufsatz „Die mittelalterlichen Ansiedelungen fremder Kolonisten in Nordwestdeutschland (800—1600)" in der Zeitschrift „Volk und Rasse" 3, 1928, 35 lehnt holländische Bauweise der Bauernhäuser und die ndl. Abkunft der Schwanengiebelzeichen ab; auch schlägt er den holländischen Einschlag im Charakter der Altländer gering an. Damit stellt er sich in Widerspruch zu der von ihm selbst bekannten Häufung der Spuren von Niederländern im Alten Lande.

[2] Germanische Sinnbilder als Hofgiebelzeichen. Das Schwanengiebelzeichen in Niederländisch-Friesland (1942) 23 ff.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0030

Hocke und entrichteten am Martinstage den Königspfennig als Anerkennungszins[1]. Auf dem Billwärder wurde auch nur die 11. Garbe gegeben[2]. Dasselbe gilt vom Finkenwärder[3]; 1397 wird den Bewohnern *holuerch recht* zugestanden[4]. Wenn dieser Ausdruck aber wirklich *hollersches* Recht bedeutet, so folgt aus der späten Verleihung, daß der Anteil der Holländer an der Bevölkerung nicht so bedeutend gewesen sein kann, um die rechtliche Begünstigung von vornherein beanspruchen zu können. Ungewöhnlich sind die Niederlassungsbedingungen für die Harburger Gegend gewesen: die 14. Garbe und das 11. Ferkel; auch rechnet der Unternehmer mit der Beteiligung Unfreier und verspricht ihnen nach einjähriger Ansässigkeit die Freiheit; durch einjährigen Besitz eines Grundstücks wird jeder fremde Anspruch unwirksam; die Witwe erbt die Hälfte, die andere die Kinder[5]. Weitere Siedlungspläne für die Bruchgegend flußaufwärts bis Bleckede scheinen nicht zur Ausführung gelangt zu sein. Überliefert ist die 11. Garbe für die Winsener Marsch, und 1164 werden drei Holländerhufen in der Niederung bei Ertheneburg erwähnt. Die landes- und siedlungskundlichen Darstellungen schätzen in der Regel die holländische Beteiligung gering ein oder leugnen sie völlig. So setzt man rein niedersächsische Bevölkerung in den Vierlanden an und hält die Bewohner der Winsener und Artlenburger Marsch für Dithmarschen, in der Bleckeder Marsch sollen Holsteiner gesiedelt haben[6]. Daß die heutige Mundart für Finkenwärder und die Vierlande holländischen Einschlag sicherstellt, wird unt. S. 32f. gezeigt.

Die rechtselbischen Marschen sind gleichzeitig mit denen des linken Ufers mit Kolonisten besetzt worden. Urkunden, welche Holländer als die Siedler erwähnen, mangeln wohl gänzlich, doch weisen Angaben von holländischen Äckern und holländischem Recht wenigstens auf die Beteiligung von Holländern hin. Auch gestattet die Beobachtung, daß Dompropst Hartwig von Bremen, der spätere Erzbischof, den wir als Freund und Förderer holländischer Kolonisation kennen, und Mitglieder seiner Familie, des stadischen Grafengeschlechts, in der Haseldorfer Marsch Bruchgelände zur Bearbeitung ausgaben, holländische Siedlungen hier anzunehmen[7]. Im übrigen ist die treibende Kraft der wirtschaftlichen Erschließung der holsteinischen Elbmarschen von dem Slawenapostel Vicelin, dem Abt des Augustinerklosters Neumünster und späteren Bischof von Oldenburg, ausgegangen; von 1139 an zeugen Urkunden von seinen Bemühungen; s. Kötzschke[2] 22—25. Daß auch die Entwässerung und

---

[1] E. Finder, Die Vierlande (1922) 1, 12.

[2] 'de elfte schoeff to thegeden' Lappenberg, Hamburgische Rechtsaltertümer 1, CLVIII.

[3] Ed. Otto Schulze, Niederländ. Siedelungen 77.

[4] Ebda und G. Kloeke, Der Vokalismus der Mundart von Finkenwärder bei Hamburg. Diss. Hamburg 1914. S. 7.

[5] Ed. Otto Schulze a. a. O. 78ff.

[6] Vgl. v. Hammerstein-Loxten, Der Bardengau (1869) 52; E. Finder, Die Vierlande 1,13; J. U. Folkers in „Volk und Rasse" 3,35.

[7] Urkunden von 1140 und 1146 im Hamb. Urkundenb. 153 und 159.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0031

Bebauung der Kremper einschließlich der Breitenburger Marsch nicht ohne den wesentlichen Anteil von holländischen Bauern vor sich gegangen ist, geht aus der urkundlichen Bezeugung einer Holländersiedlung in Kronsmoor, der Entrichtung des Gräfenschatzes ebendort[1], dem Namen *Hollendammer* Siel nach dem eingegangenen Dorf Hollendesdorp[2], der Straßenform der Dörfer und dem Flursystem der langen, schmalen Marschhufen, die durch parallele Gräben geteilt und von fast geradlinigen Wassergräben *(Wetterungen)* durchzogen sind, hervor. Diese Flureinteilung herrscht auch in der Haseldorfer und im südlichen Teil der Wilstermarsch, ausgenommen die eingeschlossenen sächsischen Siedlungen. Sie findet sich ebenso in den Marschen des linken Elbufers, und es liegt daher der Gedanke nahe, sie einer gemeinsamen Gewohnheit des holländischen Heimatbezirkes der Einwanderer zuzuschreiben. Diesen sucht Thies Hinrich Engelbrecht östlich von Rotterdam in der Flußmarsch der Krimperwaard zwischen Ijsel und Lek, und Joh. U. Folkers[3] ist geneigt, ihm zuzustimmen. Danach wäre also die Frage der Herkunft der Siedler beantwortet: sie stammen aus der Provinz Süd-Holland. Der einheitliche Gebrauch der Urkunden, die nur von Holländern sprechen, ist so für Nordwestdeutschland als eine eindeutige Heimatsangabe erwiesen; auch die Angabe der Urkunde von 1106 'cis Renum commanentes' läßt sich damit zusammenbringen.

Einen neuen Fall sächsischer und holländischer Besiedlung bietet die Wilstermarsch. Die Ufer- und Geeststriche waren von Sachsen besetzt, die niedrigen, besonders wasserreichen Gebiete aber konnten erst Holländer erschließen. Die Ortsnamenendung *-kop*, die verschiedentlich begegnet, Flurnamen, die regelmäßige Gliederung der Flur und mehrfaches Auftreten des Namens *Holler-* in Orts- und Geländebenennungen, sowie die Verbreitung einer eigenen Hausform der inneren Marsch und einiger anderen Stellen, des *Barghus*, während das *Husmannshus*[4] den Sachsen zugeschrieben wird, sind zuverlässige Beweise für ihre Tätigkeit und Niederlassung. Den Beginn der holländischen Arbeit setzt Wilhelm Jensen[5] im Jahre 1174 südlich Wilster auf Hochfelder Gebiet an.

Jenseit des Slawenwalls setzte um 1143 der Graf Adolf II. von Holstein im Lande Wagrien mit der Ansiedlung deutscher Bürger und Bauern ein. In diesem Gebiet war die Feste Segeberg auf Antrieb des Abtes von Neumünster und Bischofs von Lübeck, Vicelin, schon von Kaiser Lothar erbaut worden. Jetzt erließ Graf Adolf, wie Helmold im Kap. 57 seiner Slawenchronik berichtet, einen Aufruf an die Einwohner von Flandern, Holland, Utrecht, Westfalen und Friesland, alle, die an Grund und Boden Mangel litten, sollten mit ihren Fa-

---

[1] Ed. Otto Schulze a. a. O. 96 und 123.
[2] Ebda. 97.
[3] A. a. O. 37.
[4] *Husmann* Bezeichnung des Bauern, Hofbesitzers bei den Sachsen.
[5] „Sächsische und holländische Siedlungen in der Wilstermarsch" in der Zeitschrift der Ges. f. schlesw.-holst. Geschichte 46, 1916, 41—52.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0032

milien kommen, um das beste Land in Besitz zu nehmen, ein Land, geräumig, reich an Früchten, voller Überfluß an Fisch und Fleisch und ausgestattet mit Wonne und Weide[1]. Auch wandte er sich an die Holsteiner und Stormarer und bot ihnen den besten Teil des Landes an. Zuerst erhielten die Holsteiner Wohnsitze in der sichersten Gegend, nämlich westlich Segeberg an der Trave, auch das Land Zwentinefeld und den Strich zwischen dem Schwalebach und Agrimesau und dem Plöner See, also noch innerhalb des alten Holstenlandes an der Grenze Wagriens[2]. Den Gau Dargun besetzten Helmolds Bericht zufolge Westfalen, den Gau Eutin Holländer und den Gau Süsel Friesen[3]. Die Plöner Gegend und der Kreis Oldenburg verblieben in der Hauptsache noch in den Händen der Slawen. So war der Raum um Eutin, in dem die Holländer saßen, recht eng. 1288 werden 6 Dörfer aufgezählt, welche den *Holländergrevenskat*, eine Abgabe, die sonst *Holländerschatz*[4] heißt, entrichteten. Das waren damals also die Kolonien der Holländer, wozu ein siebentes Dorf, das heutige Groß-Meinsdorf, das 1339 den Namen *Hollendermeynerstorp*[5] trägt, tritt; mehr Dörfer werden vorher nicht mit Holländern besetzt worden sein. Im Jahre 1438 mußten die letzten zwei Dörfer des Eutiner Bezirks das holsteinische Recht annehmen. Diese kleine Holländerkolonie ist indessen nicht die einzige in Ostholstein geblieben. Auch im Kreise Oldenburg haben Holländer Aufnahme gefunden. Davon kundet die Nennung einer Holländerhufe im Jahre 1225[6] und des Holländerschatzes 1319 in Sipsdorf südlich Oldenburg[7], und 1224 tritt sogar ein '*advocatus Hollandrorum* in Aldenborg' als Zeuge in einer Urkunde auf[8]. Selbst im Weichbild Lübecks

---

[1] 'terram optimam, terram spaciosam, uberem fructibus, redundantem pisce et carne et commoda pascuarum gratia.'

[2] Zwentinefeld ist nach Helmold (Slawenchronik Kap. 92) das Kirchspiel Bornhöved, westlich von Bornhöved fließt der Schwalebach zur Stör, und Agrimesau wird dem Grimmelsberg bei Tensebeck gleichgesetzt. Diesen Angaben Helmolds zuwider verlegt Heinz Brand, Die Übertragung altdeutscher Siedlungsformen in das ostholsteinische Kolonisationsgebiet. Diss. Kiel 1933. S. 38 den Wohnraum der holsteinischen Siedler an den Talrand der Schwartau und in die Lübecker Bucht. Bei diesem Ansatz stützt er sich, die Helmoldstellen dabei willkürlich auslegend, auf ein Register des Lübecker Bischofs, das in dem von Brand bezeichneten Bezirk den Holstenzehnt von 6 Himten oder 4 Scheffeln anführt, während die westfälischen Siedler 5 Scheffel Hafer zu entrichten hatten. Offenbar liegt eine holsteinische Nachsiedlung vor. Die Ortschaft Holstendorf weist Brand dem westfälischen Bezirk zu.

[3] Dargun lebt noch in dem Namen der Flur Dahren bei Ahrensbök fort, wie H. Jellinghaus in der Zeitschr. d. Ges. f. schlesw.-holst. Gesch. 29,205 feststellt. Der Gau Dargun deckt sich mit der Gegend von Ahrensbök. Dem Gau Süsel entspricht die Nordhälfte des Westrandes der Lübecker Bucht bis an Neustadt heran.

[4] Diese Abgabe, die sich hier auf 27 Pfennig für die Hufe belief, ist ein Kennzeichen holländischer Siedlung. Außerdem spricht für sie die freie Erbfolge in den Eutiner Siedlungen. Vgl. hierzu A. v. Wersebe a. a. O.[2] 1, 344; 373 ff.; J. U. Folkers in „Volk und Rasse" 2 (1927), 160 f.

[5] J. U. Folkers in Nordelbingen 8, 107.

[6] Urkundenbuch des Bistums Lübeck (1856) 1, 56.

[7] Ebda 1,593; 818.

[8] P. Hasse, Schlesw.-holst.-lauenburg. Regesten (1885) 1,188.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0033

sind Niederländer angesiedelt worden, was aus den *holländischen* Morgen auf dem linken Traveufer und vor dem Burg- und Mühlentor mit gutem Grunde entnommen werden darf. Diese Morgen erwähnt Gustav Heinrich Schmidt, Zur Agrargeschichte Lübecks und Ostholsteins (Zürich 1887) 46. Außer Holländern sind auch Flamen im östlichen Holstein aus Ortsnamen nachweisbar. 1256 wird ein Dorf *Vlemmingestorp* genannt, später *Fleming* und wohl gleich der heutigen Meierei Flehm beim Bahnhof Kletkamp nördlich des Kellersees[1]. Ebenso ist der Name des Dorfes *Flemhude* westlich Kiel, ursprünglich *Vlemminghude* oder *Vlevinghusen*, und die *Flämische Straße*, die *platea Flemiggorum*, in dem von Graf Adolf von Holstein neu erbauten Kiel hierherzuziehen[2]. Helmold nennt Flamensiedlungen nicht. Man darf aber wohl annehmen, daß in Flandern Adolfs Aufruf Folge gefunden hat, auch mögen Überlebende des Gemetzels von Mecklenburg[3] hier einen Unterschlupf gesucht haben. Der weitere Rahmen ist dem Bilde, das der wortgeographische Befund von heute ergibt, mehr gemäß als der knappe Raum von Eutin. Selbst in der Probstei sind ndl. Sprachspuren anzutreffen. Entweder sind geschichtliche Zeugnisse aus diesem Gebiet verloren gegangen, oder Niederländer haben sich später hier niedergelassen.

In das benachbarte Obotritenland strömten fast zwei Jahrzehnte nach der Gewinnung Wagriens deutsche Bauern in hellen Scharen ein. Im Jahre 1160 war der Widerstand der Slawen gebrochen, und Heinrich der Löwe hatte seinen Getreuen die Burgwarde des eroberten Gebietes ausgeteilt und ihnen den Auftrag gegeben, das Siedlungswerk in Gang zu bringen. Da rief der Edle Heinrich von Scathen in die Feste und den Burgward Mikilinburg (Dorf Mecklenburg südlich Wismar) eine Menge Menschen aus Flandern und teilte ihnen Grund und Boden im ganzen Bezirk zu[4]. Aber vier Jahre später vernichtete ein Überfall der Slawen die hoffnungsreiche Anlage[5]. Ein neuer Versuch mit flandrischen oder anderen ndl. Kolonisten ist im Lande Mecklenburg nicht mehr gemacht worden, und so entbehrt es jeglichen ndl. Einschlages in seiner Bevölkerung, ausgenommen im Landesteil Stargard, dem die brandenburgischen Markgrafen das ndl. Element der Altmark zugeführt haben. Recht, Wirtschaft und Mundart be-

---

[1] Urkundenbuch des Bistums Lübeck 1,114; Joh. U. Folkers in „Volk und Rasse" 2,160.

[2] Johs. v. Schröder, Topographie des Herzogtums Holstein (1841) 1, 189.

[3] S. das Folgende.

[4] Helmold, Slawenchronik Kap. 88: 'qui etiam de Flandria adduxit multitudinem populorum et collocavit eos Mikilinburg et in omnibus terminis eius.'

[5] In seiner dramatischen Erzählweise gibt Helmold eine packende Schilderung vom Untergang der Niederländerkolonie in Mikilinburg (Kap. 98). Die Siedler hatten sich auf die Kunde vom Herannahen des Gegners in die Burg zurückgezogen; ohne Führer — denn Heinrich von Scathen war abwesend — nahmen sie den Kampf gegen die Übermacht auf, obwohl ihnen der Tod durch das Schwert angedroht war. Überwältigt, erlitten sie denn auch dies Schicksal: nur die Frauen und kleinen Kinder blieben am Leben und wurden in die Gefangenschaft abgeführt.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0034

stätigen die geschichtlichen Nachrichten oder deren Schweigen. Die zahlreichen Hagendörfer des Landes sind nicht von Flamen angelegt worden.

Der sprachliche Niederschlag der holländischen Siedlungen

Die geschichtlichen Nachrichten besagen nur in wenigen Fällen, daß Holländer in den Raum der Unterweser, Unterelbe und Holsteins eingewandert sind, in der Mehrzahl erwähnen sie nur eine Ansiedlung zu holländischem Recht, oder sie nennen holländische Hufen. Aus diesem Umstande leitet sich die zwiespältige Haltung der Historiker, welche über die holländische Siedlung in dem umrissenen Gebiet gehandelt haben, her, die teils einem bedeutenden Ausmaße eines solchen Vorganges widersprechen, teils aber entschieden dafür eintreten. Nachdem sich auch die Flureinteilung, die als den holländischen Deichbauern und Ackerleuten eigentümlich angesehen worden war, nicht nur auf Kolonien holländischer Herkunft beschränkt, sondern auch in sächsische Feldmarken übernommen gezeigt hatte, da anderseits die langgestreckte einseitige Anlage des Dorfbildes nur in einem Teil der Holländerkolonien zur Anwendung gelangt ist, schienen die Mittel zur Bestimmung des Umfanges und der Zahl der Niederlassungen dieser Art zu versagen. Selbst der Zeugniskraft des holländischen Rechts glaubte man, wenigstens in bezug auf den Umfang seines Geltungsbereiches mißtrauen zu sollen; kaum mit Recht. Denn gerade der günstigen Rechtsverfassung, die ihnen viele Vorteile gegenüber der Herrschaft und beträchtliche Lastenerleichterung sicherte, galt ja der zähe Behauptungswille der Eingewanderten, und dieser hat gewiß auch eine weitere Übertragung auf Sachsen- und Holstendörfer in der Regel zu verhindern gewußt, wozu im übrigen die Grundherren keinen Anreiz verspürt haben dürften. Ihrer Vorzugsstellung bewußt und dem offen kundgetanen Neid der heimischen Bevölkerung Trotz bietend, haben die Holländer in ihren Dörfern Recht, Sitte und Sprache behauptet, erfolgreicher und für längere Dauer, als dies bei geringerer Abschließung von der Umgebung je hätte durchgeführt werden können. Ein zuverlässiges Mittel, die Siedlungsgrenzen zu erkennen, aber bietet die Sprache. Denn wenn sich herausstellt, daß die Mundart von heute, soweit die Holländer Deiche geschüttet, Sümpfe trocken gelegt und Land bebaut haben, ndl. Ausdrücke für Bedürfnisse des täglichen Lebens, woran in der Sprache der ansässigen Bevölkerung kein Mangel bestand, bewahrt, dann ist ersichtlich, daß eine derartige Lebenskraft über 700 Jahre des Einschlusses in einen fremden Sprachkörper hinweg nicht allein aus der gewollten Abschließung kleiner Gemeinschaften von der Umgebung erklärt werden kann. Nur in Gruppen und Bezirken holländischer Siedlung konnte diese Eigenart gerettet werden. Aus solchen Kraftfeldern konnte sie dann auch in die Umgebung ausstrahlen und ungeachtet der seelischen Abneigung der Umwohner in ihre Familien und Häuser einsickern. So wird es nicht wundernehmen, einzelne ndl. Ausdrücke außerhalb der alten Siedlungs-

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0035

grenzen anzutreffen, wenn sie sich nicht weit von ihnen entfernen. Fachausdrücke des Deichbaus sind auch von dieser Beschränkung frei; sie sind freizügig, soweit das holländische Deichungsverfahren gedrungen ist. Es mag auch unentschieden bleiben, ob man sie innerhalb der Deichgebiete Nordwestdeutschlands aus ihrer ndl. Heimat oder aus deren Kolonien, die hier zur Behandlung stehn, ableiten soll; in diese sind sie jedenfalls mit den Zuwanderern gelangt. Freilich für den Zweck der Grenzbestimmung der holländischen Siedlungen selbst sind sie nicht zu gebrauchen[1]. Erst die Gesamtheit des ndl. Wortgutes berechtigt zu einem Schluß in dieser Hinsicht. Aber es gibt auch im Deichbau einige Fachausdrücke, die den deutschen Nachahmern ersetzbar schienen, die also nicht über den Umkreis, in den die Einwanderer sie gebracht haben, hinausgelangt sind.

Zwei Fragen müssen demnach geprüft werden: ob ein Wort ndl. oder nds. ist, und, nachdem diese erste beantwortet ist, ob es den Raum der holländischen Kolonien überschritten hat. Beide sind dialektgeographischer Natur, die erste im Bereich der Vergangenheit, die zweite in der Gegenwart. Als Hilfsmittel für das erste Anliegen stehn die beiden großen mittelalterlichen Wörterbücher zur Verfügung: Verwijs-Verdam, Middelnederlandsch Woordenboek (11 Bände. 's-Gravenhage 1885 ff.), und Schiller-Lübben, Mittelniederdeutsches Wörterbuch (6 Bände. Bremen 1875—1881; photomechanischer Neudruck Münster i. W. 1933). Leider achtet das erste Werk auf die Wortverbreitung wenig, doch läßt sich dieser Mangel hinreichend durch eine Dialekt- und Heimatbestimmung der Belege ersetzen. Dasselbe gilt vom Mnd. Wörterbuch; nur stößt man hier auf den erschwerenden Umstand, daß die wichtigen Belege aus Oldenburg ungedruckten Quellen entnommen sind und auch aus dem nun vorliegenden Oldenburgischen Urkundenbuch, hg. von Gustav Rüthning, meist nicht örtlich bestimmt werden können, da dieses die Mehrzahl der Urkunden nur auszugsweise veröffentlicht. Wenn ich diese „oldenburgischen" Wörter somit in die Wesermarschen versetze und als ndl. behandele, so haftet diesem Verfahren Unsicherheit an. Die beiden Mittelniederdeutschen Handwörterbücher von August Lübben und Christoph Walther (Norden 1888) und von A. Lasch und C. Borchling (Hamburg 1928 ff.) scheiden für unsern Zweck aus, da sie keine Belege mit Orts- oder Quellenangabe enthalten. So bieten sie auch die ndl. Lehnwörter als Bestandteile des nds. Wortschatzes und haben damit den Fortschritt in der geschichtlichen Dialektgeographie verhindert, solange sich die Forschung damit begnügte, ihren Bestand an Wortgut ungeprüft als nds. hinzunehmen. Nicht wenig Wörter sind in den Wörterbüchern des Mittelalters nicht verzeichnet, da sie der Alltagssprache angehören und der schriftlichen Aufzeichnung entgangen sind. In diesem Falle füllen die modernen Dialektwörterbücher die Lücke aus,

[1] Darin urteilt Joh. U. Folkers in der Zeitschrift „Volk und Rasse" 3, 31 durchaus zutreffend.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0036

und in der Regel helfen auch die großen modernen Wörterbücher der ndl. und der deutschen Sprache aus: das Nederlandsch Woordenboek (Leiden seit 1882) und das Deutsche Wörterbuch (Leipzig seit 1854). Deren letzte Bände berücksichtigen die dialektgeographische Forderung in zunehmendem Maße. Freilich kann die Forschung erst dann Sicherheit ihrer Ergebnisse erwarten, wenn alle landschaftlichen Wörterbücher beider Niederlande und Nord- und Mitteldeutschlands verfügbar sind. Daran fehlt es aber noch sehr. Namentlich das Sprachgebiet der nördlichen Niederlande ist in dieser Hinsicht noch stark im Rückstande geblieben, und was hier an Dialektwörterbüchern vorhanden ist, gibt nicht eben viel her. Belgien hat mehr brauchbare Wörterbücher hervorgebracht. Ganz unschätzbar aber ist das ältere Wörterbuch Kilians: Cornelius Kilian, Etymologicum teutonicae linguae, das in der Ausgabe von Gerhard Hasselt (Utrecht 1777) benutzt wird. Die ihm anhaftenden Mängel, auf die inzwischen genügendes Licht geworfen worden ist, kommen für unsere Untersuchung kaum in Betracht.

In dem nordwestlichen Niedersachsen ist zunächst das Schleswig-holsteinische Wörterbuch von Otto Mensing (5 Bände. Neumünster 1925—1935) zur Hand. Seine dialektgeographischen Hinweise sind zwar knapp und meist nicht zusammengefaßt, reichen aber für die Scheidung der ndl. Lehnwörter vom heimischen Wortgut aus. Das Niedersächsische Wörterbuch, das H. Janßen von Göttingen aus vorbereitet, wird die Lücke schließen. Solange es noch aussteht, muß für unsere Untersuchung das Bremische Wörterbuch des 18. Jahrhunderts[1] an seine Stelle treten. Von ihm wird man genaue Angaben über Wortverbreitung nicht erwarten, aber das Werk begnügt sich durchaus nicht mit der Darbietung der städtischen Sprache, sondern bringt auch zahlreiche Wörter der Bauernsprache der Umgegend, eben das, was uns nötig ist, oft mit der Bemerkung, daß die Landleute das Wort gebrauchen oder daß es Einrichtungen der Entwässerung bezeichne. So wenig zureichend nach dem heutigen Bedürfnis solche Mitteilungen sein mögen, so ließ sich doch aus diesem Wörterbuch eine überraschend reiche Ausbeute ndl. Lehnwörter gewinnen. Es ist sicher, daß es noch mehr enthält; sie aufzuspüren, war nicht die Absicht; es mußte für diesen Außenbezirk der geplanten Untersuchung genügen, nach denjenigen Wörtern zu suchen, deren Lehnwortcharakter aus den günstigeren Voraussetzungen des brandenburgischen Untersuchungsraums erkannt worden war. Gelegentliche Funde darüber hinaus sind willkommen geheißen worden. Die gleiche Einschränkung gilt für die Durchmusterung des Schleswig-holsteinischen Wörterbuchs. Für das hamburgische Gebiet sind wir so lange schlecht dran, als das neue Hamburgische Wörterbuch noch auf sich warten läßt. Des Literaten Michael Richey Idioticon Hamburgense (Hamburg. 2. A. 1755) ist viel enger als sein bremisches Gegenstück auf den bloßen Stadtbereich eingestellt.

---

[1] Versuch eines bremisch-niedersächsischen Wörterbuchs . . . hg. von der bremischen deutschen Gesellschaft. Teil 1—5 und 6 (Nachtrag). Bremen 1767—1771; 1869.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0037

Der idealen Forderung kämen Wortkarten entgegen. Das Wenige, was gelegentlich Aufsätzen in Zeitschriften beigegeben ist, schlägt nicht in den Kreis der ndl. Lehnwörter. Das ist überwiegend der Fall auch mit einer dialektgeoraphischen Untersuchung, die das bremische Siedlungsgebiet links der Weser erfaßt: Rudolf Warnecke, Haus und Hof in der niederdeutschen Sprache zwischen Weser und Hunte. Mit 105 Karten (= Deutsche Dialektgeographie Heft 35). Marburg 1939. Das Stedingerland, das Vieland und der Landstrich südlich Bremen als holländische Siedlungsgebiete sind untersucht und auf den Karten dargestellt. Die Erwartung sieht sich getäuscht: kein halbes Dutzend ndl. Lehnwörter ist beobachtet und festgehalten. Am Hause hat sich der Einwanderer kein Denkmal geschaffen, das ist die überall in dieser Gegend gemachte Beobachtung. Darum deckt sich das Wortgut der Arbeit Warneckes so gut wie gar nicht mit dem Lehngut, das die holländischen Bauern ins Land eingeführt haben. Die Wortkarten und die Lautbeschreibungen ersetzen den Mangel erheblich; beide sind meiner Untersuchung zugute gekommen. Reicherer Belegstoff und die Absicht des Verfassers, nach sprachlichen Spuren fremder Siedler Ausschau zu halten, empfehlen die Hamburger Dissertation des Holländers Gesinus Kloeke, Der Vokalismus der Mundart von Finkenwärder bei Hamburg (1914), der Beachtung. Aber was bei der Prüfung als ndl. erkannt wird, ist kärglich und restlos aus der Übernahme vom benachbarten Alten Lande verständlich. Selbst dem Alten Lande, diesem Gebiet erwiesener holländischer Einwanderung, muß Kloeke nach einläßlicher Nachforschung im wesentlichen einen rein sächsischen Dialekt zuschreiben. Doch will er nicht das letzte Wort gesprochen haben, sondern hält den Nachweis eines stärkeren ndl. Einschlages in der Sprache des Alten Landes für nicht ausgeschlossen. Was er selber als Kostprobe vermutlich ndl.-holländischer Eigentümlichkeit vorlegt, hält durchaus Stich: zwei lautliche, eine lexikalische und eine syntaktische Erscheinung. Der auffälligen und der Alltagsaussprache der meisten Holländer gleichen Artikulation der Endsilbe *-de* als halbvokalisches *-i* und *-u* in Strichen des Alten Landes (S. 9) entspricht dasselbe Verhalten bei Glückstadt und in der Altmark, zwei anerkannten Bezirken mit ndl. Kolonien[1]. Besonderen Wert mißt Kloeke der nasalen Aussprache eines Vokals vor *n* in Finkenwärder und im Alten Lande östlich von Jork bei, die er im Holländischen wiederfindet. Die Form *nęi* nicht an beiden Stellen ist nach seiner Meinung ebenfalls ndl. Herkunft. Vor allem aber ist die syntaktische Fügung *ǫs vilt ūtgoun* wir wollen ausgehn im Alten Lande bemerkenswert, und Kloekes Heimatbestimmung dieser Ausdrucksweise auf den seeländischen Inseln Tolen, Nord- und Südbeveland weist in die Nachbarschaft der von Engelbrecht[2] aus den Streifen der rechtselbischen Marschhufen erschlossenen Heimat der holländischen Zuwanderer zwischen Ijsel und Lek. Der Erfahrung in der Mark, wo sich laut-

[1] S. S. 423.
[2] Ob. S. 26.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0038

liche Eigentümlichkeiten der angeführten Art nur in den Kerngebieten der ndl. Niederlassung gehalten haben, sollte man die Erwartung entnehmen, daß die Ausbeute an ndl. Wortgut des Alten Landes die Menge der lautlichen Übereinstimmungen weit übertreffen wird, wenn man diesem systematisch nachspürt. In einer späteren Schrift[1] bezeichnet Kloeke noch das Fehlen des Hauchlautes bei den anlautenden *p, t, k* in den Vierlanden und in Neuhaus an der Oste als ndl. Die eben geäußerte Annahme erfüllt das „Wörterbuch der Sprache des Alten Landes bei Stade" von Otto Furcht (Beilage zum Stader Archiv N. F. 24, 1934, zugleich Heft 10 der Schriftenreihe des Niedersächsischen Heimatschutzes) nicht. Ndl. Wortschatz enthält es in geringem Maße. Ist das Sammelverfahren daran schuld, oder haben sich hier wirklich die Laute besser als die Wörter gehalten?

Dieselbe Beobachtung machen wir an den anderen Dialektuntersuchungen des Marschgebietes. H. Zahrenhusens Beschreibung der Mundart des Stader Landes in der Heimatkunde des Regierungsbezirks Stade (1909) 1, 381—396 ist völlig ertraglos, eine Folge der Beschränkung des Belegstoffes. Reicher ausgestattet mit Wortgut ist desselben Verfassers Jenaer Dissertation von 1909 über den Vokalismus der Mundart von Horneburg (Hannover). Horneburg, auf der Geest an der Grenze zum Alten Lande gelegen, besitzt eine ausgesprochen nds. Sprache, ndl. Sprachbestandteile fehlen. Von der Sprache der Vierlande liegen zwei Wortverzeichnisse vor, das eine ist der Hamburger Dissertation von Hugo Larsson, Lautstand der Gemeinde Altengamme (1. Beiheft zum Jahrbuch der Hamb. Wiss. Anstalten XXXIV 1916) beigegeben, das andere hat Ernst Finder, Die Vierlande (1922) dem 2. Bande seines Werkes S. 368—383 angeschlossen. Beide liefern für unsere Aufgabe wenig Stoff. Larsson kann indessen den Übergang von *-de* > *-i* mitteilen; er vergleicht damit dieselbe Erscheinung im Havellande und ist so auf dem rechten Wege zur Deutung dieses Lautwandels gewesen, ohne ihn jedoch als ndl. zu erkennen. Was den Sprachforschern versagt geblieben ist, wohl bleiben mußte, die Entdeckung eines beträchtlichen ndl. Wortbestandes in ihren Mundarten, ist dem Historiker D. Detlefsen in seiner „Geschichte der holsteinischen Elbmarschen" (2 Bände 1891—92) gelungen. Er geht eigens auf Sprachspuren der ndl. Siedler aus und bringt gute und aufschlußreiche Funde zu Tage. Manches freilich besteht vor der Kritik nicht.

Gegenüber Kloekes und Larssons Ausblick nach den Niederlanden stellen Ag. Lasch (Nd. Jb. 44, 1—50) und Heinrich Bunning (Nd. Jb. 60/61, 63—147) die Sprache Hamburgs und Bremens auf eine rein nds. Grundlage. Wohl beachten sie die Zusammenhänge zwischen der Sprachform der Stadt und der ländlichen Umgebung, fragen aber nach der Herkunft der auffälligen Erscheinungen in den bäuerlichen Mundarten nicht, sondern begnügen sich mit An-

[1] De weerspiegeling der historie in de dialecten. Openbare les gehouden 14. mei 1917 te Amsterdam. S. 12.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0039

gaben über deren frühestes Auftreten, ohne dabei zu bemerken, daß diese ihrerseits nur aus den städtischen Texten entnommen werden können, somit lediglich Zeugnisse für das Eindringen in die Stadt hergeben. Für Bunning „ist es klar, daß in Bremen wie in den anderen nd. Gebieten für die mnd. Zeit im Dialekt der Umlaut anzusetzen ist“ (S. 91). Die sorgfältige Aufzählung all der Ortschaften und Landschaften, in denen die Umlautlosigkeit, die Entrundung u. a. Erscheinungen vorkommen, reicht eben nicht aus, wenn nicht die Karte betrachtet und ihre Flächen und Linien als geschichtliche Urkunden aufgefaßt werden. Die Beobachtung, daß sich die Mundart der Stadt Bremen in bestimmenden Zügen der ländlichen Mundart des umschließenden Gebietes anpaßt, hat die Einsicht, daß die Hansestadt damit einen neuen Sprachtyp annimmt, nicht bis zu dem Grade gefördert, daß dieser selbst als Problem erkannt wird.

Der Bauernsprache der holländischen Marschbewohner schreibt im Gegensatz zu der eben gekennzeichneten Haltung Artur Gabrielsson im Nd. Kbl. 45, 7 den Ursprung der auffälligen diphthongischen Aussprache des $\hat{o}^2$ (wgerm. *au*) in Hamburg zu. Er stützt diese Ansicht einzig auf die Dialektgeographie, da er aus dem Ndl. Vergleiche nicht heranzieht. Die Beweiskraft liegt in den dialektgeographischen Angaben: außer Dithmarschen, dessen Beziehung zu Holland unten beleuchtet wird, haben Diphthong die Elbmarschen, nach Norden dringt er, von einigen Dörfern im Bannkreise Hamburgs abgesehen, nicht vor, während das Alte Land nach Süden erobernd wirkt. Ich merke diese Vermutung Gabrielssons nur an und überlasse ihre Prüfung dem künftigen Dialektgeographen der Unterelbe.

In Ostholstein mangelt es an einer sprachlichen Untersuchung; Mensings Verbreitungsangaben und die Flurnamenarbeiten des Gebietes gewähren einige Aufschlüsse. Als wichtige Quelle des ostholsteinisch-lübeckischen Wortschatzes des ausgehenden 15. Jahrhunderts rückt die Lübecker nd. Bibel von 1494 in den Blickkreis. Indessen enthält sie diesen nicht allein, sondern außerdem in einem noch nicht festgestellten Umfange Ausdrücke des westfälischen Wortgutes ihrer Vorlage, der nds. Ausgabe der Kölner nd. Bibel um 1480. Diese, an der von ihr gebrauchten Form *unde* der Konjunktion ‘und’ kenntlich, während in der später gedruckten ndfrk. Ausgabe *ende* üblich ist, gehört nach Tage Rob. Ahldén, Die Kölner Bibel-Frühdrucke (Lund 1937) 139 dem ostwestfäl. Mundartbereich an, zeigt im Wortgebrauch aber auch Anlehnung an ndfrk. Vorlagen beider Kölner Fassungen, worunter in erster Linie die Delfter Bibel von 1477 zu nennen ist. Zum nordnds. Wortbestand Lübecks und ostwestfäl., zum Teil auch ndfrk. der Kölner Bibeln treten nun, wie der Fall *spänen* lehrt, wahrscheinlich als vierte Gruppe die ndl. Lehnwörter des Eutiner Siedlungsbezirks, soweit diese in die Sprache Lübecks eingegangen sind. Schließlich ist zu beachten, daß mit der Lübecker Bibel eine Periode der Bereicherung des landschaftlichen Sprachzustandes eingeleitet wird, ein Vorgang, der sich an nahezu allen deutschen Bibelübersetzungen beobachten läßt. Der vorhandene Bestand an abgeleiteten Bil-

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0040

dungen und Zusammensetzungen nimmt nach dem Vorbilde der Bibelsprache zu, aber auch neu eingeführte Wörter wurzeln an. Ahldén, der dieser „nicht belanglosen Vermehrung des mnd. Sprachschatzes" einen erheblichen Umfang beimißt, fordert für die lexikographische Verwertung der Lübecker und der Halberstädter Bibel von 1522, daß sie an der nds. Ausgabe der Kölner Bibel geprüft werden. Die Aufgabe, bei diesen vielfachen Einflüssen, Verknüpfungen und Folgeerscheinungen den altheimischen nordnds. Wortbestand aufzudecken, ist recht schwierig, aber nicht unlösbar. Geht man Ahldéns Listen durch, so ist die Entscheidung in all den Fällen gegeben, wo die drei Texte besondere Ausdrücke haben, z. B.: *belken* laut tönen (Hiob 27,4) KBE (Kölner Bibel, die *ende* verwendet): *bruschen* KBU (die *unde* gebraucht): *braschen* LB (Lübecker Bibel), *vergecken* töricht, närrisch werden (Sprüche 23,19) KBE: *versotten* KBU: *vordören* LB, *ungedeesemt* ungesäuert (Mark. 14,12) KBE: *derve* KBU: *unghesuret* LB, *kroedelick* lästig (Jes. 1,14) KBE: *moyelick* KBU: *swar* LB, *schem* Schatten (Jak. 4,14) in KBE ungenau für lat. vapor Wasserdampf: *wasem* KBU: *vratem* LB. Das Gleiche trifft zu, wenn LB für sich gegen das den Kölner Bibeln gemeinsame Wort steht, etwa bei *behyllinge* Ehe KBE (Hebr. 13,4): *behillige* KBU: *echteschop* LB, *harnschedel* Hirnschale KBE und KBU (Richt. 9,53): *breghen* LB. So steht auch das lübeckische *huft* Hüfte neben dem westnd. *hope* (1. Mos. 32,32). Auch wenn sie zu einer der Kölner Bibeln stimmt, kann die Lübecker Bibel ein nordnds. Wort haben, vgl. *paeschdach* Ostertag (Mark. 14,1) KBE: *osterdach* KBU: *paschen* LB, *potmecker* Töpfer (Offenb. 2,27) KBE: *havener* KBU: *potter* LB; in der Regel decken sich KBU und LB, z. B.: *müsche* Sperling (3. Mos. 14,6) KBE: *lünink* KBU und LB, *pedde* Frosch (2. Mos. 8,2) KBE: *pogge* KBU und LB, *verken* Schwein (3. Mos. 11,7) KBE: *swin* KBU und LB, *geyte* Ziege (1. Mos. 31,38) KBE: *sege* KBU: *ceghe* LB, *royeden* ruderten (Jona 1,13) KBE: *remeden* KBU und LB, *put* Brunnen (Sir. 48,19) KBE: *soy* KBU: *soed* LB, *wyntfanck* ventilabrum (Luk. 3,17) KBE: *weiger* KBU: *weyer* LB. Im ersten Falle steht Lübeck in sprachgeschichtlicher Beziehung zum romanischen Wortschatz der Kölner Kirchenprovinz, im zweiten eint Nordniedersachsen und Ostwestfalen die nds. Gemeinschaft, bei *sege* auf Grund md. Einflusses, dem sich das ripuar.-ndfrk. Rheinland verschlossen hat. Wenn aber 1. Sam. 25,22 KBE und LB in der Wahl des romanischen *pissen* dem nds. *mygen* von KBU gegenüberstehn, läßt die Geltung des deutschen Wortes in allen modernen nds. Mundarten von heute nur die Annahme einer literarischen Abhängigkeit bei LB zu. Ist in den drei Texten dasselbe Wort gebraucht, so wird es in den meisten Fällen ein gesamtnd. sein, es kann aber auch bloße Aufnahme eines Ausdrucks der westnd.-ndl. Gruppe in die Lübecker Bibelbearbeitung vorliegen, wie das bei *geck* töricht (Pred. 10,3) und bei *spänen* (*also als een kint gespennet is van sinre moder* Psalm 130 (131),2) angenommen werden muß. Nur scheinbar ist die Gleichheit 2. Mos. 26,9, wo 'in fronte tecti' der Vulgata in KBU mit *upp der vursten des dakes*, einem als

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0041

Förste f. in die ndl. Siedlungsgebiete übertragenen Worte, wiedergegeben wird, während der Lübecker Übersetzer zu einem unregelmäßig gebildeten Superlativ von *vorne* greift: *in deme vornsten des dakes*. Ahldén 194 müht sich, beide Wörter sprachlich zu verbinden.

Beispiele der oben gebotenen Aufzählung veranschaulichen den Inhalt des westfäl.-ndfrk. Sprachverbandes; dieser setzt sich aus einem deutschen und einem romanischen Teil zusammen. Den ersten trug die fränkische Landnahme ins romanische Gebiet, der zweite strahlte über Köln nach Westfalen zurück und gewann nd. Boden dazu. Diese Jahrhunderte hindurch währende Ausbreitung, welche durch staatliche und kirchliche Kräfte begonnen und durch Wirtschaft und Kultur gefördert wurde, schloß der Siedlerzug des 12. Jahrhunderts, der mit dem ndl. Bestand seiner Sprache die darin vertretenen romanischen Wörter in den Osten brachte, ab. Der Zuwachs kam damit nur in die besiedelten Gebiete hinein, während das übrige Niederdeutschland an ihnen nur auf dem ndfrk. Boden der Romania oder an deren Rande, günstigstenfalls bis zur Weser Anteil hatte. Daß also Nordniedersachsen und Ostfalen die letzt ausgeführte romanische Gruppe entbehren, kennzeichnet sie als zugehörig zur Sprache der Auswanderer des 12. Jahrhunderts und gestattet so eine Scheidung der beiden Gruppen. Indem nun aber ein Teil der letzten vom märkischen Raum ins Nds., insbesondere nach Mecklenburg vorstößt, erwächst für die Forschung die Gefahr, solche romanischen Sprachelemente der ersten Gruppe zuzurechnen. Diese ist bislang unerkannt geblieben und ein wichtiges Stück der nd. Sprachgeschichte unrichtig gesehen worden. Außer den Ausdrücken *enken*, *Gräner*, *Kolter*, *Lemmer*, *Linte*, *Maar*, *Mörtel*, *pissen*, *Popelion*, *pulßen*, *Pütte*, *Riechel*, *Sponde*, *Stil*, *Term* und dem Suffix *-ster*, die in der märkischen Sphäre auftreten, sind die vom Mecklenburgischen aufgenommenen Lehnwörter *Aust*, *Kumme*, *Lake*, *Micke*, *Pelle*, *Punge*, *Spind*, *Tine* der letzten Zufuhrperiode zuzuweisen. Indem ich mich für die erste Schicht gleichfalls auf Mecklenburg, dessen sprachlicher Zustand sich zur Zeit am deutlichsten übersehen läßt, beschränke, führe ich an der Hand des von Frings in seiner „Germania Romana" erörterten romanischen Wortschatzes, das auf deutschem Boden anzutreffen ist, die hier vorhandenen Wörter der älteren Entlehnungsperiode auf, ohne dabei die Herkunft aus Italien und dem Südwesten auszuschließen. Es sind die Abkömmlinge von lat. *aequare*, *almosina*, *apostolus*, *aquaeductus*, *astracum*, *bacca (baccus)*, *bestia*, *botyrum*, *buttis*, *campus*, *candelabrum*, *canna*, *cappa*, *carrus*, *castanea*, *catapulta*, *catena*, *caupo*, *cava*, *cepa*, *cista*, *clocca*, *clōstrum*, *creta*, *cuprum*, *custor*, *decuria*, *delere*, *diabulus*, *episcopus*, *excurtium*, *facula*, *femella*, *feria*, *firmus*, *flamma*, *fontem*, *furca*, *kyrikon*, *lactuca*, *lagella*, *laricem*, *meta*, *miscere*, *offerre*, *oleion*, *pacta*, *paganus*, *pascuum*, *patrinus*, *pauta*, *pensile*, *picem*, *piluccare*, *pilum*, *pipa*, *pipita*, *pluma*, *pondus*, *pontem*, *porta*, *postis*, *pottus*, *presbyter*, *provenda*, *prunum*, *putare*, *quietus*, *remus*, *scamnum*, *secum*, *sicila*, *signare*, *simila*, *spicarium*, *stipem*, *tamisium*, *tegula*. Die Reihe ist nicht vollstän-

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0042

dig; sie enthält auch die gallischen Wörter, die durch das Latein hindurchgegangen sind. Soweit diese Wörter in den ndl. Siedlungen vorkommen, dürfen sie nicht aus der Sprache der Siedler hergeleitet werden, wenngleich sie dem Ndl. angehören; denn sie sind an ihrem Auftreten im gesamten nds. Gebiet als frühestes kulturelles Wandergut kenntlich.

Der niederländische Wortschatz des Unterweser- und Unterelbegebiets und Ostholsteins

Ich stelle nun den ndl. Wortschatz des Unterweser- und Unterelbegebietes dar mit Einschluß der Eutiner Holländersiedelung und ihrer Nachbarschaft, zunächst den gemeinsamen, sodann den besonderen der Wesermarschen und des linkselbischen Uferstreifens und danach das holsteinische Sondervorkommen. Doch haben sachliche Gruppen den Vorrang, auch wenn einzelne ihrer Glieder nur Teilbezirken eigen sind. Sowohl der geschichtliche Gang der Ansiedlung wie der Zwang, den die sprachlichen Hilfsmittel auferlegen, bestimmen diese Aufteilung. Die dialektgeographischen Angaben beschränken sich hier auf das behandelte Gebiet; nur in einzelnen Fällen, wo es notwendig erscheint, wird die weitere Verbreitung berücksichtigt.

Gemeinsam sind beiden Marschbezirken die Ausdrücke, welche die von den Holländern angewandten Verfahren und Mittel bezeichnen, womit das Wasser gebändigt und der Boden für Weide und Ackerbau brauchbar gemacht wurde. Wir beginnen mit den Entwässerungsanlagen und lassen den Deichbau folgen.

Die überschüssige Wassermenge einer Dorfgemarkung fließt durch Gräben, welche die von der Dorfstelle bis zum Ende der Flur verlaufenden Hufen in regelmäßige Streifen der Länge nach aufteilen und von einander abgrenzen, zum Hauptgraben ab. Dieser ist an der tiefsten Stelle in einer Breite von 1½ bis über 3 m[1] quer zu den Ackerstreifen und ihren Längsgräben ausgehoben. Von ihm nehmen das Wasser natürliche Wasserläufe, Auen oder Fleete, oder künstliche Auslaßgräben auf und führen es den beiden Strömen zu. In einigen Fällen münden die Abflußgräben der Gemarkungen unmittelbar in die Ströme. Dient der Hauptgraben somit als Abzugsgraben, so kann er bei Dürre auch die Rolle eines Zuflußgrabens übernehmen, indem Flutwasser durch die Siele und Schleusen in die Wasserläufe eingelassen wird. Als Beispiel solcher Entwässerungsanlage bietet Aug. Meitzen, Siedelung und Agrarwesen[2] 2, 35 die Flurkarte von Siebenhöfen in Hollern bei Stade, einer der ersten holländischen Gründungen. Sie ist wie alle Entwässerungsanlagen in den Marschen dem Zweck und der Sache gemäß, indem sie nicht nur das Land von der Wasserlast in vollkommener Weise befreit, sondern zugleich die einzelnen Besitzstücke von ein-

[1] Die genauen Maße für Hadeln, Kehdingen und das Alte Land bei Aug. Meitzen, Siedelung und Agrarwesen der Westgermanen und Ostgermanen, der Kelten, Römer, Finnen und Slawen 3, 390.

[2] So abgekürzt künftig zitiert.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0043

ander scheidet, so daß eine Änderung seit ihrer Einrichtung unvorstellbar ist. Daher darf sie in all ihren Teilen auf ihre Schöpfer, die Holländer und deren Helfer, zurückgeführt werden. Die Holländer nun gaben dem Abzugsgraben der Dorfflur den heimischen Namen Wäteringe f. Daß den holländischen Siedlern in der gesamten Anlage freie Hand gelassen wurde, da sie ja allein die nötige Sachkenntnis dafür besaßen, lehrt die Urkunde von 1181, welche den Geschworenen und dem Richter des östlichen Hollerlandes (östlich Bremen) gestattet, den Abfluß aus der *weteringe* zu bestimmen und damit die entscheidende Frage der Vorflut zu regeln[1]. Die holländischen Marschen sind das Ursprungsland des Wortes wie der Sache; von hier ist beides nach Süden und nach dem Norden, nach Flandern und in die Gegend, der unsere Untersuchung gilt, gewandert. Das Mndl. und das Mnd. Wörterbuch bieten frühe Belege, weitere finden sich für Flandern bei Warnkönig[2] und für Holstein in der Abhandlung von Herm. Jellinghaus, Holsteinische Ortsnamen S. 311[3]. In der Form *Wettern* ist das Wort im Weser- und Elbmarschgebiet allgemein üblich; Nd. Kbl. 11,44 wird es aus der Marsch zwischen Artlenburg und Bleckede angeführt. Diese Kurzform begegnet zuerst 1685 in Raa bei Elmshorn[4] und ergibt sich aus der bereits um 1200 bemerkbaren Kürzung des *-ing* zu *-en*[5]. Mensing führt daneben noch die älteren Formen *Wätering*, *Wäterung*, *Wettering*, *Wetterung* an und belegt das Wort auch für Dithmarschen. Das friesische Gebiet der Niederlande hat das Wort nach dem Mndl. Wdb. gleichfalls, in Ostfriesland ist es auch vorhanden. Die Bedeutung Deichverband, die sich im 12. und 13. Jahrhundert in Holland und Flandern gebildet hat, ist an Weser und Elbe nicht nachzuweisen. *Wäteringe* ist von wätern das überschüssige Wasser ableiten geformt. Außer dem Brem. Wb. und Mensing, der es aus dem 18. Jahrhundert in Verbindung *watern nah* und *watern up* anführt, belegt das Verbum mehrfach Detlefsen[6].

Ein Bestandteil der Entwässerungsanlage ist die Waterlöse, -lose, -lösung; das ist der Auslaß-, der Schleusen- oder Sielgraben, welcher das Wasser an die Ströme oder Auen führt und durch Siele oder Schleusen an sie

---

[1] '*Weteringe* autem deducetur, quo eis, qui sworenen dicuntur, placuerit et iudici' Kötzschke[2] 5. Die oben gebotene Auslegung ist durch 'quo' und 'de-' bedingt.

[2] L. A. Warnkönig, Flandrische Staats- und Rechtsgeschichte 2, 2, 9; 29; 51; 148; 149 mit geschichtlichen und rechtlichen Mitteilungen.

[3] In der Zeitschr. d. Gesellsch. f. schlesw.-holst. Geschichte 29 (1900), 203—327.

[4] Im Raaer Land- und Deichrecht, behandelt von D. Detlefsen, Geschichte der holsteinischen Elbmarschen S. 114 (Glückstadt 1891) 1, 373: 'ein Jeder den Dam so woll machen als die *Wetteren*'.

[5] *bucken* aus *bucking*, vgl. Paul Dohm, Holsteinische Ortsnamen S. 114, in der Zeitschr. d. Ges. f. schlesw.-holst. Gesch. 38 (1908), 109—260.

[6] A. a. O. in verschiedener syntaktischer Verwendung: '(dat) weme dat even kumpt, darin moge *wetteren*' (Kirchspiel Wilster 1438) 1, 351; 'uppe dat de argeste acker moge *wettern* mit dem guden' (ebda 1438) 1, 352; vgl.: 'wente myn land en *weterd* in den Ziel nicht' (1505) Brem. Wb. 5, 207; ferner: 'de Sumpe . . ., so nicht in de nien *Wetteringe* gerühmet edder *gewettert* werden konnen, frey und ungehindert in de Landtschedinge *wettern*' (Kremper Marsch 1589) Detlefsen 2, 492.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0044

abgibt. Eine Bremer Urkunde von 1288 (Brem. Urkundenb. 1,482) besagt: 'omnes aquaeductus . . ., quos in hoc loco expressius nominando *waterlosinge* appellamus'. In der Osterstader Marsch heißen drei der Wasserzüge, welche durch Siele in die Weser auslaufen, die Offenwarder, die Norder- und die Süder-*waterlose*. Das Brem. Wb. versteht unter *Waterlöse* einen Siel- oder Schleusengraben und das städtische Siel. Mensing beschreibt sie als einen größeren Abzugsgraben, der das Wasser aus den Abzugsrinnen *(Grüppen)* aufnimmt und zur nächsten Au weiterleitet. In derselben Verwendung wird das einfache *Löse* und eine umlautlose Form *Lose* gebraucht; diese tritt häufig in Orts- und Flurnamen wie *Damelose, Huntlosen, Moorlosen, Ratlosen* auf, wie sie auch in der Altmark und ihrem Nachbargebiet vorhanden sind. Das Fehlen des Umlauts spricht für holländische Lautgebung. Diese hat bisweilen Namen aus der Zeit vor der Siedlung betroffen, wie *Huntlosen* lehrt, das im Corveyer Güterverzeichnis (1107—1113) vorkommt und später in den Bereich der ndl. Ansiedlungen geraten ist. In Westfalen scheint nach der Liste bei Jellinghaus, Westfäl. Ortsnamen[3] 136 die umlautlose Form *Lose* vorzuherrschen; sie war also auch im Nds. möglich. An der Unterweser erklärt sich die Doppelheit aus nds. und ndl. Quelle. Verbum und Substantiv sind im Deutschen auch sonst in dieser Verwendung geläufig; das schweiz. *lösen* Flüssigkeit aus einem Gefäß gießen, ein Gefäß ausleeren (Schweiz. Id. 3,1442) und *Lösi* f. eine Lache Flüssigkeit (1445) entspricht genau. Ein *Moor lösen* heißt demnach es entleeren, entwässern, und die Bemühung um eine andere Etymologie, so wie J. Sahlgren das schwed. *-lösa* in Ortsnamen mit as., ags. *lûtan* neigen verknüpft (vgl. Mansion, De voornaamste bestanddeelen der Vlaamsche plaatsnamen 101), ist somit überflüssig. Auch im Ndl. sagt man *het water loozen* das Wasser abführen. Das Rheingauer Landrecht in einer Handschrift vom Ende des 14. Jahrhunderts hat *wasserlose* Ableitung des Wassers (J. Grimm, Weistümer 1,540). Einige obd. Orts- und Flurnamen enthalten aber das Subst. *wazzerlôsî* f. Wasserlosigkeit oder das Adj. dazu, so das bei Förstemann-Jellinghaus genannte *Wazerlose* von 1190, heute *Dörrenwasserlos*, BA. Bamberg.

Von den übrigen mndl. Zusammensetzungen mit *Water-* läßt sich keine mehr als Entlehnung nachweisen. Watergang m., das bei Detlefsen[1] für *Wetterung, Waterlöse* und auch für *Au* begegnet, ist nach dem D. Wb. 13,2403 in der Bedeutung Wasserlauf allgemein im deutschen Sprachgebrauch bekannt, so daß die Verknüpfung mit dem bei Verwijs-Verdam 9,1813 reich bezeugten mndl. Wort aussichtslos erscheint. Watertog m.[2] und Watertucht f.[3] aber sind heimische Bildungen, das letzte Wort überdies eine Übersetzung des lat. 'aquaeductus'[4].

[1] D. Detlefsen, Die holsteinischen Elbmarschen 1, 191; 200; 351.
[2] Ebda 1, 352 f.
[3] Ebda 1, 352.
[4] Dagegen geht das altmärkische *Waterlate* f. 'Wasserlasse', Entwässerungsgraben auf das entsprechende mndl. Wort zurück.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0045

Ein afries. Beleg des 11. Jahrhunderts[1] und die Verbreitung in modernem Friesisch kennzeichnen Sloot m. Graben als ein nordwestdeutsches Wort. Es fehlt aber dem Engl. und mag daher auch dem Sächs.-Holsteinischen abgegangen sein, während es im Westfälischen vorkommt. Der dialektgeographische Befund, soweit ihn Mensings Angaben umreißen, scheint für das Nordfriesische als Ausgangspunkt zu sprechen; von hier wäre die Westküste mit Dithmarschen erfaßt. Aber das Auftreten in der Wilstermarsch kann aus dem friesischen und dithmarsischen Gebiet nicht hergeleitet werden; diese beiden Gegenden haben für die Elbmarschen keine Rolle als Anregerinnen in der Landeskultur gespielt. Vielmehr werden sie selbst von Holland aus im 17. Jahrhundert wirtschaftlich gefördert. Noch weniger kommt Ostfriesland für die Unterweser als Lehrmeister in Betracht. Vielmehr drängen alle Erwägungen zur Annahme hin, daß in *Sloot* ein holländisches Einwandererwort des 12. Jahrhunderts vorliegt. Nicht widerstrebt der Bedeutungswandel, der im Weser- und Elbbezirk eingetreten ist, wo nur die allgemeine Bedeutung Graben gilt, während in Dithmarschen gar die schnurgeraden, 3 bis 6 m breiten und 2 bis 3 m tiefen Abzugskanäle damit benannt werden. Diese Bedeutung entfernt sich stark von der ursprünglichen der holländischen Gegenden, die auch in Ostfriesland und im Emsland weiterbesteht: Einfassungs-, Abschließungsgraben[2]. Mit ihr deckt sich der etymologische Sinn des Wortstammes, der zu *slûtan* schließen gehört, und damit rückt der Gebrauch des Wortes als Fachausdruck in die frühe Kulturperiode des niedrigen Bodens wie auch des Geestlandes zurück, als die Aufschließung in Blockstücke und die etwa erforderliche Entwässerung durch einen rings herum gezogenen Graben dem Bedürfnis vorerst und bei höherer Lage dauernd genügten[3]. Dem

[1] Der Ortsname *Ekerslato* bei Förstemann-Jellinghaus, Altdeutsches Namenbuch 2, 1, 61; vgl. Th. Siebs, Zur Gesch. d. engl.-fries. Sprache 1, 275.

[2] Er hinderte das Weidevieh am Betreten des Nachbargrundstücks; die älteren Wörterbücher heben diesen Zweck hervor, vgl. Plantijns Angabe 'un fossé autour une prayerie pour enclorre les bestes' bei Verwijs-Verdam 7, 1299.

[3] Wie Meitzen, Siedelung und Agrarwesen 2, 36 ff. ausführt, liegt diese Behandlung des niedrig gelegenen Bodens vor der Einrichtung der Seedeiche. Sie hat in verschiedenen Gegenden der Niederlande ausgereicht und ist dort bis auf unsere Zeit unverändert geblieben. 2, 38 weist Meitzen die Flureinteilung in Blöcke mit den einfassenden und abgrenzenden Gräben auf den seeländischen Inseln Walchern und Schouwen sowie in geringerem Maße auf den Nachbarinseln nach; nördlich des Rheins kommt sie um Haarlem vor; viel weiter verbreitet ist sie in Friesland. Das System der geraden Gräben ist dagegen für die eigentlichen Seemarschen, in denen der Entwässerungszweck sie erzwingt, da der Wasserüberschuß nur auf diese Weise bewältigt werden kann, unumgänglich. Wohl liegen Nachrichten über frühe Eindeichungen in friesischen Gebieten vor (s. Meitzen a. a. O. 2, 46), aber in der Provinz Friesland ist nur ein geringer Teil des Landes in Streifen aufgeteilt. Daraus läßt sich schließen, daß die Urbarmachung nasser Marschen hier nicht den Umfang erreicht hat wie in Holland. Dafür läßt sich auch die Tatsache ausdeuten, daß in den friesischen Ländern die fränkische Königshufe wenig Eingang gefunden hat, vgl. Meitzen 2, 47; 50. Mit dieser war die feste, nur durch gerade Längsstreifen zu erzielende Größe gegeben und fand sich als Scheide das System der Parallelgräben als bequemes Mittel leicht ein. Aus dieser Sachlage folgt, abgesehen von dem Fehlen jeglichen friesischen Spracheinschlages in den Weser- und Elbkolonien, daß eine Annahme westfriesischer Siedelung in diesem Gebiet nicht in Betracht gezogen werden darf.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0046

neuen System der Marschhufen mit den geradlinigen und parallelen Gräben konnte das Wort nur in der abgeschwächten Bedeutung Graben, Grenzgraben dienen. Diese schließt aber den Zusammenhang zwischen dem Wort unseres Gebietes und dem holländischen nicht aus. Vom ursprünglichen Sinn rücken der Niederrhein und Westfalen sowie teilweise der fries. Norden ab: *sloit poil* Teuthonista; *slôt* m. kleine Pfütze mit schmutzigem Wasser, mit Wasser gefülltes Loch im Fahrgeleise Woeste-Nörrenberg 241[b]; Pfütze Vehslage, Die Mda. des Artlandes 13; *Sloot, Slaut* eine Pfütze, ein Aal Strodtmann 215; *Sluat* Wasserlache, Tümpel Boy P. Möller, Söl'ring (Sylter) Uurterbok 237[a]; nordfries. *Sluot* Teich Jellinghaus in Zs. d. Ges. f. schlesw.-holst. Gesch. 29, 299; auf den Halligen Wasserrinnen im Watt, kleine Wasseransammlung, durch das Torfgraben oder auch durch häufiges Abgraben der oberen Schichten zum Werftenbau entstanden Mensing 4,558. Dagegen hat die Wiedingharde die Bedeutung Graben[1]. Auf der Karte 65 bei R. Warnecke, Haus und Hof in der nd. Sprache zwischen Weser und Hunte (1939) erstreckt sich von Westen und Süden an die Grenze der ndl. Siedlungen heran das aus dem afries. *slât* hervorgegangene ostndl. *slat* n. groote plas of drassige plek, inzonderheid op een heide (Ndl. Wdb.; Gallée, Wdb. van het geld.-overijs. dial. 61[b]), *Slatt Schlatt* ein flacher Heidetümpel Focke in Abh. hg. v. naturw. Ver. zu Bremen 15,51; *Schlatts* Pl. die kleinen, runden, beckenartigen Einsenkungen der Grundmoräne, die mit Wasser gefüllt sind Heimatk. d. Reg.-Bez. Stade (1909) 1,77. Die Niederlande kennen dazu ein Verbum *slatten* den Schlamm aus *Slooten* herauswerfen, ausbaggern. Das Wort *Slatt* bezeugt einen östlichen Vorstoß über Land, südlich am Emsland und nördlich am Osnabrückischen vorbei, dessen Ursache, Geschichte und lexikalischer Umfang von der „Flämischen Heerstraße" Bremen—Wildeshausen—Damme—Löningen abhängt, vgl. G. Sello, Die territoriale Entwicklung des Herzogtums Oldenburg (1917) 164f.; Herm. Lüssenhop, Histor. Dialektgeographie im Gebiet der früheren Grafschaften Hoya und Diepholz. Dissertation in Maschinenschrift Marburg 1925. S. 134.

Die vorher behandelten Ausdrücke waren Kunst- und Kulturwörter. Im Gegensatz dazu gehört der Begriff Fleet n. zur Natur. Dies Wort ist älter als jede Kultur des Bodens und trägt mit sich die Vorstellung des unberührten Naturzustandes, als die Gewässer ihren freien Lauf verfolgten. *Fleete* sind kleine oder größere Wasserläufe, welche die Uferränder der Hauptströme durchbrechen und in diese oder in Auen münden, mit einem anderen deutschen Worte bezeichnet, sind es Bäche. Kleiner als Auen fließen sie neben diesen her oder streben ihnen zu. Daß ihr Name älter als die

[1] Ältere etymologische Deutung geht von der Bedeutung Sumpf, Pfuhl aus und zieht nd. *slôte* Schloße, Hagelkorn heran; sie ist abzulehnen. Eine größere Zahl von Belegen mit den Bedeutungen Pfütze, Regentümpel, Wagenspur mit Wasser darin, kleine Menge Wasser oder Milch teilt mir freundlicherweise das Archiv des Westfäl. Wb. mit; sie reichen bis in die Kreise Soest, Arnsberg, Meschede nach Osten.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0047

holländische Siedlung und daher der sächsischen Sprache zuzuschreiben ist, folgt aus den historischen Zeugnissen. Deren ältestes in dem Ortsnamen *Badenfliot* enthalten zum Jahre 809 Einhards Jahrbücher, es wird dem Namen der Gemeinde Beidenfleth in der Wilstermarsch gleichgesetzt. Andere, wie sie die Ortsnamen *asflete* (im Kirchspiel Kollmar 1100), *uppenfleth* (Haseldorfer Marsch 1100)[1], *Rechtenfleth* (in der vita Willehadi), *Wurtfleth* (Osterstade 1059)[2], *Tuttenfliet* (1072), *Tuinumfliet* (Twilenfleth) (1059)[3] bieten, liegen ebenfalls vor der holländischen Zuwanderung. Mag daher auch Förstemann[4] das gehäufte Auftreten solcher Ortsnamen in wenigstens 30 Fällen um beide Ufer der Elbmündung und ihr Überspringen ohne Verbindung an die Wesermündung und dann an die Nordostseite des Dollart auffällig finden und in Beziehung setzen zu ihrem Vorkommen an den niederländischen und belgischen Küstenlandschaften, ist damit doch kein geschichtlicher, wohl aber ein ursprünglicher sprachlicher Zusammenhang gegeben. Diesen bestätigen die ags. Ortsnamen auf *-fleet*, die in die Anfänge der ags. Herrschaft über England hinaufreichen. Ein Teil der Orte mit Namen auf *-fleth* ist heute verschwunden; es waren sächsische Dörfer auf den hohen Ufern der Elbe und Weser, welche Sturmfluten zum Opfer gefallen oder durch die neuen Dorfanlagen verdrängt worden sind. Aber wenn von den 23 Fleeten, welche Detlefsen[5] in den rechtselbischen Marschen aus Ortsnamen erschließt, fast keins mehr nachgewiesen werden kann, so läßt sich dieser Umstand nur als ein Zeugnis für die Wasserverhältnisse vor dem Beginn der neuen Bodengestaltung durch die Deichbauer und Besiedler der Marschen begreifen. „Jene Namen weisen auf ganz andere Entwässerungsverhältnisse hin, als jetzt in den Marschen vorhanden sind“ (Detlefsen 1, 73). An die Stelle der *Fleete* sind gegrabene, geradlinige *Wetterungen* getreten, welche mittels Schleusen das Wasser unter den Deichen hindurchführen und damit das ältere Sielsystem in den meisten Fällen ersetzen. Keine dieser *Wetterungen* trägt den Namen der früheren *Fleete*. Der Deichbau hat den Untergang der *Fleete* herbeigeführt. Wo *Fleete* noch in den Marschen vorkommen, sind sie als Arme der Elbe oder ihrer Zuflüsse erhalten. In Dithmarschen jedoch hat man auf die Anlage von *Wetterungen* verzichtet und den natürlichen Wasserläufen die Aufgabe der Wasserabfuhr zugewiesen. Darum sind diese Wasserläufe mehr oder weniger gekrümmt und tragen den Namen *Fleete*. Die *Fleete* der Stadt Hamburg, schiffbare Kanäle, sind Verzweigungen der Elbe. *Fleete* als Bäche im alten Sinne besitzt noch die Wesergegend nach dem Zeugnis des Brem. Wb.

---

[1] Aus der Namenliste bei P. Dohm in der Zeitschr. d. Ges. f. schlesw.-holst. Gesch. 38 (1908), 169.

[2] Ed. Otto Schulze, Niederländische Siedelungen in den Marschen an der unteren Weser und Elbe. Phil. Diss. Breslau 1889. S. 24.

[3] Ebda S. 59.

[4] Ortsnamen 33.

[5] A. a. O. 1, 72—74.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0048

Beke f. Bach in den holsteinischen Elbmarschen und in der Gegend von Neumünster ist, wie S. 183 ersichtlich wird, aus den Niederlanden eingeführt.

Schwierig ist die Entscheidung bei Delf m. Graben und delwen graben. Altes Vorkommen in Schleswig und Holstein beweist das ags. *delfan* und Belege aus Neocorus für Dithmarschen bei Schiller-Lübben 1,502ª. Mensing, Jellinghaus [1] und Detlefsen [2] kennen *Delf* nur in Ortsnamen. Das gemeindeutsche Wort scheint in Holstein und in Nordwestdeutschland früh ausgestorben zu sein. Jellinghaus hält es in Holstein für ndl. und meint, es sei vielleicht durch westfriesische Kolonisten wieder eingeführt worden. Im Friesischen ist das Wort altheimisch, aber friesische Siedler kommen für die Weser- und Elbmarschen nicht in Betracht, und Dithmarschen hat in der Kunst des Entwässerns nie die Lehrerrolle gespielt. So scheint doch Herkunft aus den Niederlanden, wo es von jeher ein geläufiges Wort gewesen ist, eine sehr wahrscheinliche Annahme.

Germ. *dōliō-* kleines Tal, ahd. *tuolla,* mhd. *tüele* Vertiefung, anord. *dœl* kleines Tal kommt auf dem gesamten obd. Gebiet vor (schweiz. *Tüele* f. Vertiefung in Weichem; els. *Duele* f. lange, tiefe Grube; bair. *Duele* f. Vertiefung an einem Körper; schwäb. *Duele* f. eingedrückte Vertiefung an weichen Gegenständen) und erscheint auch, durch das rhein.-mfrk. *Dülle* f. Einsenkung in kleine Gegenstände verbunden, im Ndfrk. als mndl. *doel* m. n. Graben als Grenzscheide und Wall als Schießstand. Die dem Ndl. eigene ältere Verwendung des Wortes, zu der erst viel später die bürgerliche Kultur die zweitgenannte gesellt, erwächst aus derselben Ursache, der *Sloot, Term* entspringen, und verfolgt den Zweck, die Einzelwirtschaft des Bauern von der nachbarlichen abzugrenzen. An ihr erkennt man daher die ndl. Herkunft des in den bremischen Marschen begegnenden Wortes Dole f. kleine Grube mit einer dabei aufgeworfenen Sode, welche auf dem Lande zu einem gewissen Merkzeichen dient (Brem. Wb.). Das bei Mensing von der schleswigschen Westküste gemeldete *Dool* m. Zeichen aus Erdschollen oder Steinen, das man im Felde oder Walde irgendwo setzt, um einen bestimmten Ort wiederzufinden, das ins Plattdän. als *Duel* eingegangen ist, und das nordfries. *Dôl* f. Feld- und Grenzmarke (Jensen) rühren aus der späteren wirtschaftlichen Beziehung zu den Niederlanden her; das verrät auch die unursprüngliche Bedeutung, welche statt des Grenzgrabens nur noch den Erdwall und -haufen kennt. Aus den Niederlanden stammt das ostfries. *Dole* Grenzzeichen (Pfahl, Stein, Erdloch, Rinne, Graben), welches man setzt oder gräbt, um die Grenze zwischen benachbarten Grundstücken zu bezeichnen und festzustellen.

Auch für Grüppe f. schmaler Graben in den Wiesen oder zwischen den einzelnen Stücken eines Marschackers oder einer Marschweide fällt die Entscheidung, ob es an die ansässige oder die eingeführte Sprache zu weisen sei,

[1] Holsteinische Ortsnamen a. a. O. 208; 234.
[2] Die holsteinischen Elbmarschen 1, 45 F. 1.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0049

schwer. Heimisches Vorkommen möchte die weite Verbreitung in Holstein und der reiche Gebrauch, auch die Sonderbedeutung Jaucherinne im Stall hinter dem Vieh empfehlen. Die Westküste besitzt dazu das Diminutiv Grüppel n. (Mensing 2,503). An der unteren Weser ist nach der Karte 63 bei Rudolf Warnecke, Haus und Hof in der niederdeutschen Sprache zwischen Weser und Hunte (Marburg 1939) das Wort über das ganze Aufnahmegebiet verbreitet und scheint noch weiter landeinwärts zu reichen. Im Nord- und Ostfriesischen ist es gebräuchlich. Anderseits fehlt es dem Mnd. gänzlich; der Beleg bei Schiller-Lübben 6,145[b] gehört ins Ndl. Die Bedeutungs- und Formentfaltung ist in gleicher Weise dem Ndl. eigen, und vor allem weisen die Entrundung, die sich in dem linksufrigen Siedelungsgelände bei Bremen als *Grippen* auf der Warneckeschen Karte zeigt und in der Form *Gripp* m. in Dithmarschen durch Mensing bezeugt wird, und die Senkung in der Form *Gröpp* (Mensing 2,503), beides Lautwandlungen, für welche die holsteinisch-bremische Mundart kein Lautgesetz kennt, auf die Beziehung zum Holländischen, wo *greppe, grippe* die gewöhnlichen Formen sind, hin. An der bremischen Siedlungsstelle ist *Grippe* somit sicher erst durch die holländischen Bauern eingebürgert worden. Holsteins Vorkommen ist geschlossen nur in den Marschen. Dithmarschen hat das Wort anscheinend unmittelbar aus Holland durch die Lehrer des Deichbaus bezogen. Die Neigung, sich über die anfänglichen Siedlungskreise auszubreiten, erklärt sich aus dem Vorteil, den die *Grüppen* boten und der zur Nachahmung anreizte.

Das später ausführlich zu besprechende romanisch-fränkische Pütte (um Bremen *Putte*) kennt Richey als Ziehbrunnen; im Marschlande nennt man so das Wasserloch an den Deichen, aus dem man Erde für den Deich geholt hat. In beiden Bedeutungen ist das Wort Einfuhrgut der holländischen Siedler. Dagegen hängt das Vorhandensein der Bedeutung Pfütze, Gosse mit gesamtdeutscher Ausbreitung des romanischen Wortes zusammen.

Jeglicher Fortschritt in der Nutzbarmachung des sumpfigen Geländes war von der erfolgreichen Abwehr der Flut des Meeres und der großen Ströme abhängig. In Holland und Flandern hat man die Kunst Deiche zu bauen zuerst erlernt; vom 11. Jahrhundert an werden dort die Marschen durch hohe Dämme, die sich gegen das Meer und die Strombetten in sanfter Böschung und in zweckvollen Absätzen herniederneigen, gegen den zerstörenden Einbruch der Fluten gesichert. Wiederholte Katastrophen ungeheuren Ausmaßes steigern den Willen, den wertvollen Weide- und Ackerboden zu behaupten, und die Geschicklichkeit in der Anlage der Schutzdämme. Feste Auslaßtore regeln den Abfluß und gestatten die Aufnahme des Wassers zur Bewässerung in Dürreperioden. Ein System von rückwärtigen und seitlichen Dämmen mehrt die Widerstandskraft des Hauptdammes. Gewiß sind vor dem 11. Jahrhundert Schutzbauten gegen Wassersgefahr geschaffen worden. Die Niederlande haben solche Anlagen schon in der Römerzeit erhalten, an der unteren Elbe sind sie durch Erhöhung der Flußufer oder durch Aufschüttungen zwischen den Wurten, künstlichen An-

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0050

höhungen im niedrigen Gelände, auf denen die Häuser gebaut wurden, geschaffen worden[1], und in der Altmark bezeugt Helmold[2] Dämme von der Hand der Sachsen. Aber all diese Bauten haben dem Notstand nicht abgeholfen, weil sie nur Behelfe waren, die immer wieder versagten. Es fehlte ihnen offenbar die Höhe, die Breite, die sachgemäße Abschrägung nach der Flutseite und das System der ergänzenden Seiten- und Hinterdämme. Mit dem neuen Ausdruck Dik m. Deich ist die endgültige Ausführung bezeichnet. Prüfen wir die Geschichte dieses germ. Wortes, so muß daraus der Beweis für die Schlüsse aus den geschichtlichen Nachrichten über die Entwicklung des Deich- und Entwässerungswesens zu erbringen sein.

Jacob Grimm hat im D. Wb. 2,904 die doppelte Bedeutung Deich und Teich zeitlich und räumlich festgestellt; ins Hochdeutsche scheint die erste nicht vor dem 18. Jahrhundert und noch dazu in eng umgrenzter fachlicher Verwendung Aufnahme gefunden zu haben, ihre Heimat ist das nd. Sprachgebiet. Die alten germ. Sprachstufen, das Friesische und Aengl. ausgenommen, kennen *dîk* nur als Fischteich oder Graben; auch die beiden as. Belege der Freckenhorster Heberolle (Wadstein, Kleinere altsächsische Sprachdenkmäler 33; 36) deutet Jacob Grimm mit Recht so. Der fortdauernde Gebrauch in Westfalen und in ganz Deutschland, wo selbst Flußdeiche in den Mundarten wie in der Verkehrssprache als *Dämme* oder *Wälle* bezeichnet werden, bestätigt diese Auffassung. Nur amtliche und fachliche Ausdrucksweise verwendet das Wort *Deich*. Ausgenommen sind die Küsten der See in Friesland, den Niederlanden, auf englischem Boden und in den Weser- und Elbmarschen. Das Friesische kennt nur die Bedeutung Damm von jeher. Das stimmt zu den geschichtlichen Nachrichten von der Geschicklichkeit der Friesen als Wasserbauer und ihrem frühen Deichbau im eigenen Lande. Zur vollen Ausbildung aber ist diese Kunst erst bei den Holländern gelangt, vielleicht nach Anregung durch die Friesen. Sprachgeschichtlich betrachtet, ist die Bedeutung Deich eine Entwicklungsstufe einer Grundbedeutung, die an sich nur die Arbeit des Grabens bezeichnet. Denn das ags. Verbum *dician* heißt graben, den Boden ausheben, auswerfen. Daß somit der ursprüngliche Sinn durch die Bedeutung Teich ausgedrückt wird, liegt in der Sache und wird durch die Übereinstimmung der ältesten germanischen Sprachzeugnisse bewiesen. Der Begriff Damm zeugt von der Beachtung der ausgeworfenen Erde und stellt die Nötigung, die dazu führte, eindringlich vor Augen. Wenn der neue Wortsinn den ursprünglichen gar verdrängen konnte, besagt dieses Ergebnis den starken Druck zu dieser Entwicklung. Die friesischen Gebiete als Küstenlandschaften mochten für den alten Sinn keinen Raum mehr geboten

[1] Sommerdeiche der sächsischen Bevölkerung im Alten Lande, welche vor dem Eintreffen der Holländer angelegt worden sind, werden im Stader Archiv N. F. 25, 64 f. nachgewiesen.

[2] Buch 1, Kap. 89 (88): 'siquidem has terras Saxones olim inhabitasse feruntur, tempore scilicet Ottonum, ut videri potest in antiquis aggeribus, qui congesti fuerant super ripas Albiae in terra palustri Balsamorum'.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0051

haben, während tiefer ins Binnenland sich erstreckende Sprachlandschaften wie die niederländische an der binnenländischen Bedeutung eine Stütze hatten. Die ndl. Sprachaufzeichnungen setzen spät ein, und es ist nicht ausgeschlossen, daß auch die ndl. Küstenstrecken so zeitig wie die friesischen zur zweiten Bedeutungsseite gelangt sind. Das älteste Zeugnis freilich begegnet erst um 1190: 'quicumque *dicum* maris ruperit' (das Freie von Brügge) Warnkönig, Flandrische Staats- und Rechtsgeschichte 2, 1, Urkundenbuch 86[1]. Hat das mndl. *dîk* aber erst vom fries. *dîk* die Bedeutung Deich angenommen, bleibt es doch die Grundlage des holsteinisch-bremischen Wortes. In England tritt die Bedeutung Meer- und Flußdeich nach dem New Engl. dict. 3,358[b] zuerst an einem Beleg von 1531 auf. Das Ags. kannte *dic* nur als Schutzwall gegen den Feind neben dem vorherrschenden Sinn Teich. Der neue Begriff erscheint an einer Form *dike*, *dyke*, die seit der 2. Hälfte des 14. Jahrhunderts auftaucht. Diese stammt aus Flandern[2]. Auch das ags. Verbum *dícian*, das im nengl. *to ditch* einen Graben ziehen, mit einem Graben umgeben fortbesteht, erhielt zur selben Zeit eine Ergänzung in *to dike* eindämmen, mit einem Damm umgeben, die dem mfläm. *dijken* entsprang. Franz Petri[3] legt Wert auf die Feststellung englischen Einflusses auf die flandrische Küste und leitet den Ortsnamen *Hodicq* um Boulogne aus den aengl. Namen auf *-díc* -deich her. In dieser Gleichsetzung irrt er; der angeführte Name weist vielmehr nach Flandern. Wenn der erste Bestandteil hoch bedeuten sollte, läge die Absicht, die neue Bauweise zu bezeichnen, klar zu Tage. So sind sich denn auch die Romanisten in der Herleitung des franz. *digue* f. Deich aus dem Mfläm. einig; nach W. von Wartburg[4] ist afranz., mfranz. *dique* mit der Wasserbaukunst der Flamen im 14. Jahrhundert aufgenommen worden. Nachdem jetzt das Aengl. als Träger der Bedeutung Deich ausgeschieden ist, fällt die Annahme eines holsteinischen Begriffs Deich vor der Einwanderung der Holländer hin. Die Holländer haben also die Deiche gebaut und ihr Wort neben das gleichlautende nds. gesetzt. Die Neuheit eines geordneten Deichschutzes verraten die urkundlichen Vorschriften, und deren Wortlaut läßt bisweilen den fremden Wortsinn erkennen, so in einer auf die Elbinsel Kirchwerder bezüglichen Urkunde des Grafen Albert von Holstein vom Jahre 1217[5] und in einer magdeburgischen von 1159 für Schartau[6]. In Holstein vertragen sich heute beide Bedeutungen nebeneinander, an der mittleren Elbe wird *Dik* im Sinne von Deich als Fachausdruck empfunden.

---

[1] Spätere Belege, auch für das Verbum *diken* und das Nomen *dikinghe*, ebda 2, 2, Urkundenb. 189; 196; 3, Urkundenb. 150.

[2] Die Vermutung mndl. Herkunft äußert J. F. Bense, A dictionary of the Low-dutch element in the English vocabulary. 's-Gravenhage 1926. S. 76[a].

[3] Germanisches Volkserbe in Wallonien und Nordfrankreich. Bonn 1937. S. 881.

[4] Französisches etymologisches Wörterbuch 3, 79[a].

[5] 'ut coloni . . . ad iusticiam aggeris, qui *dik* vulgariter appellatur, . . . teneantur' W. v. Hodenberg, Verdener Geschichtsquellen 2, 66.

[6] 'nisi quod ad obstruendum aque superhabundantis impetum aggerem terre, qui *dik* vulgo dicitur, opere et laboris impensam adhibeant' Kötzschke[2] 36.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0052

Ein wesentlicher Bestandteil des Deichschutzes für die dem Anbau oder der Weide erschlossenen Marschen, den die Ansiedler für nötig hielten, ist der senkrecht auf den Hauptdeich zu errichtete Seitendeich, die Sitwende, mndl. *sidewende* f., die in dieser und der erweiterten Form *sîdewendinge, sîtwendige* f. in den Sprachschatz der Marschgebiete eingegangen ist. Dieser Seitendeich schützt das bedeichte Land von den Flanken her gegen die von dem Hochmoor und der Geest einbrechenden Gewässer; er bildet auch eine künstliche Wasserscheide gegen die Nachbargemarkung. 1201 erscheint der erste Beleg im Siedellande bei Bremen[1]. Das Wort ist hier bereits die Verbindung mit einem Ortsnamen eingegangen, wozu es sich wegen der Bindung an jede Dorfgemarkung wie das gleichfalls gebrauchte *Mark* Feldmark gut eignet. In derselben Verwendung erscheint es noch heute, in der Regel in der kürzeren Form *Siet(h)wende*, im gesamten behandelten Siedlungsgebiet außer im Bezirk von Eutin als Orts- und Flurnamen, lebt aber auch als Fachausdruck fort, wie ein Blick in Mensings Wörterbuch 4,486 lehrt. Frühere und gegenwärtige Belege liefern Ed. Otto Schulze, Niederländische Siedelungen 66, H. Jellinghaus, Holsteinische Ortsnamen[2] 296f. und P. Dohm, Holsteinische Ortsnamen[3] 205. Als Fachwort ist *Sietwendung* mit der Anlage selbst in den benachbarten Bezirken verbreitet, so findet es sich häufig, wie J. U. Folkers mitteilt, als Ortsname im Jeverlande[4]. Unmittelbar aber aus der ndl. Heimat der Siedler stammt die *Seitwand* der Goldenen Aue. Dort nennt Richard Sebicht in der Zeitschrift des Harzvereins für Geschichte und Altertumskunde 21 (1888), 64 die *Möncheseitwand* bei Katharinenriet und eine zweite *Seitwand* weiter aufwärts im unteren Riet und A. L. J. Michelsen, Rechtsdenkmale aus Thüringen (1863) 159 die Görsbachische *Seitwand*. Dieses Vorkommen von Sache und Ausdruck in einem neuen von der holländischen Einwanderung in die Weser- und Elbmarschen unabhängigen Siedelungsgebiet stützt die Behauptung ndl. Herkunft im bremisch-holsteinischen Raum. Holländisch-groningische Belege seit 1273 bietet das Mndl. Woordenboek. Eine sachliche Erklärung enthält ein Beleg von 1277 bei v. d. Bergh, Handboek der mndl. geographie 270: 'Wij hebben goet gevonden te setten eenen streeck landts ofte ommeganck van eenen dijck, in 't gemeen genaemt *zydewint*, tuschen die wateren van de Lecke ende den Donck'. Später nimmt das Wort auch den Sinn Pflugwendung an; ihn besitzt *sydtwendige* im Westerwolder Landrecht (F. Swart, Zur fries. Agrargeschichte 106 Fußn. 1).

---

[1] 'paludem a loco, qui dicitur Brinkeremark, usque ad locum, qui dicitur Ledenshuseremark, in latum, item a loco, qui dicitur *Brinkresitwendinge*, usque ad locum, qui dicitur War' Köpschke[2] 5.

[2] In Zeitschr. d. Ges. f. schlesw.-holst. Gesch. 29 (1900), 203—327.

[3] Ebda 38 (1908), 109—260.

[4] Ohne daß aus diesem Vorkommen auf holländische Besiedelung in diesem Landstrich geschlossen werden dürfte, aber man darf auch umgekehrt nicht, wie es Folkers in „Volk und Rasse" 3, 31 tut, aus ihm einen Zweifel gegen die ndl. Herkunft des Wortes gewinnen.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0053

Aus einer Handschrift des Raaer[1] Land- und Deichrechts von 1685 führt Detlefsen, Geschichte der holsteinischen Elbmarschen 1,373 den Ausdruck *die Obdracht* an und fügt 1,178 F. 2 aus dem Kirchspiel Neuenbrok, gleichfalls in der Kremper Marsch gelegen, einen zweiten Fall an. An der letzten Stelle erklärt er, Auftracht heiße jede Wetterung, die den Gräben parallel laufe. Das Mnd. Wb. und Mensing bieten nichts Vergleichbares. Dagegen teilen Stallaert, Glossarium van verouderde rechtstermen 2,306[a] und das Mndl. Wdb. 5,1695 südndl. Belege für *opdracht, opdrag* f. mit der Bedeutung Anhöhe, im besondern aufgehöhter Grund, eine Art Deich mit. Ein Zusammenhang scheint zu bestehn, umsomehr als die Wortbedeutung des Ausdrucks, der sich in der Kremper Marsch findet, offenbar vom Wortsinn abgewichen ist und eine ältere, die der des mndl. Wortes gleichkommt, ursprünglich gegolten haben muß.

Anerkannt ndl. Abkunft ist Kaje f., das Mensing als Notdamm, Schutzdamm, Vorsatz von Pfahlwerk bei Deich- und Wasserbauten erklärt und das Brem. Wb. als bekleidetes Ufer und einen kleinen Notdeich bezeichnet. Von dem häufigeren *Kajedamm* oder *-dik* berichtet Mensing, er werde namentlich gebaut, wenn ein Loch im großen Deich wieder geschlossen werden solle, damit die Arbeiter nicht durch die Flut behindert würden. Bei Neueindeichungen werde durch den *Kajedik* ein Stück Landes abgegrenzt, aus welchem die Erde zum Deich genommen werden könne. Das nhd. *Kai* m. ist nach Kluge-Götze, Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache (1934) 274[a] nach der Mitte des 17. Jahrhunderts aus ndl. *kaai* entlehnt, neu entlehnt, darf man hinzufügen, denn Wortform und Geschlecht bezeugen Beziehung des bremisch-holsteinischen Wortes zu dem mndl. *cage, ca, caeye* f. schmaler Deich längs dem Wasser. Man führt das mndl. Wort über das Französische auf das Keltische zurück. Kilian 272[a] Hasselt gibt *kade* und *kaeye* an, worin das *-d-* wahrscheinlich dem gleichlautenden *kaede, kaeye* gebratene Fleisch- oder Speckscheibe (Kilian 272[a]) seinen Ursprung verdankt.

Zweifelhaft ist, ob der Ausdruck Seeburg als Name des Deichgerichts im Alten Lande (Chr. v. Zesterfleth, Beschreibung des im Herzogtum Bremen belegenen Alten Landes. Hamburg 1847. S. 59) auf das ndl. *zeeburg* m. Seedeich, das auch afries. ist, zurückgeht.

Dem großzügigen Deichbau der Holländer in den deutschen Marschen waren Anlagen der sächsischen Bevölkerung voraufgegangen, die sich den Anforderungen einer gründlichen Erschließung des unter Wassersnot leidenden Landes nicht gewachsen gezeigt hatten. Niedrige Dämme waren es, welche durch verschließbare Siele, Klappsiele oder Schotten[2] dem eindringenden Flutstrom eine unzulängliche Abwehr entgegenstellen konnten. Mit der neuen Deichform wurden auch Auslässe von größeren Maßen und kräftigem Pfahl- und Schotten-

[1] Raa bei Elmshorn in der Kremper Marsch.
[2] Vgl. D. Detlefsen, Geschichte der holsteinischen Elbmarschen 1, 89.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0054

werk eingeführt. Es waren die ersten Schleusen, die in Deutschland gebaut wurden. Das ndl. Vorbild ging über die Franzosen auf die Wasserbaukunst der Römer zurück. Das mndl. *sluse* f. stammt vom afranz. *escluse*, das aus dem mlat. *sclûsa* herrührt. Darauf geht auch das mengl. *scluse* zurück, das im 15. Jahrhundert unter den Einfluß des mndl. *sluus, sluys*, im 17. des nndl. *sluis* gerät und aus dieser ndl. Einwirkung seine heutige Form *sluice* bezieht, vgl. Bense 412*. Anfangs des 13. Jahrhunderts war die Einrichtung und ihre Benennung an der unteren Elbe noch eine Neuheit; das geht aus einer Urkundenstelle von 1237 hervor, in der es heißt: 'aqueductus, quem *sluse* vocant' Hamb. Urkundenb. 1, 436. In der Folgezeit verbreitet sich die Sache, wie die Belege im Mnd. Wb. zeigen, im nd. Sprachgebiet, indem deutlich ist, daß man erfahrene Baumeister heranzieht, und hat sich allmählich in ganz Deutschland mit ihrem Fachausdruck verbreitet.

Siele waren die Vorläufer der Schleusen in den Deichen; sie sind geblieben, wo der Wasserdruck ihre schwächere Bauart gestattet, und haben in dem inneren Grabensystem eine vielfältige Verwendung. Der Name *sîl* n. für diese Auslaßtore kommt im As. in Ortsnamen des 10. Jahrhunderts[1] vor. Auch das Nordgerm. besitzt den Stamm in norw., schwed. *sil* Seihe; das nordgerm. Lehnwort des Finnischen *siivilä* Milchseihe erschließt eine Bildung **sīh(w)ila-, *sī(g)wila-*[2]. Im Friesischen ist *sîl* alt, auch im Ndl., hier jedoch anfangs auf den nördlichen Teil beschränkt, woraus auf Entlehnung aus dem Friesischen geschlossen werden könnte. Weder diese Annahme noch die einer Einfuhr des Wortes durch die Holländer braucht für unser Gebiet zu gelten.

Verbesserungen des Siels nach den Erfordernissen der neuen Technik sind sicher; wenigstens eine läßt sich durch das ndl. Wort Stöne f. Strebe hinter den Sieltüren, daß sie nicht ganz offen gehn (Brem. Wb. 4, 1047), nachweisen. Zwar nicht für diese Vorrichtung, wohl aber für die Deichanlage führt Mensing dasselbe ndl. Wort in der Form Stönung f. aus dem Jahre 1793 in einem Zitat an, das lautet: „Dem Deich wird (dadurch, daß man Erde von seinem Fuß nimmt) seine *Stöhnung* benommen". Substantiv und Verbum sind auch außerhalb der Fachsphäre in Gebrauch gewesen, das geht aus der Angabe des Brem. Wb., wo *Stöne* Stütze und das Verbum in der Verbindung *he stönet sik up mi* er stützt, lehnt sich auf mich vorkommt, und bei Mensing hervor, der das Verbum *stönen* stützen aus der Wilstermarsch und *Stönstock* m. Stützstock am Webstuhl aus Husum, das letzte Wort gewiß aus späterer Zeit herrührend, belegt. Im übrigen ist das Wort an der Mündung von Weser und Elbe unbekannt und offenbar auch nicht bekannt gewesen. Aus dem Ostfriesischen ist es nicht bezogen. Weitere Bemerkungen zu diesem Wort und seinen Ableitungen s. unt. S. 250.

---

[1] In den Dativen *Gunderekingsile* und *Hriponsile* der Freckenhorster Heberolle bei Wadstein, Kleinere as. Sprachdenkmäler 32; 36.

[2] Nach Kluge-Götze, Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache (1934) 563b.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0055

Licht auf die wirtschaftliche Seite des Entwässerungsunternehmens könnten zwei von Detlefsen[1] vorgebrachte Ausdrücke werfen, wenn man seinen Ausführungen folgen dürfte. Diese sind Legger m. und Notding n. Den ersten gewinnt er aus dem Namen der Ortschaft Lägerdorf, die 1440 in der Form Legerdorpe genannt wird. Ausgesprochen wird der Ortsname nach Detlefsen *Legger-*. Dieser Namensbestandteil soll auf *legger*, d. h. diejenigen, welche Geld zum gemeinschaftlichen Bau der Deiche und Wasserläufe eines neuen Koogs zusammenlegen, also die Koogsinteressenten, die das Geld zur Eindeichung und für die Anlage der Gräben hergeben, hinweisen. Zur Stütze seiner Ansicht bezieht sich Detlefsen[2] auf ein im Jahre 1527 von dem Genter Jacques de Blazere verfaßtes Schriftstück, in dem es heißt: 'Tunc sunt certi *legghers*, et sunt illi, quorum est waze sive terra que aggeribus cingitur', und weiter: 'Und die haben den octroy vom Fürsten, und mit ihnen werden alle zugelassen, die früher dort Land gehabt haben, wenn sie die Gelder zuschießen'. Andere einschlägige Zeugnisse für dieses Wort liegen aus dem Ndl. nicht vor, aber in den Kremper Marschrechnungen des 17. Jahrhunderts findet Detlefsen das Verbum *leggen* im Sinne von Geld zuschießen. Daß Holländer in Lägerdorf gewohnt haben, folgert Detlefsen aus der Erwähnung einer Ortschaft *Hollenderesdorpe* in einer Urkunde von 1300; diese habe auf der Lägerdorfer Feldmark gelegen und sei bei deren geringem Umfang, die keinen Raum für zwei Dörfer biete, nur der ältere Name von Lägerdorf. Dieses Dorf aber, das unmittelbar an der Marsch liegt, sei der Wohnsitz jener holländischen Unternehmer gewesen, ehe sie in die neugebauten Höfe einzogen.

Hätten nach dieser Auslegung die holländischen Bauern selbst das Geld für das bedeutende Kapital, welches in das umfangreiche und kostspielige Unternehmen gesteckt werden mußte, aufgebracht, so zeigt der zweite Ausdruck eine andere Interessentengruppe als vermutliche Geldgeber. Es sind die Grundeigentümer, die Grafen, Kirchen, Klöster und Ritter. Diese waren allerdings zunächst die berufenen Geldgeber im Sinne der *legghers* des flämischen Schriftsatzes. Indem ihnen an einer Sicherstellung ihres Anlagekapitals und dem regelmäßigen Aufkommen einer lohnenden Rente gelegen sein mußte, belegten sie die Entrichtung der Bodenrente mit der Verpflichtung des Notdings oder Odings, d. h. des Fahrgeldes oder -pfennigs. Die Form *Oding* kennt Detlefsen[3] allein; sie entstammt Urkunden der Kremper Marsch aus dem 14. Jahrhundert. Sie kommt darüber hinaus in den Wesermarschen vor. Die Vollform *Notding* tritt als *noding nodink* erst spät im bremischen Gebiet auf[4].

---

[1] A. a. O. 1, 176.

[2] Ebda 1, 312 f.

[3] A. a. O. 1, 321—325.

[4] Die Belege Detlefsens ergänzt eine freundlichst von Frh. v. Künßberg aus dem Zettelbestande des Deutschen Rechtswörterbuchs zur Verfügung gestellte Zusammenstellung. *Oding* bietet aus der Kremper Marsch für die Jahre 1302—1326 noch P. Hasse, Schlesw.-holst. Re-

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0056

Unter dem *Notding* verbirgt sich die in ndl. Bauernsiedlungen geläufige Bestimmung pünktlicher Zinszahlung bei Androhung schwerer Vermögensnachteile, die sich zunächst in einer Verdoppelung des Zinses nach Tagen oder gar Stunden auswirkten und schließlich zum Verlust des unter holländischem oder flämischem Recht stehenden Landes führten. Es ist nichts anderes als der in allen deutschen Landschaften hier und dort vorkommende *Rutscherzins*, über den Jac. Grimm in den Deutschen Rechtsaltertümern[4] 1, 534—536 handelt, sonst auch unter dem Namen *Vargelt, Varpenninge* (vgl. Schiller-Lübben 5, 206[b]; 6, 297[b]; D. RWb. 3, 378) bekannt. Den rechtlichen Inhalt des *Notdings* beleuchten nachstehende Stellen der in der Fußn. 4 S. 50 angeführten Urkunden: eine jährliche Zahlung von 12 Pfennigen zu St. Martin, 'quas si ipso die non dederint, sequenti die duplum voluntarie se daturos' (Hasse 3, 59); 'unde dit ys en *Nodingh* gelick alse *varghelt* unde moth jo uth syn (bezahlt werden) uppe Sunte Thomas dach vor winachten, kumpt desse himpten nicht uth, so sleit dat uppe alle stunde' (v. Hodenberg 2, 35). Die Zahlungsverpflichtung wird *Oding* genannt (Hasse 3, 59), in der Regel jedoch 'in *odinge* perpetuo' (18), 'sub perpetuo *odinggo*' (82), 'in *odingo*' (130), 'sub vocabulo generali terre quod *odinghe* nuncupatur' (329) eingegangen. Durch die vorletzte Stelle ist das *Notding* oder *Oding* als die landläufige Benennung bezeichnet. Wir dürfen aus diesem Umstande und aus dem auf die ndl. Niederlassungen im Marschgebiet beschränkten Vorkommen auf ndl. Herkunft des Rechtsausdrucks schließen, obgleich sich im Ndl. davon keine Spur findet und die übrigen Siedlungen der Niederländer ihn nicht kennen. Die offensichtliche Scheidung des Wortinhaltes von dem deutschen *Notding*, worunter eine außerordentliche Gerichtsverhandlung, ein *Notgericht*, im Gegensatz zum *rechten* oder *offenen, öffentlichen Ding* verstanden wird[1], unterstützt diese Annahme. So ergibt sich ein anschauliches Bild der Vorgänge, welche zur Aufbringung der Geldmittel geführt und deren Verzinsung gesichert haben, ein richtigeres, als es Detlefsen aus dem Ausdruck *Legger* gewinnt. Denn den Siedlern selbst nicht nur die Bodenverbesserung und die Anlage der Deichbauten zuweisen, sondern ihnen auch das Finanzierungswerk überlassen, setzt bei ihnen Geldmittel in einem Maße voraus, welche Auswanderer nur in Ausnahmefällen besitzen, und bindet somit den Fortschritt der Siedlung an eine

---

gesten 3, 18; 59; 82; 130; 142; 329 und aus dem Alten Lande für 1313 das Meckl. Urkundenb. 6, 62. Es findet sich ferner in dem mir nicht zugänglichen Urkundenbuche des Klosters Neuenwalde, Kr. Lehe, S. 128 für 1370 und S. 158 für 1393. Schließlich haben diese Wortform eine Rüstringer Urkunde von 1244 im Oldenb. Urkundenb. 2, 34, die auf unmittelbaren Zusammenhang mit dem Westen deutet, und eine oldenburgische, die bei Schiller-Lübben 3, 216[a] ausgehoben ist. Mehrere Beispiele von *noding nodink* aus der Zeit um 1500 finden sich bei W. v. Hodenberg, Brem. Geschichtsquellen 2, 9; 35, abgedruckt bei Schiller-Lübben 6, 224[b].

[1] Aus der reichen, mir gleichfalls von Frh. v. Künßberg übermittelten Liste von Belegstellen weise ich auf Haltaus, Glossarium germanicum medii aevi 1424; Magdeburger Schöffensprüche hg. von Friese und Liesegang 1, 152; Magdeburger Weistümer hg. von Th. Neumann 143; Geschichtsquellen der Prov. Sachsen 11, 64; Seestern-Pauly, Die Neumünsterschen Kirchspiels- und die Bordesholmischen Amtsgebräuche 54 hin.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0057

hemmende Voraussetzung, von der aus den milden Zinsbedingungen der urkundlichen Verträge nichts zu ersehen ist, vielmehr verraten diese jedes Entgegenkommen in bezug auf die Rentenverpflichtung. Kein Bedenken gegen die Deutung eines Vertragsgeschäftes bei der Niederlassung der Niederländer ersteht aus dem Umstande, daß meistens Zehnten in *Oding* verkauft werden; denn der Zehnt war der gewohnte Rentensatz auch für weltliche Rechtsverträge.

Unter den Ausdrücken, welche den Zustand des Marschlandes vor und nach der Deich- und Entwässerungsarbeit veranschaulichen, gebührt dem Worte Marsch f. der erste Platz, da es dem Boden, dem alle Mühe und Erfindung zugute gekommen ist, den Namen gibt. Daß dieses Wort letzten Endes aus fränk.-roman. Quelle entsprungen ist, wird unten gezeigt, fraglich ist, ob es erst mit den holländischen Bauern an die untere Weser und Elbe gelangt ist oder ob vorher ein sprachlicher Zusammenhang mit Westfalen bestanden hat, wo *Marsch* seit dem 10. Jahrhundert vorkommt[1]. Zu Hause aber war das Wort auch auf westfälischem Boden nicht. Seine Heimat ist die Grenzzone der Romania und Germania in Nordfrankreich und den Niederlanden. Ältere Anschauungen verdrängend, hat Th. Frings, Germania Romana 157—159 *Marsch* als germanische Bildung zu vulgärlateinischem *mara* f. hingestellt; dieses fränk. **mariskō* liegt dem mndl. *maersche* f. zu Grunde und greift nach England hinüber, dort dieselbe Bildung *mersc* m., aber von dem germ. *mere*, das im Ags. maskulines Geschlecht hat, erzeugend. Die entscheidende Wendung in der Beurteilung des Wortes *Marsch* durch Frings ruht auf dem Nachweis des roman. Wortes *Maar*[2], das sich neben das german. *Meer* stellt und sich mit diesem vielfach vermischt. Längs der Küste sperrt Friesland den Weg von den Niederlanden nach Bremen und Holstein; dort hat es im Afries. das Wort *Marsch* nicht gegeben, ein Umstand, der von neuem Licht auf die Kulturtätigkeit der Friesen wirft. Wenn es also an Weser und Elbe vor dem Einrücken der fremden Siedler bekannt gewesen sein sollte, so wäre es nur von Süden über Land gekommen, von Westfalen, das es früh von jenseit des Rheins aufgenommen hat. Die eigenen Zeugnisse unseres Gebietes setzen erst mit dem 14. Jahrhundert ein, was über die älteren Zeiträume nichts auszusagen braucht. Daß ein etwa vorhandenes *marsch*, *mersch* durch das neue Einwandererwort gestärkt und gefestigt worden ist, braucht nur erwähnt zu werden.

Den Landanwachs vor dem Deich nennt der Oldenburger und Bremer Grode f., wofür der Ostfriese den Ausdruck *Polder* und der Nordfriese *Koog* gebrauchen. Das ndl.-fries. Wort erkennt man an dem Fehlen des Umlauts als holländ-

---

[1] Belege bei Förstemann-Jellinghaus, Altdeutsches Namenbuch 2, 2, 219: *Merschbikie* Freckenhorster Heberolle (Wadstein 40); *Marschendorp* (um 1000) im oldenburgischen Kreise Vechta; *Merschlachem* (1160) im Kreise Rinteln, vielleicht den rhein. Kolonisten dieser Gegend zu verdanken. Ferner bei H. Jellinghaus, Die westfälischen Ortsnamen nach ihren Grundwörtern[3] (1923) 139 *Mersch* (1139) eine Wiese im Kreise Beckum.

[2] Vordem von F. Kluge angenommen.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0058

disch, im Afries. lautet es *grêd*. Ndl. Nachweise für beide Formen im Mndl. Wdb. 2, 2150 und Ndl. Wdb. 5, 793; belegt im Brem. Wb. 2, 548.

Kein Zweifel besteht an dem gesamtgerm. Dasein des Wortes Fenn, das dadurch also auch für die Elb- und Wesermarschen gesichert ist. Überdies reicht der Ortsname *Feneno* (1105) Finna im Kreise Geestemünde vor die Holländerkolonisation zurück. Der alten Bedeutung Sumpf, sumpfiges und mooriges Land ist eine jüngere zur Seite getreten: durch breite Gräben eingefriedigtes Landstück in der Marsch, entsprechend der *Koppel* auf der Geest und dem *Krog* in Dithmarschen und Südschleswig (Mensing 2, 54). Auf den Halligen ist *Fenn* oder *Feene* das Weideland einer Landstelle. Diese Verwendung des Wortes, das weibliche Geschlecht und die Verbreitung vorwiegend an der schleswigschen Westküste sind auf Rechnung späteren holländischen Einflusses zu setzen.

Ein ndl. Wort ist Priel m., wie das D. Wb. 7, 2115 urteilt. Nach dem Brem. Wb. sind *Prilen* im Lande Kehdingen kleine Wasserläufe, die man sonst *Rillen* nennt. Mensing bezeichnet sie als kleine Wasserläufe zwischen den Schlick- und Sandbänken des Wattenmeeres an der Küste und im Vorland hinter den Außendeichen. Das Wort ist in den Niederlanden erst später aufgetreten, da selbst Kilian es noch nicht anführt, und etymologisch nicht faßbar. Im Ndl. Wdb. wird es als groningisch bezeichnet. Mit der Kulturtätigkeit in den Marschen hat es nichts zu tun und darf daher auch geschichtlich zu dieser nicht in Beziehung gesetzt werden.

Mehr Sicherheit gewinnt man bei der Überprüfung des Wortes *Göle* f. Senke, wodurch ein Gewässer fließt, von einem Rinnsal gebildete Vertiefung, in den Erdboden gezogene Rille um einen Obstbaum oder um darein Erbsen zu legen u. a., auch Hautfalte. Trotz dieser reichen Bedeutungsentfaltung, die auf starken Anteil am Sprachleben schließen läßt, zeigt das Wort deutlich eine räumliche Anpassung an die holländischen Siedlungsgebiete. Die verschiedenen Bedeutungszüge sind alle auch im ndl. *geul* f. ausgebildet, könnten also wohl bereits von den Siedlern mitgebracht sein. Das benachbarte Westfalen entbehrt das Wort in der lebenden Sprache, nur etliche Ortsnamen (Jellinghaus, Die westfäl. Ortsnamen[3] 71) geben von seinem früheren Dasein Kunde. Ostfriesland besitzt das Wort, dem Afries. geht es noch ab, was auf Entlehnung aus dem Ndl. weisen könnte. Eine holsteinische Nebenform ohne Umlaut *Gaal* ginge auf ndl. *gole* zurück. Doch bleibt volle Gewißheit aus, sie kann erst von einer vollständigen dialektgeographischen Untersuchung erwartet werden. Das entsprechende hd. *Gülle* ist nach dem D. Wb. 4, 1, 6, 1072 im Obd. reich vertreten.

Einen sicheren Beweis fremder Herkunft liefert eine den heimischen Lautgesetzen widerstrebende Lautform. Das trifft für Weel m. zu, worunter ein tiefes, mit Wasser gefülltes Loch an der Innenseite eines Deiches zu verstehen ist, das ein Deichbruch ausgewühlt hat. Der Stammvokal, wgerm. $\hat{e}^1$, erscheint im mndl. *wael* so wie im md. Siedlungsgebiet und an der Mittelelbe in der gewohnten Lautform $\bar{a}$; daneben aber tritt im Ndl. von früher und heute eine

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0059

Form *weel*, die dem Holländischen angehört, auf, und eben dieses holländische *weel* lebt in den Marschen der Niederweser und -elbe fort. Auch Ost- und Nordfriesland besitzen es als Fachausdruck des Deichbaus. Ein heimisches Wort hätte im nds. Gebiet auch die Form *Waal* ergeben. Regelrecht konnte sich neben -*ē*- ein älteres -*ā̆*- halten, wie es H. Strunk im Jahrb. d. Männer v. Morgenstern 21, 79 aus dem Geestemünder Vielande bezeugt. Der Ausdruck ist über den engen Siedelbezirk hinausgedrungen, weil er mit dem Deich naturgemäß verknüpft ist; auch Dithmarschen kennt ihn u. a. Jedes Bedenken gegen die Ableitung aus dem Holländischen aber scheitert an der nicht heimischen Lautform.

War im vorigen Fall die Lautform ausschlaggebend für die Beantwortung der Frage, ob ein altheimisches oder ein ndl. Wort vorliege, so fällt diesmal der Bedeutung und der Wortbildung diese Rolle zu. Das Wort Nesse kommt als Flurbezeichnung in der Wilster- und Kremper Marsch, an der unteren Lühe und auf Finkenwärder vor, auch eine Straße in den niederen Teilen Hamburgs heißt das *Neß* (Detlefsen a. a. O. 1, 153; 301; Jellinghaus in Anglia 20, 308). Es bedeutet nach Detlefsen das in einer Schleife oder Einbuchtung einer Au liegende Landstück, Jellinghaus aber in einer Zuschrift bei Detlefsen 2, 496 sieht darin ein Wort, das feuchten Ort bedeutet. Dieser Ansicht darf man beipflichten, denn die Lage aller Plätze an Auen in Marschen und auf niedrigem Boden nötigt zur Annahme der Bedeutung niedriger, wässeriger Landstriche, wogegen die von Detlefsen vorgebrachte Erklärung mehr einen zufälligen Umstand berücksichtigt. Beachtet man noch, daß sich das Wort nur in den holländischen Siedlungsbezirken vorfindet, so ist dadurch die Beziehung zu dem ndl. *nes* waterlaagte, zijp, schor, aangeslikt land, das in der älteren Sprache und der Mundart vorwiegend Hollands belegt ist, gegeben (vgl. Verwijs-Verdam 3, 2358; G. J. Boekenoogen, De Zaansche volkstaal 662; hier auch ein Adj. *nesk: dat neske lant*). Als Ortsnamen kommen u. a. in Betracht *Nesse* (Wilstermarsch 1164)[1] und *Nesse* (bei Rinteln 1317)[2]. Von diesem *Nesse* verschieden ist -*nesse* in Ortsnamen, dem der Sinn Erdzunge in See oder in die Ebene, Vorgebirge zukommt; es geht aus germ. **nasja*-, **nasjō*-, einer Bildung zu *Nase*, hervor. Über die Küsten Englands, Artesiens, Westflanderns, Seelands, Hollands, der Strecke von Ostfriesland bis *Blankenese* bei Hamburg und des gesamten Nordens ist dieses Namenselement verbreitet; in Schleswig begegnet es häufig. Die Scheidung im einzelnen ist nur bei Kenntnis der geographischen Lage möglich; sie unterbleibt in der folgenden Liste: ags. Namen wie *Fiscnaes* Fishness, *Bowness*, *Widness*, *Hagenesse*, auch *Whitnash* und als erster Namensteil in *Nesbit*, *Naseby*, auch selbständig *Ness*, *Nash* bei Jellinghaus in Anglia 20, 308; seeländische und holländische bei L. Ph. C. van den Bergh, Handboek der middelnederlandsche

[1] P. Hasse, Schleswig-holsteinisch-lauenburgische Regesten und Urkunden 1, 58: 'decimam in australi parte wilstere in *nesse* inter stocflite et damflite'.

[2] Jellinghaus, Die westfälischen Ortsnamen[3] 142 in Verbindung mit Anglia 20, 308.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0060

geographie ('s-Gravenhage 1872) 240—246, z. B. *Spykenes* (1235), *Mathenes* (1250), *Wijdenes* (1282; alle in Holland), *Scarpenesse* (1206), *Stavenisse* (1206), *Gervarsnesse* (1209), *Hontenisse* (1252; alle in Seeland); eine Aufzählung auch bei Franz Petri, Germanisches Volkserbe in Wallonien und Nordfrankreich (1937) 2, 881 Fußn. 2; ferner bei Förstemann-Jellinghaus, Altdeutsches Namenbuch 2, 2, 377. Auch im deutschen Bereich kommt *Nesse* selbständig vor, z. B. ist *Nesse* der Name einer Halbinsel bei Leer und Emden.

Dobbe f. bezeichnet ursprünglich eine Grube, eine tiefe Stelle, im besondern ein Loch, ausgehoben, wenn ein niedriges Land verveent wird (Mndl. Wdb. 11, 115; Boekenoogen 152), auch ein Loch an der Innenseite des Deichs, aus dem die Deicherde genommen ist (Swart, Fries. Agrargeschichte 42). Es füllt sich leicht mit Wasser, und dann wuchert in ihm dickes Röhricht. Boekenoogen kennt es auch als Veengraben. Diese Bedeutung gibt dem Worte das Brem. Wb. an erster Stelle, versteht darunter aber auch ein niedriges und sumpfiges Land, dessen durchwachsene Oberfläche überträgt; es fügt hinzu: *Up 'n Dobben wahnen* im morastigen Grunde oder auch an einem Wasser wohnen; diese Bedeutung ist in der Wesermarsch sehr geläufig; Focke in Abh. d. Naturw. Ver. Bremen 15, 47 gibt für *Dobbe* schwimmendes Grasland, schlammiges, mit Graswuchs bedecktes Gewässer an. In den Provinzen Friesland und Groningen durch die Veenkultur beständig in Übung gehalten, begegnet *Dobbe* noch in Ostfriesland; in die Wesermarschen ist es aus Holland gelangt. Unsicher ist, ob der Ortsname *Dobbe* bei Essen (Jellinghaus, Westf. ON.[3] 44) dazu gehört. Im Holsteinischen entspricht *Döbel, Döpel* m. mit einer Grasnarbe überwachsene quellige Stelle im Moor oder auf Wiesen, die beim Betreten auf und ab schwankt, zugewachsener See, Teich, unterirdischer Wasserlauf, auch offenes Wasserloch mit sumpfigem Untergrund; sprachlich deckt sich *Döbel* mit dem schweiz., bair. *Tobel, Töbel* (D. Wb. 2, 1197; 11, 1, 1, 528). Im Lande Jerichow begegnen *Döbbel* (Döbbelsdunke bei Klein-Wusterwitz) und *Dübel* als Name einer sumpfigen Wiese bei Kade (M. Bathe in Festschrift Möllenberg 1939 S. 94). Auch das Diminutiv kannten somit schon die ersten Einwanderer.

Von den Benennungen von Erhöhungen, Anhöhen, festen Stellen im Sumpf u. ä. sind *Hülle, Höwel* und *Riep* dem ganzen Marschbezirk gemeinsam, *Dunk, Hewen* und *Hubbel* treten nur in Strichen auf.

In den Hull, Hüll m., Hülle f. des bremisch-holsteinischen Gebietes stecken zwei Wörter, die im Ndl. die Formen *hul* m. und *hil (hul)* m. haben. Das erste bedeutet eine niedrige Erhebung, meist auf nassem oder morastigem Boden, mit Grasbüscheln bewachsen, selten mit niedrigem Gestrüpp oder Bäumen bestanden, das zweite bezeichnet einen Hügel. Sie sind nur durch den Umlaut des zweiten verschieden, der in Flandern und Brabant die Form *hil*, im Friesischen *hel, helle* (ostfriesisch) erzeugt, in den Binnengebieten der Niederlande aber *hul* unverändert läßt. Im Engl. entspricht dem zweiten Worte *hill*, das ags. als *hyll, hyl, hull, hill* auftritt. Unser Gebiet hält im ganzen beide Wör-

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0061

ter auseinander, doch mischen sich an einigen Stellen die Formen. Bei Flurnamen mag die namentlich von Jellinghaus bevorzugte Bedeutung Hügel für *Hull* zweifelhaft erscheinen, wenngleich sie auch durch das göttingische *Hulleke* m. kleiner Hügel gestützt werden könnte. Die westfälischen Flurnamen *Hüllen*, *Hüller*, *Hüllhorst* dürften eher mit der ersten Bedeutung anzusetzen sein. Sicher reicht die Bedeutung Hügel bis ins Ostfriesische, von dort überwiegt nach Osten das umlautlose Wort mit der ersten Bedeutung. Aber die Scheidung ist nicht so deutlich und scharf, daß sich die beiden Wortformen und Bedeutungen in dialektgeographischer und sprachgeschichtlicher Hinsicht gesondert betrachten ließen. Darum ist das ags. Vorkommen des zweiten Wortes als sprachgeschichtliches Zeugnis für beide zu nehmen, und *Hull* wie *Hüll* sind daher in einen nordwestdeutsch-ndl.-engl. Verband zu rücken, so daß eine besondere Zufuhr von *Hull* in unsere Gegend außer Betracht bleibt. Allenfalls darf *Hull* im eutinischen Siedlungsgebiet wegen dessen entfernter Lage zu dem sonstigen holsteinischen Vorkommen als ndl. Spur gewertet werden. Einige Einzelnachweise mögen folgen: *Hull* m. Mensing 2,925 f.; *Hüll* m. 2,968; *hüllen* oben schwimmen ebda; merkwürdig *Halen* Pl. Grashaufen, welche die Kühe stehn lassen 2,572; *Hull* Schilfbusch, mit Rohr bestandener höherer Platz C. Schumann, Der Wortschatz von Lübeck (1907) 23; *Hull*, *Grashull* Brem. Wb. 2, 668; *der Rehe-Hülle* Hölzung bei Köhlen im Amte Bederkesa Pratje, Altes und Neues aus den Herzogtümern Bremen und Verden 10, 52; ebda *Lange Holtz und Hüllen* Hölzung bei Ringstedt; *Up dem Hulle* Kr. Neuhaus, *den Hullen* Strich an der See, *im Hüllen*, *vor den Hillen* bei Debstedt und Bederkesa Jellinghaus im Jahresbericht der Männer vom Morgenstern 3 (1900), 28; *Hullen* höckriges Sumpfland Focke in Abhandl. hg. vom Naturwiss. Verein Bremen 15, 47; *Hull* m. Stück, Abschnitt; Staude; Haufen Urs. Feyer, Deutsche Mundarten, Nordniedersächsisch aus Oldenburg (= Arbeiten aus dem Institut für Lautforschung an der Univ. Berlin Nr. 5) (1939) 76° (Ammerland); *Hülle*, *Hülte* kleiner Hügel, Erhöhung ten Doornkaat Koolman 2, 114ª; *Hule* kleine Anhöhe oder Erdhügel, Erdhaufe; großer Erdklumpen, große Erdscholle 2, 113ᵇ; für die wenig zahlreichen holsteinischen Ortsnamen Jellinghaus in der Zeitschr. d. Ges. f. schlesw.-holst. Gesch. 29 (1900), 208; 264; ferner derselbe, Die westfälischen Ortsnamen³ 92; bes. derselbe in Anglia 20, 291. Im Lüneburgischen nennt Bückmann im Lüneburger Heimatbuch 2, 174 drei Flurnamen auf *-hüllen*. Im Ndl. ist *hul* m. hervorragendes Grasbüschel, hervorstechende Pflanzengruppe, Bülte, Sumpfhöcker, Strauch, Staude, auch Sode als Feuerungsmittel bekannt; in der Provinz Antwerpen bildet es mit *Bülte* die Reimformel *hulten en bulten* (Cornelissen-Vervliet 584).

Höwel m. Hügel ist in Holstein nicht mehr bekannt; nur einen Beleg von 1800 und einige Flurnamen bringt Mensing bei. Die Fundorte liegen in den Marschen und der nächsten Nachbarschaft. Das Brem. Wb. vermeldet *Hövel* Hügel. Dazu tritt ein Flurname *Op 'n Hövel* in Kirchwärder bei Finder, Die Vierlande 1, 317 und ein anderer, *Rethhövel* bei Glückstadt, bei Detlefsen,

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0062

Elbmarschen 2, 95. Dieser geringfügige Befund schließt die Verbindung mit dem starken Vorkommen in Westfalen aus, wo das Wort seit der as. Periode (vgl.: *van avonhuvila* Freckenhorster Heberolle Wadstein 34; 36; weitere Namen bei Jellinghaus, Westf. ON.[3] 91) in Flur- und Ortsnamen auftritt und als Gebrauchswort der lebenden Sprache angehört.

Unter Riep m. versteht man nach Detlefsen 2, 488 in der Wilster- und Kremper Marsch eine Gruppe von drei oder vier Höfen, welche nicht an der Dorfstraße, sondern etwas abseits im Felde am untern Dorfende an der Au oder der Dorfwetterung gelegen sind. Detlefsen deutet *Riep* in dieser Verwendung als Seitenweg und erklärt die Einrichtung, von der es in der Wilstermarsch zwei, in der Kremper Marsch vier Fälle gibt, a. a. O. 1,93 für holländisch, erwartet aber erst von einer Prüfung holländischer Dorfanlagen die Bestätigung seiner Annahme. Nachweise des 13. und 14. Jahrhunderts bietet P. Dohm in der Zeitschr. d. Ges. f. schlesw.-holst. Gesch. 38 (1908), 180: *ripen* (1240), *rype* (1309) Grevenkoper Riep, *ripen* (1306) Süderauer Riep, *uppeme ripe* (1333) Sommerlander Riep. Die eigentümliche, zweckbetonte Anlage und ihr Vorkommen lediglich im Kolonisationsbezirk lenkt allerdings den Blick nach Holland, wo der Ortsname *Rijp* für sich und in Zusammensetzungen häufig erscheint. Eine Liste davon stellt Detlefsen 1,304 Fußn. 5 für Holland, Friesland und Groningen aus van den Bergh, Handboek der middelnederlandsche geographie 243—253; 266; 142 zusammen. Die besondere Einrichtung des *Riep* als Seitenweges aber steht der groningischen und ostfriesischen Bedeutung dieses Wortes als erhöhter und gepflasterter Seitenweg neben dem Straßendamm, Fußsteig nahe, worauf schon van den Bergh 266 für seine holländischen *Rijp*-Namen aufmerksam macht. Es bedeutet kein Wagnis, die Detlefsensche Annahme gutzuheißen. Einen weiteren Schritt aber gestattet die sprachgeographische Lage nicht. Ein Kranz von *Riep*-Vorkommen umgibt nämlich die sechs Ortsstellennamen der holsteinischen Elbmarschen und weitet sich in die angrenzenden Landschaften hinein mit Ausnahme der östlich anstoßenden Gebiete aus. Sowohl der skandinavische Norden als auch England nennen *Riep* in der Verwendung als Ortsname oder als Teil davon und als Appellativum ihr eigen: anord. *rîp* f. (oder *rîpr* m.?) Hügelabschrägung, -abhang, nnorw. *rip* f. Bootsrand, nisl. *rîp* f., *rîpur* m. Klippe, Klippenspitze, engl. dial. *ripe* Uferrand, Schärfholz für Sensen; *Riepen* in Jütland, an der Schrägung eines Hügels gelegen; *Riepe* bei Aurich (890 *Ripon*); in England: *æt Rîpan, Rippanléah* Ripley, *Ripon* und mit älterem Anlaut *Hripum* (nach Jellinghaus in Anglia 20,311); westfälische Ortsnamen: *Hriponsile* Freckenhorster Heberolle Wadstein 36, wofür aber auch der Personenname *Hripo* in Betracht zu ziehen ist, *Ripen* (1198) verschollen zwischen Gütersloh und Warendorf, *Ripen* (1420) Dorf Riepen bei Nenndorf, *Riepen* (1480) Dorf Rippe bei Rodenberg u. a. (aus Jellinghaus, Westfäl. Ortsnam.[3] 147); ostfälische Ortsnamen: *Riepe* (1330 *Ripe*), *Riepsheide, Ripdorf, Avenrip* (1489 *Overnripe*), *Neddenriep* (aus Bückmann im Lüneburger Heimatbuch 2,

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0063

179); nordfranz.: *La Rippe* K. Coulanges, Kr. Auxerre, Yonne (864 *Ripa*), das weder lat. noch gall. ist, da dafür eine weder lat. noch gallische Grundform **rîppa* angesetzt werden müßte (Gamillscheg, Romania Germanica 1,111, der das fläm. *rîpe* zu Grunde legt). Was aus dem lat. *rîpa* wird, lehrt der Ortsname *Outrijve* (Kortrijk, 960 *Alta Ripa* Mansion, De voornaamste bestanddeelen der Vlaamsche plaatsnamen 135) und das mhd.-obd. *rîf* n. Ufer (Lexer 2,427), tirol. *reif* Niederlage am Ufer (Schöpf, Tirolisches Idiotikon 545), das über ital. *riva* ins Obd. gelangt ist. Unverwandt ist das hd. *Riefe* f. Rille, Furche (D. Wb. 8, 921). Wohl aber ist zu erwägen, ob der böhmische Bergname *Říp* bei Raudnitz als ein germ. Wort hierherzuziehen ist, was Ernst Schwarz, Die Ortsnamen der Sudetenländer als Geschichtsquelle (1931) 41 bejaht.

Dunk m., in Flur- und Ortsnamen der Provinzen Antwerpen und Brabant massenhaft, auch am deutschen Niederrhein häufig[1] vertreten, überschreitet nur an drei Stellen die ndfrk. Grenzen: in Westfalen, um Bremen und in Ostholstein. Die drei westfälischen Fälle, die man aufgefunden hat, sind als Vorposten der ndfrk. Stellung aufzufassen: Hülsdunk bei Vörde im Kreise Schwelm, 1139 als *Hulesdunk* belegt, Averdunk bei Drensteinfurt südlich Münster, das schon 890 als *Aberesdung* genannt wird, und ein unsicheres *Dungun* der Corveyer Traditionen, das Förstemann-Jellinghaus 2, 1, 768 mit Hohnhaus bei Bremerberg Kr. Höxter, auf einer Erhöhung in den Sümpfen gelegen, gleichsetzen. Die bremischen Fälle liegen im Außengelände ohne Verbindung mit dem Hauptgebiet und mit Westfalen. Eigen ist ihnen die Massierung um Bremen und ihre Lage auf dem von den Holländern der Kultur zugeführten Sumpfboden. Eine *Dunckhorst* erwähnt für 1590 das Hoyer Urkundenbuch 1, 1013 als Grenzort des Gerichts Bassum; Jellinghaus im Jb. d. Männer vom Morgenstern 3 (1900), 33 führt den *Düngel* bei Lehestedt und den *Düngel* als Namen einer Hölzung bei Syke an, und schließlich sind seit 1139[2] bezeugt die große und die kleine *Dunge* nordwestlich Bremen auf dem rechten Weserufer im spitzen Winkel des Lesumflusses und der Weser[3]. Das sprachliche Zeugnis spricht für die Kultivierung dieses Landstrichs durch die Niederländer vor 1139; es stimmt zu der Erwähnung von 2½ holländischen Hufen in Hemme im Blocklande vor diesem Termin, vgl. ob. S. 18. Der Name *Dunge* f. kann nur ndfrk. sein, ebenso auch die Diminutivform *Düngel*. Der erste scheint in dem Ortsnamen *Dungha*[4] Dongen in Nordbrabant und dem westfälischen *Dungun* vorzuliegen, die zweite tritt in *Dongleberc* (1036), *Dungelberga*[5] (1125) Dongelberg in Brabant auf. Von dem zu Grunde liegenden **dungō* f. ist das afrk. **dungjō* m., das in franz. *donjon* Burgturm (ursprünglich nur dessen Unterbau) und engl. *dungeon* Ker-

[1] Das Rhein. Wb. 1, 1563 hält *Donk* für feminin.
[2] Brem. Urkundenb. 1, 35.
[3] Karte Anlage 86 im Atlasband von Aug. Meitzen, Siedelung und Agrarwesen.
[4] van den Bergh, Handboek der middelnederlandsche geographie 222.
[5] J. Mansion, De voornaamste bestanddeelen der Vlaamsche plaatsnamen 33.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0064

ker fortlebt, zu scheiden. Aber auch nndl. mndl. *donk* geht auf andfrk. *dung* zurück; das beweisen die alten Ortsnamen der Niederlande *Dungus*[1] (741) Donk Kr. Hasselt, *in Ruodungo*[2] (Quelle von 840—877) wahrscheinlich Roodonk, *Ursidungus*[3] (9. Jahrhundert) heute Saint Ghislain Kr. Mons. In einem Falle ist der afrk. Auslaut *-g* im Ndl. ebenso wie bei Bremen am Worte *Dunk* bewahrt geblieben: im Namen des nordbrabantischen Dorfes Den Dungen bei Hertogenbosch, das um 1300 in der flektierten Form *super Donghen*, 1632 in der Form *Opte Dungen* (d. h. Auf dem Dunk oder Auf den Dungen) erwähnt wird[4]. Die völlige formale Übereinstimmung des ndl. mndl. *donk* mit dem nhd. *Dung* ist hierdurch erwiesen. Das auslautende *-k* verdankt seine Entstehung der mndl. Auslautverhärtung wie in *cranc* Kreis, *jonc* jung, von der Spuren sich in der nndl. Schreibung, u. a. in *koninkrijk*, *koninklijk*, *jonkman*, *jonkvrouw*, *sprinkhaan* gehalten haben. Der Flurname *Dunk* bezeichnet eine feste Stelle im Sumpfgelände, die sich über die niedrige Umgebung ein wenig erhebt[5]. Auch die Randlage an Sümpfen kommt vor. Solange der Boden nicht in Kultur genommen ist, pflegen solche Stellen Baum- und Buschwuchs zu besitzen. Das Schwedische hat diese Erscheinung mit dem Begriff der Erhebung in seinem *dunge* lucus, parvula silva vel mons arboribus obsitus (Ihre, Glossarium Suiogothicum 1, 367), Hain, kleines Gehölz verknüpft. Daß die Lage in oder an Sümpfen den *Dunk* selbst in manchen Fällen feucht macht, versteht sich, doch trifft die Annahme, daß *Dunk* eine feuchte Niederung bezeichne[6], wie noch vielfach angegeben wird, nicht das Richtige. Wie das bremische Vorkommen sind die ostholsteinischen, thüringischen und märkischen Fälle aus den Niederlanden zugeführt.

Zu Hewen bemerkt Jellinghaus in der Zeitschr. d. Ges. f. schlesw.-holst. Geschichte 29 (1900), 254: „Schumann S. 46 führt ein gänzlich unbekanntes Wort *heven* das Bruch an". Colmar Schumann, Die Flur- oder Koppelnamen des Lübecker Staatsgebietes 46 bringt dies Wort in einer Aufzählung von Wörtern, die auf Sumpfland und Wasser deuten, ohne genaue Bedeutungsangabe. An der angegebenen Stelle aber liefert Jellinghaus selbst eine Anzahl hierher gehöriger Fälle: *Hevenbruch* südöstlich Nusse, *achter den Heefen* Jennefeld, *der Hävel* neu eingedeichtes Land an der Elbe (1612), *Hävelsmoor* Niendorf bei Leezen, *Nordhävel* Land bei Dammfleth, hierzu vielleicht auch *Groß-* und *Klein-Havinge*

---

[1] J. Mansion, Bestanddeelen 34.
[2] J. Mansion, Oud-Gentsche naamkunde 181.
[3] E. Gamillscheg, Romania Germanica 1, 188.
[4] Nomina geographica Neerlandica 2, 116.
[5] Daß unbefangene Beobachter schon früh diesen Sinn erkannt haben, erhellt aus der Übersetzung des Flurnamens *Hooidonk* (nordbrabantische Bauernschaft bei Nunen und Wetten) mit 'Foenicolla' durch Grammaye; nach dem Zitat in Nomina geographica Neerlandica 2, 116 f.
[6] Von dieser rückt das Mndl. Wdb. 11, 117 entschieden ab und zählt eine große Zahl von Plätzen, die den Namen *Donk*, *-donk* tragen, auf; alle liegen als kleine Erhöhungen im niedrigen Gelände.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0065

bei Hademarschen (1621). Bei Mensing gibt es nichts Vergleichbares. Frühe Belege aus Westfalen bringt Jellinghaus, Westf. ON.[3] 84: *Hewini* (12. Jahrh.) Heven bei Schöppingen, Kreis Ahaus; *Hevinni* (890) Heven bei Witten; *Hivene* (1229) Wüstung zwischen Unna und Soest und einige Fälle mit einer abgeleiteten Form *hever*. Ein Zusammenhang zwischen diesen westfälischen Ortsnamen und dem holsteinischen Bestand ist wahrscheinlich, für die Fälle in Marschstrichen und dem lübeckischen Wort aber darf man den Anschluß an ein märkisches Wort *Häwen, Hefen* feuchte Wiesen, die ursprünglich schwimmend waren und sich bei steigendem Wasser 'heben"[1] herstellen. Dieses aber stammt aus dem ndl. Erbe des 12. Jahrhunderts.

In seiner Liste einiger Flurnamen mit *-hobbel* Zeitschr. d. Ges. f. schlesw.-holst. Geschichte 29,258 verweist Jellinghaus auf ndl. *hobbel* m. Unebenheit, Höcker. Die Mundart kennt das Wort Hubbel m. außerhalb der Namenssphäre nicht. Es geht mit dem ndl.-mfrk. Lehnwort der Mark zusammen.

Im gesamten Marschgebiet stechen die eigenartigen Ortsnamen auf -kop unter dem übrigen Namengut hervor, sie wirken fremdartig und sind wiederholt mit den ndl. Namen *-kop* oder *-koop* in Verbindung gebracht worden[2]. *-kop* bedeutet Höhe, worauf eine Wurt steht; es ist eins mit dem md. *-koppe*, dem das obd. *-kopf* entspricht. Die ndl. Form *-koop* hat Meitzen anscheinend verführt, das *-kop* der Elbmarschen im Sinne von Kauf zu nehmen[3] und auf den Landkauf durch die Ansiedler oder die Lokatoren zu freiem Eigentum zu beziehen. Aber abgesehen davon, daß die von Detlefsen 1,302 Fußn. 1 aus van den Berghs Handboek der middelnederlandsche geographie gezogene Reihe nordndl. Ortsnamen[4] neben 5 Fällen auf *-coop (-koep)* deren 4 auf *-cop* und einen auf *-cope* enthält, worin *-cope* als Dativ der zweiten Gruppe zuzuzählen ist, und dadurch wenigstens die Hälfte als Beleg für *-kop* als gesichert gelten muß, versichert zum Überfluß van den Bergh 262 für alle Beispiele die kurze Aussprache des Vokals. Auf der Strecke von der Provinz Friesland bis zur Elbmündung gibt es anscheinend solche Namen nicht. Bodenständig ist die Bildung nicht; die einheimischen Bewohner hätten sich des Wortes *Wurt* bedient oder, wenn natürliche Erhebungen die neuen Höfe aufnahmen, diese mit dem landesüblichen *-horst* benannt. Darin ist Detlefsen zuzustimmen. Im Alten Lande sind

---

[1] Vgl. im märk. Hauptteil.

[2] Von Detlefsen, Geschichte der holsteinischen Elbmarschen 1,301; von Jellinghaus in der Zeitschr. d. Ges. f. schlesw.-holst. Gesch. 29,208; von G. Kloeke, Der Vokalismus der Mundart von Finkenwärder (Hamburger Diss. 1914) 7.

[3] Siedelung und Agrarwesen 2,366.

[4] In der Provinz Holland werden erwähnt 1222 *Buckescop* Boskoop, 1331 *Nieuwkoop*, 1275 *Vriezekoop*, in Utrecht 1293 *Benschop*, 1295 *Galencop*, 1386 *Gerverscop*, 1300 *Hoencoop*, 1323 *Reinaertscope* Reijerskop, 1335 *Tekenkoep* Tekkop, in Friesland 1320 *Oldebercoop*. Das Schwanken in der Entwicklung zu den heutigen Namensformen beweist den ursprünglichen Ausgang auf *-cop;* früh ist der Dativ *-cope* in *-coop* verwandelt, anderseits dieses *-coop* wieder in *-kop* rückgebildet worden.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0066

Thitgeriscoph (jetzt Hollern), *Frankop*, *Ladekop*[1], im Lande Hadeln das eingegangene *Niencope*, *Lüderskop*, *Heringskop* Beispiele der beschriebenen Namensbildung, die Wilstermarsch besitzt die Namen *Bischof* (1199 *Biscopescob*), *Kuskop* (1277 *Kukescope*), *Dodenkop* (1283), *Wyllerscope* (1319), *Roßkop* (1466 *Rokeschoep*, *Rukeschop*), in der Kremper Marsch finden sich *Grevenkop* (1237), *Elskop* (1260 *Elzecope*, 1279 *Elsenkope*) und *Valkenkop* (1353). Personennamen wechseln mit Sach- oder Dingwörtern an erster Stelle; wenn *Heringskop* und *Valkenkop* nach Tieren benannt sind, darf *Elsenkope* als Erlenhöhe gedeutet werden. Die Personennamen werden den Namen der Lokatoren entlehnt sein, andere sind zu Ehren eines Herrn gegeben. In England ist die Namenform auch vertreten, z. B. in *Oxcop*, *Warcop* (Anglia 20,300). Anlaß, daraus den Fortbestand altholsteinischer Namen dieser Art bis in das 12. Jahrhundert anzusetzen, besteht nicht; eine solche Annahme scheitert an der Verbindung der bremisch-holsteinischen Hofsiedelungen mit dem Bedeichungswerk. Zweifelhafte Spuren in Westfalen, die einfaches *Koop* bieten, bei Jellinghaus, Westf. ON.[3] 123. In der Mark Brandenburg erscheint dieselbe Bildungsweise bei dem oberbarnimschen Ort *Hernecop* und der Wüstung *Kanekop* im Magdeburgischen.

Aus dem Bereich der Tiere und Pflanzen sind folgende ndl. Benennungen dem gesamten Marschgebiet gemeinsam: *Miere* f. Ameise, *Segge* f. Riedgras, *Härl* f. Flachsfaser und *Liesch* n. Schilfgras. *Else* f. Erle ist heute aus der Mundart geschwunden.

Miere f. die Ameise hebt sich aus dem nds. Sprachgut, das auf *ēmte* aufbaut, an zwei Stellen des deutschen Sprachgebietes heraus: im ndfrk. und im brandenburgischen Raum. Abseits liegt das Vorkommen an Niederweser und -elbe und in Schleswig-Holstein. Eine Skizze, die der Leiter des Niedersächsischen Wörterbuchs freundlichst für diese Untersuchung entworfen hat, Auskünfte vom Leiter des Westfälischen Wörterbuchs und die Angaben des Rheinischen Wörterbuchs ermöglichen, die Benennung der Ameise im gesamten Nordwesten dialektgeographisch zu übersehen; verbinden wir damit die knappen dialektgeographischen Mitteilungen Mensings, so ergibt sich folgendes Bild: zwischen Rhein und Weser herrscht von der Nordsee bis zur md. *Ameise*-Zone eine Zusammensetzung von *Mīg-* und *-eemte*, *-eemke*, deren zweites Glied verschiedene Formen annimmt. Zwischen Weser- und Elbemündung erstreckt sich ein Streifen mit *Mīgreem* und ähnlichen Formen, deren Kennzeichen das *-r-* in der Fuge der beiden Teilwörter ist. Dieser Streifen greift nach Holstein über und weist dort u. a. die Gestalt *Miereem* oder *Mierreem* auf. Daran schließt sich, durch Mensing für Dithmarschen, Eckernförde, Angeln, Flensburg und Fehmarn bezeugt, *Mier* f. Nördlich davon folgt der nd. Grenzstrich, in dem teilweise die

[1] Von der Unterelbe ist der Ortsname *Ladekop* auf den Großen Werder an der unteren Weichsel verpflanzt worden, wo er nach Mitzka, Grundzüge 45 im 14. Jahrhundert bezeugt ist.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0067

jütische Unterlage hindurchschimmert, ihn kennzeichnet das *-ü-* des jütischen *Myre*. In beiden Fällen erscheint als übliche Form das zusammengesetzte *Piß-mier*, *-mür*. Flensburg mit *Miemür*, *-mur* und der Dänische Wohld, wo *Mürmutz*, *-müt*, *-müken* auftreten, liefern Belege für die nd.-jütische Sprachmischung. Holsteinische Bildungen des Typs *Mīgimm* entbehren das *-r-* der Fuge; sie knüpfen an den nordwestdeutschen Sprachstand an. Die *r*-Formen enthalten entweder das nördliche *Mier* an erster Wortstelle — so ist *Mier-eem* zu zerlegen —, oder sie führen dessen *-r-* in den Anlaut des zweiten Gliedes hinüber — damit ist *Mier-reem* entstanden —, oder es setzt sich *Mīg-* an den ersten Platz, wodurch sich *Mīg-reem* ergibt, alles Mischungen verschiedener Art von *Mīg-eem(te)* mit *Mier*. Damit ist anerkannt, daß *Mier* im gesamten Gebiet der *r*-Formen, gegolten hat, es ist in dem Verdrängungsvorgang durch das heimische *Mīgeem(te)* bis auf die *r*-Spur formell verschwunden oder hat sich als erstes Wortglied gehalten. Nur an der Grenze des jütischen *Myre* fand es Anhalt und blieb unangefochten. Besäßen wir eine genaue Karte für die Verbreitung der *r*-Formen, so wäre zu prüfen, ob sich diese mit den Grenzen der Marschbezirke decken. Glücklicherweise läßt sich dieser Mangel durch eine Überlegung über die sprachliche Stellung des Wortes *Miere* in den germ. Dialekten wettmachen. Es gibt zwei Formbezirke dieses Wortes: den nord.-engl. und den ndl. Kreis. Im ersten gilt *-ü-*, im zweiten *-ie-*. Schwed. *myra*, dän. *myre*, ags. *myre mire*, nengl. *pismire* gehören dem ersten an. Daneben kommt eine ablautende Form im Westnord. vor als aisl. *maurr* und nnorw. *migarmaur*. Das holsteinische Wort muß, da es Entrundung hier nicht gibt, vom ndl. *miere* herstammen; das Fortbestehen einer altholsteinischen Form, die der ags. hätte gleich sein müssen, ist ausgeschlossen. *Miere* belegen noch die Wörterbücher der beiden Hansestädte. Das Wort ist hier sowohl der Einfuhr des 12. Jahrhunderts zu verdanken als auch später durch den Wirtschaftsverkehr mit den Niederlanden an die holst. Westküste eingedrungen. Sein Auftreten in Hansestädten an der Ostsee und die Meldung durch Woeste und ten Doornkaat Koolman im Widerspruch zu dem Ergebnis neuer dialektgeographischer Aufnahme kennzeichnen *Miere* als ein Wanderwort. Dem Rostocker Hafen haben das Wort die Seeleute zugeführt, von denen es John Brinckman in seiner Vorliebe für das Seemannsidiom angenommen hat; er verwendet es jedoch nur zweimal: Plattd. Werke 1,116; 6,85, sonst gebraucht er das heimische nds. Wort *Eemte*. Ebenso ist *Mier* in den Dörfern des Fischlandes, das sich von Ribnitz nach dem Darß erstreckt, aus der Seemannssprache haften geblieben. Nicht als Zeugnis lübeckischer Sprache darf das Lübecker Schulvokabular von 1511 (Nd. Jb. 16,111ff.) genommen werden, neben dem nds. Grundzug treten ndl. Wörter auf, die einer Vorlage dieses Sprachgebietes entlehnt sind; man vergleiche: limen *eyn sul* efte *dorpel* (112), lamella *eyn lemelen* efte *klinge*, lagena *eyn lechelen* effte *vlesche*, formica *eyn myr* of *empte*, rana *eyn pogghe*, bufo *eyn padde* (113), omasum *kaldune* efte *sulte* (114). Die unkritische Übernahme rein

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0068

ndfrk. Lautformen kennzeichnet *vlesche*. Daß der Schreiber auch hd. Wörter nicht abweist, lehrt: vaccinium *eyn heydelbere* efte *bikbere* (114)[1].

Segge f. Riedgras, carex, belegen Schiller-Lübben aus Oldenburg, Mensing kennt das Wort in den Formen *Seck*, *Sick*, *Sech* f. aus Dithmarschen; Focke bezeugt es für Oldenburg, Ostfriesland und die Gegend von Stade[2]; das Brem. Wb. nennt es oldenburgisch; bei ten Doornkaat Koolman ist es vermerkt. Wäre *Segge* in diesem Raum bodenständig, was das ags. *secg* m. nahe legen könnte, träte es nicht so vereinzelt und verstreut auf. Man darf den jetzigen Zustand darum den Rest der ndl. Sprachzufuhr nennen. In den Niederlanden ist *segge* seit Kilian bezeugt und in der Landessprache weit verbreitet. Das ostfriesische Vorkommen schließt sich an das groningische an.

Das D. Wb. 4, 2, 6 stellt das altmärk. *Härl* Flachsfaser und das nordfries. *Hêrl* gehechelter Flachs sowie das kärnt. *Hârl* angeblich gleicher Bedeutung zu ahd. *haru*, Gen. *harawes* Flachs; zu Unrecht, denn zwar ist das kärnt. Wort neutrales Diminutiv zu *Hâr* m. Flachs und bedeutet auch nichts anderes als dies. Dagegen ist unter Härl, Härdel f. m. der Bast, die Faser des Flachs- und Hanfstengels, welche nach dem Hecheln rein übrig bleibt, zu verstehen. Es ist der nutzbare Teil der Pflanze, aus dem das Gespinst hergestellt wird, beim Flachs noch dazu von der *Heede*, dem *Werg*, der kurzen und geringen Faser, unterschieden; die holzigen Teile des Stengels, die *Schäwen*, sind Abfall. Die genaue Bedeutung des heute infolge des Schwindens des Hanf- und Flachsanbaues selten gewordenen Wortes ist gesichert durch das nordfries. Zeugnis, durch die Angabe Mensings, der *Harl*, *Hardel* f. Flachsbast als den feinen Flachs in Gegensatz zur *Heede* Werg stellt, und durch die märkischen Belege. Aus meiner neumärkischen Heimat (Loppow bei Landsberg a. W.) kenne ich *Hardel* m. als die reine Faser

[1] In seinen „Nordfriesischen Streifzügen" (Lunds Universitets Årsskrift N. F. Abt. 1, Bd. 25, Nr. 6, 1929) bespricht Erik Rooth S. 68 ff. die Ausdrücke für 'Ameise' im Festlandsnordfriesischen und in Schleswig-Holstein. Ihm hat das Archivmaterial Mensings vorgelegen, so daß seine Angaben für die Deutung der wortgeographischen Lage und der Einzelformen hohen Wert besitzen; doch gesteht auch er, daß sich ein abschließendes Urteil nur aus einer dialektgeographischen Übersicht gewinnen läßt. Abweichend von mir hält Rooth Entrundung des jütischdän. *myre* für möglich und meint, daß dieses Wort auf das westholst. *Mie-rehm*, *Mierrehm*, *Mieg-rehm* vielleicht, auf das mittelholst. *Mier-mops*, *-muts* höchstwahrscheinlich, auf das ostholst. *Mier-imm*, *Mieger-imm* nicht eingewirkt hat. Die Herleitung des westholst. *mīrēm* aus dem mndl. *miere* der Besiedler der Elbmarschen unter Mischung mit dem nds. *ēmete* faßt Rooth wohl ins Auge, läßt sie aber ohne weiteren Einfluß, was verständlich ist, da damals ndl. Sprachgut an der Unterelbe noch nicht sicher festgestellt und die Kulturarbeiten der Holländer in den Marschen der Meeresküste nicht sprachgeschichtlich ausgewertet waren. Die ndl. Besiedlung Eutins, welche das ostholst. ndl.-nds. Mischwort erklärt, berücksichtigt er gar nicht. In bezug auf die Ablehnung eines vermeintlichen nd. *Mire* aber sind wir uns einig. Rooth hat von Ag. Lasch aus der Sammlung für das neue Mnd. Hdwb. die beiden Belege erfahren, die bisher den Ansatz eines mnd. *mîre* gestützt haben: aus dem Speghel der sonden und aus dem oben genannten Lübecker Schulvokabular von 1511, beides Quellen, die stark ndl. gefärbt sind. „Für die Theorie eines heimischen mnd. *mîre* ist dieser Befund ebenso vernichtend wie der der heutigen Mundarten" (S. 92).

[2] Abhandl. hg. vom Naturwiss. Ver. Bremen 2, 254; 5, 432.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0069

nach dem Hecheln: *et is der reene Hardel* sagt man vom gehechelten Flachs, nachdem die *Heede* ausgesondert ist; Dähnert gibt an: *Harl* die langen Flachs- oder Hanfhaare, die durch das Hecheln von dem Werge gereinigt sind. Das märk. Adjektiv *fin-, groffharrlig* (neumärk. *-hardlig*, altmärk. *-härlig*, Gegend von Vorsfelde *-harlig* Nd. Jb. 23, 144[a]) bezeichnet den Zustand der Faser; vgl.: *wenn de Stengele zue schtark sin, wärd de Herrle zue barsch . . . Doarim muß äben de Flachs so dicke* (dicht) *jeseet wär'n, daß 'e feinherrlich bliewet* (Mundart der Buschdörfer südlich des Fläming, Probe in Verf., Niederdeutsche Mundarten 92). Hierzu stimmen anscheinend die Bedeutungsangaben für das ostfries. *Harl, Harrel* Flachsfaser, einzelne Faser vom Flachs, das osnabrückische *Harrel, een Harrel Flaß* ein Haar vom Flachs, ein einfacher Fähsen (Strodtmann, Idioticon Osnabrugense 320) und das bremische *Harl* ein Härlein vom Flachse (Brem. Wb. 2, 599), auch der einzige Beleg des Mnd. Wb. aus Hamburg. Undurchsichtig ist die Angabe von Jellinghaus, Westfäl. Gramm. 130[a] Herz des Flachsstengels für das ravensbergische *Hārdel* n., in Lippe-Detmold bezeichnet *Hêrl, Härl* m. den Flachsstengel selbst (Frommann, Deutsche Mundarten 6, 211). Diesen Sinn hat nach De Bo 371[b] auch das westfläm. *herel, heerl* m., wo als Bedeutung angegeben wird 'vlasstengel, groen of droog, kort of lang; een herel bestaat uit twee deelen, den bast en het stroo; de bast zonder het stroo is 't vlas, het stroo zonder den bast zijn de lemen'. Neue Auskünfte aus Westflandern, die ich E. Blancquaert verdanke, bestätigen die Angabe De Bos, und der literatursprachliche Gebrauch stimmt damit überein, vgl.: 'terwijl de rechterhand . . . 't onkruid wiedde tusschen de vlasherels' Stijn Streuvels, De vlaschaard[9] 104. Auch Schuermans, Bijvoegsel 121 enthält die Bedeutung vlaspijl, -stengel. Noch weiter rückt Oudenaarde im südlichen Ostflandern nach E. Blancquaerts Mitteilung ab, indem es zu einer Bedeutung Samenkorn des Flachses gelangt. Eher verständlich ist die Verwendung als Name gewisser Graspflanzen in Dithmarschen, insofern diese zähe Fasern enthalten. In den südlichen Niederlanden ist das Wort außer an den angegebenen Stellen nicht mehr bekannt, die nördlichen Niederlande scheinen es überhaupt nicht zu besitzen. Das Mndl. Wdb. 3, 221 führt ohne Beleg an *heerle* m. een haar of vezel van vlas of hennep, womit es der erschlossenen Grundbedeutung nahe kommt, 2, 562 jedoch bringt es einen Beleg von 1348 unter *eerle*, dessen Sinn, offenbar unter Bezug auf De Bo, als Flachsstengel vermutet wird. Dem Englischen gehört das Wort gleichfalls an, dort ist in Mundarten ein *harl, harle, herle, hurle* the filament of flax; the reed or brittle stem of flax separed from the filament vielfach bezeugt (Wright, The Engl. dial. dict. 3, 68[b]). Danach hat es zwei Bedeutungen des Wortes gegeben, die heutigen südndl. Mundarten gehn mit Lippe zusammen, das Mndl. Wdb. kennt die deutsche Bedeutung. Das südndl.-engl.-nordnds.-brandenb. *herl, herdel* ist Diminutiv des ndl. *herde, heerde* f. Flachsfaser, ags. *heordan* Werg, nengl. *hards* Pl. Flachsfaser. Wenn auch erst bei Kilian belegt, darf *herde* doch für das Mndl. angesetzt werden. De Bo kennt *heerd* in Aalst, und das Ndl. Wdb.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0070

6, 356 erklärt *herde* als Parallelform zu *heede* f. Franck-van Wijk 237ª setzen als Grundform beider Wörter **χezdōn-* an; als Parallele kann das Nebeneinander von as. *lînôn* und ahd. *lirnên, lernên* lernen, noch genauer von got. *mizdo*, ags. *meord* und as. *mêda* Lohn dienen. Ratsamer aber ist wegen der Entwicklung des Vokals in *heede* zu *ê*[2] bei diesem Wort für das Ndl. und Nd. der Ansatz eines urgerm. **χazdiōn-*. Damit ist Anschluß an das anord. *haddr* m. Haupthaar der Frau, das auf **χazd-* zurückgeht, gewonnen, auch dessen Bedeutung erklärt die beiden westgerm. Wörter[1]. Ein geldernsch-overijselsch *hadde* f. afval van vlas trägt die Formmerkmale von *herde* und *heede* an sich. Das ndl. *heede* f. ist das nördliche Wort, das auch dem Friesischen angehört; weiterhin ist es allgemein nds. Der ndl. Süden hat die Nebenform *herde* erzeugt. Dieser Südlage entspricht auch das westfäl. Auftreten seines Diminutivs *Härdel*. Ost- und nordfries. *Harl, Hêrl*, die holsteinischen Fundorte Rendsburg und Innien in Verbindung mit dem engl. Vorkommen lassen indessen keinen Zweifel an dem Vorhandensein der *r*-Form auch in diesen Gebieten. Damit entfällt die Aussicht, ein ndl. Lehnwort *Herl, Härl* im Bereich der ndl. Siedlung an Unterweser und -elbe nachzuweisen, obgleich das in Hademarschen und in Bremen aufgezeichnete Wort auch ein ndl. in sich mitführen mag. Das märkische Vorkommen beruht auf ndl. Einfuhr; die Heimat hat nur die eine der beiden Bedeutungen abgegeben. Der formale Abstand zwischen *Herl, Härl, Harl* und dem Grundwort *herde* wird durch die Form *Hardel* überbrückt.

Dunk m. Bund Werg auf dem Wocken zum Abspinnen kommt in Ostholstein nur noch in der Redensart vor *he kiekt as 'n Mus ut 'n Dunk Heed* er macht ein freundlich-pfiffiges Gesicht. *Dunk Heede (Heir)*, ein in der Mark geläufiger Ausdruck, stammt aus dem Westteil der südlichen Niederlande. Für West- und Ostflandern sichern *donk* m., woneben der erste auch *donke* f. anführt, De Bo und Teirlinck; ein weibliches *donk* kennen in der Provinz Antwerpen Cornelissen-Vervliet, ein *donk* m. Schuermans in der Gegend von Löwen. Die Bedeutungen sind een handsvol gerold werk, klos ineengewonden werk und een hoopje verwarreld hooi of stroo. Das Geltungsgebiet der Heimat stimmt zu der Ansicht, daß unter den ostholsteinischen Siedlern Flandrer gewesen sind.

Liesch n. ist ein obd.-fränk. Name verschiedener Wasserpflanzen, des Schilfrohrs, phragmites communis, der Blätter der Schwertlilie, iris pseudacorus, vielfach auch des Riedgrases, carex. Die Angabe, es sei and., ist irrig; der bei Graff, Althochdeutscher Sprachschatz 2, 281 erwähnte Beleg des Junius ist einer Handschrift mndl. Glossen entnommen. Heute tritt das Wort im alem.-schwäb. Gebiet als Fem. und im mittelrhein.-nassauisch-ndfrk. Bereich mit Einschluß Westfalens als Neutr. auf. Im nds. Raum fehlt jede Spur. Dem Ags. geht das Wort

[1] Der Bedeutungsunterschied der drei Bildungen ist wohl so zu fassen, daß *herde* das allgemeine Wort für Hanf- und Flachsfaser ist, *herdel* die feine und *heede* die grobe Faser bezeichnen.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0071

ab, darum ist sein Erscheinen in unserem Bezirk und in der Mark nur durch Einfuhr zu verstehen. Einfuhrland ist Niederfranken. Mensing meldet die Wortformen *Leesch* und *Liesch* n., leider ohne Ortsangabe, im Brem. Wb. lautet die Form *Leest*, das als ein oldenburgisches Wort bezeichnet wird. In den Niederlanden gelten drei Formen: *lisch*, *liesch* und *lüsch*. Die erste gehört dem Süden und der Küste an, die zweite ist in Holland bezeugt, und die dritte tritt im Osten auf[1]. Im Rheinland herrscht *Lüsch* vor, an der Saar könnte *Liesch* einwirken. Die westfäl. Lautform beruht auf **liosk*. In der Mark wiegen Abkömmlinge von derselben Grundlage vor, das östliche Pommern hat wieder *Lisch*. Überall begegnen echt ndl. Formen mit *s*-Auslaut. Über Abkunft und Verwandtschaft der Stammformen *Lisch* und *Liesch* ist man im unklaren. Im Ndl. gilt hauptsächlich das feminine Geschlecht, das abgewanderte Wort ist Neutrum.

Alte Namenbelege sichern das ndl. Else f. Erle für die Siedlungszeit: die Ortsnamen *Elsfleth* an der Weser und *Elskopp* (1279 *Elsenkope*) bei Wilster sowie der Flurname *Elßwisch* 1632 in Großenaspe (Neumünster), wo in Flurnamen andere ndl. Sprachspuren wie *Düngel* begegnen (vgl. F. Prien in Zs. d. Ges. f. schlesw.-holst. Gesch. 58, 101). In der freien Verwendung gilt das nds. *Eller*.

Neben den heimischen Namen tragen in Holstein und an der Unterelbe der Enterich und der Floh, die Blüte und die Quecke ndl. Bezeichnungen, im bremischen Bezirk die Kiefer.

Der Name Erpel m. des Enterich ist in der Mark ein Siedlungswort der Niederländer. Nach dem östlichen Holstein ist er durch die Flamen, welche Graf Adolf II. gerufen hatte, verschlagen worden. Nach Mensing tritt das Wort in der Form *Arpel* im Fürstentum Lübeck auf, eine bereits in ihrem lautlichen Gefüge gelockerte Form *Ermel* meldet Mensing aus Rastorf südöstlich Kiel. Die Beschränkung des ndl. Wortes auf Ostholstein ist ein neues Anzeichen für die flämische Heimat der Kolonisten dieses Bezirks, da *Erpel* ein ausgesprochen südndl., im besondern brabantisch-ostflämisches Wort ist. S. hierzu S. 28 und 348.

Daß der Umlaut Flöhe f. und das weibliche Geschlecht dem deutschen Worte *Floh* nicht aus eigenem erwachsen, sondern aus den Niederlanden eingeführt worden sind, wird bei der Besprechung des märkischen Vorkommens nachgewiesen. Hier nur die Bemerkung, daß die Verbreitung der holsteinischen *Flöh*-Form auf die Kieler Gegend, den Dänischen Wohld und die Hohnerharde die Ableitung aus dem Wortgut der holländischen Siedler zuläßt. Sonst herrscht die nds. Wortform *Floh* m.

Nicht genügt die Angabe Blössen Pl. Husum 1870 bei Mensing 1, 400 zum Ansatz eines alten ndl. Lehnwortes; jüngere Zufuhr ist wahrscheinlich. Vgl. die Darstellung des märk. Wortes *Blueße*.

---

[1] Nach H. Heukels, Woordenboek der Nederlandsche volksnamen van planten (1907) 126; 244.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0072

Dem märk. Päde f. Quecke steht *Peien* Pl.[1] im Alten Lande gleich.

Wenn das Brem. Wb. 2,759 *Keen* Kien, Kiefernbaum anführt, so stecken in dieser Angabe zwei Wörter, das mask. *Kien* in der schriftsprachlichen Bedeutung und das fem. Kiene die Kiefer. Das letzte stammt aus den Niederlanden. Sein Hauptverbreitungsgebiet ist die Mark.

An Ausdrücken im Bereich von Haus und Hof, die der ndl. Sprache angehören, sind beiden Bezirken gemeinsam *Flor* m., *Förste* f., *Ho(k)wand* f., *Lemmel* und *Lemmer* n., *Lote* f., *Schüppe* f., *Spade* f. m., *Spreet* n. m., allein im bremischen sind belegt *Börje* f., *Kachel* f. (?), *Kramme* f. und *Micke* f. in zwei Bedeutungen, im holsteinischen kommen vor *Krett* n., *Späne* f. und *Spind* n.

Flur m. besitzt zwei Bedeutungskreise, einen süd- und einen norddeutschen. Im ersten gilt die Bedeutung Feldland, Gemarkung, im zweiten Scheunentenne und Hausgang, Diele. Der obd. Gebrauch des Wortes war in mhd. Zeit stark ausgebildet, scheint aber in der Gegenwart durch die Einwirkung von *Feld* und *Esch* räumlich zurückgegangen zu sein, da er weder in Altbayern volkstümlich noch in der Schweiz zu Hause ist. Er erreicht aber noch Thüringen. Der norddeutsche Kreis umfaßt nach Paul Kretschmer, Wortgeographie der hochdeutschen Umgangssprache (1918) 204 Nord- und Mitteldeutschland mit Ausschluß des westlichen Teils; südlich reicht er bis Schlesien, Sachsen, Vogtland, Nordthüringen; Hannover bis Norden in Ostfriesland und Oldenburg gehören dazu. In Westfalen, Hessen, der Rheinprovinz ist *Flur* ein junger Ausdruck neben *Hausgang*, in Nordniedersachsen tritt er an die Stelle des alten *Flett*. Im südlichen Thüringen wird *Ern*[2] gebraucht. Die Abgrenzung des nd. *Flur*-Gebietes schränkt Kretschmer indessen S. 605 ein, indem er bemerkt, daß in Hannover *Diele* üblich sei. Gilt dies schon für die hochdeutsche Umgangssprache, so ist nach den Angaben der mundartlichen Wortverzeichnisse das Gebiet von Hannover gänzlich auszuschließen. In Hastenbeck[3] werden sowohl die Tenne wie die Hausdiele *Däl* genannt, und diese Bezeichnung ist nach Osten bis zur Elbe und nach Westen bis nach Geldern in Gebrauch[4]. Das Rheinland hat altes *Flur* nur am ndfrk. Rand. Mangels dialektgeographischer Unterlagen müssen die Schlüsse, die vorerst möglich sind, als vorläufige angesehen werden. Danach sondern sich in Norddeutschland zwei Bezirke mit *Flur* ab: ein md. mit Nordthüringen (Eisleben hat *Flur*) und Obersachsen mit Ausläufern nach Schlesien sowie der mär-

[1] Focke in Abhandl. hg. vom naturwiss. Verein Bremen 5,444.

[2] Die Verbreitung von *Ern* Hausflur in der Schweiz, dem Elsaß, Schwaben, Südfranken, Hessen, Thüringen und dem Süden Mittelfrankens deutet Herm. Schmoeckel, Das Siegerländer Bauernhaus nach seinem Wortschatze dargestellt (Diss. Bonn 1912) 100 f. an. Genauere Angaben über Verbreitung und Etymologie von ahd. *erin* fester Boden liefert Th. Frings in der Festschrift Behaghel 209 ff. und in Germania Romana 133 f.

[3] Hannoversche Geschichtsblätter 22,119.

[4] Für Westfalen vgl. jetzt die Abhandlung „Die Herkunft von mnd. *dele* f." von Erich Nörrenberg in Westfälische Forschungen, Mitteilungen des Provinzialinstituts für westfälische Landes- und Volkskunde I 3 (Münster 1938), 326—357.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0073

kische und ein ostfriesisch-bremisch-holsteinischer. Nach beiden sind Niederländer zugewandert; sie haben das Wort dem ersten gebracht, und es ist zu fragen, ob es auch im zweiten aus den Niederlanden bezogen ist. Ostfriesland steht in Verbindung mit dem Westen, und Oldenburg ist von Bremen aus von *Flur* erfaßt. Zwischen Weser und Hunte tritt erst in jüngster Zeit das hd. *Flur* für das alte *Flett*, nachdem dieses räumlich von der *Diele* geschieden ist, ein, s. R. Warnecke, Haus und Hof in der nd. Sprache zwischen Weser und Hunte 48. Das Brem. Wb. kennt *Floor* gepflasterten Fußboden, die nördlichen Gegenden Holsteins haben es in der Bedeutung großer, flacher Knetkasten bei der Torfbearbeitung. Für Bremen ist Zusammenhang mit dem ndl. Kerngebiet des Wortes *Flur* sicher. Dort begegnet es in zwei Bedeutungen, als Scheunen- und als Hausflur: *vloer* pavimentum, area et contabulatio Kilian, Hausflur Schuermans, Teirlinck, Molema, ter Laan, ten Doornkaat Koolman, Dreschtenne De Bo, Cornelissen-Vervliet, Grund, Diele Mndl. Wdb. Das Ndl. steht in Verband mit dem Ags. und Anord.: ags. *flór* Diele, Kuhbrücke auf einem Schiff, nengl. *floor* Hausflur, Tenne, Stockwerk; anord. *flórr* Diele des Viehstalls zwischen den Standreihen der Kühe, Viehstall. Das in Angeln, Schwansen, Südschleswig und vereinzelt im nördlichen Holstein vorkommende *Flor* in seiner eingeengten Bedeutung kann ein heimisches, aus der alten ags. Gemeinschaft herrührendes Wort sein. Im nds. Haus war für *Flur* kein Platz; in ihm sind die Ausdrücke *Flett* und *Diele* gebraucht worden.

Dem gemeindeutschen *First* m. der First steht ein ndl. *vörste*, *vorste* f. die Förste zur Seite. Indem die ndl. Wortform nur in den Siedlungsgebieten auftritt, besteht kein Zweifel über ihre Herkunft. Das gleichstehende ags. *fyrst*, eine Nebenform zu *first*, scheidet zudem seiner Lautung wegen als Grundlage des holst. Wortes aus. Im Ndl. zeigen die ingwäonischen Gebiete (Flandern, Antwerpen) Umlaut; zu ihnen hat früher auch Holland gehört. Von dort ist also *Förste* in die Marschen und in die Mark zugewandert; ein älteres *vorstinge* des Brem. Wb., das dieses neben *verstinge* und dem üblichen *Varste* anführt, geht auf die nichtumlautenden ndl. Gegenden zurück. Das gilt auch von dem ostfries. *Forst*, das neben *Först* und *Farst*, *Frast*, die vom nd. *verst* ausgehn, steht. Im Osterland und Mansfeldischen ist ebenfalls *Forst* üblich; der Mansfelder Bergbau gebraucht außerdem eine Form *Färschte* f. in der Sonderbedeutung Decke des Schachtstollens, die mehr zu *Förste* als zu *First* stimmt. Das holst. Vorkommen von *Föst* deckt sich mit geringer Ausweitung nach Westen und Norden, wohin auch unmittelbare Zufuhr zu späterer Zeit vorstellbar ist, mit den Marschgebieten. Über Cloppenburg stößt von Westen bis zur Lethe ein *Först*-Bezirk, der von den Niederlanden ausgehn dürfte, vor, wie die Karte 34 bei Rudolf Warnecke[1] zeigt. Die Gegend um Bremen besitzt die ndl. Wortform nicht mehr.

[1] Haus und Hof in der niederdeutschen Sprache zwischen Weser und Hunte. Marburg 1939.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0074

Das ags.-ndl. Hok m. Ecke, Winkel (ags. *hóc*, ndl. *hoek*) ist im Nordnds. nicht nachgewiesen, im nördlichen Westfalen (Osnabrück, Lingen, Emsland und anschließend Ostfriesland) dagegen üblich. Bei dieser Lage wäre es möglich, das Wort in den bremischen Marschen als altes Lehnwort anzusehen. Doch rät die Nähe eines modernen *houk*, *hōuk* am linken Letheufer auf Warneckes Karte 44 zur Vorsicht. Indessen hindert nichts, das um Bremen auftretende, bei Warnecke Karte 44 und S. 51 bis zur Hunte reichende *hōvant* f. Wand zwischen Feuerstätte und Stuben (aus *Hokwand*) dem Ndl. zuzuweisen. Das 18. Jahrhundert kannte in Bremen bereits die jüngere Wortform *Huk* (s. S. 103).

Lemmel n. Messerklinge entstammt der römischen Periode der Rheinzone. Nach Th. Frings, Germania Romana 176f. liegt ein lat. *lamina* zu Grunde. Erfaßt sind die Niederlande und Westfalen. Das Oberrheingebiet und seine Ausstrahlung schließen an eine andere Wortform, *lâmina*, an und stehn für sich. Weder den Kanal im Westen noch die Weser im Osten hat *Lemmel* überschritten, das Mündungsgebiet von Weser und Elbe hatte es im 5. Jahrhundert nicht erreicht, sonst hätten es die Angeln und Sachsen nach England mitgenommen. Die Hansezeit erlebt das Wort in den Städten der Nord- und westlichen Ostsee als Handelsausdruck, ohne daß es festwurzelt. Im 18. Jahrhundert kennen Bremen und Hamburg *Lemmel* Messerklinge. Holstein zeigt gegenwärtig ein abwechslungsreiches dialektgeographisches Bild mit zwei Hauptformen: *Lemmel* ist in der Kremper Marsch, in Schwansen, Neumünster, der Probstei und in Lauenburg verbreitet, Eiderstedt gebraucht eine erweiterte Form *Lemmels*, eine andere, *Lemmelt*, erscheint in Schenefeld und in Dithmarschen; die zweite Hauptform, *Lemmer*, begegnet in Itzehoe, im Fürstentum Lübeck und auf Fehmarn, *Lemmert* als Seitensproß ist im südlichen Dithmarschen und Stormarn belegt. Diese Angaben Mensings ersetzen nur notdürftig eine saubere Karte, sie scheinen aber zu erlauben, daß man sich die Verbreitung der Haupttypen in Flächen vorstellt. Danach wäre *Lemmer* ein Ausdruck des Ostens und des Nordrandes der großen Marschen, *Lemmel* mit den Nebenformen beherrschte den Norden und Nordwesten, käme aber auch im Südosten vor. Die Stadt Lübeck hat nach Colmar Schumann[1] *Lemmer*. Der Formunterschied kann sich im Lande selbst herausgebildet haben. Aber es ist doch auffällig, daß sich das Paar *lemmel*, *lemmer* ebenso in den Niederlanden vorfindet und daß dort die Seitenform *lemmer* an einer allgemeinen Neigung des Übergangs der Bildungssilbe *-el* in *-er* durch Dissimilation ihre Stütze hat[2]. Daneben begegnet *lemt* in der Nordwest-Veluwe und im Lande Groningen. Von hier stammt also das ostfries. *Lemt*, *Lempt*, *Lemp*. Da sich das holst. *Lemmer* eng an die ndl. Siedlungsbezirke hält und namentlich im Ostteile auftritt, wohin Bewohner der südlichen Niederlande,

[1] Der Wortschatz von Lübeck (Straßburg 1907) 18.

[2] In der Mark Brandenburg sind die *Läper* Löffel, *Lemmer* Klinge, *Schlœter* Schlüssel nicht in Übereinstimmung mit heimischen Sprachgesetzen; sie sind aus den Niederlanden übertragen. Vgl. die Darstellung, welche die Grenzen des *-er*-Gebietes umreißt.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0075

eben der Gegend, welche die Entwicklung *-el* > *-er* aufweist, gezogen sind, dürfen wir *Lemmer* nicht als holst. Erzeugnis ansehen. Dann ist es aber auch geraten, den andern Haupttyp und alle Abzweigungen von beiden als Einfuhrgut zu bezeichnen. Das *-t* kann aus einer Mischung mit dem ndl. *lemt* herrühren.

Lote f. hölzerne oder eiserne schräge Schaufel an einer langen Stange, mit welcher der Schlamm aus den Marschgräben gestochen und aufs Land geworfen wird, ist ein Gerät der Marschen an Weser und Elbe; das Brem. Wb. nennt *Lote* und *Lootse*, Mensing ein lautlich unerklärtes *Late*. Gerät und Name gehn auf mndl. *loete* f. zurück. Beides behandelt Frings Zs. f. rom. Phil. 62, 68 ff.

Zu Schüppe s. S. 247 f., zu Spade S. 248 f.

Die mnd. Belege für Spriet n. m. gegabelte Stange bei Schiller-Lübben 4, 345ª weisen mit einer Ausnahme, einem Wismarer Zeugnis, ins Ndl.; das D. Wb. 10, 2, 76 bestätigt die ndl. Herkunft. Das Wort ist im Brem. Wb. und bei Mensing vermerkt. Dieser gibt als Bedeutungen an gegabelter Baum: Bugspriet; Querbaum an der Windmühle; Gabelung eines Zweiges, auch eines Weges. Weitere Verwendung findet sich in der Mark. Die Verbreitung in Holstein schließt sich an die ndl. Siedelung an. Es liegt demnach ein ndl. Lehnwort des 12. Jahrhunderts vor. Das Ndl. Wdb. führt als Grundbedeutung 'dunne en rechte spruit van een plant' in vielen Verzweigungen und die Bedeutung 'gevorkte staak' an. Ags. *spréot* und ndl. *spriet* decken sich.

Von den Sonderausdrücken der Bremer Gegend hat Börje f. Tragbahre im nds. Sprachraum, der nur *Böhre* (lautlich *bǫ̃rə*) kennt, eine Sonderstellung wie das gleiche märkische Wort. Eines Beweises, daß *Börje* dem ndl. *burrie*, einer sehr gebräuchlichen Nebenform von *berrie*, entspricht, bedarf es daher nicht. Die Angabe des Brem. Wb. 5, 339 verdient Beachtung; sie lautet: „*Borge*, *Borgen* sagen einige in unserer Nachbarschaft anstatt des bremischen *Bâre* Tragbare. *Messborgen* für *Messbâre* eine dergleichen, den Mist aus den Ställen zu tragen".

Im Brem. Wb. 2, 713 heißt es: „*Kachel*, *Kachelaven* ist bei unsern Bauern ein von Dachziegeln aufgesetzter Stubenofen", dieselbe Beschränkung auf die Landbevölkerung wie bei *Börje*. Die Behandlung des märkischen Wortes Kachel m. zeigt es als ndl. Lehngut. Dieselbe Rolle spielt es in der Gegend von Bremen. Schade nur, daß im Brem. Wb. das Geschlecht nicht mitgeteilt wird. Dies könnte im Gegensatz zur Mark noch das ndl. Femininum sein.

Der ndl. Doppelform *kramp* / *kram* f. Haken, Klammer hat das Nds. nur *krampe* zur Seite zu stellen. Das Auftreten von Kramme f. deckt sich überall mit den Gebieten, in denen sich im 12. Jahrhundert Bauern aus den Niederlanden niedergelassen haben; die Form ist darum ndl. In unserm Bezirk kennt sie nach dem Brem. Wb. 2, 876 Hamburg.

Zwei verschiedene Wörter Micke f. sind nach Niedersachsen von den Niederländern eingeführt worden, das eine bedeutet Astgabel, Gabelstange, das andere ein kleines Brot, Brotschnitte. Beide sind in Ostfriesland durch den

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0076

räumlichen Zusammenhang mit dem Ursprungslande verbunden. Leider ist nicht sicher, ob das Brem. Wb. 3, 160 unser erstes Wort meint; es schreibt: „*Micke* eine kleine Pumpe in den Häusern, wodurch das Weserwasser aus den unterirdischen Röhren, welche es durch die ganze Stadt leiten, gepumpt wird". Wenn diese Pumpe an einem gabelförmigen Gestell befestigt gewesen ist, wäre eine solche Bezeichnung möglich; doch kann in *Micke* auch eine Verkürzung aus *Mechanike* vorliegen.

Das zweite Wort Micke ist nach Form und Bedeutung sicher gleich dem ndl. Ausdruck; nur drückt sich diesmal das Brem. Wb. 3, 160 unbestimmt in seiner Ortsangabe aus. Die Stelle lautet: „*Micke* in einigen Gegenden eine Brotschnitte oder ein kleines Brot, etwa ein Pfund schwer, welches denen gegeben wird, die den Zehnten einfahren oder sonst zu Hofe dienen". Die märkische Sprachlandschaft besitzt *Micke* auch. Sein Vorkommen in den Grenzen der ndl. Kernbezirke und des daraus entwickelten politischen und kulturellen Ausbreitungsgebietes läßt keinen Zweifel an der Herkunft aus Niederfranken. Die Gewißheit, die dort zu gewinnen ist, trägt zur Sicherheit der Ansicht bei, daß die Angabe des Brem. Wb. nicht entfernte Gegenden, aus denen ja bisweilen berichtet wird, meint, sondern die Nachbargegend Bremens.

Ein Fachausdruck des Hausbaus ist klicken die Stakwand des Hauses mit Lehm bewerfen. In Mecklenburg sagt man dafür *kleimen*, das *kleiben* darstellt, und dieses Wort ist weit verbreitet. Um die *Kleimstaken*, das sind gespaltene Hölzer, welche aufrecht in Rinnen der waagerechten Balken hineingestellt und festgeschlagen werden, windet man mit Lehm bestrichene Strohwische und bewirft das Geflecht mit Lehm. Das in der Mark in dieser Anwendung allgemein übliche *klicken*[1] läßt sich in den Niederlanden nur zweimal nachweisen: aus der alten Sprache in einer limburgischen Glosse *klicken* efte *lemen* argillare Horae belgicae 7, 28[b] und aus der lebenden Volkssprache bei Schuermans, der nur den Bewurf mit Kalk belegt. Diese beiden Zeugnisse genügen indessen, die Abhängigkeit des märkischen Wortgebrauchs von dem ndl. darzutun. In der Bremer Gegend kannte man nach dem Brem. Wb. 2, 784 *klicken* im Sinne von klecken, schmieren und die scherzende oder verächtliche Benennung des Maurers mit *Lehmklicker*. Dieser Spottname gibt uns einen Hinweis auf die Abzweigung der fachlichen Sonderbedeutung, mit der wir es hier zu tun haben, aus dem Verbbegriff, der etwas klatschend auf einen Gegenstand werfen oder eine Flüssigkeit platschend auf den Boden verschütten besagt. Der Ursprung liegt im Spott des Maurers auf den unzünftigen Bauvorgang, der seiner Tätigkeit entraten konnte, weil er keine handwerkliche Fertigkeit erforderte, anderseits aber auch in der verächtlichen Bezeichnung eines ungeschickten oder nachlässigen Maurers. Diese affektbetonte Ausdrucksweise, welche auch in der Mark

[1] Ein Beleg von 1439 aus Berlinchen findet sich in der Form *leymklicker* bei Riedel I 24, 151, ein anderer von 1775 ist von Passow 1, 181 mitgeteilt: '8 (Häuser) waren *geklickt*'.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0077

im Wort *Lehmklicker* Maurer weiterbesteht, ist im Ndl. nur zeit- und strichweise in die affektlose Rede übergegangen und daher so selten bezeugt. Erst im neuen Heimatlande ging der spöttische Nebensinn beim Verbum verloren. Adelung, Grammatisch-kritisches Wörterbuch der hochdeutschen Mundart² 2, 1628 kennt *Lehm klicken* und *Lehmklicker* Lehmkleiber im volksmäßigen Gebrauch; er liefert damit einen Beleg für das Osterland. Geringschätzig gebraucht Lauremberg, Scherzgedichte 1, 20 den Ausdruck *Lehmklicker;* allgemein mecklenburgisch ist dieser Gebrauch nicht gewesen.

Krett n. s. S. 242.

Für spänen der Mutterbrust entwöhnen hat das Mnd. Wb. nur westnd. Zeugnisse, ausgenommen den Beleg Psalm 130 (131), 2 der Lübecker Bibel, der mit der Stelle der Kölner Bibel übereinstimmt. Das Subst. Späne f. Mutterbrust weist es als *spene* gar nur bei Kilian und im Teuthonista nach. Bei dieser Lage ist fraglich, ob das Wort als gemeinnds. bezeichnet werden kann. Vielmehr steht es in einem ndfrk.-westfäl.-fries. Verband, wie sich aus westfäl., ostfries. *spänen* entwöhnen, nordfries. *Spenn* f. Zitze am Kuheuter, ostfries. *Späne, Spene* f., westfries. *spien* f. Warze der Frauenbrust, ndl. *speen* f. Brustwarze, Frauenbrust ergibt. Anderseits haben das Nordnds. und das Ostfäl. an der Ablautform *Spunne, Spünne* f., die im hd. Gebiet herrscht und früher auch im Ndl. vorkam, Anteil. Dies bezeugen die ostfäl. Belege des Mnd. Wb. und im Holsteinischen nachstehende Liste aus Mensing: *Spunn* f., Pl. *Spunnen* Fürstentum Lübeck, *Spünn* Ostholstein, *Spaan* Pellworm, *Spän*, Pl. *Späns* Eiderstedt, Dithmarschen, Wilstermarsch, *Spoon*, Pl. *Spǫ̃n* Dithmarschen 1755. Aus ihr gehören die *u-*, *ü-* und *o*-Formen wie auch das pellwormische *Spaan* zum Typ *Spunne, Spünne,* das Marschenwort ist aus der Siedlersprache des 12. Jahrhunderts übrig geblieben, während Eiderstedt und Dithmarschen ihr *Spän* der wirtschaftlichen Betätigung der Holländer seit dem 17. Jahrhundert verdanken. In Lübeck aber kam *spenen* vor; das bestätigt das Brem. Wb., während es dies Wort in Bremen als nicht vorhanden bezeichnet. Indem wir darin das ndl. Lehnwort aus dem nach Lübeck ausstrahlenden Bereich der Eutiner Siedlung vermuten, rückt die gemeinsame Wortwahl der beiden ältesten nd. Bibelübersetzungen in den westdeutschen Zusammenhang. Es kann somit darin das Siedlungswort wie der westfäl. Ausdruck vorliegen, der nordnds. Mundart ist es nicht zuzurechnen. Das ndl. *spunne, sponne* war zu Kilians Zeit bereits veraltet. Heute ist *speen* f. Brustwarze, Frauenbrust in Flandern und Seeland und dem damit verbundenen Nordholland verbreitet; die Nebenform *speun* gilt in Südholland und Utrecht, von *spunne* ist sie unabhängig; vgl. K. Heeroma in Handel. van de comissie vor toponymie en dialectologie 10 (1936), 146 (Karte) und 178 f. Der ursprüngliche Sinn des Verbums ist die Brust geben, wie ihn das Ostfries. bewahrt. Der neue gehört der Zusammensetzung *afspänen;* diese wird fachsprachlich zu *spänen* abgeschliffen.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0078

Aus dem Bereich der Landwirtschaft bieten sich als gemeinsamer Ausdruck *Block* m. und Ableitungen vom Stamm *rîs-* dar; im Bremischen treten dazu *Bote* f., *Draff* m., *Fime* f., *Gelje-Hemp* m. und *Schock* n., das holsteinische Marschgebiet besitzt für sich *Aust* m. und *enten*.

Der fortgeschrittenen Technik der Deichbauer und Entwässerungskünstler ist in den Niederlanden auf einem Boden, der zwar unter Wasser litt, aber doch nicht so niedrig lag wie die Marschen, denen jede Flut eine Überschwemmung brachte, das Blocksystem voraufgegangen. Solche Landstrecken konnten dem Weidegang und dem Ackerbau erschlossen werden, wenn das überschießende Wasser in Gräben gesammelt und abgeleitet wurde. Eines Deichschutzes bedurfte es kaum oder erst in dessen einfachen Anfängen. Auch auf eine Wasserabfuhr unter den erschwerenden Umständen des höheren Wasserstandes des Meeres oder der Ströme bei Flut oder dauernd brauchte man nicht bedacht zu sein. Bisweilen zeigt sich deutlich, daß die Absicht der Wasserableitung überhaupt zurücktrat und die Gräben lediglich der Abgrenzung und Einschließung des Weideviehs dienten. Das gegebene Wort für diesen Zweck war in der Bezeichnung solcher Gräben *Sloot*, ich verweise auf die Bemerkungen, die ob. S. 40 diesem Ausdruck gewidmet sind. Ein Kartenbeispiel einer im Blocksystem aufgeteilten Flur liefert die Anlage 87 im Atlasband zu K. Meitzen, Siedelung und Agrarwesen. Aus 2, 38 desselben Werkes sei zur Erläuterung die Beschreibung der in der Anlage abgebildeten Gemarkung von Rysum im sogenannten Krummhörn, Kr. Emden, mitgeteilt. „Ihre (der Gemarkung) gesamte Fläche (von 1006 ha) ist durchweg in ½ bis 2 ha große, nahezu rechteckige, meist etwas mehr lange als breite Abschnitte geteilt, welche indes weder gleich groß noch völlig regelmäßig sind. Dieselben werden durch Gräben und Wege geschieden. Die Gräben haben teilweis den Zweck der Entwässerung, die meisten dienen lediglich der Abgrenzung.“ Insgesamt zeigen die 32 Marschdörfer des Krummhörn diese Aufteilung. Sie liegen auf einem Marschboden, der früh festverlandet war und der mit dem einfachen Entwässerungsverfahren der Bebauung und der Wohnanlage zugeführt werden konnte. Meitzen 2, 38 weist die Blockeinteilung südlich des Rheins auf den Inseln Walchern und Schouwen nach, deren ganze Fläche nach diesem Verfahren aufgeteilt ist. Entsprechende Blöcke bestehn auf den benachbarten Inseln nur in der Umgegend einiger von Meitzen namentlich aufgezählter Ortschaften, die auf höherem, vor den Verwüstungen des Meeres geschützterem Gelände liegen. Nördlich des Rheins tritt dieselbe Einteilung zwischen Haarlem und dem Haarlemer Meer und weiter nördlich am Dünenfuße entlang auf. Sehr verbreitet ist sie in der Provinz Friesland, besonders in dem Teil westlich der Lauwers. Ostfriesland besitzt sie auf der Geest, wo diese nicht von Moorkolonien eingenommen ist, und in den Marschen, soweit diese nicht durch Polder oder Groden erst in jüngerer Zeit dem Anbau erschlossen worden sind. Überall sind die Blockländereien durch eine höhere Lage gekennzeichnet; diese schließt keineswegs den Marschcharakter aus.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0079

Die Gemarkungsskizze von Rysum vor Augen, unterwerfen wir die Anwendung des Ausdrucks Block m., auch n. als Bezeichnung der Fluraufteilung in unserm Gebiet einer Prüfung. Das Brem. Wb. 5, 337 vermerkt kurz „ein Stück Ackerland", Mensing unterscheidet zwei Arten der Verwendung. Einmal steht *Block* für einen kürzeren Queracker vor anderen längeren Äckern, einen Schlußacker oder solche Ackerstücke, welche durch Aufstoßen auf die Gemeindeweide oder auf Wiesen kürzer als gewöhnlich geworden sind. Diese Bedeutung hat *Block* in Dithmarschen. Ihr gleichzustellen ist der Fall, daß ein Stück Land wegen seiner Lage nicht in Zusammenhang mit anderen Ländereien bewirtschaftet werden kann und zur Zeit der Feldgemeinschaft keinen Teil eines Dorfschlages gebildet hat, z. B. ein Stück Ackerland in einer Wiese. Diese Bedeutung ist aus Bordesholm und der Wilstermarsch bezeugt[1]. Verschieden von dieser ersten Verwendung, die sich auf die Gestalt des Ackerstücks gründet und auch im letztgenannten Fall meistens diese Ursache haben mag, ist die zweite, in welcher die blockförmige Form zwar in der Regel auch vorkommt, aber keinen Anlaß für die Bezeichnung hergegeben hat: *Block* in der Bedeutung mit Graben oder Zaun umgrenztes Landstück. Sie begegnet im Fürstentum Lübeck, in Schönkirchen, Hademarschen und in Schwansen. Von diesen Fundstellen liegen die beiden ersten im Bereich der flämischen Kolonisation von Eutin und Kiel, Schwansen und Hademarschen können als Aufnahmepunkte aus holländischen Siedlungsgebieten angesehen werden. Im Lübecker Staatsgebiet sind nach Colmar Schumann[2] *Blöcke* hügelige Koppeln, welche durch Einsenkungen, Wiesenzüge und Gräben umschlossen und voneinander geschieden sind. Dazu stelle man nun Kilians Angabe *block lands* ager fossa, aggere aut sepe clausus und des Mndl. Wdb. *bloc* een door eene gracht of heining afgesloten akker. Viele Belege bringt G. J. Boekenoogen, De Zaansche volkstaal (Leiden 1897) 76. Das Ndl. Wdb. bemerkt zu *blok:* im 16. Jahrhundert häufig *belok*. Damit ist die Herkunft dieses *blok* angedeutet. In der Tat stellt es sich zu mndl. *biloke* f. Gefängnis, Klause, Kloster sowie zu mndl. *beloke*, *biloke* n. f. omheining, park; beperkt of afgesloten grondgebied[3] und geht von *belûken* um-, abschließen aus. Zu dieser Bedeutungs- und Bildungsgruppe gehört ferner die Bedeutung Block, in welchen die Füße Gefangener eingeschlossen werden, und Sarg. Im Ahd. war *biloh*, *bloh* n. clausura, conclusio vorhanden. Landstücke, die so durch Gräben, Wege oder Zäune voneinander abgegrenzt sind, wie sie auf der Rysumer Gemarkung liegen, verraten die Hand von Holländern, und der Ausdruck *Block* selbst gehört ihrer Sprache an. Die beiden Bedeutungen lassen sich schwer übereinbringen, doch wäre eine Ausweitung der Grundbedeutung, die bei

---

[1] Beide Erklärungen und zahlreiche Beispiele bei Friedrich Prien, Neumünstersches Flurnamenbuch, in der Zeitschr. d. Ges. f. schlesw.-holst. Gesch. 58 (1929), 69 f.

[2] Die Flur- oder Koppelnamen des Lübecker Staatsgebietes. Programm Lübeck 1892. S. 8.

[3] Diesen Sinn hat der Geländename *Hostarmaringabiluca* (840—877) bei Mansion, Naamkunde 185.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0080

biloke liegt, auf den Begriff truncus vorstellbar. *Blockland* ist bei ten Doornkaat Koolman ein mit Gräben und Wällen eingeschlossenes Land; die Niederlande besitzen diesen Flurnamen ebenfalls. Nördlich Bremen liegt an der Wümme das *Nieder-* und *Ober-Blockland*.

Von Ableitungen aus dem Stamm *rîs-* ist im zweiten Hauptteil die Rede; dort wird auch über das Auftreten des ndl. Ausdrucks Schock n. für den Stand von ursprünglich 12 Garben im Bremer Gebiet gehandelt.

Das gesamtdeutsche Bote f., hd. Boße f. Bündel Flachs oder Hanf, das zum Rösten oder zum Hecheln zusammengebunden ist, in der Umgebung von Bremen dem Ndl. zuzuweisen erscheint angesichts der Verbreitung des Wortes im Nds., wovon sich auch Ostfalen nicht ausschließt, bedenklich. Auch sein Fehlen in den holsteinischen Marschen rät von einem solchen Ansatz ab. Daß aber dieser Verzicht nur dem Mangel an sprachgeschichtlichen Zeugnissen der Siedlungsperiode zur Last fällt, lehrt der folgende Fall.

Der Ausdruck Fime f., Fimme, hd. Feime f., der eine Anzahl von 100 Garben bezeichnet, sonst auch allgemeiner für Stroh-, Heu- und Holzhaufen gebraucht wird, gehört zum alten deutschen Sprachgut: as. *fimba*, ahd. *finba*, mnd., mndl., mhd. *vimme*. Er ist noch im nds. Gebiet neben *Diemen* gebräuchlich, und doch hat er einst bei den holländischen Bauern als ihr Heimatwort bestanden. Das besagt die Bemerkung in einer Urkunde von 1149: 'ut undecimum acervum, quem Hollandenses lingua sua *vimmen* vocant, persolvant'[1]. Den alten Landesbewohnern und den Einwanderern war also das Wort gleichermaßen bekannt. Die Gunst der Überlieferung gestattet ausnahmsweise die Scheidung und Zuteilung an beide Bevölkerungsbestandteile. In Holstein ist *Fimme* geschwunden, an seine Stelle ist *Diemen* getreten, das in die Bremer Gegend hinübergreift.

Das allein im Brem. Wb. mitgeteilte *Draf* Treber gehört zu den westnd. Belegen des Mnd. Wb. und stellt sich weiter in einen ndl.-engl.-nord. Zusammenhang. Hier tritt Draff als der Sg. zu der im hd. Gebiet und auch auf nd. Boden früh erscheinenden Pluralform *Treber*, nd. *Drever*, *Draver*[2], die als Sg. dient, auf; vgl. westmnd., mndl. *draf* Treber, nndl. *draf* Grundsuppe, Satz eines Gebräus, ags. *dræf*, mengl. *draf*, nengl. *draff* Bärme, Hefe, aisl. *draf* Abfall, norw., dän. *drav*, schwed. *draf* Treber, Spülicht, Hefe. Das Westfälische muß nach dem Mnd. Wb. *draf* einst besessen haben, heute ist dort nur das formal nahe stehende *Drabbe* f. Treber[3] bekannt. Im Schlesw.-holst. Wb. fehlt das Wort, dafür gilt das in Niederdeutschland gegenwärtig allein gebrauchte *Sei* m. Ob *Draff* in Holstein auch früher nicht vorhanden gewesen ist, läßt sich nicht ausmachen. Eine gewisse Wahrscheinlichkeit dafür, daß in Bremen *Draff* aus dem Ndl. ent-

---

[1] Kötzschke[2] 3.

[2] Lasch-Borchling, Mnd. Handwörterbuch 1,477 *drever*, *draver* Treber.

[3] Woeste-Nörrenberg, Wörterbuch der westfälischen Mundart. Norden und Leipzig 1930. S. 55[b].

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0081

lehnt ist, darf zugestanden werden, doch bleibt der Zeitpunkt der Aufnahme unbestimmbar.

Bei gelde unfruchtbar, das in *Gelje-Hemp* der unfruchtbare oder männliche Hanf des Brem. Wb. begegnet, liegt die Aussicht auf eine eindeutige Entscheidung günstig. Die sprachgeographische Lage, deren Darstellung im Bericht über das Wort *gelde* in der Mark gegeben wird, bestimmt *gelde* als ndl. Lehngut, und die engfachliche Anwendung bindet das Wort an den Sachkreis des landwirtschaftlichen Erwerbslebens, das durch die holländischen Neubauern wesentlich gewandelt und bereichert worden ist.

Der Oost-, Aust-Block der märkischen Sprachsphäre, dessen Drang nach Norden und Westen im zweiten Hauptteil geschildert wird, hat auch Grenzstriche des lübeckischen Staatsgebiets erobert. Das lehrt der Blick auf die Karte 76 des Atlas der deutschen Volkskunde. Mensing fügt zu diesem Befund das Vorkommen im Fürstentum Lübeck hinzu, wovon die Karte nichts erkennen läßt. Um breite Stellen kann es sich nicht gut handeln, eigene Verpflanzung durch die Flamen von Eutin kommt kaum in Betracht und ist auch lautlich abzulehnen, da die Form *Oost* zu erwarten wäre. So sind die Mensingschen Fälle als Vorhut des Vormarsches aus dem Osten anzusprechen. Weiter führt Mensing *Aust* m. f. Ernte aus Dithmarschen an, wofür die Karte 76 wieder keine Belege bietet. Beide Fälle sind nach Mensing überdies wenig gebräuchlich und verraten sich dadurch als Wanderwörter; das dithmarsische *Aust* ist über See zugewandert.

Das lat. *imputare* hat die Wortformen *impfen* des hd., *poten* des ndl. und rheinischen und *enten* des ndl. Sprachgebiets hergegeben. Dem hd. Wort liegt ein ostfranz. *impare*, *emper* aus *impodare* zu Grunde, *poten* stammt aus *impotare*, und *enten* ist eine jüngere Entlehnung von franz. *enter*. So ordnet Frings[1] die sprachgeographischen Tatsachen. Unser Stoff erlaubt, das Alter des ndl. *enten* ins 12. Jahrhundert hinaufzurücken, denn das Verbum enten in der Probstei kann nur durch die Flandrer eingeführt worden sein, und es liegt nahe, für die Form empen in Schwansen das nordfranz. *emper* als Mutterform anzusetzen. Die Randlage beider Vorkommen weist auf Zurückweichen des Lehnwortes aus den ursprünglichen Bezirken der Siedlung, nach Schwansen hat es die hierher flutende Bewegung bei der Eindeutschung dieses Landstrichs getragen. Verdrängt hat *enten*, *empen* der zweite Abkömmling des lat. *imputare*, das ndl.-rheinische *poten*. Dies Wort aber ist in breiter Front in Niedersachsen eingedrungen, unabhängig von den Zügen der Einwanderer des 12. Jahrhunderts, was aus seiner Verbreitung, die sich noch über Ostfalen und Mecklenburg-Vorpommern erstreckt, hervorgeht.

Von Ausdrücken, die sich um den menschlichen Körper in mannigfachem Verhältnis gruppieren, sind beiden Gebieten eigen *Kutte* f., *Toon* m. und *schub-*

[1] Germania Romana 60; 168 f.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0082

ben, je eins kommt in Bremen und in Holstein vor, nämlich *Drageband* m. und *Buknagel* m.

Das Wort Kutte f. der weibliche Geschlechtsteil ist neben dem gleichbedeutenden *Kunte* f. über den Nordwesten Deutschlands einschließlich der Niederlande verbreitet. Nur das zweite ist im Afries. früh bezeugt und findet sich noch in der ost- und nordfries. Mundart. Beide reichen über das Rheinland ins Westfälische hinein, *Kunte* hat im Rheinland nur die abgeschwächte Bedeutung Hinterteil, und *Kutte* ist nach dem Rheinischen Wb. nur noch im Gebiet der unteren Wupper anzutreffen. In den Niederlanden scheint das Nebeneinander beider Wörter in derselben Bedeutung dem Süden zuzukommen, nur stellenweise weicht die Bedeutung von *kont* nach Hinterer (Antwerpen) oder Dirne (Haspengau) aus; die nördlichen Niederlande bleiben ohne greifbare Belege. Das D. Wb. 5, 2740 f. zeigt *Kunte* und *Kutte* in einer engl.-ndl.-nord. Gemeinschaft. Die Frage, ob dieser das bremisch-holsteinische Gebiet angehört hat und, wenn sie bejaht wird, ob der Zusammenhang bis auf die Gegenwart ungestört geblieben ist, erhebt sich hier wie oft vorher. Die Antwort darauf entscheidet über die Kennzeichnung als bodenständiger oder entlehnter Wörter; aber sie läßt sich ohne neuen Anhalt nicht geben. Über das Hilfsmittel der Dialektgeographie können wir leider nicht verfügen, da das Brem. Wb. gewohntermaßen und Mensing in diesem Falle Ortsangaben unterlassen. Aus dem Fehlen eines niedrigen Ausdrucks wie *Kutte* im Mnd. Wdb. lassen sich keine Schlüsse ziehen; *Kunte* bezeichnet dies Werk als friesisch. Der einzige Umstand, daß das Nds. die Wörter nicht kennt, wäre eine schwache Stütze für die Annahme der Entlehnung wenigstens von *Kutte* an beiden Stellen.

Zu Toon m. Zehe s. unt. S. 324.

Das im D. Wb. 9, 1813 übersichtlich dargebotene Verbreitungsgebiet von schubben kratzen, reiben, jucken umfaßt die Niederlande, Ostfriesland, die Gegend von Bremen, Hamburg, Holstein, Westfalen, die Mark mit Vorpommern und Mecklenburg, Ostpreußen. Die Ausweitung nach Mecklenburg-Vorpommern stört allein das Bild eines typischen ndl. Lehnwortes; sie durch Ausstrahlung von der Mark her erklären, bedeutete die Behebung dieser Schwierigkeit. Doch genügt zu diesem Vorhaben das vorhandene dialektgeographische Material nicht. Immerhin könnte ja Mecklenburg das Wort aus Westfalen bezogen haben. Unter dieser Annahme ist der Lehnwortcharakter von *schubben* zu verteidigen.

Das ndl. *draagband* m. ist Tragriemen, Bandelier u. ähnl.; in der Mark und in Bremen und Hamburg heißen die Hosenträger Drageband m. Es liegt nahe, diese Benennung den ndl. Lehnwörtern zuzurechnen, welche die Einwanderer eingeführt haben.

Aus Poperinge meldet De Bo *buuknagel* m. Nabel, Cornelissen-Vervliet kennen das Wort aus dem Antwerpener Bezirk, und das Rheinland scheidet zwei ripuarisch-ndfrk. Gebiete mit *Buchnavel* und *-nagel*. Dazu tritt Buknagel m. der Wilstermarsch und der Mark Brandenburg. Kein Zweifel, daß das holstei-

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0083

nische Elbmarschen- und das märkische Wort aus den Niederlanden mit Sprechern, in deren Munde *-v-* in *-g-* überging, eingezogen ist.

Die letzte Wortgruppe umfaßt an gemeinsamen Ausdrücken *Hund* n., *mooi*, *nieschierig*, *plumpen*, *spaken*, *vernielen*, an bremisch-hamburgischen *Botding*, womit das holsteinische *Lotding* vereinigt wird, *Feek*, *malsch*, *gluren* und an holsteinischen *Puls* f., *glummen*, *hitzen*, *polken*.

Die Franken nennen den Untergau *hund* n. und dessen Führer *hundo* m., woraus später *hund* wird, oder *hunno*, *hunne*. Die Benennung des Untergaus ist in den Zusammensetzungen *hundding*, *hundelding* n. Gericht oder Gerichtsbezirk des Untergaus und *hundschaft* f. die Bevölkerung eines Untergaus überliefert. Das alem. *huntari* für den Untergau geht auf die fränkische Anregung zurück. Ist in diesen Ausdrücken die Zahl von hundert Waffenträgern die Grundlage der Bezeichnung, so sind es wieder die Franken, welche aus der Zahl hundert ein Flächenmaß schaffen. Sowohl die längere Form Hundert n. wie die Kurzform *Hund* n. werden so in Niederfranken gebraucht. Belege für *hondert* als ndl. Landmaß von 100 Ruten, wovon 1600 ein *bunder* ausmachen, liefert K. Stallaert, Glossarium van verouderde rechtstermen (Leiden 1890) 1, 606° aus Seeländisch-Flandern und Brabant; nach Swart, Zur fries. Agrargeschichte 130f. kommt es in der Provinz Friesland, in den Ommelanden, in Ostfriesland und im Jeverlande vor; auch die Bremer Marschgegend hat es verwendet, wie aus einer Oldenburger Urkunde, die im Mnd. Wb. angezogen wird, erhellt: 'vyfftich *hundert* landes ofte twyntich und vyff graße landes'. Seine Größe war das dreifache Maß des *Hund*, nämlich 120 Ruten. Das Hund, ndl. *hont* n., ist ein Landmaß, das von 1/6 bis ¼ holländischen Morgens schwankt. Zeugnisse aus Nordholland und Utrecht bringt das Mndl. Wdb. bei. Wort und Sache sind von holländischen Auswanderern ebenso wie beim vorigen Ausdruck in die Weser- und Elbmarschen mitgenommen und weiter verwendet worden. Schon um 1200 taucht es in einem Neumünsterschen Güterverzeichnis für Besitzungen in der Haseldorfer und der Wilstermarsch auf: 'Gerhart III iugera minus I *hunt* . . . In Sconerehuthe Margareta XI iugera et duo *hunt*' und öfter[1]. Belege des 15. bis 17. Jahrhunderts sind von Detlefsen[2] mitgeteilt; viele bringt das Mnd. Wb., alle aus den Marschen. Die Rechnung nach *Hund* ist in den Elbmarschen bis zur Einführung des metrischen Systems in Gebrauch gewesen[3]. Ein *Hund* enthielt in den Elbmarschen den vierten Teil eines Morgens[4], um Bremen[5] und im Alten Lande[6] nur den sechsten. Den Unterschied bedingt die

[1] Kötzschke[2] 25.

[2] Geschichte der holsteinischen Elbmarschen (1891—1892): 'Ock schal men hegen dickerde binnen dikes, wo nen butendik is, wor de stucke over ende (mit der Schmalseite) anscheten, eines *hundes* lang' (1438 Wilstermarsch) 1, 355; ferner 374; 382.

[3] Ebda 1, 104 Fußn. 1.

[4] Ebda.

[5] Brem. Wb. 2, 670.

[6] Chr. von Zesterfleth, Beschreibung des im Herzogtum Bremen belegenen Alten Landes (Hamburg 1847) 5.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0084

schwankende Rutenlänge, da übereinstimmend der Umfang eines *Hund* mit 4 mal 20 Ruten berechnet wird. Nd. Jb. 4, 111 wird indessen auch eine Länge bis zu 40 Ruten angegeben. Dort liest man auch bereits die naheliegende Vermutung, daß die holländischen Kolonisten das Maß eingeführt hätten, und es wird auf Grund einer Untersuchung der auf die Elb- und Wesermarschen beschränkte Gebrauch bestätigt. Demgegenüber fällt die allgemeine Bemerkung bei Swart, Zur fries. Agrargeschichte 129 Fußn. 5, das Wort sei an der Küste von Holland bis zur Weser gebräuchlich gewesen, nicht ins Gewicht.

Mooi schön hat nach dem Deutschen Sprachatlas die Nordwestecke Deutschlands bis zur Wesermündung besetzt. In Hamburg und holsteinischen Fundorten hat man es wohl als Verkehrswort anzusehen. Über sein Alter an diesen Stellen läßt sich keine Aussage machen.

Dem nhd. *gierig*, mhd. *girig* steht ein vorwiegend md. Stamm *gîr-* zur Seite, von welchem ein md. Adjektiv *geier* gierig und Ableitungen, wovon *geirig* herausgehoben sei, und wohl auch ein Verbum *geiren* gebildet sind. Auch im Obd. begegnen Spuren des Stammes, so bei Notker; vgl. D. Wb. 4, 1, 2, 2561; 2607, wogegen aber 4, 1, 4, 7355 Bedenken erhoben werden. Die Belege des Mnd. Wb. 2, 113°; 114ª unter *gir*, *ger* gierig, *gir* m. Begierde, *giren* Gier nach etwas haben, *girer* m. Gieriger, *girgut* n. begehrtes Gut, *girhals* m. Geizhals, *giricheit* f. Gierigkeit, *girichliken* Adv. gierig, *girliken* Adv. gierig weisen nahezu restlos nach dem Westen, der unter ndl. Literatureinfluß steht, und nach Westfalen. Dem nds. Gebiet sind nur einige lübische Belege angehörig. Aus Ostfalen findet sich ein vereinzelter Beleg in einem Weistum der Goslarer Gegend (Grimm, Weistümer 3, 265). Diesem Befunde in mnd. Zeit entsprechen die Verhältnisse der modernen Mundarten, nur etwa Schambach bringt aus seinem Grenzbezirk *Gîrhals* m. gieriger Esser und *gîrig* geizig. Mit dem Md. geht das Ndl. zusammen, das mndl. *ghier*, *ghierig* gierig besitzt *-î-*. Wenn nun auch der Fortbestand eines *gir*, *gîrig* an einzelnen Stellen im Nds. zugestanden werden mag, auch an der Niederweser und -elbe, so leidet doch die ndl. Abkunft der Zusammensetzung nieschierig neugierig keinen Zweifel. Sie stellt sich in Gegensatz zum eigentlich nds. *nîlich*, *nîtlich* und zeigt sich auch räumlich gut mit den Gegenden verbunden, in denen die holländisch-flämischen Niederlassungen liegen. *Nieschierig* ist aus mndl. *nieuwsghierig*[1] hervorgegangen. Das Brem. Wb. scheidet *nijlik* neulich; lüstern, begierig; ungewöhnlich, seltsam und *nijsgirig* neugierig; das holsteinische *Nieschier* f. Neugierde ist aus Südschleswig, Norddithmarschen, Stapelholm und Segeberg bezeugt, das Adjektivum *nie-*, *neeschierig* ist in Angeln, Elmshorn, der Wilstermarsch und Eiderstedt in Gebrauch. Es wäre nützlich zu wissen, wie weit die beiden Wörter in die benachbarten Strecken ein-

[1] Vgl. Franck-van Wijk, Etymologisch woordenboek der Nederlandsche taal 198ª; M. Schönfeld, Historiese grammatika van het Nederlands. 3. A. Zutphen. S. 87; M. J. van der Meer, Historische Grammatik der niederländischen Sprache 1, 34.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0085

gedrungen sind, und eine wortgeographische Karte würde alle Bedenken gegen die Vermutung, daß die Siedelungsstellen die Kernbezirke der Wörter sind, zerstreuen. Aber auch ohnedies liegt es nahe, den anglischen Wortschatz mit den südlich anstoßenden Mundarten in Beziehung zu setzen. Dithmarschen hatte unmittelbare Verbindung mit den Niederlanden. Die auf die Stammwörter *Gier* f. Gier, *gierig* gierig und *gieren* heftiges Verlangen haben ausgedehnte Prüfung zeitigt kein anderes Ergebnis, und die Lage aller Fundorte, die Mensing anführt, gruppiert sich in den Marschen oder in ihrer nächsten Nachbarschaft.

Plumpen mit einer Keule aufs Wasser schlagen, um die Fische aufzuscheuchen, s. im märk. Hauptteil.

Der Wortstamm *spak-* hat im nd. Sprachgebiet zwei Bedeutungen: trocken sein, vor Hitze springen und rissig werden, lecken und die zweite, welche die Wirkung der Nässe auf Holz beschreibt, also stocken, verschimmeln, brüchig werden. Die ndl. Sprache kennt nur die erste: *spaecken* hiare ariditate vel aestu, ardore dehiscere, hiulcare, findi Kilian 612^{b} Hasselt; *spaeckigh*, *spaeckerigh* aridus, exuccus ebda; *spakerachtig*, *spakerig* berstig, broos De Bo^{2} 920^{b} (von dem Erdboden und von Holz); *spakerig* Teirlinck, Zuid-Oostvlandersch idioticon 3, 93^{a}; *spoaken* door uitdroogen splinteren, spleten maken Molema, Wb. der groningischen Mundart 397^{a}. Aus dem Groningischen stammen ostfriesisch *spâk*, *spakig*, *spakerig*, *spaken*. Das Adjektiv spack trocken, rissig, leck begegnet auffälligerweise im Ndl. nicht, das Mndl. Wdb. aber glaubt sein Vorhandensein aus den angeführten verwandten Ableitungen und aus dem Teuthonista erschließen zu dürfen. Gegen diese Annahme besteht kein Bedenken. In die Mark kann *spack* ja nur aus den Niederlanden eingeführt sein; denn das unmittelbar angrenzende nds. Altland entbehrt das Wort. In den bremisch-holsteinischen Marschbezirken hat es diese Bedeutung schwer, sich gegen die zweite zu behaupten. Um Bremen gilt *spaken*, *verspaken* von der Hitze und Trockenheit zusammentrocknen, *spakig*, *spakerig* vertrocknet, rissig, in Hamburg dagegen ist *spaken* gleich faulen, anbrüchig werden, und Mensing ist nur in der Lage, noch eine einzige Redensart anzugeben, in der sich die Bedeutung trocknen, austrocknen, trocken sein hält, nämlich: *de April mutt spaken un de Mai mutt naten*[1]; sonst wird das Wort nur vom Beschlagen infolge von Nässe und Feuchtigkeit gebraucht, besonders vom Holz, auch von Wäsche, die fleckig wird, wenn sie feucht zusammengelegt worden ist. Der osnabrückische Teil Westfalens hat an der ersten Bedeutung Anteil, wie weit sie im übrigen bekannt ist, darüber fehlt es an Nachrichten. Das lippische Land besitzt *spaken* trocknen. Im Hessischen ist sie geläufig und tritt auch im Bairisch-Österreichischen auf.

Für vernielen vernichten, verderben hat das Mnd. Wb. mehr Zeugnisse in der Lautform *-ie-* als mit *-e-*, und alle gehören dem Westen an. Daß das Wort

[1] Ähnlich bei Strodtmann, Idiotic. Osnabrug. 222: *Wenn de Merz spaket un de Mey natet, so bedüt et een good Jahr.*

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0086

von den Niederlanden gekommen ist, stellt schon das Brem. Wb. fest; daran läßt auch der Vokal *ie* keinen Zweifel; ihn weist auch Richeys Angabe auf. Die nds. Lautung *ee* haben die Vierlande[1] und die holsteinischen Elbmarschen eingeführt. Der räumliche Zusammenfall des Vorkommens mit dem holländischen Siedlungsgebiet ist hier offensichtlich.

Die rechtlichen Ausdrücke Botding und Lotding werden im märkischen Zusammenhange besprochen.

Das bremische und vierländische Feek n. Antreibsel von Stoppeln, Stroh, Schilf u. a. leichten Sachen, die bei hohem Wasser ans Land gespült werden, ist ndl. Abkunft; „in einigen Gegenden", sagt das Brem. Wb., gilt daneben Deek. Beide Wörter kommen in den Niederlanden vor; dort ist *deek* die Form Hollands, während in Utrecht und Overijssel *daak* und im saanschen Bezirk *diek* gesprochen wird[2]. Dadurch vergleicht sich die Vokalentwicklung mit der, welche *Weel* ob. S. 53 f. besitzt. Hier wie dort ist durch den Vokal *ee* die Einfuhr aus der Sprache Hollands, woher nach anderen Anhaltspunkten die bäuerlichen Ansiedler stammen, gesichert.

Die Beziehung zum Ndl. erkennt das Brem. Wb. bei malsch, das es in der Form *mals* mit der Bedeutung zart, weich vom Obst und Fleisch anführt. Das Wort erwähnt noch der Osnabrücker Strodtmann als *malsk, malsam;* sonst begegnet es auf nds. Boden nicht. Denn das as. *malsk* stolz, übermütig, welches sich zu got. *untilamalsks* voreilig, unbesonnen stellt, ist ebenso wie sein mndl. Verwandter *malsc* übermütig, erregt von unserm *malsch* zu sondern; so urteilen Franck-van Wijk und mit Bestimmtheit das Ndl. Wdb., worin ihnen zugestimmt werden muß. Das Mndl. Wdb. führt einen alten Beleg an, im Nndl. und den Mundarten ist *malsch* ganz geläufig.

In einen nord.-engl.-westnd. Zusammenhang führt gluren, das in der Mark die Gestalt gludern annimmt. Es bedeutet böse, scheel, von unten finster ansehen. Dem norw. dial. *glyra* mit scharfem, beobachtendem oder finsterem Blick zur Seite sehen schließt sich ein anord. *glyrna* Katzenauge an; nengl. entspricht *glower* schielen, glotzen, stieren. Das Ndl. Wdb. verzeichnet *gluren*, auch *gluiren, gluieren, gloeren* glimmen, starren, stieren, scheel ansehen; Kilian nennt *gluyeren, gluyeroogen, gloeren, glueren* nictare holländ. und fries.; im Neufries. begegnet *gljoerjen*, ostfries. ist *gluren*. Im Rhein. Wb. wird *gluren* tückisch lauern aus Saarbrücken angeführt, Westfalen hat *gluren* einen mit den Augen scharf ansehen. In der Mark herrscht *gludern*, das *-d-* in der Altmark in Gegenwirkung gegen den dort herrschenden *d*-Schwund oder Übergang von *-d-* zu *-j-* angenommen hat. Unmittelbare Erbbeziehung zu ndl. *gluren* liegt hier klar. Diese wird auch nicht durch das meckl. *gludern* gestört, da dieses Wort dem Lande Stargard und dem Kreise Waren allein angehört. Für Bremen mit seinem *gluren* kann sie nicht ohne Bedenken angesetzt werden.

[1] Ernst Finder, Die Vierlande (1922) 2, 381[b].
[2] Vgl. A. Opprel in Tijdschrift voor Nederlandsche taal- en letterkunde 56 (1937), 217.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0087

Watern das Vieh tränken, das nach Mensing in Dithmarschen, Schwansen und Angeln gebraucht wird, ist erst durch die wirtschaftliche Betätigung der ndl. Unternehmer seit dem 17. Jahrhundert ins Land gekommen.

Puls m. der Herz- und Aderschlag sowie das Anschlagen der Kirchenglocken, ein Geläut von einer gewissen Zahl Schläge ist in spätmhd. Zeit der lat. Fachsprache der Medizin und der Kirche entlehnt und in beiden Bedeutungen allgemein geworden; s. dazu das D. Wb. 7, 2212—2214. Als Fischereiausdruck jedoch ist das lat. *pulsus* aus der Romania über die elsässisch-rheinisch-ndl. Grenze ins Deutsche übergetreten, mit ihm das Verbum *pulsare*, ohne mehr als den Grenzrand bis Straßburg, die linke Rheinseite und die Niederlande zu erobern. Das Substantiv ist zumeist Verbindung mit Namen von Fischereigeräten eingegangen, von denen ndl. *polsstok*, *-pertse*, *-zak*, *-net*, fries. *-blok* bezeugt sind. Substantiv und Verbum bezeichnen in den weichen Grund eines Grabens oder anderen Gewässers stoßen und ihn aufrühren, um die Fische aufzuscheuchen; *-zak* und *-net* sind besondere Netze für einen solchen Fang, *-blok* eine Scheibe oder Verdickung am unteren Ende der Stange, welche das zu tiefe Eindringen in den Grund verhindert. Dieses Gerät dient zum Überspringen eines Grabens, eine Bedeutung, die auch *-stok* haben kann; diese Anwendung hat sich nachträglich ergeben, da die Pulsstange der besseren Wirkung halber auch die Verdickung besitzt. Da der Fischer nicht nur vom Kahn aus ins Wasser schlägt und stößt, sondern auch, soweit er es wagen darf, vom Ufer aus hineinwatet, um die Fische aufzustöbern, entwickelt das Verbum stellenweise, so in der Provinz Antwerpen, die Bedeutung tief durch Schlick oder Wasser waten. Das Substantiv *Puls*, elsäss.-md. *Pfuls* m. ist zunächst nur der Klotz oder das durchlöcherte Kreuz unten an der Stange des Fischers (so ostfriesisch), dann der Name für die ganze Stange, in diesem Falle offenbar aus *Pulsstock* verkürzt (so im holsteinischen Eckernförde), weiter der Ausdruck für den Stößer im Butterfaß mit durchlöcherter Scheibe (Emmerich und Westfriesland). Weitere Bedeutungsentfaltung sehe man bei Th. Frings, Germania Romana 151; dort ist auch der dialektgeographische Aufbau eingehend behandelt. Alle Seitentriebe der Bedeutung sind junge Schößlinge; weder die Mark noch das Gebiet der Unterweser und -elbe kennen sie. Die stimmlose Aussprache des *-s-* entstammt dem Französischen, das lat. *pulsare* zu *pousser* macht; sie ist in den Niederlanden und der Mark fest. Von Groningen bis zur Elbe ist *polssen* durch die Diminutivform *polsken*, *pulsken*, *pulschen* (ostfries. und osnabrückisch auch *pülsken*, hamb. *pülschen*) verdrängt worden. Damit ist aber der Nachweis alter Lehnbeziehung zwischen den Niederlanden und unserm Untersuchungsgebiet unmöglich gemacht. Eine *t*-Ableitung *pülstern*, *pölsteren* ist in der Provinz Holland und im ndfrk. Teil der Rheinlande bezeugt.

Glummen, eine alte ablautende Nebenform von *glimmen*, ist im Md. (Hessen, Thüringen mit dem angrenzenden Göttingen), in Westfalen und Holstein gebräuchlich. Ihre Beschränkung auf Dithmarschen und Ostholstein läßt

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0088

hier die Herkunft aus ndl. *glommen* möglich erscheinen; doch spricht die geläufige Verwendung in Mecklenburg eher für gemein-nd. Besitz, dem auch das märkische Vorkommen angehören wird.

Für 'hetzen' besitzt das nd. Sprachgebiet die Formen *hissen* und *hitzen; hissen* ist ndl., ripuarisch, westfälisch, ostfälisch, altmärk., meckl., ostfries., *hitzen* ndl., ripuarisch, ostfries., es kommt an der mittleren Weser im Gebiet der sieben freien Hagen[1], am Harz, in der Mark und in Vorpommern vor. Bremen hat *hissen*, Holstein überwiegend dasselbe Wort. Doch im Fürstentum Lübeck und Westschleswig ist hitzen im Gebrauch, in Angeln gilt *hītzen*. Entlehnung aus nld. *hitsen* ist durch diese Verbreitung gegeben. Die ndl. Forschung sieht *hitsen* als Nebenform von *hissen*, das auf die Interjektion *his* hiß zurückgeführt wird, unter Einwirkung des hd. *hetzen* an. Alte Belege fehlen, erst Kilian vermerkt *hitsen*. Doch muß das Wort weit älter sein, da das Auftreten in dem holsteinischen und märkischen Siedlungsgebiet nicht von ungefähr herrühren kann. Es begegnet bereits vor 1270 in der 4. Ausgabe des Sachsenspiegels, welche man in die Magdeburger Gegend setzt: '*hitzet* man se denne mit hunden' 2, 40, 5 Eckhart; ein mittelpommerscher Beleg aus Stettin von 1487 findet sich bei Klempin, Diplomatische Beiträge: 'Achte Erbare knechte to *hitzeren*' 489. In den Niederlanden verteilen sich beide Formen so, daß *hissen*, auch mit stimmhaftem *-s-* gesprochen, in Flandern, Antwerpen, Utrecht, Groningen, *hitsen* in Brabant gebraucht wird; *hitsen* ist der Ausdruck der Schriftsprache.

Polken mit dem Fingernagel oder dem Messer etwas abzupfen, abheben, z. B. die Wundkruste, mit den Fingern in der Erde, im Haar wühlen, graben ist eine ausgesprochen ndl. Diminutivbildung von *pûlen*. Sie ist in die Eutiner Siedlungszone und in die Mark übertragen worden. Das ostfries. *pûlken* erweist sich daneben als junge Ableitung vom heimischen *pûlen*.

Einige Streuvorkommen sind im märk. Hauptteil unter *Driesch, Färse, Knüßel, pruschen* und *quiddern* erwähnt; *rarecht* s. S. 424.

Niederländische Besonderheiten in Wortbildung und Lautstand

Die Verwendung des stark flektierten femininen Dativs bei Adjektiven, die den ersten Teil von Ortsnamen bilden, begegnet in dem Namen *Sconerhuthe*, den um 1200 das Neumünstersche Güterverzeichnis bietet (Kötzschke[2] 25). Diese ndl. Besonderheit ist auf märkischem Boden reicher vertreten.

Die im Bereich des Nordnds. auffällige Suffixgestalt *-sel* hält sich nach der Übersicht unt. S. 99 sichtlich an die Marschgebiete, so daß sich diese wie Inseln aus der Sprachlandschaft hervorheben, ein Zeichen der beharrlichen Mundartform der Bewohner. Selbst Bremen und Hamburg haben die ndl. Form aufgenommen, die allerdings gegen das *-els* des heimischen Nds. einen schweren

[1] J. Grimm, Weistümer 3, 308.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0089

Stand hat. Wichtig ist für uns der Umstand, daß sich zwischen die Mundartformen *-sel* der bremischen Marschen und Ostfrieslands das nds. *-els* Oldenburgs einschiebt, womit endgültig die Frage des Verhältnisses des Ostfries. zu Bremen entschieden ist: Ostfriesland ist nicht die Brücke zwischen Ndl. und Bremisch. Dadurch ergibt sich die unmittelbare Verbindung des bremischen Sprachbestandes ndl. Prägung mit der Sprache der holländischen Siedler, der süd-, nicht der nordholländischen, wie S. 26 und 98 zu ersehen ist.

Zwei Bildungsweisen von Ortsnamen vermittels einer Präposition gehören der Sprache der alten Bewohner und der Einwanderer gleicherweise an; sie liegen in Utbremen und Overnigenlant vor und haben in den Niederlanden und im Nds. viele Gleichungen, vgl. *Utrecht*, alt *Uuttrecht*, d. i. die außerhalb der Wall- und Maueranlagen aus Vorstädten erwachsene Neustadt des alten *Trecht*, lat. *Trajectum*. In den Nomina geographica Neerlandica 6, 32—35 weist A. A. Bekman auf die besondere Verwendung der Zusammensetzung mit *ut-* als Name niedriger gelegener Ortschaften hin, z. B. in den Paaren *Uuthemert: Ophemert*, *Uutandel: Opandel* (vorher *Andel*), *Uitwierde: Opwierde*. Dieselbe geographische Lage hat *Utbremen* im Verhältnis zu *Bremen*. Ferner liefert *Ut-* und *Upriustri*, später *Ut-* und *Uprüstingen* ein Beispiel. Das oben genannte *Utbremen* wird in einer Urkunde von 1072 (Brem. Urkundenb. 1, 24) erwähnt; der Name liegt also vor der Niederländersiedlung; andere frühe Zeugnisse wie *Utmersca*, *Udhurstun* enthalten Werdener Hebe-register. Der eigenartigen Namensform *Overnigenlant* ist nicht der Sinn eines höher gelegenen Neulandes, eines *Oberneulandes* gegenüber einem *Unter-* oder *Niederneuland* eigen, sondern sie bezeichnet das Land 'über', d. i. jenseit des Neuen Landes. So versteht den Sinn der Benennung richtig schon Ed. Otto Schulze, Ndl. Siedelungen (Diss. Breslau 1889) 21. Der Name wird zuerst in der Vergebungsurkunde von 1181 selbst (Kötzschke² 5) genannt, ist also schon vor diesem Zeitpunkt vorhanden gewesen, er kann von den ndl. Vorgängern der neuen Siedler im bereits urbar gemachten Hollerlande herrühren. Nds. und ndl. Fälle derselben Art führt ein Aufsatz von Th. Baader „Zur Geschichte des Namentypus 'Überwasser, Overysel, Oberweser u. ä.'" in der Zs. f. Ortsnamenforsch. 4, 142—153 an; daraus wähle ich aus: *Überwasser* Name eines altmünsterschen Stadtteils auf dem linken Aaufer, gegeben von der Altstadt aus, die auf dem rechten Ufer lag; *Überbever* Gemeindeteil des Dorfes Ostbevern im Kreis Warendorf, auf dem linken Ufer der Bever, während Kirche und Dorf rechts liegen; die Provinz *Overijsel* ist als das Gebiet jenseit der *Ijsel* vom Bistum Utrecht aus benannt, das *lant van Overmaas* meint, von Brabant gesehen, das rechte Maasufer.

An drei Lauterscheinungen, der Entrundung, der Senkung und der Umlautlosigkeit, offenbart sich die Besonderheit der holländischen und flämischen Kolonistensprache. Von der Entrundung hat Holstein Spuren nur an einzelnen Wörtern bewahrt, im Osten des Landes sind ältere Zeugnisse, die auf

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0090

eine allgemeine Lautgebung schließen lassen, vorhanden. Völlig deutlich aber ist diese am Verhalten der bremischen Marschgebiete. Das folgt aus dem Fall des Pl. *Geese* Gänse, den die Karte 45 des Deutschen Sprachatlas in den Dörfern an beiden Weserufern zwischen Bremen und Brake belegt. Rudolf Warnecke, Haus und Hof in der nd. Sprache zwischen Weser und Hunte (1939) 21 nennt die Entrundung das Bezeichnende im Lautstande Stedingens, wenn sie auch jetzt im Rückgange begriffen sei. Er findet sie noch in Berne, Weserdeich, Warfleth, Bardenfleth, Bardewisch, Hiddigwarden, Hiddigwarder Moor, Hekeln, Lemwerder, Deichshausen und Altenesch bei älteren Leuten. Seine Karte 88 zeigt *hēf* für sonstiges *hŏf* n. Querbalken der Harke um Altenesch, Karte 8 verstreut in einem größeren Bezirk *hēfsḍena* m. Hauptständer des Hauses, Karte 36 *īshækəl* m. Eiszapfen statt der gerundeten Form ringsum, Karte 63 *grịpm* f. kleiner Wassergraben statt *grŭpm* von Seehausen im Norden in einem größeren Gebiet westlich und südlich Bremen; *hīs'* Häuser, *dœr* n. Tür, *slœdl* m. Schlüssel, *œzl* Dachtraufe, *sḍœfkən* n. Feuerstübchen zählt er im Text S. 22 für dasselbe Gebiet auf. Weitere Fälle sind *šịpm* f. Schaufel und *dịfa* m. Täuberich. Auch die gegensätzliche Lauterscheinung *zŭldœr* f. statt *zīl-*, *zīldœr* Seitentür, *brọedn* statt *braedn* stricken gehört zu den Beweisen der Entrundungstendenz. Aus dem Belegstoff kommen außerdem *bētåbm* für *bŏtåbm* m. Stubenofen (S. 53) und *dịl* f. statt *dŭl* Tülle (S. 68) in Betracht. Nicht aber ist *kae* neben *kọe* Kühe (S. 22) als Beispiel ndl. Entrundung anzusehen, da bei den Diphthongen *oi* und *öü* eine allgemeine, den Nordwesten erfassende Lautwandlung vorliegt; man ziehe das hamburgische *fraịən* freuen heran. Auch *sḍrên* streuen (S. 66), *sḍrēiən* (S. 19) ist auszuschließen, das as. *streidun* streuten (Heliand 3674 M) und *utstreidin* sternerent (Werdener Glossen; Wadstein, Kleinere as. Sprachdenkmäler 98[9]) lehren die Entrundung auf nds. Grundlage in alter Zeit kennen[1]. Reichen geschichtlichen Stoff bietet Bunning im Nd. Jb. 60/61, 84—91, auch beschreibt er die Verbreitung aus Zeugnissen der Mundartliteratur. Warnecke erklärt S. 22 die entrundeten Fälle als „friesische Reste, die aus der Besiedelung der Wesermarschen stammen". Mit dem Hinweis auf die Besiedlung hat er Recht; aber daß Friesen hier angesetzt worden sind, widerstreitet den geschichtlichen Nachrichten und dem sprachlichen Gesamtbild. Die Entrundung ist nun aber nicht nur den Friesen eigen, sondern ist eins der Hauptmerkmale ingwäonischer Dialekte. In den Niederlanden herrscht sie von Friesland bis zur romanischen Sprachgrenze. Voll wirkt sie jedoch nur im Friesischen, wo alle gerundeten Umlautvokale, d. h. *ü*, *ŏ* und *ů*, von ihr erfaßt werden, während sie im Holländ.-Seeländ.-Flämischen lediglich *ü* trifft, da hier die langen Vokale nicht umgelautet werden. *ü* wandelt sich im Flämischen in geschlossener Silbe zu *i*[2],

[1] Zur Entrundung beider Diphthonge ist Ag. Lasch, Mnd. Gramm. 84 einzusehen.

[2] Eine Ausnahme bildet mndl. *greppe*, nndl. *grep*, *greppel*, das im gesamten Küstenstrich, ein Anzeichen seiner Ausbreitung von Holland nach Süden, den tiefsten Vokalstand erreicht; binnenländisch gilt *-u-*.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0091

und dieser Laut wird im Seeländischen, das aber heute überwiegend das flämische *i* spricht, und Holländischen unter Anlehnung an das Friesische weiter zu *e* gesenkt, in geschlossener Silbe wird auch im Flämischen *ü* zu *e*. Beispiele sind etwa *pit pet* Brunnen, *stic stec* Stück, *hil hel* Hügel, *brig breg* Brücke; *evel* übel, *krepel* Krüppel, saansch *rezel* Nierenfett der Schweine; vgl. J. Franck, Mndl. Gramm.[2] 41; 43; M. Schönfeld, Hist. gramm.[3] 47f. und die Karten 2 und 24 bei K. H. Heeroma, Hollandse dialektstudies. Die Siedlermundart der bremischen Marschen vermochte, umgeben von der umlautliebenden nds. Sprache, die langen Vokale dem Umlaut nicht zu entziehen, nur geringe Reste zeugen von der Haltung der Heimat, so mußte sich aus den Ansätzen, die in dem ndl. Küstenrand während der Periode der Abwanderung bestanden haben und noch heute in demselben Zustande vorhanden sind, ein umfassendes System der Entrundung entwickeln, wie es die vorhin gebotenen Beispiele zeigen. Nicht nur das alte *i* für *ü* tritt auf und nicht nur erscheint dessen gelängter Vokal *e* in der offenen Vokalfarbe des *æ*, sondern es sind die Umlaute der langen *ô* und *û* gleichfalls erfaßt. Die holsteinischen Fälle betreffen das Wort *Müsse Misse* f. Sumpfwiese und ältere entrundete Schreibungen ostholsteinischer Flurnamen. Aus dem Neumünsterschen Flurnamenbuch von Friedrich Prien[1] führe ich an: *aufm Düngel* 1632, *auf'm Dingel* 1787; *Dinge-, Dünge-, Düngelhorst* 1632—1868, *Dinghorstrehmen* 1632, *kleine Dingelwisch* 1753 (S. 95); *Gülden-, Güllen-, Gülling-, Gellingbeck* 1779, *Gelling-, Gilling-, Jellingbrok* (S. 115). Die Flurnamen gehören in das Eutiner Siedlungsgebiet; die letzten Schreibungen gehn über die Entrundung[2] zur Senkung weiter.

Die Senkung kurzer Vokale in geschlossener Silbe, auf holländischem Boden erwachsen, ist in Holstein nur an verstreuten Stellen zu bobachten. Die *Gelling*-Form des vorigen Abschnitts und etwa die Nebenform *Gröpp* zu *Grüpp* (Mensing 2,503) sind Beispiele dieses Lautvorgangs. Der Lautstand des küstenndl. *grep, greppel* ist damit nicht erreicht.

Ein beträchtliches Ausmaß hat die Umlautlosigkeit angenommen; sie darf als das Hauptkennzeichen der bremischen Stadt- und Landmundart gelten,

---

[1] In der Zs. d. Ges. f. schlesw.-holst. Gesch. 58 (1929).

[2] Eine andere Ursache liegt vor für die Entrundung, welche bis vor kurzem noch in den Hafen- und Wohnorten seebefahrener Mannschaften von Wismar bis Kolberg die Aufmerksamkeit des Besuchers weckte. 1790 veranlaßte die auffällige Erscheinung den Rostocker Lokaldichter Diedrich Georg Babst in seiner Gedichtsammlung „Allerhant schnaaksche Saken tum Tietverdriew" 3, 83—90 zu einer Schilderung der Warnemünder in eben dieser entrundenden Mundart; auch John Brinckman läßt sich diese sprachliche Besonderheit der *Werneminner* nicht entgehn, vgl. Plattd. Werke 4,50. Für Stralsund bezeugt die Entrundung Herm. Jellinghaus, Zur Einteilung der nd. Mundarten 30, und in den ostpommerschen Strandorten habe ich sie Teuthonista 4,159 erwähnt. Holländische Einwanderung kommt nicht in Betracht, wohl aber sind friesische Züge im Hausbau Warnemündes beobachtet, und Friesen sind unter den Bewohnern vertreten. In der Hauptsache aber hat die Seemannssprache, deren Sondergut vielfach auf die Mundart Nordhollands und auf die westfriesische Sprache hindeutet, die Entrundung zustandegebracht. Ihr gehört auch der Abfall des *-n* im Artikel *den* den an, worüber ich Nd. Jb. 54,115—121 in dem Aufsatz „In de Wind" gehandelt habe.

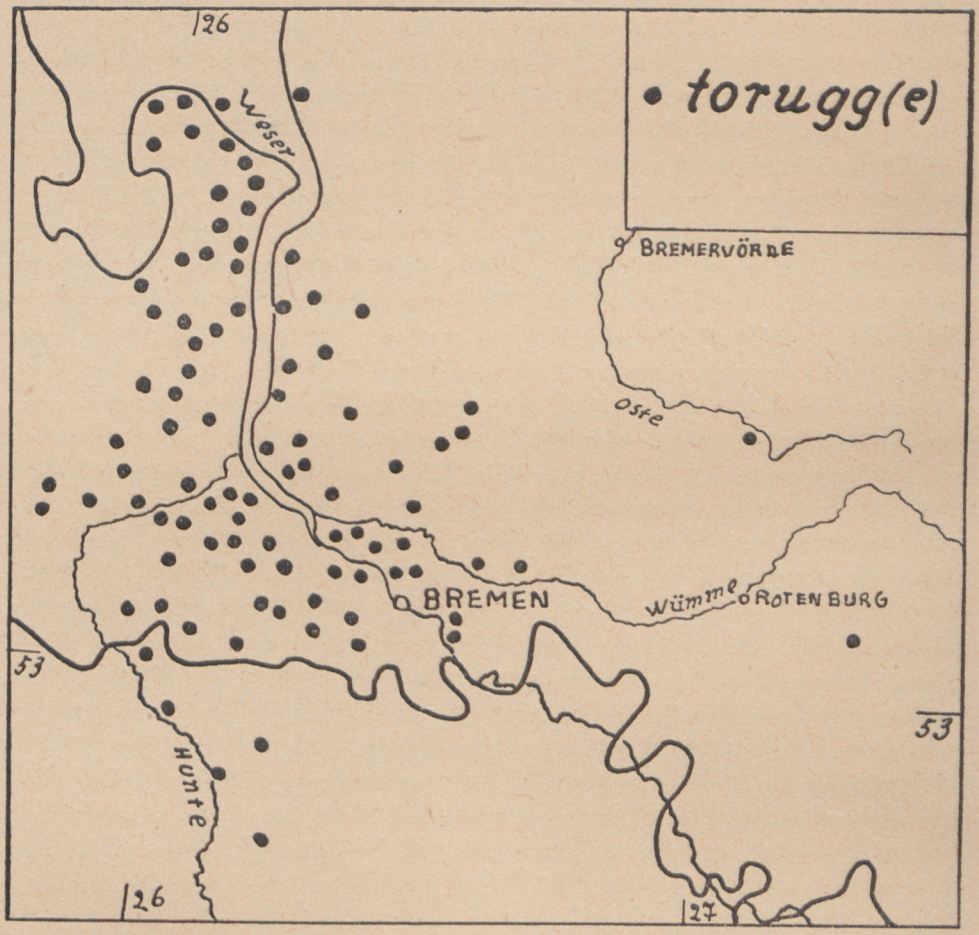
Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0092

während die Hamburger Gegend und Holstein keine Anzeichen davon aufweisen. Ihren Ausgangspunkt hat die Erscheinung an der Nichtumlautung der langen Vokale in dem ingwäonischen Küstenstrich von Holland bis Flandern. Die Belege unumgelauteter Langvokale sind jedoch aus der gesprochenen Sprache bis etwa auf *globen* glauben, *kopen* kaufen, *Frund* Freund und *nụms* niemand und zwei erstarrte Fälle in dem fachsprachlichen Ausdruck *Waterlose, Lose*, der sich auf die Verwendung von *-lose* in Ortsnamen wie *Huntlosen* stützt, daneben aber die nds. Form *Waterlöse, Löse* zuläßt, und in dem Flurnamen *Grolland* ('sub *Gronlande*' 1201) westlich der Stadt geschwunden. Einen neuen Geltungsbereich fand die mitgebrachte Sprachneigung und Sprechgewohnheit als Ersatz für die erzwungene Einbuße in den gerundeten Kurzvokalen mit palataler Prägung, zunächst dem aus Umlaut entstandenen *ü*, sodann an dem umgelauteten *ö*, schließlich aber auch an den durch Rundung aus *i* und *e* gebildeten *ü* und *ö*. Belege: *Dull* Tülle, *Gluck* Glück, *Kruck* Krücke, *Lucht* Leuchte, *Rugg* Rücken, *Sunn'* Sünde; *Borge* Tragbahre für Mist, Steine, *Donzen* Stube, *Schort* Schürze; *krụbm* Krippe, *gụsḍan* gestern (Warnecke 21), *Suster* Schwester, *tuschen* zwischen; *drọsən dọšn* dreschen (Warnecke 23; 21), *rọn* Rinne (45), *twolf* zwölf; *soben* sieben[1]. Wie genau die Siedlungsfläche und das umlautlose Gebiet eins sind, lehrt die Sprachatlaskarte 'zurück', deren Pause ich W. Mitzka verdanke; s. Karte 1. Aus ihr kann man die Größe des von Holländern besiedelten Gebietes auf beiden Flußufern ersehen. Für das linke Ufer gibt dazu eine gute Übersicht die Warneckesche Karte 63 *Grüppe* f. schmaler Wiesengraben; die Grenze des fehlenden Umlauts bildet im Westen die Hunte, die südlich Oldenburg überschritten wird. Von Bremen folgen als konzentrische Kreise aufeinander *Grippen/Gruppen (Grupp)/Grüppen*. Entrundung und Umlautlosigkeit ordnen sich in diesem Wort räumlich nebeneinander, überschichten sich bei dem übrigen Sprachstoff jedoch bis in die Dorfmundarten hinunter. Die Frage der Herkunft sei an dem Verhalten der ostfriesischen und der oldenburgischen Mundarten geprüft. Auf der Karte 45 'Gänse' des Deutschen Sprachatlas ist nur die an Groningen grenzende Ecke mit *Gōse(n)/Gausen/Gansen* umlautlos; diese Formen reihen sich von Norden nach Süden aneinander. Aurich und Papenburg liegen an den Grenzlinien. Die Karte 15 bei Hans Janßen, Die Gliederung der Mundarten Ostfrieslands und der angrenzenden Gebiete zeigt in demselben Bezirk die Pluralformen 'Blätter', 'Drähte', 'Lämmer', 'Zähne', 'Gänse', 'Häuser', 'Bäume', 'Brote', 'Würmer' und die Steigerungsformen 'höher', 'größer', 'größte' ohne Umlaut. Das Harlinger- und Ammerland machen die umlautlose Formbildung nicht mit, und den übrigen Landschaften Oldenburgs ist sie ebenso fremd. Damit ist ein neuer Beweis dafür

[1] Eine sprachgeschichtliche Behandlung liefert H. Bunning, Studien zur Geschichte der bremischen Mundart (Nd. Jb. 60/61, 63—147); S. 92 gibt er die Verbreitung an. Den ndl. Ursprung erkennt er nicht; er meint, die Entpalatalisierung habe sich in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts entwickelt. S. ob. S. 33 f.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0093

erbracht, daß die Bremer Sprachinsel nach dem 12. Jahrhundert ohne Verbindung mit der holländischen Heimat gewesen ist. Ostfrieslands Stellung ist aber zugleich geklärt; es steht in enger Verbindung mit Groningen. Weder eine vermittelnde Aufgabe ist ihm zugefallen, noch hat es je von sich aus sprachliche Eroberungen gemacht; es erlag ja zuletzt der nds. Sprache.



Karte 1

Im Anschluß an das Ausbleiben des Umlauts ist von einem Zuviel an Umlaut zu sprechen: es sind die ostfriesischen Fälle *sörgen* sorgen, *stürben* gestorben, *Schöstein* Schornstein, *kört* kurz, *Störm* Sturm, *Lüst* Lust, *rött* verfault, *Gœte* Gosse, *Bröder* Bruder, *Störk* Storch, welche Janßens Karte 4 widergibt. Sie erfassen im Osten das Jeverland. Die südliche Grenze ist auf der Zeichnung nicht enthalten, liegt also südlich Papenburg. Die an Janßen anschließende Emsländische Grammatik von Hermann Schönhoff (Heidelberg 1908) behandelt den „ana-

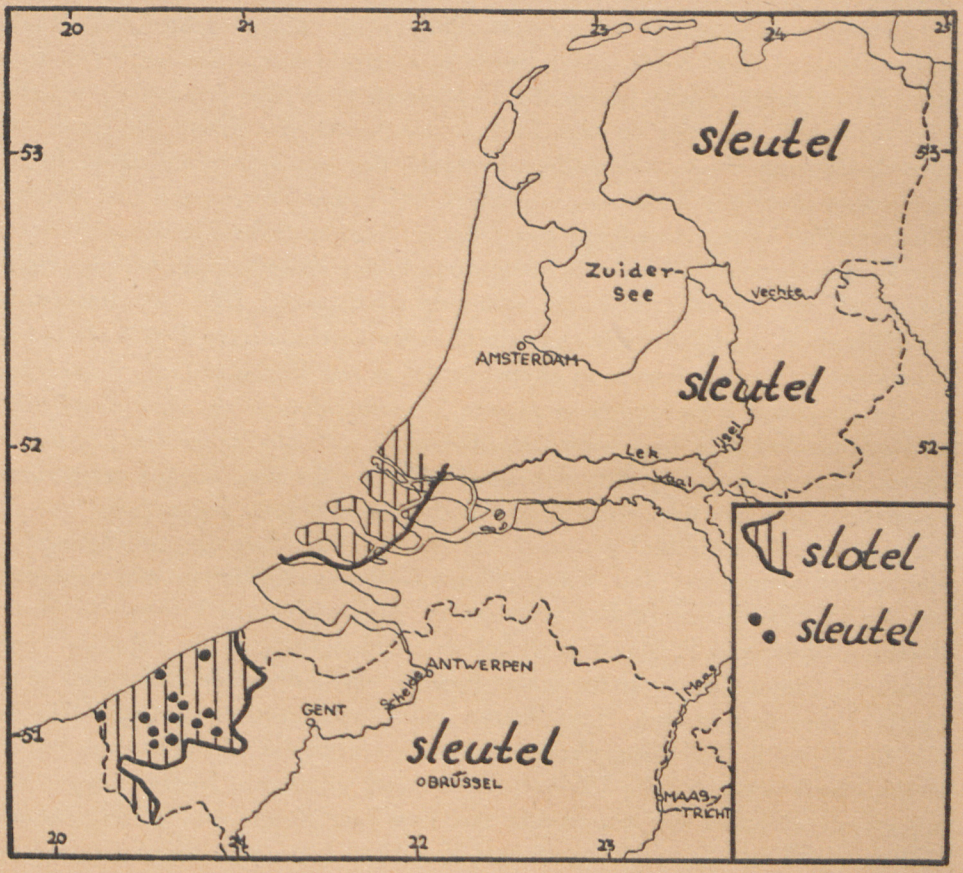
Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0094

logischen Umlaut“ S. 18f. Die in einzelnen Wörtern wie münsterl. *dǣn* Dorn, *kǣn* Korn bereits im Westfäl. eintretende Erscheinung nimmt emsabwärts zu: in Lathen, in der Mitte des Emslandes gelegen, gilt *döap* Dorf, *döst* Durst, *köpl* Schar, im benachbarten Fresenburg tritt *höst* Horst hinzu, Ahlen hat *böaχ* Borg, verschnittener Eber mehr, Heede *bült* kleiner Hügel; die emsländischen Grenzkirchspiele Aschendorf und Rhede erreichen fast den ostfriesischen Stand: in Aschendorf kommen zu den bisherigen Fällen hinzu *ʒöavə* Garbe, *hönəχ* Honig, *zöma* Sommer, *köaf* Korb, *zöaʒə* Sorge u. a., sowie *bröüa* Bruder, *trűrn* trauern, *dűrn* dauern, *bülʒə* Woge, für Papenburg noch *rötn* faulen; als ostfries. gibt Schönhoff überdies an *lüχt* Luft, *künst* Kunst, *lüst* Lust, *hűs* Haus. Die alte Auffassung eines analogischen Umlauts, der aus den berechtigten Fällen der *i*- und einzelner Kasus der *u*-Flexion auf ganze Paradigmen und Klassen übergegriffen hätte, ist nach der Darstellung „Zwei lautliche Eigentümlichkeiten der Emder Mundart“ von Erich Nörrenberg in der Festschrift Borchling (1932) 287—305, wo die hier in Frage stehende Erscheinung 289—301 untersucht wird, überholt. Nach Nörrenberg ist die Ursache des Umlauts in dem palatalen Konsonantismus zu suchen; er spricht daher von Dentalumlaut[1]. Zwar lehnt er den Ausdruck ingwäonisch in diesem Zusammenhange ab, aber es ist nicht zu leugnen, daß dem Ingwäonischen eine stark palatale Natur des Konsonantismus eigen ist und alle über den „ostfriesischen Umlaut“ hinaus verstreuten Einzelfälle wie das nds. *Dörp* Dorf, meckl. *Sünn* Sonne, *Sœhn* Sohn nur als ingwäonische Überbleibsel gedeutet werden können. Auch die ndl. Sprachforschung hat neuerdings den Weg zur ingwäonischen Erklärung eingeschlagen, wo der *i*-Umlaut nicht in Betracht kommt. Der wichtigste Vorstoß in dieser Richtung ist die von E. Blancquaert betreute Abhandlung „Van „*slut-ila“ naar „sleutel“, Umlaut en spontane palatalisering op Nederlands taalgebied“ von Cecile Vereecken in den Handelingen voor toponymie en dialectologie 12 (1938), 33—100. Auf beigegebenen 9 Karten treten der *i*-Umlaut und der ingwäonische konsonantische Umlaut als räumlich getrennte Erscheinungen vor Augen; sie schließen sich gegenseitig aus. Das Paar *slotel/sleutel* Schlüssel mit *i*-Umlaut (s. Karte 2) und *veugel/vogel* Vogel mit konsonantischem Umlaut (s. Karte 3) in ihrer Lage von der Küste aus angegeben, bezeichnen schlaglichtartig hell die räumliche Zuordnung und damit die Bedingung, der sie gehorchen: im Küstenstreifen vom Ostfriesischen bis zur romanisch-germanischen Sprachscheide wirkt der palatale oder richtiger der mouillierte Konsonantenstand auf die Vokale ein und erzeugt „Umlaut“, der den Binnenlandschaften abgeht; wo diese Umlaut aufweisen, fehlt er dort. Auch der „Taalatlas van Noord- en Zuid-Nederland“ 1. Lieferung (Leiden 1939) von G. G. Kloeke, dessen Bemühungen um das Ingwäonenproblem den Boden für die neue Ansicht in der ndl. Mundartforschung bereitet haben, bietet ein aufschlußreiches Kartenbild,

[1] Der Ausdruck ist zu eng, zutreffender ist von einem konsonantischen Umlaut zu sprechen. Dessen Ursache ist die mouillierte Aussprache der Konsonanten.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0095

das Wort *zeuge/zooge, zog* 'Sau'. Die Mouillierung schließt den *i*-Umlaut aus. Dieser Regel ordnet sich die ostfriesische Sprachlandschaft unter. Im selben Gebiet stehn die angeführten Mouillierungsfälle und die umlautlosen Wörter 'vertragen', 'schämen', 'verkaufen', 'brauchst', 'geschmolzen' (Karte 6 bei Janßen) nebeneinander. Ostfriesisch ist also eine echte Küstenmundart im Sinne

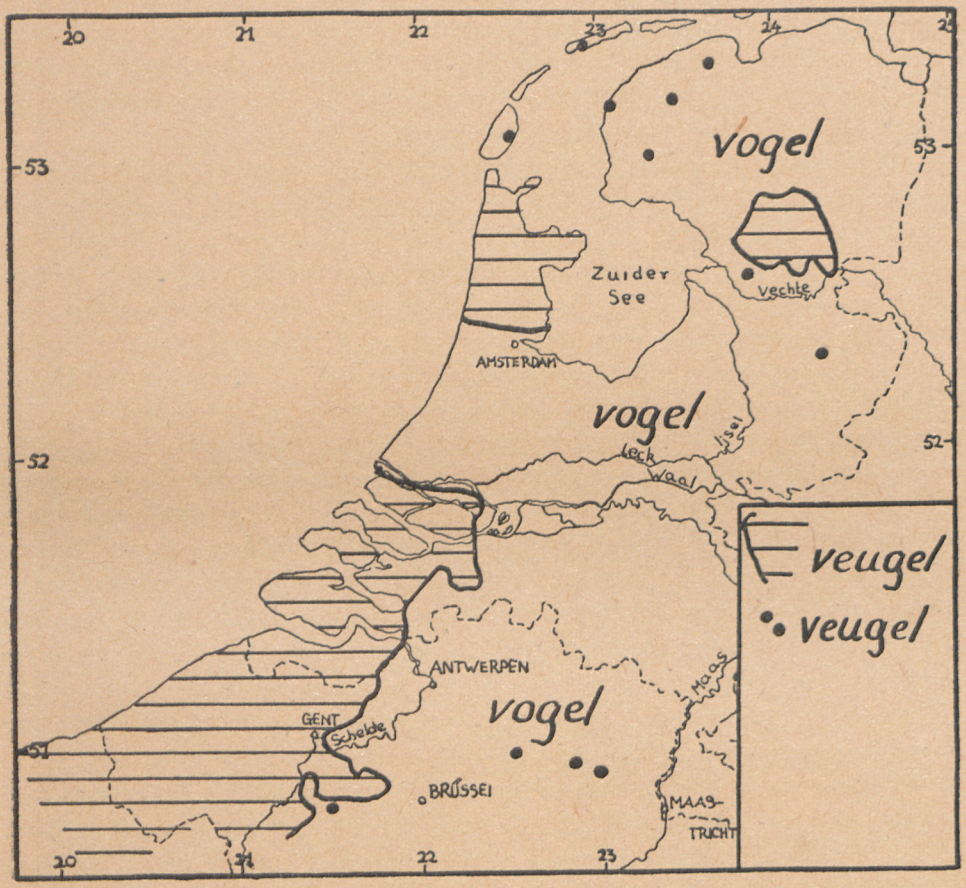


Karte 2

der vorhin gebrauchten Bezeichnung; ihre Grundlage ist ingwäonisch, soweit der alte friesische Untergrund sichtbar ist[1], und auf diesem ruht gewiß der konsonantische Umlaut, mag auch ndl. Einfluß ihn gesteigert haben. Gerade die Verbreitung dieser Erscheinung im Nordnds. spricht für eine gemeinsame as.-ingwäonische Anlage, welche daher dem Aostfries. nicht abgesprochen werden darf, wie es W. Foerste in der Zs. f. Mdaforsch. 15, 44 gegen Janßens begründete Ansicht tut.

[1] Daß *Ühr* Uhr, *düern* dauern, *Hüs* Haus nicht aus derselben Quelle fließen, bedarf für den Kenner der Kloekeschen Untersuchungen über die Geschichte des ndl. *û* und *î* keiner Bemerkung; ihr *ü* ist von Süden durch eine überlandschaftliche Kulturbewegung eingeführt worden.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de
/rosdok/ppn860231771/phys_0096



Karte 3

Die niedersächsische Umgebung.

Die Untersuchung des Sprachstandes der Marschgebiete an der Unterweser und -elbe und in Ostholstein ist von der Betrachtung des geschichtlichen Vorganges zur Prüfung der sprachlichen Verhältnisse vorgeschritten. Ihr Ziel war, zu bestätigen oder zu ergänzen, was das geschichtliche Verfahren erbrachte. Dabei hat sich das Ergebnis eingestellt, daß dieses von der Unsicherheit, die ihm mangels bestimmter Nachrichten über die Einwanderung von Holländern und Flanderern anhaftete und aus deren Ersatz durch die Nennung holländischer Morgen oder Äcker entstehn mußte, befreit wurde. Selbst in Fällen wie der Siedlungsgeschichte des Stedinger Landes, wo der Historiker zu weitgehendem Nachlaß gegenüber dem Gehalt der Zeugnisse bereit war, hat die sprachliche Prüfung die überraschend lange Lebenskraft kennzeichnender Sprachzüge des Heimatlandes festgestellt, und die Ausdehnung der ostholsteinischen Siedlung

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de
/rosdok/ppn860231771/phys_0097

über den kleinen Bezirk von Eutin hinaus, wofür die geschichtlichen Zeugnisse keine rechte Stütze abgaben, ist erst durch den Zustand der Mundartverhältnisse erkannt worden. Das Gewicht der historischen Nachrichten kann jetzt in vollem Maße gewürdigt werden. Wertvolle Beiträge hat die Wirtschaftsgeschichte geliefert. Diese fügen sich passend und festigend in den Gesamtbau.

Wollte aber die Sprachforschung ihr Ziel erreichen, so mußte sie sich ihrer Mittel bedienen. Das Ziel war das ndl. Sprachgut, welches die Holländer und Flanderer im 12. Jahrhundert mitgebracht haben. Dieses war zeitlich und räumlich abzusondern, es war herauszulösen aus dem Zustande, den die nds. Sprache der neuen Heimat im 12. Jahrhundert besessen hat, und seine räumliche Verknüpfung mit den neuen Wohnsitzen zu erweisen. Eine Ansicht von der Sprachlandschaft von damals sollte geschaffen werden. Dahin konnte nur die Untersuchung jedes einzelnen Wortes, jeder Bildungsweise und jeder lautlichen Erscheinung, die ndl. Abstammung zu verraten schienen, führen. Nur wenige Fälle waren durch ein unmittelbares geschichtliches Zeugnis sichergestellt, wenn nämlich eine Urkunde Bestandteile aus der Sprache der Siedler mitteilte. Das war der Fall bei *Sluse*, *Wäteringe*, *Dik* und *Fimme*. Die beiden letzten Beispiele lehrten aber zugleich die Tatsache kennen, daß die Bezeugung des fremden Ursprungs das Vorhandensein in nds. Umlande nicht ausschließe. Entlehntes und heimisches Wort trafen aufeinander. Bei *Dik* rettete den Siedlerwortcharakter die Hilfe der Wirtschaftsgeschichte, *Fimme* würde ohne die Bezeichnung als ein Ausdruck der Ansiedler in einer Stiftungsurkunde mit keinem Mittel der Sprachforschung als ndl. Sprachgut erkannt und anerkannt worden sein. Diese Beobachtung deckt die Schwäche des sprachwissenschaftlichen Verfahrens auf: nur der vom nds. abweichende Sprachstand läßt sich herausstellen, der gesamte übrige Sprachvorrat bleibt unerfaßt, er ist in der nds. Sprache untergegangen[1]. Gegenstand der Untersuchung ist demnach derjenige Teil der alten Kolonistensprache, welcher in Wortstamm und der eigenen Form und Bedeutung sich von dem nds. Sprachstande abhebt und unterscheidet, d. i. also alles dasjenige, was in Wortstamm, Form und Bedeutung im Nds. nicht vorkommt. Der Gang der Untersuchung muß, da das ndl. Element das unbekannte ist und gesucht wird, beim Nds. beginnen und dessen Verschiedenheit in Wortstamm, Form und Bedeutung zum Ziel haben. Decken sich beide Sprachen in den drei Punkten, so scheidet das betreffende Wort als Untersuchungsgegenstand aus und ist beim Nds. gutzuschreiben. Nur diejenigen Sprachbestandteile, die mindestens in einem Punkte vom nds. Zustande abweichen, dürfen auf ndl. Herkunft Anspruch und ihre Anwartschaft geltend machen.

Das Augenmerk richtet sich daher gemäß dem Sinn dieser Vorbemerkungen auf das nds. Sprachelement der Untersuchungsgebiete. Dessen Bestand im

[1] Ein bemerkenswerter Fall, der zeigt, daß in besonders günstiger Lage der ndl. Teil vom großen nd. Bereich abgelöst und als ndl. bestimmt werden kann, ist *Kaff* im Osterländischen. Er geht auf Rechnung der Dialektgeographie.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0098

12. Jahrhundert gilt es zu prüfen, und nur in Lücken darf das Lehnwort einrücken, wie der Soldat in eine Lücke im Gliede. Darum kann man also, um bei dem letztgewählten Bilde zu bleiben, von zwei Truppenkontingenten sprechen, die zu einer Truppe vereinigt sind und deren Angehörige an der verschiedenen Ausrüstung und sonstigen Kennzeichen erkannt werden. Überall wo der Platz von einem Niedersachsen besetzt ist, fällt jeglicher ndl. Anspruch fort, ist von einem Lehnwort keine Rede. Bislang hat man das ndl. Kontingent im nds. Truppenkörper diesem ohne Bedenken zugerechnet und dadurch eine völlig irrige Vorstellung vom Aufbau der gesamtnd. Sprache erweckt. Wenn wir jetzt die ndfrk. und die nds. Zubehöre voneinander trennen wollen, so kommt der Erfolg der besseren Kenntnis nicht nur des ndfrk., sondern ebenso sehr auch des nds., und zwar im besondern des nordnds. Dialekts zugute. Die Frage ist: welches war der Stand des Nordnds. an Wörtern, Formen und Lauten in dem Jahrhundert der holländischen Einwanderung? Die an sich höchst schätzbaren Belege des Mnd. Wörterbuchs umreißen in groben Linien den räumlichen und zeitlichen Ring, in dem ein Wort gelebt hat, die Aussagen der modernen Dialektforschung, namentlich der Dialektgeographie berichtigen und ergänzen die gedachte Zeichnung. Umschau bei der germanischen Verwandtschaft, bei den nordischen Dialekten und dem Englischen weitet den Zusammenhang; der Blick in die Nähe, nach Oldenburg, Ostfriesland, Westfalen und Ostfalen, zeigt die nächste Bindung. Aus dieser muß sich das Lehnwort herauslösen lassen, ohne alte Fäden zu zerreißen, in jenen Zusammenhängen ist nur die Verknüpfung Nordnds.-Ndfrk. unzulässig. Die besondere Beziehung Ags.-Nordnds. ausgenommen, stört keine andere Kombination.

Das Verhältnis des Ags. zum Nordnds. beruht auf einer ethnischen Gleichung; die Stämme, welche im 5. Jahrhundert Britannien besetzt haben, die Sachsen, Angeln und Jüten, sind von der kimbrischen Halbinsel, von Schleswig-Holstein ausgegangen, ihre nächsten Verwandten sind im Lande verblieben. Aus dem weit besser als das alte Nordnds. überlieferten Sprachstande des Ags. läßt sich somit die Kenntnis des Nordnds., d. i. für uns der alten Sprache in Holstein und in der Gegend von Hamburg und Bremen vertiefen. Immerhin liegen 7 Jahrhunderte zwischen dem Abzuge nach Britannien und der Zuwanderung der Holländer, in diesem Zeitraum kann manch alter Gemeinschaftsbesitz verloren gegangen sein. Aus methodischen Gründen aber ist es geraten, diesen Verlust nicht in Rechnung zu stellen. Die nordnds.-ags. Gleichung schließt also in der Regel den Ansatz der Entlehnung aus dem Ndfrk. aus. Doch darf aus dem Fall des Wortes *Dik* die Lehre gezogen werden, daß die besonderen Umstände des Einzelfalls, die in der Lautgestalt, der Formen- und Wortbildung und in der Bedeutung gegeben sind, Berücksichtigung verlangen. *Dik* als ein ags.-nds., ja als ein germ. Gemeinschaftswort geht nach der Ablösung vom Mutterlande im Ags. bedeutungsmäßig nur den einen ihm gewiesenen Weg weiter, ein Ansatz in einen zweiten Weg bleibt in den Anfängen stecken, wäh-

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0099

rend die ndl. Küstenlandschaften den zweiten Bedeutungsweg bahnen und beschreiten und das Siedlungsgebiet ihn ebenso in voller Ausbildung bei sich anlegt. Daß die nordnds. Marschgegend vor dem 12. Jahrhundert den zweiten Weg bei sich ausgebaut habe, wird durch den Kulturzustand dieser Landstriche in keiner Weise bestätigt. Mit anderen Worten: der Bedeutungszweig Deich wächst aus dem alten Bedeutungsstamm Teich erst mit dem Deichbau gegen das Meer hervor, und den haben die Holländer und Flanderer im Kampfe um ihre bedrohten Flachküsten als erste ausgeführt. Die Holländer haben Sache und neuen Wortsinn in die Marschen der unteren Weser und Elbe eingeführt. Da die Friesen keine Siedler nach dem Osten ausgesandt haben, kann die Frage des Deichschutzes bei ihnen vor der Siedlungsbewegung und der Ausprägung des Begriffes Deich an ihrem Worte *Dik* außer Betracht bleiben. Die Vernachlässigung der fries. Wort- und Bedeutungsgeschichte ist nicht nur in diesem einen Falle zulässig, sondern darf auf den gesamten Lehnwortbestand ausgedehnt werden. Um Bremen legt sich ein Kranz nds. Sprachlandes, den die fries. Sprache nirgendwo durchbrochen hat. Schon die Geest Ostfrieslands zeigt einen nds. Bevölkerungseinschlag, und auf der oldenburgischen Geest herrscht dieser allein. Die Verbindung mit dem bremischen Raum in den oldenburgischen Marschen ist gründlich abgebrochen, und friesische Sprachelemente haben sich dem Siedellande nicht mitzuteilen vermocht. Die friesische Sprache befand sich hier von je in der Verteidigung, und die wirtschaftliche Entwicklung war gegenüber dem plötzlichen Fortschritt in den Wesermarschen seit der zielsicheren und tatkräftigen Kulturarbeit im Rückstande.

Auf das holsteinische Elbufer aber ist friesische Einwirkung zu keiner Zeit spürbar gewesen. Von den Nordfriesen haben sich ebensowenig kulturelle Einflüsse nach Süden bemerkbar gemacht. Der Deichbau, den Saxo Grammaticus erwähnt[1], kannte zwar schon Winterdeiche; aber diese widerstanden Fluten und Stürmen schlecht, da sie steil waren und am Fuße durch Balken gesichert wurden. Erst die Holländer führten ein zur See flaches Deichprofil ein. Seit der Mitte des 16. Jahrhunderts überträgt man den Bau von Deichen holländischen Meistern. An der Eider wurde 1621 für Holländer die Stadt Friedrichstadt gegründet. Nach der vernichtenden Sturmflut von 1634 entglitt die wirtschaftliche Herrschaft über die Insel Nordstrand den friesischen Besitzern, einige Jahrzehnte nach diesem Ereignis ist an ihre Stelle eine auswärtige katholische Gesellschaft von Gründern und Kapitalisten getreten, welche vom Kapitel zu Utrecht und dem Oratorium zu Mecheln ausgehalten wurden, ein so gut wie souveränes Konsortium von Partizipianten lenkte alle wirtschaftlichen und öffentlichen Angelegenheiten der Insel. Durch herbeigerufene Techniker aus Holland ließen sie Deiche bauen, deichten Köge ein und zogen fremde Kolonisten als Pächter heran. Ackerbau und Viehzucht brachten sie nach holländi-

[1] Historia Danica I 2, 688 Müller-Velschow: 'vallo litus omne precingitur'.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0100

schem Muster auf einen hohen Stand. Der volkswirtschaftliche Vorsprung Nordstrands vor den nordfriesischen Gebieten war beträchtlich und weckte Nacheiferung. So floß von Nordstrand ein starker Strom holländischer Einrichtungen und sprachlicher Ausdrücke in die friesischen Nachbarbezirke[1]. In Eiderstedt und Stapelholm wirkte die neue Gründung Friedrichstadts in ähnlicher Weise. Die Kenntnis dieser jüngeren Sach- und Spracheinwirkung Hollands auf die schleswigsche Westküste verhütet die Annahme nordfries. Eigenlebens, da sie einen zweiten Herd ndl. Kolonialbetätigung aufdeckt.

Auch die Klärung des Verhältnisses Dithmarschens zu den Elbmarschen ist vonnöten, während für Mittelschleswig, Angeln und Schwansen eine Überprüfung unterbleiben kann, da diese Gebiete nur als nehmende in Betracht kommen. Die Geschichte Dithmarschens enthält keine Tatsachen, die nötigen könnten, mit einer politischen, kulturellen und sprachlichen Ausstrahlung von bemerkenswertem Ausmaße zu rechnen. Soweit es sich um die Kultivierung des Bodens handelt, sprechen deutliche Anzeichen von Abhängigkeit und Übernahme entwickelter Einrichtungen der Elbmarschen.

Sorgfältige Beachtung verdient aber die Stellung Westfalens zu Nieder- und Mittelfranken einer- und zu Nordniedersachsen anderseits. Seit der Einführung von Scheidelinien in die nd. Mundartgeographie, welche den Karten des Sprachatlas des Deutschen Reiches abgelesen worden sind, spielt die *-en/-et*-Linie als Grenze zwischen Ndfrk. und Nds. die Rolle der Hauptscheide des Nd. und sondert damit Ndl. und Westfälisch durch einen tiefen Einschnitt. Wortgeographische Tatsachen haben die Meinung von der Stärke dieser Sprachgrenze erschüttert und Westfalen in engem Verbande mit dem fränkischen Westen gezeigt[2]. Es genügt aber nicht, dessen Entstehn aus Kultur- und Sprachstößen über den Rhein zu erklären, wie es zweifellos für die Wandergüter und -sprachelemente aus dem Bereich der rheinischen Romania zutrifft, soweit sich solche in der kölnischen Kirchenprovinz ausbreiten konnten. Das Beispiel *Paschen, Saterdag, Wodensdag* Ostern, Sonnabend, Mittwoch, das Th. Frings und J. Nießen in den Indogermanischen Forschungen 45 (1927), 276—306 behandelt haben, beweist den Sprachzug bis an die Grenzen der Diozese Köln nach Osten und für *Paschen* weit darüber hinaus. Ganz Nordniedersachsen hat das neue Wort übernommen, es ist über Lübeck weit ins Kolonialland vorgedrungen. Die beiden andern Wörter sind vor der Kölner Ostgrenze an Leine und Weser

---

[1] Nach der Darstellung von Georg Hanssen, Agrarhistorische Abhandlungen 2 (Leipzig 1884), 364—372; vgl. ferner Haff, Einfluß der Niederländer auf die Kolonisation und die Deichverfassung in Schleswig-Holstein, in: Tijdschr. voor rechtsgeschiedenis 16 (1939), 347—358. Das neue Deichprofil, welches der Holländer Christian Becker um 1620 der gottorpischen Regierung empfahl, ist von Volquart Pauls aus den Akten in der Festschrift Max Pappenheim (1931) S. 33 nachgezeichnet.

[2] Die *-en / -et*-Linie hat sich erst im 13./14. Jahrhundert gebildet, vgl. Erik Rooth, Eine westfälische Psalmenübersetzung (Upsala 1919) S. XIV.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0101

stehn geblieben. Jüngst ist Franz Petri, Germanisches Volkserbe in Wallonien und Nordfrankreich (1937) bei der Prüfung des Wertes einiger zweiter Ortsnamenglieder auf das gleichmäßige Vorkommen in Niederfranken und Westfalen aufmerksam geworden, und er hat deren Verwertung als Spuren stammheitlicher Siedlung abgelehnt; vielmehr legt er eine Karte der Verbreitung des Namenbestandteils *-sele* in Niederfranken und Westfalen als ein Zeugnis des Zusammenhangs zwischen Westdeutschland, den Niederlanden und Nordfrankreich vor (S. 904f.). An andern ersten und zweiten Namensgliedern gelangt er zu derselben Folgerung[1]. Diese ist augenscheinlich begründet und geeignet, unsere Vorstellung von einer scharfen Trennungslinie zwischen Ndfrk. und Westfälisch zu wandeln, zu berichtigen. Erscheinungen des Laut- und Wortbestandes wie der Wortbildung offenbaren die enge Zugehörigkeit der westfälischen Sprachlandschaft zu den ndfrk. Landesteilen der Niederlande, eine Beziehung, die auf frühgeschichtlichem Grunde ruht[2]. Davon zu scheiden ist die innigere Verflechtung Nordwestfalens mit den östlichen Grenzlandschaften der nördlichen Niederlande Gelderland, Twente, Overijsel und Drente, die schon durch die *-et/-en*-Sprachlinie zum Nd. geschlagen werden; sie haben ein Volkstum und eine Sprache mit kräftigem westfälischen Einschlag gemäß dem Zuschuß, den der westfälische Stamm ihrer Bevölkerung zugesteuert hat[3].

Der ndl.-westfälische Sprachverband ist demnach nach drei Gesichtspunkten zu betrachten: 1. als eine uralte Einheit aus wgerm. Gemeinschaft, 2. als eine Gruppe aus enger Stammesbildung im Bereich der westfälisch-ndfrk. Grenzländer der nördlichen Niederlande und eines größeren Teils Nordwestfalens, und 3. ist er durch die Aufnahme westlichen Sondersprachgutes entstanden. Noch ist die Sprachgeographie nicht so weit, daß sie die einzelnen ndl.-westfälischen Gleichungen nach ihrer räumlichen Ausdehnung genau abgrenzen könnte. Darum kann man die Zuteilung zu den beiden ersten Gruppen nicht mit Sicherheit vornehmen, und das eine oder andere Wort der beiden folgenden Reihen mag erst bei weiterer Klärung der Verhältnisse seinen richtigen Platz erhalten.

---

[1] Petri zählt S. 902 ff. folgende Gleichungen zwischen den Niederlanden einschließlich Wallonien und Nordfrankreich einer- und Nordwestdeutschland, d. i. dem Rheinland nördlich der Hunsrückbarriere und Niederdeutschland bis zum Teutoburger Wald und bis zum Emsgau anderseits auf: gleiche Typen der *baki* 'Bach'-Namen, *apa* in Gewässernamen, das Namenselement *fanja* Fenn; an Vegetationsbezeichnungen die *lâr-*, die *loh*-Namen, den Typ *Brabant* (dazu die Verbreitungskarte S. 690), Lagebezeichnungen mit *hera, hok, slade, hamma*, Namen mit Ausdrücken des frk. Volks- und Staatslebens wie *malle, hari* sowie den Namen einer alten Durchgangsstraße südlich der Maas, der 'strata publica *Helvius*', und den westfälischen *Hellweg*.

[2] Petri gelangt S. 906 zu der Behauptung, daß die Gebiete, in denen sich der Bund der Franken in spätrömischer Zeit gebildet hat, Westdeutschland und die Niederlande, auch das zentrale völkische Ausgangsgebiet der französischen Landnahme in Wallonien und Nordfrankreich gewesen sind. Die politische Grenze zwischen Franken und Sachsen ist erst in merowingischer Zeit entstanden; sie durchschnitt das Stammesgebiet der Chattuarier; vgl. Fr. Steinbach, Stud. z. westdeutsch. Stammes- und Volksgeschichte (1926) 118f.

[3] Vgl. die Sprachkarte bei H. Jellinghaus, Die ndl. Volksmundarten. 1892.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0102

Aufgezählt werden nur die ndl. Lehnwörter der Siedlungsperiode, damit wird lediglich ein Teil des gemeinsamen Sprachstandes erfaßt.

1. Die ndl.-westfälische Einheit aus westgermanischer Gemeinschaft äußert sich in folgenden Wörtern: *Dörpel* Türschwelle, *Draff* Treber, *Dreisch* unbebautes, grasbewachsenes Ackerland, *Dunk* niedrige Erhebung im Sumpfgelände, *dunker* dunkel, *Eksteroge* Hühnerauge, *Else* Erle, *Fenn Fenne* Sumpf, *gierig* (mit *-î-*) gierig, *gluren* schief und scharf ansehn, *Göle* wassergefüllte Niederung, *Hespe* Kniebug, *Hewen* mit dem Wasserstand sich hebendes Grasland, *Hœp* m. Hüfte, *Hüll Hülle* kleiner Hügel, *Hüwel* Hügel, *Kunte* und *Kutte* weiblicher Geschlechtsteil, *Liesch* Schilfgras, *Micke* gegabelter Zweig, gabelförmiges Gestell, *Moll* Maulwurf, *Mösse* sumpfige Wiese, *Mudike* Obstversteck, *Pier* Regenwurm, *Riep* erhöhter Rand, Ufer, *Riss* Abfall von Getreidehalmen, Kohlengrus, *Rubbel* Unebenheit, Höcker, *Schock* Garbenstand des Getreides, *schubben* kratzen, schaben, *Schüppe* Schaufel, *Siep Sipe* enges Tal mit fließendem oder stehendem Wasser, *sleek* eben, bis zum Bord oder Rand gefüllt, *Sloot* Graben, Pfütze, *spänen* entwöhnen, *Wedde* Furt. Dieser Ausschnitt aus der nd. Sprache soll nur die westfälisch-ndl. Verbundenheit, an der das ndfrk. und auch das mfrk. Rheingebiet in den meisten Fällen teilnimmt, vom Nordnds. und Ostfälischen abheben, sein Anschluß an das Hd. bleibt an dieser Stelle außer acht, auch das Verhältnis zum Wgerm. wird hier nicht betrachtet. Diese Beziehung wird jeweils bei der Darstellung der einzelnen Wörter besprochen. Über das Alter der einzelnen Gleichungen besagt die Liste nichts, neben uralten stehn junge Entwicklungen, die aber gemeinschaftlicher Unterlage entsprießen. Hierzu rechnen die zusammengesetzten Wörter und die Wurzelableitungen. Einige Paare sind nicht mehr gleichmäßig auf beiden Seiten in der lebenden Sprache vorhanden; auf der westfälischen Seite mußte das Material der Flurnamen die Lücke in der gegenwärtigen Sprache auffüllen.

Ndl. und Westfälisch gehören zur hd. Sprachgruppe, indem sie wie diese die germ. Form des Suffixes *-sel* bewahren, während die ingwäonische Dialektgruppe die Umbildung in *-els* vornimmt. Von den nd. Mundarten stellt sich, wie zu erwarten, das Nordnds. zum Ingwäonischen, aber auch das Ostfälische macht die Neuerung mit. Dem Westfriesischen schließt sich Nordholland an; für sich steht mit *-els* das Ripuarische mit dem südlichen Ndfrk. und dem nördlichen Moselfranken. Eine Übersicht über die alten und, soweit erforderlich, über die neuen Dialekte erläutere die Spaltung. Das Got. hat die Suffixform *-sl*, vgl.: *hunsl* n. Opfer, *þreihsl* n. Bedrängnis, *skohsl* n. böser Geist; die jüngeren germ. Dialekte bilden sie flexivisch weiter aus, in den Mundarten erscheint in der Regel *-sel*, das im ahd. *-sal* vorgebildet ist; das Anord. geht eng mit dem Got. zusammen: *þyngsl* n. Last, kennt aber auch erweiterte Formen wie *geymsla* f. Pflege, Verwahrung; ahd.: *wehsal* n. Wechsel, *truobisal* n. Trübsal; as.: *dôpisli* n. Taufe, *mendisli* n. *mendislo* m. Freude, *râdislo* m. Rätsel; ein vereinzeltes ags. Beispiel hält die ursprüngliche Suffixgestalt fest: *súsl* n. Qual. Die bei John

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0103

Hoge, Die produktiven Abstraktsuffixe des Mittelniederdeutschen (Diss. Straßburg 1912) 26f. verzeichneten mnd. Fälle mit *-sel* gehören sämtlich dem Westnd. einschließlich Westfalens und des Niederrheins und der Mark Brandenburg an; *bintsel* ist zu Unrecht aufgenommen, es gibt nur ein *bintsêl* n. Bindeseil. Aus dem Mwestfäl.: *wevesle* n. amictus, *livesle* n. reliquiae (1. Hälfte des 14. Jahrhunderts, die Belege bei Erik Rooth, Eine westfäl. Psalmenübersetzung, Upsala 1919, S. XXXIV und XL), *decksel* n. Decke, Deckel, *dôipsel* n. Taufe, *mâksel* n. Mache, Geschöpf u. a. (Veghe, bei Chr. Sarauw, Niederdeutsche Forschungen II, Kopenhagen 1924, S. 39). Die heutigen Mundarten haben *-sel: šliχsl* n. Schlichte, Garnkleister (Ed. Schoneweg, Das Leinengewerbe in der Grafschaft Ravensberg, Bielefeld 1923, S. 132), *xəsxruifsəl* n. Geschreibsel (F. Holthausen, Die Soester Mundart, Norden und Leipzig 1886, S. 36), *šxūɒsəl* n. kleiner Schuppen, *šxölsəl* n. zusammengeschüttetes, zweifelhaftes Getränk (Hans Wix, Studien zur westfäl. Dialektgeographie im Süden des Teutoburger Waldes, Marburg 1921, S. 63f.); *Grüppsel* n. Zerknicktes, Zerkleinertes (Lippe-Detmold, Frommann, Deutsche Mundarten 6, 210); auch Osnabrück, das Emsland und Ostfriesland gebrauchen *-sel*, vgl. folgende Fälle aus Strodtmann, Idioticon Osnabrugense (1756), Hermann Schönhoff, Emsländische Grammatik (1908) und ten Doornkaat Koolman, Wb. der ostfriesischen Sprache (1879—1882), osnabrückisch: *Bindsel* kleines Bund Flachs, *Sticksel* weiblicher Kopfputz, *Stopsel* Füllung zum Stopfen u. a.; emsländisch: *baksl* n. was auf einmal gebacken wird, *braosl* n. Sud (S. 177); ostfriesisch: *Decksel* n. Decke, Bedeckung, *Stremmsel* n. Lab, *Strôpsel* n. Abgestreiftes. Im Rheinland hält sich *-sel* vorwiegend am mfrk. Westrand und tritt sonst verstreut auf; die eigentliche Suffixform Ripuariens und der angrenzenden Streifen im Norden und Süden ist *-els*, vgl. *hękəls* n. Häcksel südndfrk., ripuarisch, bergisch, nordmoselfrk., siegerländisch; bergisch: *Bindels* n. (Remscheid, Rhein. Wb.), *bęŋəls* n. Bindfaden (Cronenberg). Dieses Gebiet erstreckt sich bis in die Gegend von Iserlohn; der Iserlohner Woeste bringt in seinem Wörterbuch einige *elsse*-Fälle neben mehr Beispielen auf *-sel*, und Nörrenberg setzt zu *rendelsse* n. Käselab die Ortsangabe Sümmern hinzu. Als ingwäonischer Dialekt besitzt das Ags. *-els: rædels* n. Rätsel, *byrgels* m. Begräbnis, *myrrelsa* m. Irrung; ferner das Afries.: *lamelsa* m. Lähmung, *blôdelsa* m. blutige Wunde; M. Schönfeld, Hist. gramm.[3] 72 findet *-els -eles* vornehmlich in Nordholland: *hengelse* und *hengeles*, *raeles* und *radeles*, *cnippels* und *cnippeles*, und aus G. J. Boekenoogen, De Zaansche volkstaal 290 seien ausgehoben *hangels*, *stijvels*, *stremmels*, *zagels*. Die mnd. Fälle mit *-else- -els* bei Hoge 26f. rühren aus dem nordnds. und ostfäl. Gebiet her; mit Hilfe des Mnd. Wb. lassen sich Ostfriesland, das damals noch nicht dem westfäl. Einfluß erlegen ist, Oldenburg, Bremen, Hamburg, Holstein, Lübeck, Mecklenburg-Vorpommern und Braunschweig-Lüneburg als Heimatländer ausmachen. Wie die Beispiele bei Mensing lehren, herrscht in Holstein *-els*, das in Stapelholm und Dithmarschen in *-elš* übergeht, vgl. *haglš* n. Häcksel (Heinrich Sievers, Die Mda. der Stapelholmer.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0104

Diss. Marburg 1914. S. 37; *-elsche* hat bereits der Dithmarsche Neocorus). Die wenigen Beispiele mit *-sel* gehören der älteren Überlieferung und den Elbmarschen an, wie z. B. *Stremmsel* n. Kälberlab als Mittel, welches die Milch zum Gerinnen bringt, der Wilstermarsch; einige Fälle wie *Schöpsel, Schüttsel* bietet Schütze. Im Gebiet Hamburgs gilt *-els: hagls* Häcksel, *straiəls* Streu (Altengamme in den Vierlanden); dem entsprechen die Angaben Richeys, der auch ein paar Fälle mit *-sel* anführt, z. B. *Schüttsel* Schirm, den man um ein Bett oder um den Herd stellt, den Zug des Windes abzuhalten, *Stuntsel* ein kurzer dicker Mensch, *Betrecksel* Garnitur für Zimmer, Betten, Särge, *Oevertrecksel* Überzug von Kattun. Im Süden des Alten Landes hat Horneburg wieder *-els*. Das Brem. Wb. spiegelt mit seinen *Decksel, Drägsel, Hängsel, Högsel, Schipsel, Stremmsel, Vertinnsel* die Sprache der Landmundart wider, während die überwiegende Zahl der Belege mit *-els* das Vordringen des nds. Elements bezeugt. Das nordnds. Lübeck kennt nur *-els* (*râdelse* Rätsel Lübecker Bibel). Aus Ostfalen belegen diese Form mit *Stippelse* Tunke H. Deiter, Wörterverzeichnis der plattdeutschen Mda. von Hastenbeck, Hannov. Geschichtsblätt. 22, 1919, 147, Schambach mit *rœlsche* n. Rätsel, T. Dahlberg, Die Mda. von Dorste 1,48 mit *štiplsə* Tunke[1].

Dieselbe Übereinstimmung mit dem hd. Sprachgebiet wie bei *-sel* besteht in der Behandlung des *â* und des gedehnten *a*: doppelt im Süden als *å* und *ā*, einfach im Norden vertreten als *å*. Dieses lautliche Ergebnis hat seinen Ursprung in zwei von Süden nach Norden wandernden Vorgängen, deren erster die wgerm. Periode beendet, indem er das wgerm. *æ* in *â* wandelt, deren zweiter das neue *â* zu *å* verdumpft. Die Gestalt der Kartenskizze von K. Heeroma, der in der Tijdschr. v. Nederl. taal- en letterkunde 55 (1936), 241—244 den Vorgang dialektgeographisch betrachtet, läßt eine mächtige Welle erkennen, die über Westfalen und einen Teil der Niederlande hinwegschlägt, aber einen im Osten breiten, im Norden und Westen schmalen Rand des nd. Gebietes nicht mehr erfassen kann. Ostfalen mit dem südwestlichen Engern und Nordniedersachsen stellen den östlichen und nördlichen Saum dar, in dem der Einheitslaut herrscht, im Westen bilden ihn Flandern, Seeland, Holland, der größte Teil von Brabant, Utrecht und die West-Veluwe, Groningen, Norddrente und Ostfriesland. Unberührt sind Friesland und England, da hier der erste Vorgang, die Umwandlung des wgerm. *æ* in *å*, nicht Platz gegriffen hat. Sein späterer Eintritt in der nd. Randzone rückt die Dehnung des *a* in offener Silbe in zeitliche Nähe, so daß dieses *ā* mit jenem *â* zusammengehn und wie dieses die dunkle Aussprache annehmen kann; anders im Hd., wo der starke zeitliche Abstand zwischen jenen beiden Lautwandlungen den Zusammenfall der Vokale in einen Laut nicht mehr erlaubt. Der ndl. Widerstand gegen die südliche Neuerung war beträchtlich, da

[1] Die Aussprache über das Suffix im Kbl. d. Ver. f. nd. Sprachf. 50, 54; 51, 34; 53, 12 bestätigt das mitgeteilte Ergebnis; neu bringt sie die rügensche Sonderform *-les, -lis* zu Tage.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0105

er den Hauptteil des Sprachgebietes dem süddeutschen Vorstoß entzogen hat; noch sind ja in Seeland und Holland, wie in Friesland, Reste des wgerm. *æ* erhalten, wie in *Weel, Feek*, und in Flandern und Brabant darf man das Alter des *â* verhältnismäßig niedrig ansetzen. Demgegenüber unterwirft sich Westfalen früh dem hd. *â*. Die Nordgrenze für die Scheidung von *â* und *ā* liegt im Emslande. Zu verweisen ist schließlich auf Übereinstimmungen in der Formenbildung, worüber später berichtet wird.

Aus den vorgebrachten Zeugnissen einer alten westfäl.-ndl. Gemeinschaft ergibt sich der Ausschluß des Nordnds. aus dieser. Ein schroffer Gegensatz trennt Westfalen und das nordnds. Land an der Nordsee und jenseit der unteren Elbe. Diese Feststellung hat grundsätzlichen Wert für das Ermittlungsverfahren, das wir zur Erkennung von ndl. Siedlergut und nds. Sprachzügen im Bereich der holländischen Wohnsitze angestellt haben. Das Unterwesertal, so wenig es von Ostfriesland her Einfluß erfahren hat, so wenig steht es auch in unmittelbarer Beziehung zu Westfalen. Die wgerm. Spracheinheit hat doch bis 1100 starke Einbußen erfahren, Eigenentwicklung hat bis zu diesem Zeitpunkt in einem Maße Platz gegriffen, daß die westfälisch-nordnds. Gleichungen der as. Zeit für das Jahrhundert der holländischen Einwanderung nicht ungeprüft als weiterbestehend gelten dürfen. Außer an die eben besprochenen Erscheinungen erinnere ich an die dialektgeographischen Karten, die um Bremen einen Ring nds. Erscheinungen legen, an den Bedeutungsunterschied von *Sloot* hier und dort, an das erhaltene *ê* für wgerm. *æ* und anderes mehr. Der westfälische Sprachzug endet im münsterländischen Südteil Oldenburgs. So dürfen wir das alte Vorkommen von *Dunk, Fenn, Göle* u. a. in Westfalen wohl dem ndl.-westfälischen Verband zuschreiben, nicht aber eine Beziehung zwischen Westfalen und Bremen behaupten.

Die Marschen an der unteren Weser haben, eingebettet in den nordnds. Raum, von altersher keinen Anteil an der ndl.-westfälischen Gemeinschaft; ihre ndl. Sprachzüge sind durch Zufuhr hierher übertragen worden. Was für Bremen gilt, trifft noch mehr auf das untere Elbtal zu. Für Ostholstein bedarf es keines Beweises.

Überprüfen wir an der Hand dieses sprachgeschichtlichen und dialektgeographischen Ergebnisses die Reihe der oben untersuchten Wörter in den ndl. Siedlungen, dann sind wir in der Lage, die Nachteile der ungünstigen sprachgeschichtlichen und dialektgeographischen Bezeugung aufzuheben, und wir brauchen weder dem ostfriesischen noch dem westfälischen Vorkommen in Vergangenheit und Gegenwart die Bedeutung beizumessen, welche ein as. Beleg und die räumliche Nähe an sich beanspruchen darf. Damit ist freilich nicht jede Unsicherheit aus dem Wege geräumt, und in manchen Fällen wird sich Bescheidung empfehlen, wie sie geübt worden ist, aber anstatt unbedingter Gewißheit läßt sich doch die Wahrscheinlichkeit der Einfuhr setzen. Der sicheren Nachweise aber sind

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0106

noch genug vorhanden. Ich rechne dazu die Wörter *Block, Buknagel, Dik, Dobbe, Dole, Dunk* in zwiefacher Verwendung, *Else, enten, Erpel, Färse, Feek, Fime, Flöhe, gelde, gluren, Grode, Grüppe, Härl, Hewen, hitzen, Höwel, Hubbel, Hund, Hundert, Kachel, Kaje, Knüßel, -kop, Kramme, Krett, Lemmel, Liesch, malsch, Micke* kleines Brot, *Miere, Nesse, nieschierig, Notding, Oding, Päde, plumpen, polken, pruschen, pulßen, quiddern, Riep, Schluse, Schock, Schüppe, Segge, Sidewende, Sloot, spack, Spade, spänen, Spriet, Störe, Stönung, vernielen, Wäteringe, Waterlose, -losinge, watern* entwässern, *Weel.*

2. Die sprachliche Einheit in der westfäl.-ndl. Gemeinschaftsgruppe, welche aus dem Münsterlande und dem nördlichen Westfalen auf der deutschen Seite der Reichsgrenze und den sächsisch-ndl. Grenzprovinzen besteht, veranschaulicht gut der Name *Wedik* des Enterichs auf der Karte 43 S. 348. Deren ndl. Teil ist der Karte von J^s Chr^s Kroes, beigegeben einem Aufsatz in der Tijdschr. voor Nederl. taal- en letterk. 54, 245, entnommen. Die Angaben für Westfalen verdanke ich der Gefälligkeit Nörrenbergs und Janßens. Lehnwörter fehlen, die diesem kleineren Sprachverbande allein angehörten. Deren Heimat liegt außerhalb des westfälisch-ndl. Grenzbezirkes. Auf dieses heute beschränktes Vorkommen wird sich durch Zurückweichen im einzelnen Falle erklären. In dieser Hinsicht hindert der Stand der wortgeographischen Kenntnis wesentliche Aufschlüsse. *Harrel* Flachsfaser, *malsch* weich (vom Obst), *spaken* vor Trockenheit reißen, springen, platzen, die neben andern dem südlichen Teil Westfalens abhanden gekommen zu sein scheinen, begegnen gerade in den südlichen Niederlanden, eine Erscheinung, die auf die gegensätzliche Haltung zum sprachlichen Aufräumungsvorgang weist. Neben dem südwestfälischen *Siep* nasses Tal gilt *Siek* mehr im Nordteil des Landes; sein Erscheinen in der Altmark geht wohl auf Ostfalen zurück, und *Siek* wäre dann kein ndl. Siedlerwort. Die näheren Beziehungen über die Reichsgrenze hinweg beleuchtet Arnold Rakers Aufsatz „Auf dem westfälischen Mundartwege nach Holland durch die Grafschaft Bentheim" in den Westfälischen Forschungen 2 (1939), 188—213. Die Rolle des Verkehrs auf der Vechte wird deutlich, aber nicht minder wirken alte Zusammenhänge nach. Ein Beispiel ist die fränkische Form *tian tien* zehn, die seit der and. Zeit im Grenzbezirk auch diesseits der Grenze erscheint; sie ist ein Kennzeichen der Volkssprache, während die literarischen Denkmäler das sächsische *tehan tein* wählen. Bis zur Reformation empfand man anderseits die Ijsel als die westfälische Westgrenze. Dieses größere Westfalen tritt auf der Sprachkarte der Diminutiva durch den Umlaut in 'Täßchen', 'Töpfchen', 'Stöckchen' deutlich heraus. Der Umlaut überschreitet die Ijsel und erreicht die Südersee; die Vechte- und Ijsellandschaft sind völlig nach Osten ausgerichtet. Der Umlaut auch in seiner sonstigen Verwendung ist ein altwestfälisches Merkmal. Vorstöße aus den Niederlanden haben viele westliche Eigenheiten an die Grenze getragen, beteiligt ist dabei namentlich die Schul- und Literatursprache; aber der Begriff Randwestfälisch, den Rakers verwendet, hat noch immer an zahlreichen Spracherschei-

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0107

nungen jenseit der Reichsgrenze seine Berechtigung. Stärker vorgestoßen sind *Förste, Hok* (s. S. 69) und das ostndl.-neufries. *Slatt* (S. 41).

3. Solchen Grenzübertritten verdanken etwa *Bese* Beere mit seinem ndfrk. *-s-*, die Bedeutung niedrig von *lêge* und Vieh tränken von *wätern* ihr Dasein auf dem westfälischen Boden hart an der Grenze. *Padde Pedde* Kröte kann auf älterer Gemeinschaft beruhen. Bedeutsamer zeigen sich die Niederlande als das gebende nach Osten zum Rhein und nach Westfalen ausstrahlende Gebiet im großen romanisch-fränkischen Verbande der Landnahmezeit. Romanische Sprache und kulturelle Errungenschaften breiten sich unaufhaltsam über die Mischzone Nordfrankreichs und Walloniens in das rein germanisch gebliebene Land der Franken und darüber hinaus auch nach Westfalen hinein aus. Die geschichtlichen Vorgänge unterliegen in den letzten zwei Jahrzehnten den Forschungen F. Steinbachs und F. Petris, und die sprachlichen haben Th. Frings und E. Gamillscheg aufgedeckt[1]. Aus der romanischen Sprache sind auf diesem Wege nach Westfalen zahlreiche Wörter übergetreten; ein Teil kommt aus den Niederlanden, ein anderer aus dem Rheinlande, wo er aus der Römerzeit fortbestanden hat. Unser Augenmerk richtet sich nur auf solche Ausdrücke, die der Wanderzug des 12. Jahrhunderts unmittelbar aus den Niederlanden in die deutschen Siedlungsbezirke ausgeführt hat. *Lemmel* f. Messerklinge, *Micke* Weizenbrot, Semmel, *pulßen* mit einer Holzkeule das Wasser schlagen, um die Fische zu scheuchen, *Pütte* m. Ziehbrunnen u. a. gehören zu dem romanischen Sprachgut, das sowohl im ursprünglich fränkischen Gebiet verankert geblieben ist und darüber hinaus Eingang in die westfälische Mundart gefunden hat als auch an Unterweser und -elbe und in der brandenburgischen Sprachsphäre zu neuer Geltung gelangt. Anzufügen ist die Bildungssilbe *-ster*, welche wenigstens den Westrand Westfalens einnimmt. In ihrem Verhältnis zu Westfalen haben all diese Fälle als Beispiele einer flächenmäßigen Ausbreitung (Expansion) zu gelten, in der Beziehung zu den Siedlungsgebieten aber als Lehngut. Damit ist über die Herkunftsfragen entschieden. Weder das Rheinland noch Westfalen dürfen weiter als Ursprungsland dieser Erscheinungen bezeichnet werden.

Junges niederländisches Lehngut

Für das Ostfries. hat William Foerste, Der Einfluß des Niederländischen auf den Wortschatz der jüngeren niederdeutschen Mundarten Ostfrieslands (1938) eine stattliche Anzahl jüngerer Entlehnungen aus dem Ndl. zusammengestellt. Der stetige Zugang wurde durch die politischen Verhältnisse und das konfessionelle Band aufrecht erhalten. In die beiden großen Hafenorte sind

[1] Fritz Steinbach, Studien zur westdeutschen Stammes- und Volksgeschichte. Jena 1926; Franz Petri, Germanisches Volkserbe in Wallonien und Nordfrankreich. Bonn 1937. — Theodor Frings, Germania Romana. Halle (S.) 1932; Ernst Gamillscheg, Romania Germanica. 2 Bde. Berlin 1934.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0108

durch den Handel, die Seeleute und die Bürosprache sowie durch unmittelbaren Zuzug viele ndl. Ausdrücke gelangt; Richey macht wiederholt auf diesen Bezug fremden Sprachgutes aufmerksam, und im Brem. Wb. sind Hinweise der gleichen Art häufig. So sind zugewandert die hamburgischen, bei Richey vermerkten Ausdrücke *Bört* die Ordnung, die einen trifft, etwas zu verrichten: *wachtet juwe Bört af; Börtlüde* Schmackenschiffer, die zwischen gewissen Örtern in einer privilegierten Anzahl nach der Reihe fahren müssen[1]; *böseln* (mit œ, d. i. offenem *ö* gesprochen) 'ex Belgico *beuzelen*' lügen; *misschien* vielleicht; jung entlehnt ist das Fachwort des Gartenbaus *rioolen;* alt könnte *Ploye* Falte (ndl. *plooi*) sein; zweifellos aber verrät sich *Deue* Faßdaube durch seinen Stammvokal, der aus nndl. *duig* hervorgegangen ist, als junges Fremdwort. Weitere Fälle fürs Bremische verzeichnet Bunning im Nd. Jb. 60/61, 75 und Nd. Kbl. 45, 22; es sind *koddig* drollig, schnurrig, *beschaafd* oder *beschufd* gebildet, *bedaren* zur Ruhe kommen, still werden, *dwasboomen* den Weg versperren, sich widersetzen, *keiern* oder *keierken gaan* spazieren gehn, *laweien* Feierabend machen, faulenzen, *Rusie Ruse* und *Rusebuse* f. Zank, Streit, *Gesag* n. Ansehen, Einfluß, *Trant* m. Art, Weise, Manier, ferner einige Diminutive auf *-je* und Sammelbegriffe mit der Endung *-age*. Verhochdeutscht ist *Bollebeuschen* eine Gebäckart, im Brem. Wb. noch als Pl. *Bollebeisjes* belegt, aus dem ndl. *bollebuisje*, dem hamburgischen Dialekt ist angepaßt *Beschietje* Schiffszwieback aus nordholl. *beschuit*. Über die Niederlande ist auch *Komfoor* Glühpfanne des Brem. Wb. aus dem Nordfranzösischen nach Bremen und Hamburg gekommen. In der Sprache Hamburgs findet Ag. Lasch im Nd. Jb. 44,9 außer *keiern* und *Komfoor* noch *Juffrau* als Anrede für die vornehme Frau des 18. Jahrhunderts sowie *praien* anrufen, das ebenso in der Sprache des Seemanns an der Ostseeküste geläufig ist, und *Kraiwagen* Schubkarren. Als Entlehnung ist *Feudel* m. Scheuerlappen, Aufnehmetuch für Spülwasser längs der Küste der Nord- und Ostsee bekannt (vgl. dazu Nd. Kbl. 24,96; 25,13; 47,40), und der Schrubber heißt *Leuwagen* an der Nordseeküste; zu beiden Ausdrücken vgl. Kretschmer, Wortgeographie 321; 448. *Fien* bigott ist nach Borchling im Nd. Kbl. 39,6 von den Niederlanden ausgegangen. Die junge Form *Huk* f. Ecke, Winkel entstammt dem nndl. *hoek*, dessen Aussprache sie beibehält, während das Lehnwort des 12. Jahrhunderts *ô* bewahrt; vgl. hierzu ob. S. 69. Dem nordwestnd. *hôk* ist aus der Seemannssprache seit dem 16. Jahrhundert in der jüngeren ndl. Form *hoek* ein Wettbewerber erwachsen, dem ein ungewöhnlicher Bodenerwerb gelang. Aus Bremen und seinem ndl. Siedlungslande hat es seinen Vorgänger verdrängt, in Holstein hat es um sich gegriffen, und die gesamte Nord- und Ostseeküste erlebt sein Vordringen, ja sogar gelangt es aus der Matrosensprache und den Häfen aufs flache Land und durchsetzt die Sprache der küstennahen Strecken. Im 16. und 17. Jahrhundert

[1] Das Wort ist längs der Küste nach Osten gedrungen; 1710 tritt es, noch in der ndl. Schreibung *Beurt*, in einem mecklenburgischen Fuhrreglement auf, es bedeutet die Reihenfolge, in der die Fuhrunternehmer für die Post zu fahren haben.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0109

gebrauchten die Fachschriften noch die ndl. Schreibung *Hoek*, gehn danach aber zur Form *Huk* über. Focke in den Abhandlungen hg. vom Naturwiss. Verein zu Bremen 15,46, das Brem. Wb., Mensing, Dähnert und Frischbier, Preußisches Wb. melden *Huk Huke*, in Mecklenburg ist es den Seeleuten geläufig. Aber verwunderlich ist, wie kräftig das neue Wort in der holsteinischen Mundart Wurzel geschlagen hat. Die Angaben bei Mensing zeigen die Eingangsstellen, die zum Teil die Marschen sind, so daß man sich *Huk* als den Nachfolger eines älteren *Hok* vorstellen kann. Durch Bedeutung und Wortgebrauch scheidet sich das nndl. *Huk* von den unverwandten nds. *hûke* f. das Hocken, die Hockstellung und *hûk* m. das Zäpfchen im Halse. Der Sprache der mecklenburgischen Seeleute verdankt *Bul* f. Menge, Masse, viel sein Dasein an der Küste und verstreuten Binnenplätzen: *ne Bul Geld, Mess, Kaffee, Acker, Minschen, Kinner;* die Schiffsbesatzung; *dat schäält ne Bul* bedeutet einen großen Unterschied; *ne Bul lichter* viel leichter. Das Wort ist das ndl. *boel* m. Hausrat, Krempel, große Menge, viel, dessen Geschlecht unter Einfluß von *Menge*, vielleicht auch von *Bul* f. Beule geändert worden ist. Die Westküste Schleswigs und Holsteins kennt dasselbe Wort; Mensing stellt es unrichtig mit *Bul* Beule zusammen. Der Westhälfte Holsteins ist noch sein Vorläufer, dasselbe ndl. Wort in der Lautgestalt der nördlichen Provinzen, nämlich *Bol* f. in der Bedeutung Versteigerung geläufig, eine bedeutungsmäßige Kurzform aus der Gruppe ndl. *boeldag, boelgoed* u. a., d. h. Tag der Versteigerung einer Nachlaßmasse, das darin versteigerte Gut. Daß Wort und Sache sich von Friedrichstadt (s. ob. S. 94) ausgebreitet hat, erweist die Mitteilung Nd. Kl. 16, 71 f., wonach Husum im Jahre 1712 die Erlaubnis zur Errichtung einer *Bohlbank* nach dem Muster der in Friedrichstadt 1625 genehmigten Anstalt erhält. Die Annahme Nd. Kb. 44, 38, das holsteinische *Bol* stehe unter dem Einfluß des dän. *Bol* Hufe, Landgut, beachtet nicht den Bedeutungsabstand. Ausgangspunkt der ganzen Entwicklungsreihe ist das ndl. *boedel* m., afries. *bôdel* m. das bewegliche Gut, das ganze Vermögen. Verdächtig ist die Angabe *Bödel, Böel* die ganze Erbmasse mit der offenen Aussprache des *-ö-* im Brem. Wb. Durch den mangelnden Umlaut sondert sich *rojen* rudern vom mittelrheinischen *rüejen;* dadurch zeigt sich das nd. Wort als Abkömmling des ndl. *roeien*. Es ist ein Wort der Hansezeit, wie die Belege bei Schiller-Lübben bezeugen. Nicht so weit zurück reicht *toonen* zeigen, weisen, was aus den Zusammensetzungen *Toonbank* Auslagebank der Krämer und *Toondage* Tage, an denen die englischen Kaufleute ihre Tücher oder Laken sehen ließen (Richey² 309), folgt; noch jüngerer Zeit gehört *klinkschoon* vollkommen klar (vom Wein) an.

Einfuhrgut wie dieses hat sich auch an der pommerschen Küste abgesetzt. Robert Holsten sieht in seinem Aufsatz „Niederländische Wörter auf Rügen" in den Beiträgen zur Volkskunde Pommerns hg. von Karl Kaiser (1939) 139—152 in den Fischhändlern, welche alljährlich in die zahlreichen, seit 1290 erwähnten Vitten Rügens, d. i. Niederlassungen zum Absatz der Fischfänge — sieben zählte

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0110

die Insel — aufsuchten, die Vermittler fremdsprachiger, skandinavischer und auch ndl., Ausdrücke. Anderseits glaubt er, daß ndl. Sprache auch auf dem Landwege mit den Bauern aus der Mark an den Sund gelangen konnte, was zweifellos zutrifft, da ndl. Spuren im Kreise Greifswald auftreten. Allerdings hat Holsten selbst hier den Holländern, welche Melkwirtschaften in Pacht nahmen und bis ins 19. Jahrhundert in Vorpommern ihr Geschäft betrieben, einen Anteil an der Überbringung ndl. Ausdrücke zugeschrieben, und schließlich muß neben dem Fischhandel noch der kaufmännische, städtische Seeverkehr und der Stand und Beruf der Seeleute für das sprachliche Fremd- und Lehngut verantwortlich gemacht werden. Auf beiden Wegen kann also Wortstoff verschiedenen Alters angekommen sein, so daß das Unterscheidungsmittel der alten und der jungen Lautgestalt nicht verwendbar wäre. Aber die Sonderung nach dem Seeverkehr und dem Bauernberuf gibt eine Möglichkeit, die Zugangsstraße zu vermuten. So betrachtet sind von den 12 Ausdrücken, die Holsten auf Rügen ndl. nennt, der seemännischen oder Handelssprache zugehörig das eben berührte *Huk*, kenntlich an seiner jungen Lautform, welches dem einheimischen *Hôft* Wettbewerb macht, *Abeele* f. Weiß-, Silberpappel, nach Kluge-Götze 2[a] ein Wanderwort längs der Küste vom Rhein bis Pommern, und *mooi* schön; *Wedde* f. Furt, die man durchwaten kann[1], dagegen, das Holsten zehnmal vorfindet, und *Schlot* m. (*Alte Schlot* Nadelitz 1833 Name einer nassen Wiese) gehören der Sprache der westfälischen Siedler an, das erste Wort, weil es über Vorpommern hinaus nicht vorkommt (einen Beleg aus Ahrenshoop Kr. Franzburg bringt Holsten noch bei), das zweite wegen der ihm anhaftenden westfälischen Sonderbedeutung. *Pook* m. Dolchmesser, in *Pookland* und *Pooken* laut Holstens Mitteilung ein Spitzname der Halbinsel Mönchsgut und ihrer Bewohner nach ihrer mittelalterlichen Waffe, ist nicht nur ndl., sondern auch nd., und in *Pirr*, der Benennung einer tieferen Stelle dicht vor dem Ufer südlich von Plogshagen auf Hiddensee, deren Name Magdalene Hänsel, Die rügenschen Fischerflurnamen (Stettin 1938) 47 von den Würmern, die massenhaft in dem weichen, schlammigen Grunde leben, herleitet, ist nicht das ndl. *pier* Regenwurm als Fischköder zu suchen, sondern es steckt darin das schwed. *pirål* schmaler, dünner Aal; denn die Bewohner von Rügen verstehn, wie M. Hänsel angibt, nicht den Regenwurm oder andere Köderwürmer darunter, sondern bezeichnen etwas Dünnes damit, dünne Aale und kleine Würstchen; vgl. das schwed. Adjektiv *pirug*, *pirelig* fein, dünn, schmächtig und norw. *piren* dünn, schmal, schwach. Die übrigen Ausdrücke gehören als Siedlerwörter der Zeit der Einwanderung ndl. Bauern an. Wegen rügisch *Krang* vgl. die Bemerkungen zu *Krengelruëde* unt. S. 226. Der Fischhandel hat auch nach Mecklenburg ndl. Ausdrücke eingeführt, wie u. a. die Wörter *Gru* und *Lome* erweisen.

[1] *Weddel* f. Furt (Mensing 5,555) ist in Holstein weit verbreitet; es ist hier heimisch und gehört in eine skandinav.-nordalbingische Gemeinschaft, der die Ortsnamenendung *-wedel* wie in *Salzwedel* ihre Herkunft verdankt.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0111

Siedlungen an der mittleren Weser

Die bei der *j*-Aussprache des anlautenden Konsonanten in 'ganz' und dem Gebrauch des Ausdrucks *Schock* für den Garbenstand des Getreides im Gebiet von Rinteln und Minden (s. S. 134) beobachtete Übereinstimmung teils mit dem ndl. Siedlungsgebiet in Thüringen, teils mit dem der Gegend von Bremen ist geschichtlich begründet. Auch hier haben Einwanderer aus dem fränkischen Westen neue Wohnsitze gesucht und gefunden. Die Gegend bot nicht durch sumpfige Lage Gelegenheit für die Betätigung der Fertigkeit im Entwässern, sondern war als Waldbezirk durch Axt und Pflug dem Ackerbau zu erschließen. Hägerdörfer sind hier entstanden, in der Anlage und der Flurverteilung den Marschhufendörfern gleich. Die Ortschaften ziehen sich auf einer Seite der Landstraße, die gelegentlich seitwärts abspringt, um danach in der alten Richtung fortzulaufen, hin. Zwischen den Hofereiten liegt ein etwa 37—40 m breiter Strang[1], der die 75—80 m breiten Hofstellen voneinander trennt. Diese Stränge heißen *woiste Land*, *Wöste*[2] und stehn zur Nutzung durch Weidegang unter dem Baum- und Buschbestande nicht den Anliegern zu, sondern der Besitzer A nutzt den Strang zwischen den Hofstellen B und C. Auch zwischen den einzelnen Abschnitten des Dorfes und zwischen den Dörfern liegen solche unangebauten Streifen. Durchschnittlich gehören 60 Morgen zu einem Hof; die Hufe ist also die fränkische Königshufe wie in den Marschen um Bremen. Das Acker- und Weideland liegt in einem Streifen vom Gehöft bis zur Gemarkungsgrenze. Die Bewohner der Hagendörfer, deren fränkische Anlage mit Sicherheit behauptet werden kann, der Dörfer um Stadthagen in Schaumburg-Lippe vom rechten Weserufer zum Bückeberg, unterscheiden sich durch eine andere Sprache, dunkles Haar und Auge, geringe Körpergröße und einen angenehmen Charakter von dem blonden, blauäugigen, großgewachsenen und unumgänglichen Niedersachsenschlage der umliegenden Ortschaften. Namen wie *Finkeldei*, *Kinkeldei*, deren Schlußteil auf ingwäonisches *-dag* zurückgeht, *Köller*, das aus *Kölner* herrührt, und Vornamen wie *Hindermann* für Heinrich, *Zindermann* für Hans Heinrich heben

---

[1] Die Beschreibung und alle anderen Angaben nach R. Weiß, Über die großen Kolonistendörfer des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts zwischen Leine und Weser (Hagendörfer), in der Zeitschr. d. Hist. Ver. f. Niedersachsen 1908, 147—174; Ergänzungen nach Heidkämper, Die Schaumburg-Lippischen Hagendörfer, in: Mitteilungen d. Ver. f. Gesch., Altertümer u. Landeskunde des Fürst. Schaumburg-Lippe. Heft 1 (Bückeburg 1904), 23—38.

[2] 'Brachliegend', anscheinend in dieser Verwendung dem Nds. fremd, da sie Mensing nicht kennt; im Ndl. geläufig, auch in der weiteren Bedeutung 'unbebaut', daher bei ten Doornkaat Koolman in diesem Sinne angegeben. Der Ausdruck *wuste worde* bei Schiller-Lübben 5, 790[b] stammt aus den Stader Statuten und somit aus dem ndl. Siedlungsgebiet. Eine Urkunde von 1197 scheidet im Alten Lande 'terram et solitudinem', d. i. bebautes und unbebautes Land, zit. ob. S. 23 F. 3. *Wüstenei* und *Wildnis* heißen die ehemaligen Außendeichländereien: 1379 wird eine *wustenye* bei Haseldorf erwähnt, und die Blomesche und Engelbrechtsche *Wildnis* bei Glückstadt wurde unter Christian IV. eingedeicht Heimatbuch des Kreises Steinburg 2, 431. Im Mndl. entsprechen *woestenie* und *wildernisse*, wovon das letzte Wort insbesondere ein mit Wasserkräutern bewachsenes Landstück bezeichnet.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0112

sich auffällig von der nds. Namengebung ab. In den Hagendörfern selbst spricht man von „sieben freien Hagen". Aber in Wirklichkeit sind es zehn Dörfer, die noch die alten Bauerntage, offenbar das Überbleibsel der alten Dorf- und Landdinge[1], halten: Ober- und Nieder-Lüdersfeld, Vornhagen, Probsthagen, Hülshagen, Lauenhagen, Nordsehl, Krebshagen, Wendhagen und Pollhagen. Die Bezeichnung „sieben freie Hagen" ist anscheinend westfälischem Muster nachgeahmt. Als Hagendörfer sind noch mehr Ortschaften nördlich des Schaumburger Waldes, ferner im Süden und Westen davon angelegt, auch südlich vom Bückeberge liegen am Deister Dörfer derselben Art. Ob diese der gleichen Wurzel entsprossen sind, entzieht sich vorläufig sicherer Entscheidung. Das Obereigentum des Hauptteils der besiedelten Gebiete stand dem Bischof von Minden zu, als Lehensträger hat der Askanier, auf eigenen Gütern der Welfe und der Schaumburger Graf Hagendörfer begründet. Der letzte vor allem, Graf Adolf IV., hat die seit der Mitte des 12. Jahrhunderts in Gang befindliche Ansiedlung nach 1203, als er sich infolge seiner Niederlage gegen den dänischen König Knut aus der holsteinischen Grafschaft verdrängt und auf seine schaumburgischen Hausbesitzungen beschränkt sah, mächtig gefördert. Über die rechtlichen Einrichtungen gewährt ein Weistum aus Ober-Lüdersfeld (Jac. Grimm 3,306), das im 17. Jahrhundert aufgezeichnet ist, Aufschluß. Die Häger entrichten den Martinszins, den wir früher als eine (symbolische) Bodenrente kennen gelernt haben, sowie den Zehnten von Füllen, Kälbern, Mastschweinen oder Schafen. Vom Maihaberschatt sind sie frei, woraus sich schließen läßt, daß sie nicht zum Kriegsdienst verpflichtet waren, da diese Abgabe für den Anführer des Heeresaufgebotes bestimmt war. Die Erbschaft ging an Kinder und andere Erben ohne Besthaupt über. Feste Tage bestanden für die ungebotenen Gerichtsdinge. Urkundliche oder andere Nachrichten über den Siedlungsvorgang sind nicht auf uns gekommen.

Besser steht es in dieser Hinsicht mit der Ansiedlung in und bei Eschershausen nordwestlich Holzminden und nördlich Stadtoldendorf. Hierüber berichtet eine Urkunde des Hildesheimer Bischofs Bernhard aus den Jahren 1133 bis 1137 in aller Ausführlichkeit. Sie bestätigt die Rechte, welche sein Vorgänger Bischof Udo (1079—1114) den Einwanderern bewilligt hatte. Das Jahr der Ankunft muß vor 1114, kann aber viel früher liegen. Es ist hier also eine Siedlung geschaffen worden, welche zu den ältesten in Deutschland zählt und möglicherweise die älteste ist. Die Urkunde besteht aus zwei stilistisch abweichenden Teilen; der Hauptteil berichtet in der 3. Person, ein kürzerer, dem Schluß angefügter Abschnitt läßt die Ansiedler selbst in der 1. Person sprechen. Außerdem weist der Eingang auf eine Bestätigung der Abmachungen durch Schrift und Siegel hin; diese gibt Bischof Bernhard am Schluß der Urkunde für die

[1] Das Landding der freien Hagen ist bis Ende des 16. Jahrhunderts in Lauenhagen als ein Freiengericht gehalten worden R. Weiß a. a. O. 174.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0113

erste Fassung und den Zusatz[1]. Daraus darf mit Rustenbach[2] der Schluß gezogen werden, daß der Wortlaut des ersten Vertrages als Transsumpt in den zweiten übernommen worden ist; er bildet den Hauptteil der Urkunde. Der neue Vertragsschluß ist durch einen zweiten Einwandererzug veranlaßt worden, und die Zuzügler haben die Erfahrungen ihrer bereits ansässigen Stammesgenossen in neuen Bestimmungen über den Zeugenbeweis und die Heeresfolge verwertet[3].

Die Bedingungen des ersten Vertrages sind weniger günstig als die der Siedler in den Marschen. Die Ursache liegt in dem Umstande, daß die Fremden als Vertriebene ('exules') zum Bischof Udo gekommen sind und dessen Bestimmungen als Bittsteller haben annehmen müssen. Bei Todesfall ist das Besthaupt zu entrichten. Einer Wiederverheiratung der Witwe aber steht kein Hindernis im Wege. Nach der Rodung bleibt das Neuland solange abgaben- und zehntenfrei, als es nur mit der Hacke bearbeitet wird. Wird es unter den Pflug genommen, sind die ersten sechs Jahre gleichfalls frei von Abgaben, im siebenten soll der Siedler zwei, im achten vier, im neunten acht Pfennige aufbringen, vom zehnten Jahre ab soll die Abgabe einen Schilling betragen. Der Bischof setzt den Einwanderern einen Vogt, doch dürfen sie ihre weltlichen Angelegenheiten an den drei Jahresdingen ohne Königs- und Grafenbann regeln. Ein eines Verbrechens Angeschuldigter, der nicht auf frischer Tat ertappt ist, kann sich durch den Eid von sieben Verwandten oder, wenn er so viele Verwandte nicht hat, durch den eigenen siebenmal wiederholten Eid reinigen. Wer sein Besitztum veräußern will, soll dem Meier des Bischofs sechs Pfennige als Gebühr anbieten. Verlangt dieser eine höhere Gebühr, so soll der Siedler unter Hinzuziehung von Nachbarn als Zeugen dieselbe Summe wiederum anbieten. Wird die Annahme verweigert, so darf der Verkäufer das Geld innerhalb der Wände seines Hauses aufhängen und ist dann jeglichen Anspruchs ledig. Wer ohne Entrichtung der Gebühr davongeht, dem bleibt sein Vermögen Jahr und Tag unangetastet und wird ihm erstattet, wenn er nach der Rückkehr sein Verhalten rechtfertigen kann. Das Besitztum eines wegen Totschlages Flüchtigen verbleibt der zurückgebliebenen Frau. Der Nachlaß eines Verstorbenen geht auf Frau und Kinder

---

[1] Kötzschke[2] 6—9: 'Notum sit omnibus presentibus ac posteris, quid advene in Escheres-husen in epischopali iure, quid in secularibus negociis observandum sanxerint, a quibus sit iniciatum, sub quo etiam scripto et inpressione sigilli sit approbatum. Decretum est autem et epischopo et eodem advena populo assensum in idem prestante' . . . Danach folgen die Vertragsbestimmungen mit dem Zusatz. Der Schluß beginnt mit: 'Primam autem pretaxate legis institutionem susceperunt Benzo, Menzo, Immo, Egezo Udone epo.; confirmationem eiusdem denuo acceperunt Bernardo epo. cum sigilli annotatione sub anathemate isti Ouste sacerdos eorundem advenarum; laici: Bertoldus, Franko, Baldwinus, Baldricus, Theodericus; consentiente eorum archipresbitero Wilhelmo, presente quoque Theoderico presbitero, Bertoldo presbitero, Udone presbitero . . .'.

[2] Häger und Hägergerichte in den braunschweigischen Weserlanden, in der Zeitschr. d. Hist. Ver. f. Niedersachsen 1903, 555—645; dort S. 569.

[3] Daß Bischof Bernhard mit neuen Einwanderern zu tun hat, geht aus dem Ausdruck advene' hervor.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0114

über; andere Erben haben sich binnen Jahresfrist zu melden, sonst fällt das Vermögen an den Bischof. Bei reichlicher Eichelmast darf der Hörige der Kirche doppelt so viel Schweine eintreiben als der Ansiedler; der arme Ansiedler, der kein Schwein hat, darf eins von einem anderen Ansiedler für die Mast nehmen. Gibt es gute Buchmast, dürfen Einheimische und Siedler ungehindert ihr gesamtes Vieh eintreiben. Fischen und Jagen ist gestattet außer im bischöflichen Wildbann. Die Strafe für eine Wunde beträgt drei Schillinge an den Vogt und zwei an den Verletzten, bei Lähmung gleichfalls drei Schillinge an den Vogt und eine angemessene Entschädigung an den Verletzten. Alle Zuwendungen an Baustellen, Äckern und sonstigen Gütern durch den Meier sollen rechtsbeständig sein; durch das Zeugnis seiner Dorfgenossen kann ein Ansiedler die Anfechtung seines Eigentumsrechtes abweisen. In den zwei zusätzlichen Artikeln wird bestimmt, daß das Zeugnis bischöflicher Leute gegen einen Ansiedler keine Beweiskraft haben solle, sondern daß dies nur von Leuten, die den Vorschriften des Rechtes der Ansiedler unterworfen seien, ausgehn könne. Der zweite Punkt befreit die Siedler vom Kriegsdienst, es sei denn, daß der Bischof mit dem Könige über die Alpen zieht oder für das Vaterland gegen die Heiden kämpft.

Die Ansetzung der Siedler erfolgte zu Hägerrecht. Das bezeugt außer dem mitgeteilten Inhalt des Vertrages die Überschrift, die der Abschreiber der Urkunde im Cartular des Klosters Amelungsborn vom Ende des 13. Jahrhunderts, wo deren Text überliefert ist, hinzugefügt hat: 'Rescriptum privilegii rusticorum de Eschereshusen in quo continentur iura *hegerorum*, quod ecclesie nostre valet'. Amelungsborn ist 1129 gestiftet und 1135 zum Zisterzienserkloster umgewandelt worden. Seine Beziehung zum benachbarten Eschershausen drückt sich in der Aufnahme der Urkunde der dortigen Ansiedler in das klösterliche Kopialbuch aus, auch der Schlußsatz jener Überschrift spricht von einem Interesse des Klosters an den Bestimmungen jenes Vertrages. Bei der bekannten Einstellung der Zisterzienser, deren Hauptziel die Pflege des Ackerbaus in unkultivierten Landschaften war, liegt der Gedanke nahe, daß das Kloster den Ausbau der Eschershausener Siedlung gefördert und selbst die Anlage weiterer Hagendörfer in die Wege geleitet hat. Als sich bald der gebirgige Waldboden für einen intensiven landwirtschaftlichen Betrieb unzulänglich erwies und eine Anzahl der Neugründungen durch den Abzug ihrer Bewohner wüst wurde, haben diese sich den Mönchen, die von Amelungsborn zur Gründung des Tochterklosters Doberan in Mecklenburg ausgesandt wurden, angeschlossen und in die neue Heimat gewisse Bauformen des Bauernhauses übertragen. So deutet Joh. U. Folkers in Endler-Folkers, Das mecklenburgische Bauerndorf 120 das Vorkommen des Dreiständerhauses im Gebiet von Amelungsborn und von Doberan. Sie haben hier den Anstoß gegeben zur Einrichtung von Hagendörfern im „Hägerort" zwischen Doberan und Rostock. Eine sprachliche Spur der Zuwanderer ist im mecklenburgischen Hägerort unauffindbar, ein Anzeichen ihrer geringen Zahl und der vorwiegenden heimischen nds. Beteiligung an den neuen

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0115

Dorfanlagen. Auch an der Mittelweser stand die Hagengründung der ansässigen Bevölkerung offen. Wo also Rustenbach Reste des Hägerrechts aufspürt, sprechen diese nicht von fremdem Zuzug, und R. Weiß stellt fest, daß die Bauart der Hagendörfer in der Grafschaft Homburg und den braunschweigischen Weserlanden von der Anlage der schaumburgischen Hagendörfer abweicht.

Der Umstand, daß die Bewohner der oben aufgezählten schaumburgischen zehn freien Hagen sich in so auffälliger Weise von den Nachbarn abheben, stellt deren fremde Art sicher, beweist indessen nicht die ndl. Stammeszugehörigkeit. Auch die Eschershausener Urkunde bezeugt diese nicht, da sie über die Heimat der Vertriebenen schweigt. Von jeher war die ungünstige Rechtslage, mit welcher sich die Ankömmlinge und die Nachzügler abfinden mußten, als ein Ausfluß der Lage, in welcher sich der erste Zug als Vertriebene befand, betrachtet worden. Jüngste rechtsgeschichtliche Forschung begreift diese Siedlung zu Muntrecht, dem Vertriebene unterlagen, als eine ältere sächsische Form der Siedlung und stellt die neue ndl. Siedlung dazu als den großen Fortschritt hin, dem allein der gewaltige Vorgang der gesamten Ostsiedlung seinen Schwung verdankt. Die Niederländer nahmen ihr heimisches Recht von Hause mit; sie begründeten Kolonien als Erweiterung des heimischen Stammesgebietes. Indem ihnen die Regelung ihrer Rechtsverhältnisse durch eigenes Gericht und der Verwaltung durch den gewählten Schultheiß und Schöffen aus ihrer Mitte zugestanden wurde, waren sie praktisch von den Landesgesetzen freigestellt und damit ein persönlicher Rechtszustand geschaffen. Erich Molitor, dessen Schrift „Die Pfleghaften des Sachsenspiegels und das Siedlungsrecht im sächsischen Stammesgebiet“ (Weimar 1941) mir durch freundlichen Hinweis von Herrn Professor Maybaum nach dem Abschluß des Manuskripts bekannt wird, aber doch in ihren wesentlichen Ergebnissen noch verwertet werden kann, löst die Eschershausener Siedlung aus den angeführten Gründen von der Niederländerkolonisation ab und möchte die Heimat der Ansiedler etwa am Rhein suchen. Auch bei den schaumburgischen Hagendörfern scheint ihm deren nichtndl. Ursprung wahrscheinlich. Die Sprachforschung hat gegen diese Ansicht nichts vorzubringen, da die geringen Sonderzüge der Mundart in dem Siedlungsgebiet ebenso gut als rheinisch wie als ndl. erklärt werden können, wenn man für den Ausdruck *wöste* unbebaut den noch ausstehenden Nachweis vorwegnähme. Aus dem ob. S. 107 genannten Weistum lassen sich das Femininum des Wortes ‘Pflug’ (Jac. Grimm, Weistümer 3,310; 317f.) und *hitzen* (308) heranziehen, die dem rheinischen Gebiet nicht fremd sind. Der Personenname *Köller* weist zudem an den Rhein; von der *j*-Aussprache des *g*- braucht das rheinische Vorkommen nicht eigens belegt zu werden. Schwierig sind allein die Schwanengiebelzierden der Bauernhäuser in der Gegend von Minden unterzubringen. Bei ihnen wäre die Verknüpfung mit dem Rheinland ausgeschlossen, aber freilich mit den Niederlanden braucht sie nicht alt zu sein. Meine Anfrage an den Landrat des Kreises Stadthagen, ob die oben genannten Hagendörfer Schwanenfiguren an den Haus-

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0116

giebeln trügen, erbrachte die Auskunft des Kreisbeauftragten für Naturschutz, des Herrn Studienrat Dr. Geismer in Stadthagen, daß volkskundliche Spuren der Niederländer in diesen Dörfern nicht ermittelt werden konnten. Für meine gesamte Untersuchung bedeutet der Ausfall der Hagensiedlungen an der Mittelweser keine Unsicherheit des sprachlichen Ergebnisses, da sich die hier auftretenden eigenen Spracherscheinungen dem fränk., insbesondere mittel- und niederfränk. Raum einordnen.

Zweiter Hauptteil

Der ostdeutsche Siedlungsraum

Zu der Aufgabe, Sümpfe und Marschländereien der bäuerlichen Arbeit zu erschließen, welche an der Niederweser und -elbe so erfolgreich ausgeführt wurde, trat im deutschen Osten die neue und erfolgreiche, Land zur Ansetzung deutscher Menschen in Gebieten, welche dem Deutschtum Jahrhunderte lang entfremdet waren, zu gewinnen und auf diese Weise alten Volksboden zurückzuerhalten. Die Wiedergewinnung altgermanischen Landes war im Südosten seit dem 8. Jahrhundert im Gange und nach Rückschlägen im 10. vollendet worden; im 11. Jahrhundert drängten obd. und md. Stämme an und über den Böhmerwald vor; Meißen und Teile der Lausitz gingen in die Hand der Deutschen über. Jenseit der Saale und Elbe aber hatte der deutsche Vorstoß nur etwa im Gau Serimunt zwischen Saale und Mulde Bestand gehabt, ja Slawen saßen noch stellenweise in thüringischen Strichen, und die Altmark war noch slawisch geblieben. Mittel- und Norddeutschland waren in Rückstand geraten. Das änderte sich im schicksalhaften 12. Jahrhundert. Eine Epoche nahm ihren Anfang, die für die Geschichte des Deutschen Reiches die entscheidende Bedeutung erhalten sollte. Auf neu erworbenem Boden entwickelten sich die Länder, von denen die Erneuerung des Reiches ausgehn sollte: die Mark Brandenburg und Preußen. Deren Rückgliederung zog sich über das 13. Jahrhundert hin. Im 12. Jahrhundert nahmen Niederfranken starken, in der Mark wesentlichen Anteil an der großen Ostsiedlung.

Der Schicksalskampf zwischen Kirche und Reich hatte während der letzten Jahrzehnte des 11. Jahrhunderts Mittel- und Norddeutschland stark betroffen, und innere Kämpfe dauerten hier noch weit ins 12. Jahrhundert hinein an. Das große Werk, den neuen Volksboden mit deutschen Bürgern und Bauern zu besetzen, war daher den angrenzenden Altstämmen allein auszuführen nicht möglich. Auch die Grenzgebiete des Reichs am Rhein und der Nordsee steuerten im reichen Maße zur Ostbewegung des deutschen Volkes bei. Während Holsteiner und Westfalen, in den südlichen Strichen auch Ostfalen Mecklenburg-Vorpom-

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0117

mern besiedelten, nach Ostpommern sich überwiegend Westfalen wandten und die md. Stämme ihren Anteil in der südlichen Mark, in der Lausitz und Schlesien, hier von Oberdeutschen unterstützt, übernahmen, sind Niederfranken in einem Ausmaße, für dessen Abschätzung diese Untersuchung ein neues Mittel an die Hand geben will, an der Besiedlung der Mark Brandenburg beteiligt. Auch im Osterlande haben sie sich in beträchtlicher Menge niedergelassen, und Flandrer sind sogar bis nach Siebenbürgen gezogen. Flämische Rechtsformen haben in Schlesien und Preußen neben fränkischen und sächsischen gegolten, und für Schlesien läßt sich unmittelbarer Zuzug von niederfränkisch-niederrheinischen Siedlern wahrscheinlich machen. Ob dieser auch für Preußen angenommen werden darf, scheint nicht zweifelsfrei; er kann nur gering gewesen sein. Die Mehrzahl ndl. Erscheinungen in Preußen ist gewiß den Einwanderern aus den Gebieten zu verdanken, die solche vorher aufgenommen hatten. S. auch S. 129.

Über das 12. Jahrhundert erstreckte sich die Ostfahrt der Niederländer; spätere Abwanderung läßt sich nicht mehr geschichtlich nachweisen.

War an der Unterweser dem Gedanken die Tat gefolgt, so hat der Aufruf des Erzbischofs Adelgot von Magdeburg und seiner Suffraganbischöfe, um 1108 an den Bischof von Halberstadt, den Abt von Corvey, die Bischöfe von Paderborn und Minden, den Erzbischof von Köln, die Bischöfe von Aachen und Lüttich, den Herzog von Lothringen, den Grafen von Flandern und drei hohe Geistliche[1] gerichtet, keine Folge gehabt; erst um die Mitte des Jahrhunderts setzt an der Slawengrenze die Ansiedlung von Niederländern ein. „Die Heiden hier sind schlecht, aber ihr Land ist gut und reich an Fleisch, Honig, Mehl, Vögeln und, wenn es richtig bebaut wird, an allen Erzeugnissen des Bodens, so daß sich keins mit ihm vergleichen läßt", so heißt es in dem Aufruf, und daran schließt sich die Aufforderung: „Darum, ihr Sachsen, Franken, Lothringer und ihr Flandrer, berühmt und Bezwinger der Welt, hier könnt ihr euer Seelenheil gewinnen und, wenn ihr wollt, den besten Boden zum Siedeln erwerben." Schon lenkt sich also vorahnend der Gedanke auf denjenigen deutschen Volksstamm, der an der Rückgewinnung des deutschen Volksbodens im Gebiet der Mittelelbe wesentlichen Anteil nehmen sollte, auf die Niederfranken und im besonderen auf die „Fläminger", hin.

Doch nicht nur von Slawen besetztes Land, das entweder keinen oder nur kümmerlichen Ertrag lieferte, gab es im Osten, auch Striche, die ebenso wie an dem Unterlauf der Weser und Elbe auf die Hand der erfahrenen Deichbauer warteten, waren vorhanden. Sie lagen in Thüringen. Diesem Lande wenden wir uns zunächst zu.

---

[1] Kötzschke[2] 9; Urkundenbuch des Erzstifts Magdeburg 1, 249. Von flandrischen Fürsten und hohen Geistlichen werden angesprochen Graf Robert II. von Flandern, Archidiakon Lambert von Tournai, Propst Bertulf von St. Donatian in Brügge und wahrscheinlich der Kleriker oder Subdiakon Tankred in Brügge und Tournai (Urkundenbuch a. a. O.).

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0118

Die niederländischen Siedlungen in der Goldenen Aue

Den in den Niederlanden gesammelten Erfahrungen gemäß haben die Zisterziensermönche Sumpfgegenden für die Anlage ihrer Klöster bevorzugt. So hat das Zisterzienserkloster Walkenried, das um 1127 am Südhange des Harzes gegründet wurde, sein Augenmerk auf das Tal der nahen Helme gerichtet. Dieses war zu dieser Zeit, wie die Urkunden besagen[1], noch 'palus', 'carectum', 'harundinetum', eine mit Riedgras und Schilfrohr bewachsene Sumpffläche, 'paludosa loca et nulli usui dedita', die nicht den geringsten Nutzen abwarf. Das Tal der Helme wird durch einen Ausläufer des Kyffhäusers von Süden her eingeengt und an dieser Stelle in zwei Abschnitte zerlegt, das obere und untere Helmetal. Im oberen, das schmal zwischen Bergen verläuft, hat die Helme ihr Bett in der Mitte des Tales, anders das untere. Der Fluß teilt sich in zwei Arme, die große Helme links und die kleine Helme rechts, die das Tal einfassen und in der Mitte lassen. Sehr geringes Gefälle[2] war bei sommerlichen Regengüssen der Anlaß zu einer übermäßigen Wasserstauung, die ohne Abfluß blieb und darum sich in vielen Nebenarmen und Kanälen verteilte. Der obere Abschnitt, welcher von Nordhausen bis Brücken und Wallhausen reicht, heißt das obere Riet, der untere, der sich von Brücken/Wallhausen im südwärts geschwungenen Bogen bis nach Ritteburg, wo die beiden Helmearme in die Unstrut münden, erstreckt, das untere Riet, oder man bezeichnet sie als die obere und die untere Goldene Aue, im Gegensatz zur volksläufigen Übung, welche unter der Goldenen Aue nur das untere Riet versteht. Sebicht möchte der Goldenen Aue aus geographischen Gründen gar noch das Unstruttal von der Einmündung der Helme bis nach Memleben zuweisen. Im oberen Riet sind die Mönche unverzüglich mit ihrer Hände Arbeit und mit den Kräften der Klosterbauern an die Ableitung der überschüssigen Wassermengen durch Gräben und die Sperrung gefährlicher Regengüsse durch Dämme gegangen und haben danach den landwirtschaftlichen Anbau begonnen. Ihre offensichtlichen Erfolge in den ihnen vom Kaiser Lothar bereits 1134 übertragenen und von anderen Fürsten vermehrten Sumpfstrecken erweckten bei den Besitzern des oberen Riets, größtenteils gräflichen Lehensvasallen des Herzogs von Baiern als des Vasallen der Mainzer Kirche und des Landgrafen von Thüringen als Vasallen des Stifts Fulda, den Grafen von Beichlingen-Rotenburg, Mansfeld und Hohnstein und kleineren Herren, den Wunsch, das Werk der Urbarmachung fortzuführen und sich dadurch Zinserträge aus der Wasserwüste zu verschaffen. Sie stellten dem Abt den Antrag, eigene An-

[1] Die Geschichte der Fläminger in der Goldenen Aue hat Richard Sebicht in der Abhandlung „Die Cistercienser und die niederländischen Kolonisten in der goldenen Aue" in der Zeitschrift des Harz-Vereins für Geschichte und Altertumskunde 21 (1888), 1—74 überzeugend klar und kritisch dargestellt. Die älteren Arbeiten, wie der darauf bezügliche Abschnitt bei Aug. von Wersebe, sind überholt.

[2] 1860 wird als Gefälle zwischen dem Martinsrieter und Rohrbacher Wehr 377: 0,22 angegeben Sebicht 42 Fußn. 1.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0119

siedler herbeizurufen und Dörfer zu begründen. Diesem Ersuchen ist dieser nachgekommen und hat durch Vermittlung des niederrheinischen Mutterklosters Altencamp niederländische Bauern ins Land gezogen. Diese haben sich in vier Ortschaften, Horn, Eller, Vorriet und Langenriet, angesetzt und das Land nach flämischem Recht in dauernden Besitz genommen. Alle vier Dörfer sind eingegangen, und ihre Bewohner sind teils abgezogen, teils in die Nachbardörfer Görsbach, Berga und Heringen, wohin die flämischen Fluren eingemeindet wurden, übergesiedelt. Doch ist die gesonderte Verwaltung fortgeführt worden; in der Heringischen Feldmark bildeten die flämischen Güter zwei Bezirke, den einen im Eller, den andern im Horn[1], an deren Spitze ein Schulze, der Eller- und der Horn-Schulze, standen. Auch in Görsbach, wo 46 Häuser außer den Äckern dem flämischen Recht unterworfen waren, ist ein Schulze der Fläminger vorhanden gewesen. In Berga bildeten die flämischen Äcker und Wiesen gleichfalls zwei Hauptbezirke mit eigenen Schulzen, das Vorriet und das Langenriet. Am Vorriet hat die Gemarkung Görsbach Anteil. Nach Sebicht 36 haben wir Horn südlich der Helme zwischen Heringen und Aumühle zu suchen, Eller zwischen Beringen und Windehausen am kalten Graben, Langenriet lag an der Stelle der jetzigen Aumühle bei Görsbach und Vorriet in der Nähe des linken Helmeufers oder vielleicht auch zwischen Berga und Görsbach. Die alte Dingstätte des oberen Riets befand sich nach Michelsen 143 in der Nähe der Aumühle am Mühlenwege, der nach Auleben führt; hier wurde der „flämische Spruch" gehalten. Bei Görsbach hatten die Zisterzienser seit 1144 selbst kultiviert; dort wird ein 'locus, qui diciter *Oh*' genannt, eine nunmehr urbar gemachte Stelle; diese *O* oder *Aue* hat, meint Sebicht 38 Fußn., dem Oberriet den Namen 'Goldene Aue' gegeben, und von hier sei er auf das Unterriet übergegangen.

Die Beschreibung des ganzen Vorgangs stützt sich lediglich auf verstreute urkundliche Nachrichten, die das Fortschreiten der Walkenriedschen Gütervermehrung melden und einige Male flämische Hufen ('mansi *flandrensis* mensurae'[2]) anführen, und auf die *flämischen Statuten*, welche die flämischen Grundstücke verzeichnen und die Rechtsbräuche beschreiben[3]. Für das untere Riet berichtet jedoch eine Urkunde ausdrücklich von dem Entwässerungs- und Eindeichungswerk; sie nennt den Auftraggeber, der kein Geringerer als Kaiser Friedrich I. war, und den Leiter des Unternehmens, den Bruder Jordan, Zisterzienser von Walkenried[4]. Aus dem oberen Riet abwandernde Bauern, 30 bis 40 Familien, wie Sebicht 59 berechnet, führten die Arbeit aus und erhielten flämisches Land in den Fluren der fünf neuen Dörfer Weydenhorst, Martinsriet, Lorenzriet, Katharinenriet und Nikolausriet. Um 1180 ist die Arbeit in unmittelbarem An-

[1] Das Folgende unter Benutzung von A. L. J. Michelsen, Rechtsdenkmale aus Thüringen. Jena 1863. Darin von S. 139—178 „Flämische Rechtsgewohnheiten in der goldenen Aue". Eine Karte auf Blatt 23 des „Mitteldeutschen Heimatatlas".

[2] Sebicht 14 f. [3] Ebda 47.

[4] Abgedruckt bei A. L. J. Michelsen, Rechtsdenkmale aus Thüringen (Jena 1863) 158 ff.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0120

schluß an die Urbarmachung des oberen Riets in Angriff genommen worden, und um 1188 hatte sie bereits einen gewissen Abschluß erreicht. Zeugnis von ihrer Einrichtung und Anlage gibt im Gegensatz zum oberen Riet, wo die alten Erd- und Grabensysteme starke Umwandlungen erlitten haben, der bis auf die Gegenwart gekommene Stand der Dämme und Hauptgräben. Zunächst haben die Siedler längs des linken Ufers der kleinen Helme, meist in einem Abstand von 100 m, einen Flutgraben *(Rietgraben)* gezogen und einen Damm an ihm auf der Talseite geführt. Zum Schutz des Tals gegen die Flutwasser der großen Helme wurde ein zweiter, besonders hoher Damm am rechten Ufer dieses Flusses aufgeschüttet. Es bedurfte nun, um das untere Talstück von der Helmemündung aufwärts nach Westen abzuschirmen, noch eines Querdammes. Dieser wurde oberhalb Katharinenriet in Richtung auf Voigtstedt aufgeworfen. In diesem Raume fanden die Neudörfer Katharinenriet und Nikolausriet Platz. Der Querdamm trägt zur Erinnerung an die Tätigkeit des Mönchs Jordan noch heute den Namen *Möncheseitwand*. Eine zweite abschließende *Seitwand* wurde oberhalb der Dörfer Edersleben und Oberröblingen hergestellt; sie schützte die Flur der Siedler von Lorenzriet. Von einem letzten Querdamm für die Kolonistendörfer Martinsriet und Weydenhorst ist keine Spur zu finden. Später hat man in der *Möncheseitwand* Wasserdurchlässe geschaffen, was sich so erklärt, daß nach der Errichtung der oberen *Seitwand* die untere überflüssig geworden war[1].

Da Weydenhorst sehr nah an Martinsriet lag und Lorenzriet bei Oberröblingen, haben die Bewohner es vorgezogen, ihre Hofstellen aufzugeben und neue in den Nachbarorten zu bauen. Lorenzriet ist schon im Jahre 1400 wüst. So verzogen die Weydenhorster nach Martinsriet, ein Teil aber nach Wallhausen, und die Bauern von Lorenzriet siedelten nach Oberröblingen und Edersleben über. Dementsprechend wurden die flämischen Äcker zu den Gemarkungen der vier Dörfer geschlagen, ohne daß indessen der rechtliche Zusammenhang gelöst wurde. Die Dorfgerichte blieben bestehn und haben ihre Tätigkeit bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts ausgeübt. Aufzeichnungen über eine Verhandlung des „hohen flämischen" Gerichts zu Lorenzriet, gehalten im Jahre 1542 vor der Schenke in Oberröblingen, und zu Weydenhorst, gehalten auf der Gerichtsstätte am linken Helmeufer dicht bei Martinsriet im Jahre 1686, sind bewahrt geblieben[2], während aus den noch bestehenden Kolonistendörfern Martinsriet, Katharinenriet und Nikolausriet keine urkundlichen Nachrichten auf uns gekommen sind. In allen fünf Dörfern des unteren Riets waren flämische Schulzen im Amt, wie im oberen Riet; doch haben wir nur von der Tätigkeit und den Obliegenheiten des Weydenhorster Schulzen Kunde, ihr Vorhandensein in den andern Dörfern geht aber aus der Amtshufe, die dem amtsführenden Bauern zu seiner privaten zukam, hervor. Neben den Gerichtsschulzen hatten die Real-

[1] Im oberen Riet nennt Michelsen a. a. O. 159 die Görsbachische *Seitwand*.
[2] Die letzte ist bei Sebicht 66—74 abgedruckt.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0121

gemeinden ihre Älterleute, die sogenannten *Fläminger*, und einen Vorstand, den *Oberfläminger*. In allen Siedelungen flämischen Rechts der Goldenen Aue galt das Kirchgangsrecht, eine Bestimmung, welche jung verheiratete Ehepaare zum Kirchgange und nachfolgender Bewirtung des Schulzen, der *Fläminger*, des *Oberfläming*ers und der Geistlichen zwang. Unterlassen des Kirchgangs hatte den Anfall eines Drittels der unverkirchgängten Güter, im unteren Riet der Hälfte an die Landesherrschaft zur Folge[1], doch konnten sie von dieser zu billigen Sätzen wieder eingelöst werden. Diese Verpflichtung heißt mit gutem Grunde ein Recht, weil sie den Bestand der flämischen Gemeinde schützte.

Es liegt auf der Hand, daß der sprachliche Nachlaß dieses ndl. Volkssplitters im fremden Lande nur gering sein kann. Außer der Bezeichnung *flämische* Güter, *Fläminger*[2] und der alten Angabe *flämischer Hufen*, wozu noch der *flämische Graben*[3] oberhalb Ritteburg tritt, sind der Ausdruck *Seitwand*, welcher der *Sitwende* der Weser- und Elbmarschen entspricht, das Wort *Waal*, das als eine Flurbezeichnung in den Gemarkungen von Görsbach und Berga in den Rechtsaufzeichnungen der Fläminger angeführt wird[4], als ndl. Sprachreste nachweisbar. *Waal* n. stellte sich als Nebenform zu *Weel* m. in den Marschen der Unterweser und -elbe. Seine Lautform lehrt, die Heimat der Einwanderer in dem ndl. Gebiet suchen, in welchem das ingwäonische *ê* zu *â* gewandelt wird, d h. binnenlands, da der Küstenstreifen allein *ê* bewahrt. Wir werden *Waal* sowohl im Osterlande wie in der Altmark begegnen. Die Bedeutung mag wie bei *Weel* ein ausgewühltes Loch infolge Dammbruchs an der Innenseite des Dammes sein. Ferner ist nach Bathe, Die Herkunft der Siedler in den Landen Jerichow 102 der ndl. Flurname *Maße* in der Goldenen Aue und im Unstrutriet vorhanden; ihn bezeugt in der Siedlungszeit der vorhin erwähnte urkundliche Ausdruck 'mansi flandrensis *mensurae*'.

Der märkische und der ostmitteldeutsche Sprachraum

Das dialektgeographische Untersuchungsverfahren

Die Untersuchung des ndl. Sprachschatzes mußte bisher des dialektgeographischen Hilfsmittels entbehren, da Karten bis auf unwesentliche Ausnahmen nicht vorliegen. Dieser unbefriedigende Zustand ändert sich von nun an. Für den großen märkischen Siedlungsraum kann ich die Karten, die aus meinen Aufnahmen hervorgegangen sind, auswerten und die Ergebnisse, die andere

---

[1] Vgl. die Beschreibung der Kirchgangsbräuche im oberen Riet bei Michelsen a. a. O. S. 151 ff.

[2] Landläufig *Flämiger* gesprochen.

[3] Sebicht a. a. O. S. 64.

[4] 'Hinter dem *Wahle*, das *Wahl* genannt' (Görsbach) bei Michelsen 158; 'hinter dem *Wahl* ist Land' (Berga) 159.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0122

Forscher in derselben Weise erzielt haben, heranziehen. Auch Ostmitteldeutschland hat Arbeiten aufzuweisen, die auf der Dialektgeographie beruhen. Die Aussagen besitzen gegen die im ersten Hauptteil gewonnenen mehr Sicherheit. Indem zugleich die geschichtlichen Nachrichten mit dem dialektgeographischen Befunde verknüpft werden, ist der wünschenswerte Grad wissenschaftlicher Feststellung erzielt. Ich gehe von den Karten des märkischen Siedlungsraums aus und wende mich danach den dialektgeographischen Arbeiten, die im md. Gebiet angefertigt worden sind, zu.

Wenn das Kartenbild eine geschichtliche Aussage machen soll, muß es zuerst rein geographisch beschrieben werden. Erst danach ist zu prüfen, ob der Verlauf der Sprachlinien mit geschichtlichen Grenzen zusammenfällt oder sich ihnen nähert, und damit ist die Frage einer Beziehung zwischen dem Sprachbestand in seiner heutigen oder früheren Ausdehnung und den geschichtlichen Vorgängen mit ihren territorialen Auswirkungen erreicht. Dies ist ein Ziel, dem die Darstellung zustrebt. Aber es ist nicht das einzige. Wenn nämlich die Sprachgrenze ohne geschichtliche Ursache besteht, wird nach anderen Punkten Ausschau zu halten sein, von denen sich eine Deutung des Linienverlaufs gewinnen läßt.

Das vorliegende wortgeographische Kartenmaterial ordnet sich in zwei Gruppen. Der ersten gehören die großflächigen Wortbezirke an, zur zweiten stellen sich die auf engen Raum beschränkten Wortvorkommen.

Die großflächigen Wortbezirke

Wären alle Flächen, in denen die ndl. Wörter leben, gleich groß und lägen sie an derselben Stelle, so würden ihrer aller Grenzen eine einzige Linie bilden. Wieweit von diesem Ideal die Worträume nur der ersten Gruppe an Größe und Form abweichen, kann man erkennen, wenn man sich die Wortkarten, die im Folgenden geboten werden, übereinander gelegt vorstellt. Von den äußeren Rändern der großräumigen Wortflächen fallen keine zwei zusammen; der Linienverlauf weist beträchtliche Regellosigkeit auf. Indessen vornehmlich an zwei Stellen weicht die anscheinende Willkür einer gewissen Ordnung, faßt eine drehende Kraft die Linienfäden zu einem Strange zusammen und legt sie als kräftige Wortscheide ins Gelände. Die erste liegt im Norden auf der Grenze zwischen Mecklenburg und Brandenburg, die zweite am Elbbogen etwa zwischen Magdeburg und Wittenberg.

DER NÖRDLICHE LINIENZUG

Die mecklenburgische Sprachgrenze

Mecklenburg hat von Haus aus keinen Anteil an dem ndfrk. Wortgut; nur wenige Flächen stoßen über die Landesgrenze vor: im Eldewinkel zwischen Grabow und Parchim, stärker über das Land Stargard hinweg bis nahe an die Müritz heran. Aber selbst hier behält der auf der politischen Grenze liegen

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0123

bleibende Linienstrang noch eine beachtliche Stärke. So läßt sich in der geschichtlichen Linienführung eine Kraft erkennen, der die Ausdehnung der Wörter gehorcht. Ein Damm war errichtet, der dem Vordringen der südlichen Wörter Halt gebot.

Das Land Stargard hat diesen Schutzwall nicht immer besessen; anfänglich lag es vielmehr der Flutwoge, die vom Süden heranrollte, offen, und erst in einer Linie Neubrandenburg—Strasburg verebbte diese. Bis zu dieser Grenze erstreckte sich der Vorstoß der brandenburgischen Siedler, die mit den askanischen Markgrafen ins Land zogen; hier finden die Kirchen brandenburgischer Form ihre Nordgrenze und lag der ältere Grenzverlauf zwischen dem nds. und md. Bauernhaus, der heute der Linie Neubrandenburg—Friedland folgt (s. Endler-Folkers, Das mecklenburgische Bauerndorf 126 und Verf. im Teuth. 10, 28f.). Auch westlich von Stargard hat märkische Siedlung über die Landesgrenze gegriffen: R. Blume bestimmt Teuth. 9,141 die äußersten Punkte des ostfälischen Kirchentyps, dessen sich die Märker bedienten, und der westfälischen Bauweise. Ostfälische Vorposten erheben sich in Dambeck bei Grabow, Drefahl und Kreien, Grüssow und Sietow südöstlich Malchow, während Netebow in der Mitte von Röbel her, das einen prächtigen westfälischen Kirchenbau besitzt, seine Kirchenform bezieht, ferner in Leizen, Dambeck, Kambs und Vipperow. Vom Stuerer Winkel biegt die Grenze nach Norden mit ostfälischen Kirchen noch in Vielist nördlich Waren, Federow und Kargow und führt dann zum Südende der Tollense, wo sie Anschluß an die Linie Neubrandenburg—Friedland findet. Der südwestliche Zipfel des Landes Stargard verdankt seinen märkischen Charakter nicht der Besiedlung durch die Markgrafen, er wurde von den mecklenburgischen Fürsten seit 1226, wo Heinrich Borwin dem Ritterorden des Johannishospitals in Akkon 60 Hufen der Feldmarken der Stadt Mirow und der Dörfer Mirowdorf und Granzow anwies, allmählich in die Hände der Johanniter gelegt. Diese rundeten ihren Besitz zur Komturei Mirow ab, die den Eckpfeiler einer geschlossenen Gruppe geistlicher Besitzungen, an der die Klöster Broda, Wanzka, Dargun und andere Anteil hatten, bildete. In diese geistlichen Herrschaften ging der Zuzug von Siedlern aus dem Süden. Außer den Volkstumserscheinungen zeugt auch eine Sprachgrenze, die Diphthongierungslinie in 'heiß' und 'Kuchen' wenigstens noch von einem Restbestande brandenburgischen Sprachgepräges, da das südliche *hēt* und *kōkən* die Südspitze der Müritz berührt und somit einen Streifen des schwerinschen Besitzes dem stargardischen Monophthonggebiet zuweist. Den älteren sprachlichen Trennungsstrich hat der Druck der staatlichen Einheit nach dem Anfall der Komturei Mirow und der Einziehung der Klöster im Westfälischen Frieden der politischen Grenze genähert. Er war aber nicht stark genug, auch noch das Land Stargard zu erobern, da sich zwischen beide Länder im Jahre 1701 die Staatsgrenze schob. Daß sich im Gefolge der Siedlungstätigkeit des Johanniterordens auch der angrenzende Bezirk zwischen der Müritz und dem Plauer See dem südlichen Zuwanderer-

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0124

strom geöffnet hat, läßt das Vorkommen ostfälischer Bauweise der Kirchen bis nahe an Malchow erkennen. Ihren Grund fanden beide in der Diözesangrenze von Havelberg, welche den Murizzigau mit Plau und Röbel erfaßte. Das ist die Ursache für das Vordringen einzelner Wortlinien, von dem später zu berichten sein wird, in diese Gegend hinauf.

Wortgrenzen dieser Art scheiden in ihrem weiteren Verlauf Stargard von Schwerin, ein Zeichen für die gleiche Stammeszugehörigkeit der Siedler in den geistlichen und dem markgräflichen Gebiet das Landes Stargard, ferner aber auch ein Zeugnis für das Beharren der Wörter aus der Siedlungszeit an ihren ursprünglichen Grenzen. Wenn aber die Linien *Fack/Tass* und *Sod/Pütten* heute östlich der alten Landesgrenze (s. Karte 4) stehn, so ist die Frage zu stellen, ob sie anfänglich nur diese Stellung erreicht haben oder ob sie von der alten Siedlungsgrenze durch die nds. Wörter Schwerins zurückgedrängt worden sind. Die vier Jahrhunderte, von 1304 bis 1701 dauernde staatliche Vereinigung mit schwerinschen Landesteilen könnte diese Leistung des schwerinschen Wortgutes wohl bewirkt haben. Daß sie für das Paar *Tass* und *Fack* zutrifft, beweist die Zugehörigkeit der beiden Ausdrücke zu den zwei verschiedenen Bauformen, und es kann daher als sicher gelten, daß der Ausdruck *Tass* so weit wie der md. Haustyp, also bis zur schwerinsch-stargardischen Grenze gelangt war. Überdies gibt Rob. Blume im Teuthonista 9,81 an, daß das schwerinsche Wort *Fack* nach Osten vordringt. Nicht anders steht es mit dem wichtigen Zubehör des bäuerlichen Wirtschaftsbetriebes, dem Ziehbrunnen, der Zierde von Hof oder Garten. Auch *Pütten* hat einst an der Bauernhausgrenze gestanden[1].

Zahlreicher aber als die sich mit der Siedlungsgrenze deckenden oder ihr nahe liegenden Wortlinien sind die längs der mecklenburgisch-brandenburgischen Landesgrenze verlaufenden. Die nördlichen und südlichen Namen des Froschs, der Quecke, Erle und Erdbeere werden durch die politische Grenze getrennt. Dieser Zustand kann angesichts des Gebrauchswerts der aufgezählten Ausdrücke unmöglich der ursprüngliche sein, vielmehr liegt hier offensichtlich ein Fall des Zurückweichens des alten, den märkischen Einwanderern eigenen Sprachgutes aus ihrem ursprünglichen Gebiet vor. Die einheitliche Verkehrssprache Schwerins hat sie vor 1701 aus dem Lande gedrängt[2]. Die Folge dieser Zusammenballung von Wortlinien an der stargardisch-brandenburgischen Landesscheide ist, daß sich diese zu einer kräftigen Wortgrenze entwickeln konnte. Derselbe Vorgang hat die gleiche Wirkung an dem sich westlich anschließenden Teil der politischen Grenze erzielt. Diese zeichnet sich auch als starke Lautscheide aus.

Geringe Bedeutung kommt der mecklenburgisch-prignitzischen Grenze von Meyenburg nach Westen für die Sonderung von Lautgegensätzen zu. Weder die kennzeichnende Diphthongierungslinie der mecklenburgischen Mundart in 'heiß'

---

[1] Vgl. dazu meine Ausführungen Teuth. 10,29 f.
[2] Ebda 30 f.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0125

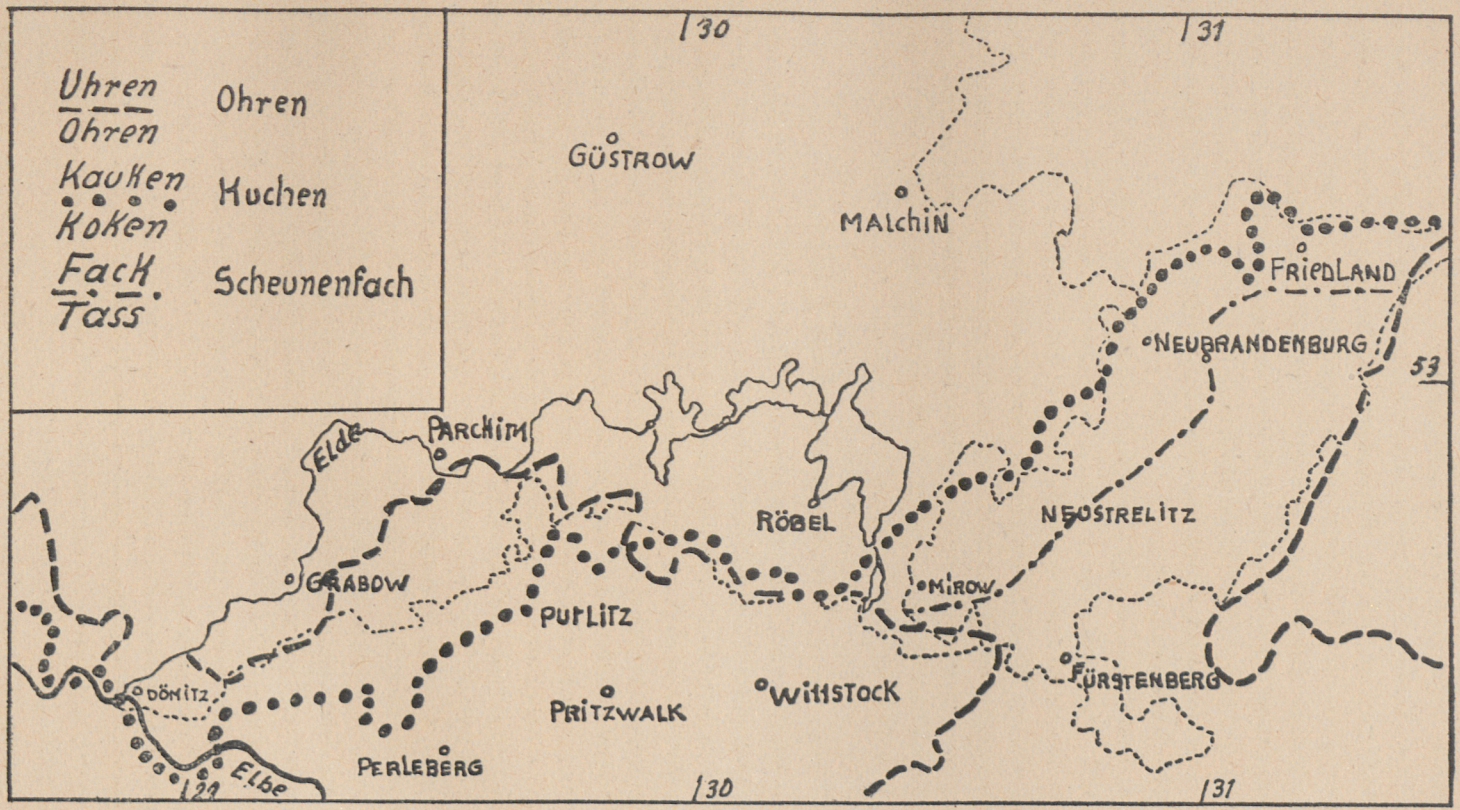
und 'Kuchen' lehnt sich an sie an, noch folgt ihr die ebenso wichtige Lautlinie *Uhr/Ohr* 'Ohr', *Ihr/Ehr* 'Ehre' (s. Karte 4). Die erste greift in weitem Bogen in die Prignitz hinein und teilt einen breiten Streifen dem mecklenburgischen Diphthonggebiet zu, während die andere nach Norden ausholt und dem Lauf der Elde von Lübz bis Grabow zustrebt und ihn nach Ausweis der geschichtlichen Geschehnisse ehedem völlig erreicht hat. Bleibt doch bei dem Verlauf der Linie *Uhr/Ohr* 'Ohr', wie ihn die Sprachatlaskarte zeigt, nur die äußerste Spitze des Eldewinkels zwischen Parchim und Neustadt vom südlichen *Ohr* frei. Spornitz auf dem Wege zwischen beiden Städten spricht noch den *o*- und den damit gleichstehenden ē-Laut in 'Ohr' und 'Ehre'. Der einzige mecklenburgische Mundartdichter Helmuth Schröder, der *Ohr* und *Ehr* schreibt, stammt aus Spornitz. Mecklenburgische Laute erklingen in der Prignitz, brandenburgische fristen ein Dasein im Eldebogen. Darin spiegelt sich einerseits der durch nds. Volkstumszüge bewiesene Stammescharakter, dem die Bewohner dieses Streifens der Prignitz angehören, wider, anderseits zeugt die märkische Lautgestalt von lang dauerndem Ringen der Markgrafen und brandenburgischer Großer, namentlich des Grafen von Dannenberg um diesen Boden. Die alte Markgrenze, welche zugleich die Diözese Havelberg im Norden abschloß, bildete die Elde. Bis zu ihr reichte die terra Havelberg oder Vormark, wie sie zum Unterschied von der Altmark genannt wurde. An der Elde entlang lagen die mecklenburgischen Grenzburgen Dömitz, Grabow, Neustadt, Parchim, Plau, Malchow; ihnen gegenüber errichteten die Märker ihre Festungslinie Lenzen, Dallmin, Putlitz, Meyenburg, Freyenstein. In diesem strittigen Gebiet überlagerte brandenburgischer Einfluß die nds. Stammesanlage, ohne sie jedoch unterdrücken zu können, wie ihr Fortleben in der Prignitz beweist. Doch gewann Mecklenburg 1354 Burg und Stadt Grabow und brachte 1358 durch den Ankauf des Landes Neustadt-Marnitz die heutige Landesgrenze zustande[1]. Dieser Zeitpunkt gibt uns einen Anhalt für das Alter des vorgeschobenen brandenburgischen Wortgutes. Auch die ndl.-brandenb. Wörter des Eldewinkels haben Heimatsrecht. Ihr Übertritt über die Grenze von 1358 kann bei der Sperrkraft des Grenzsystems zwischen beiden Ländern nicht in Betracht gezogen werden.

Erklärt ist nun gleichzeitig auch die Richtung, die einige Wortlinien durch die Prignitz nehmen, indem ihnen die Kraft abging, den Widerstand des fremden Stammestums, das ihnen schon auf prignitzischem Boden entgegentrat, zu brechen und sich in dessen Wortschatz Raum zu verschaffen. Auch ihr Verlauf geht auf alte Zeit zurück.

Fassen wir zusammen: der Sprachsaum an der mecklenburgischen Grenze ist alt. Gewiß hat er ein gut Teil des ursprünglichen Bestandes verloren, da sich nördlicher Einfluß durchsetzte, wie das Beispiel des Landes Stargard lehrt. Denselben Vorgang darf man im Saum zwischen der ältesten Markgrenze, dem Elde-

[1] Walth. Luck, Die Prignitz (1917) 175 ff.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0126



Karte 4

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0127

fluß, und der endgültigen Landesscheide von 1358 annehmen. Über das Maß eines solchen Verlustes läßt sich nichts aussagen, da geschichtliche Sprachzeugnisse fehlen und auch ältere Flurnamen aus dem Saumstreifen noch nicht bekannt geworden sind. Das System der Doppelgrenze verschafft uns den methodischen Vorteil der Bestimmung des Alters und der Zähigkeit des Wortgutes, soweit es um das Leben im einheitlichen Stammestum oder einem geeinten Einwandererzuge geht. Das Haltmachen an der Grenze einer fremdstämmigen Zone, wie in der Westprignitz, mindert die Vorstellung der Zähigkeit und des kraftvollen Stoßes nicht.

Eine dritte Gruppe von Wörtern bestärkt vielmehr diese Einschätzung, diejenigen ndl. Ausdrücke, welche im Gelände vor der ältesten Grenze stehn. Auch sie hätte der politische Sperrgürtel von 1358 am Durchbruch gehindert, den Flußlauf hatten sie indessen schon vorher erreicht oder überschritten. Auch diese Gruppe reicht in die Siedelzeit zurück. Von ihr sind streng zu scheiden Wanderwörter jungen Alters, die erkennbare Ursachen erst unter den gewandelten Verhältnissen der Neuzeit in Marsch gesetzt haben; solche Fälle sind *Aust, Fliese, Schake* u. a.

Die pommerschen Linien

Hat sich der natürliche Geländeeinschnitt des Eldetals als Wortscheide der mecklenburgischen Landesgrenze unterlegen gezeigt, so gewinnt für Vorpommern der Landgraben, da ihm auch die Aufgabe der politischen Dauerscheide zufällt, verstärkte Abwehrkraft. Aber seine Fortsetzung, die Zarow, zeichnet sich, obwohl ihr diese Eigenschaft abgeht, eher noch in höherem Maße als Sprachgrenze aus. Mit Recht hebt R. Holsten in den Monatsbl. d. Ges. f. pomm. Gesch. u. Altertumskunde 51, 108 die Rolle dieses kurzen, nur etwa 15 km langen Flußlaufes als einer „Sprach- und Kulturscheide von so trennender Kraft, wie sie Pommern sonst nicht aufzuweisen hat", hervor. An ihr liegt die Südgrenze des nds. Bauernhauses. Ihr verkehrfeindliches Gelände brachte den Siedlerzug aus dem Westen wie den Vorstoß vom Süden ins Stocken. Indessen das Hindernis hätte man umgehn können. Daß die Einwanderer dies unterließen, hat seinen Grund in dem Umstande, daß die Zarow beim Anfall der Uckermark an die Markgrafen als Landesgrenze bestimmt wurde. So erklärt sich die Volkstumsscheide aus dem Zusammenwirken der beiden Ursachen. Man wählte natürliche Geländehindernisse als Besitzgrenzen. Anders östlich der Oder, dort sind in erster Linie die unwegsamen Flußtäler für die Ausbreitung von Siedlerstößen bestimmend gewesen, erst spätere politische Aufteilung des Landes hat an einigen Stellen die fertige Raumbildung anerkannt; so ist bei der Landesteilung von 1295, welche die Herzogtümer Wolgast und Stettin schuf, der stammheitliche Gegensatz, der sich an der *leif/lēf*-Linie zu setzen begann, durch die Grenzziehung recht genau beachtet worden. Die Bedeutung der Naturgrenze in Ostpommern hat 1913 als einer der ersten Pioniere der wortgeographischen For-

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0128

schung Rob. Holsten in seiner Schrift „Sprachgrenzen im pommerschen Plattdeutsch“ (Programm Pyritz; 2. erweiterte A. Leipzig 1928), der im Jahre darauf eine zweite Pyritzer Programmabhandlung „Coccinella septempunctata im pommerschen Plattdeutsch“ folgte, erkannt und damit die Grundzüge der pommerschen Wortgeographie festgelegt. Seitdem ist er bemüht, in fortgesetzten Untersuchungen die Verbreitung von Flurnamen aus Sammlungen und, was besonderen Wert besitzt, aus geschichtlichen Quellen zu bestimmen. Sein großzügiges Ordnungsschema hat sich dabei immer von neuem bestens bewährt. Daß sein Augenmerk in erster Linie dem ndl. Wortgut im Flurnamenbestande gegolten hat, kommt meiner Untersuchung in erfreulicher Weise zugute.

In jener ersten Abhandlung von 1913 bietet Holsten vier Musterbeispiele wortgeographischer Zustände in Pommern, indem er die Grenzen der Namen des Storchs, des Regenwurms, der Ameise und des Ziehbrunnens aus den Ergebnissen einer umfassenden Umfrage zieht. Daß drei der dargestellten Synonymengruppen ndl. Wörter aufweisen, kennzeichnet die Forschungslage Pommerns, wo die stammheitlichen Gegensätze im Sprachgut gerade die wortgeographische Fragestellung aufdrängen. Gleichzeitig gebührt Holsten das Verdienst, als erster die Ausbreitung ndl. Ausdrücke am Rande der askanischen Sprachsphäre dargestellt zu haben, ohne indessen ihre Herkunft damals zu erkennen. Auf der Holstenschen Karte verlaufen drei Wortlinien längs des Landgrabens[1], der Zarow und am Ostrande der Insel Usedom zur See, folgen der Küste und lösen sich in der Höhe von Kammin in zwei Stränge auf; einer, aus zwei Linienfäden bestehend, hält sich bis zur Regamündung an der Küste, steigt die Rega und Molstow aufwärts und geht, mit den beiden andern vereinigt, am Bett des Schwarzbaches, des Krummen Wassers, der Persante, der Leitnitz, Hassel und Kautel entlang durch die Mitte des Gebiets; in der Nähe von Belgard und Bublitz löst sich der Strang fächerartig auf, wobei wieder die Flußtäler der Damnitz, Persante, der Grabow und Wipper die Richtung weisen. Ein zweiter Strang nimmt seinen Anfang an der Mündung der Ihna in den Dammschen See und zieht über Naugard auf Regenwalde zu, um sich mit dem von der Küste landeinwärts streichenden Strang zu verbinden. Die auffällige Anlehnung an Flußläufe brachte Holsten in Verbindung mit der geographischen Landesbeschaffenheit zur Siedlungszeit[2]. Die aufgezählten Bach- und Flußläufe bilden in ihrer fortlaufenden Reihe Teile des pommerschen Urstromtals, das im Osten mit dem Oberlauf der Leba beginnt, zu dem der Stolpe, Wipper und Radüe geht und zur Persante abbiegt und weiter die Rega bei Regenwalde erreicht, um schließlich ins Haff einzumünden. Wie sich an der Zarow die Siedlerströme von Norden und Süden stauten, so ist auch in Ostpommern der Zug aus beiden Richtungen an der breiten Niederung des Urstromtals und der aufgeführten

[1] Diese Strecke zeigt die Karte nicht, erwähnt aber der Text.
[2] Sprachgrenzen 12; [2]62.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0129

Wasserläufe, welche durch Überschwemmungen und versumpfte Gründe den Übergang erschwerten, zum Stillstand gelangt.

Diese entscheidende Erkenntnis liefert im pommerschen Gebiet einen festen Anhalt für das Alter der ndl. Wortverbreitung und der Grenzverläufe der Einzelflächen. Sie fand ihre Krönung in der Aussonderung des „mittelpommerschen Keils“[1] aus der pommerschen Landschaft. Dieser schließt den geschichtlichen Vorstoß der Mark zur Odermündung seit den Tagen der Besetzung der Odergebiete mit Deutschen ein und enthält in sich die Zeugnisse der märkischen Kultur und Sprache. In ihm hat das brandenburgische und magdeburgische Stadt- und Landrecht die Herrschaft erworben, während längs der See das lübische Recht vordrang[2]. Volkskundliche Formen und Einrichtungen scheiden sich scharf an den beiden Schenkeln des Keils: den märkischen Kirchen- und Hausbau, das Fahren mit drei Pferden breit, das Fehlen der Dorfgilden und das Fastnachtsgebäck der Heißwecken, den Brauch des *Stiepens* mit der Osterrute zählt Holsten, Sprachgrenzen[2] 45—56 als besondere Eigentümlichkeiten des mittelpommerschen Einbruchsgebiets auf. Karl Kaiser hat in seinem „Atlas der Pommerschen Volkskunde“ (1936), diesen Anregungen folgend, das volkskundliche Bild deutlicher gezeichnet und etwa folgende neue Züge zu dem Gegensatz Mittelpommern einer- und Vor- und Ostpommern anderseits beigetragen.

Besonderer Brauch zur Fastnacht äußert sich in Speisen und in den Heischegängen der Kinder: die Brezel und Erbsen mit Lungwurst sowie das Tragen des Spetts, an welches die Gaben gesteckt werden, sind dem mittelpommerschen Keil eigen. Zu Pfingsten wird hier die Pfingsttaube abgeworfen. Außerdem bietet Kaiser einige wortgeographische Karten, in denen derselbe räumliche Gegensatz auftritt. Auf sie wird, sofern sie ndl. Wörter enthalten, zurückzukommen sein. Regelmäßig erscheint die Zarow als Grenze; sie überschreiten das Fastnachtsgebäck der Brezel (Karte V 4), die Sitte des *Stiepens* (Karte V 8) und der *Alte* im Erntebrauch (K. Kaiser in Festschr. Wossidlo 1939, 109 mit Karte S. 110) bis zur Peene und dem Ostrand des Kreises Demmin, was die vierte der Holstenschen Wortlinien ebenfalls tut. Ein Grenzsaum mit dünnen und wenigen Wortschichten zieht sich zwischen Landgraben—Zarow und der Peene[3] hin. Der Fall *Wäteringe* läßt jüngste wirtschaftliche Vorgänge einen noch nördlicheren Vorstoß erzielen. Trotzdem bleibt die Linie Landgraben—Zarow die Hauptgrenze. Nach Osten schlägt der Schenkel bis zur Rega—Persante—Radüe für den Bereich der Brezel und des Spetts aus, wobei im letzten Falle sich jedoch stark die

[1] Sprachgrenzen 10; [2] 19 öft., bes. 59.

[2] Lübisches Recht erhielten Treptow a. Toll., Anklam, Ückermünde (östlich der Zarow als einzige Ausnahme), Wollin, Kammin, Naugard, Greifenberg, Plathe, Regenwalde, Belgard, brandenburgisches oder magdeburgisches Neuwarp, Pasewalk, Stettin, Penkun, Garz a. Od., Bahn, Greifenhagen, Altdamm, Gollnow, Stargard, Pyritz, Nörenberg, Massow, Dramburg, Falkenburg, Kallies, Schivelbein; vgl. R. Klempin Einleitung S. XL ff. zu G. Kratz, Die Städte d. Prov. Pommern (1865).

[3] Die Peene bildet auch die Grenze zwischen *oost* und *arne* Ernte.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0130

Sitte des Umzuges mit dem Bären von Osten her überlagert; ganz Ostpommern ist heute vom Brauch des Osterstiepens erfüllt. Dagegen beschränkt sich das Abwerfen der Pfingsttaube mehr auf die Südhälfte des Bezirks der Fastnachtsbräuche, wenn ihm auch, nach dem Streuvorkommen zu urteilen, einst der Raum bis zur Rega gehört hat.

Nur der westliche Schenkel des Keils liegt meist am Landgraben und der Zarow fest, die Spitze trifft die See oder nahe ihr Punkte auf Usedom oder berührt die beiden Haffinseln nicht, der Nordostschenkel pendelt gleichsam um diesen beweglichen Scheitel, einmal der Küstenlinie folgend, das andere Mal von Gollnow ins Landesinnere weisend. Eine dritte Schenkelstellung läßt Holsten in spitzem Winkel sich an der Plöne halten, womit die kleinste Keilform bezeichnet ist. Eine betonte Scheide stellt diese aber nach Holstens Untersuchungsstoff nicht dar. Doch spielt sie in einer parallelen, von Gollnow bis Stargard dem Lauf der Ihna angelehnten Richtung in der Lautgeographie eine sehr wichtige Rolle. Sie bildet nämlich die Hauptlautgrenze zwischen *leif/lēf* 'lieb', trennt also Diphthong und Monophthong. Ihren Verlauf zeigt die Karte 65 S. 461, die auf dem Sprachatlas und der Karte in Priewes und meinen „Dialektgeographischen Forschungen östlich der unteren Oder" im Teuth. 4 beruht. Bei Stargard biegt die Linie im rechten Winkel nach Nordosten um, führt über Nörenberg, Dramburg, Falkenburg, Tempelburg südlich Neustettin zur Sprachgrenze. Für diese Linie hat Holsten keinen Beleg zur Hand. Sie begegnet aber als Wortgrenze in meinem Kartenmaterial nicht selten. Ich führe die Karten für *Padde, Ress* und *wätern* nebst *Wäteringe* an.

Als letzte Grenze zwischen Westen und Osten hat Karl Kaiser, Atlas der pommerschen Volkskunde 283 eine Linie Regamündung—Regaknie südlich Plathe—Daber—Zachan entdeckt. An ihr trifft westliches *Aust-* auf östliches *Kranz-* in den Bezeichnungen des Erntefestes, hier scheiden sich die westlichen Kinderschrecke, hauptsächlich durch *Mummelux* vertreten, von den östlichen wie *Mummatz, Mummatsch,* an ihr beginnt der östliche Name *Grüttworm* des Marienkäferchens und das schmale pommersche Hauptgebiet von Krähe und Eule als Kinderbringer. Bei der Besprechung von Waldnamen in den Baltischen Studien N. F. 41,18—34 hat Rob. Holsten auf diese Grenze zurückgegriffen. Indem er noch weitere volkskundliche Erscheinungen anführt, die an ihr haltmachen, das Pfingstgeld, Erbsen als Weihnachtsspeise und das Vorwiegen des Martini- und Marientermins beim Gesindewechsel, verbindet er damit die Westgrenze des Waldnamens *Vier Fier* und hebt bei *Fliët* Fließ, Bach und *Stiege* Stand von 20 Getreidegarben den Umstand hervor, daß ihr Hauptbereich im Osten mit dem Kreise Neustettin als Basis liege. Aus diesen sprachlichen und volkskundlichen Grenzverhältnissen gelangt er S. 31 zu der Auffassung, daß hier eine neue Form des mittelpommerschen Keils aufgedeckt sei; sein Westschenkel falle mit der Kaiserschen Linie, die oben beschrieben wurde, zusammen und seine Basis liege im Südosten, im Kreise Neustettin. Er hält es für möglich, daß die Kaiser-

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0131

sche Grenzlinie ursprünglich mit der *leif/lēf*-Linie eins gewesen sei, da sie ja nur etwa 30 km von ihr entfernt verlaufe. Wenn nun auch die Ostlinie Kaisers als wichtige Sprach- und Kulturscheide alle Beachtung verdient, so steht ihre geschichtliche Rolle gewiß nicht in Beziehung zur ndl.-brandenb. Sprachbewegung, wie Holsten annimmt, indem er sich ndl. Sprachgut in einem Sonderzuge, vielleicht etwas später als an der Oder, von Südosten in die Nebenbasis des Kreises Neustettin einströmend vorstellt und von hier der Küste zustreben sieht (S. 32). Eine solche Bewegung hat es nicht gegeben: Neustettin ist nicht Ausgangs-, sondern Endpunkt einer über Land von Westen vorstoßenden Siedlungs-, und Volkstumswelle. Nicht Niederländer und ndl. Sprachzüge haben die Kaisersche Ostgrenze abgesetzt, sondern in ihr äußert sich eine Stufe des westfälischen Wanderstroms. Der Fall *Fliët* scheidet aus; er gibt einen deutlichen Beweis ndl. Sprachbewegung ab, und die besondere Dichte der Belege im Osten ist als eine zufällige Erscheinung zu werten (unt. S. 181). *Stiege* aber ist unt. S. 132 als ein Hauptbeispiel des ostfälischen Anteils und Wanderweges im Zuge der gesamten ostnd. Siedelung begriffen worden. Vor der Karte der drei Waldnamen *Wohld*, *Tanger* und *Vier Fier* (S. 25 des Holstenschen Aufsatzes) schließlich kann die gewohnte Auslegung nur zu dem Ergebnis führen, *Tanger* als der Ausdruck des mittelpommerschen Keils entstamme den Niederlanden, *Wohld* gehöre dem nordnds. Sprachteil Pommerns an und *Vier* sei irgendwie mit der westfälischen Sprachwelle zu verbinden. Wenn diese Deutung mit den sprachgeographischen Tatsachen außerhalb Pommerns und der märkischen Sphäre in Einklang steht, muß man sie anerkennen, und dann bleibt für einen neuen mittelpommerschen Keil in Beziehung zur ndl.-brandenb. Sphäre kein Raum mehr. Sie leistet dieser Forderung wirklich Genüge, freilich nicht in bezug auf den ndl. Charakter von *Tanger*, da dieses Wort aus Obersachsen kommt und von dem Wanderzuge der Siedler in den mittelpommerschen Keil beiderseits der Oder getragen worden ist, wohl aber für *Stiege*, dessen ostpommersche Wortfläche nur als die letzte Station einer großräumigen, aus Ostfalen sich in Marsch setzenden Bewegung aufgefaßt werden kann. Von *Fier* läßt sich dieselbe Aussage nicht mit Bestimmtheit machen. Das Wort gehört nicht der Volks-, sondern der Amtssprache an und ist daher dialektgeographisch im mundartlichen Wortschatz des Altlandes nicht zu fassen. Es bezeichnet einen Nutzwald für Holz und Schweinemast im Gemeindebesitz. Die lange Zeit unsichere Zuweisung des Wortes an eine der in Frage kommenden Sprachen ist durch Johann Stuhrmann, Viride (Programm Dt. Krone 1904) zugunsten des Lat. entschieden. *Vier Fier* geht aus dem mlat. *viride* das Grün, der Wald hervor; als Ausdruck der roman. Forstsprache ist es im Frankenreiche gebraucht und vorwiegend in Niederdeutschland als Wald- und daraus als Ortsname verbreitet worden. Seine sprachliche Form verrät die Aufnahme nach den ältesten Entlehnungen wie *Wein*, *Weiher*, indem sich sein Anlaut wie in der Gruppe *Veilchen*, *Vesper*, *Vogt*, *Vers* verhält, und der gelängte Stammvokal weist auf die bereits eingetretene romanische Dehnung wie

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0132

in *Leier* hin. *Vier* ist im gesamten nd. Raum als Wald- und Ortsname belegt, was außer aus Stuhrmanns Liste aus den Angaben von Moshack in den Monatsblätt. d. Ges. f. pomm. Gesch. u. Alt. 31,44, von Holsten im oben angeführten Aufsatz und aus den nd. Flurnamenabhandlungen anderer Verfasser hervorgeht. In Westfalen ist es nicht gerade häufig, aber in dessen Einflußbereich finde ich den einzigen Fall des Eingangs in die Verkehrssprache, das waldeckische *Vire* ein Waldbeamter Bauer-Collitz, Waldeckisches Wb. 139. Aus dem westfälischen Raum also werden wir das ostpommersche *Vier* herleiten, im Einklang mit dem kennzeichnenden Sprachgepräge der ostpommerschen Landschaft. Die Verknüpfung mit den Niederlanden kommt, abgesehen davon, daß dort *Vier* am seltensten begegnet, bei der Verbreitung über gesamt Niederdeutschland nicht in Betracht. Einfuhr aus der Mark scheidet aus; *Vier* ist hier kaum vertreten und bezeichnenderweise nur in Randgebieten zu Pommern. Das Bild des Keils im Kreise Neustettin entspricht nicht den geschichtlichen Vorgängen; nicht vom Südosten kam ein Einbruch, sondern eine Bewegung aus dem Westen lief hier zu Ende.

In dem Schwanken des Scheitels liegt dieselbe Ursache wie an der Landgraben—Zarow-Linie vor; nur muß sich der Kampf schon früh abgespielt haben, da die Insel Wollin von verhältnismäßig zahlreichen ndl. Ausdrücken erfaßt worden ist; Usedom neigt zu Vorpommern. Mit den Holstenschen Musterlinien längs des Fienebachs und dem Rega—Molstow—Schwarzbach—Krummes Wasser—Persante—Kautel-Urstromtal fallen eine Anzahl neu festgestellter Wortgrenzen zusammen, andere steigen erst zwischen Kolberg und Köslin landeinwärts. In starker Auflockerung bietet sich ein Linienbündel, das parallel der Küste mittenlands nach Osten verläuft.

Der Fall *Fier* nötigt zur Prüfung des westfäl. Anteils am ndl. Lehnwortbestande in Pommern. Der Siedlerstrom aus Westfalen ist nach Mecklenburg und Pommern gegangen. In Mecklenburg-Vorpommern, wo er im Kirchen- und Hausbau der Landschaft seinen Stempel aufgedrückt hat, ist er an der Mundart nur in verdeckten Spuren faßbar. Die Verschmelzung mit dem holsteinischen und ostfälischen Sprachelement ist so gründlich vor sich gegangen, daß es schwer fällt, die sprachlichen Merkmale des Westfälischen aufzudecken. Eine Untersuchung des westfälischen Bestandteils in der Lautgestalt der meckl.-vorpomm. Mundart steht noch aus; sie ist schwierig und wird wenig Ertrag bringen, aber sie ist nicht aussichtslos. Leichter läßt sich die wortgeographische Beziehung erkennen. Das Lautgepräge der ostpommerschen Mundart dagegen stimmt stark zum westfälischen Lautstand. Ich zähle an gleichen Lauterscheinungen auf, indem ich mich auf meine Bemerkungen in der Zeitschr. Teuthonista 4,236f. beziehe und einige andere Gleichungen aus der Darstellung der Mundart östlich der Oder, zu der der angeführte Abschnitt gehört, hinzufüge: *rejən* rein, entsprechend 'steil', 'geil', 'heilen', 'teilen', 'fehlen', 'zehn', *hovə/hoʒə* hauen, *frövə/frөʒə* freuen, restliches *x-* in *xlas* Glas, *xroin* grün, Spuren des mouillier-

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0133

ten „Umlauts“ in *xrẹ̄s* Gras, niedriger Vokal vor *r* mit folgendem stimmhaften Dentallaut wie in *jårə* Garten, *kǭrn* Korn, niedriger Vokal in *jās* Gans und *jẹ̄s* Gänse, Wandel des $\hat{o}^1$ zu $\hat{o}^2$ im Worte ‘Rohr’, Palatalisierung und Diphthongierung von $\hat{o}^1$ zu *ẹo*, vielleicht Herkunft des auffälligen ostpommerschen *oi* (beide Vokale sind geschlossen!) $<$ $\hat{o}^1$ aus einer ähnlichen Lautform des Lippischen, *us os* uns, Plur. Prät. der zweiten starken Verbklasse mit tonlangem Vokal: *krǭipə* krochen, Suffix *-səl*. Angesichts dieses engen Verhältnisses in der Lautform ist ebenso mit Ablegern des westfäl. Wortschatzes zu rechnen, wofür ich an dieser Stelle Nachweise unterlasse. Nicht aber darf die Frage unbeachtet bleiben, ob nicht ein Teil des ndl. Lehnwortbestandes Ostpommerns aus Westfalen eingeführt worden ist. Soweit nämlich die ndl. Lehnwörter des märk. Sprachraumes nicht auf die Niederlande beschränkt sind, sondern auch in Westfalen vorkommen, müssen solche Wörter von den westfäl. Siedlern ins Land östlich der Oder mitgebracht worden sein. Die Deutung des wortgeographischen Kartenbildes darf diesen Vorgang nicht unbeachtet lassen. Statt des einen Zufuhrweges aus der Mark nach Nordosten hat es deren zwei gegeben. Auf dem nördlichen ist ein Teil des „ndl.“ Lehnwortgutes als Bestandteil der westfälischen Mundart nach Ostpommern gelangt. Wie sich nun das rügensche *Schlot* durch seine westfäl. Sonderbedeutung vom ndl. *sloot* und dem daraus stammenden mittelelbischen Lehnwort abhebt, so sondert sich das ostpommersche *Riss* vom märk. *Ress, Geresse*. Dieses trägt die ndl. Vokalsenkung mit sich, jenem ist sie, wie in Westfalen, fern geblieben. Der Grenzverlauf zwischen *Riss* und *Ress, Geresse* bezeichnet die Linie des westfäl. und des märk.-ndl. Zusammenstoßes. Ein zweiter Fall läßt sich aus dem früheren Vorkommen von *Else* Erle im *leif*-Gebiet gewinnen. Der heutigen Nordlinie von *Else* sind ältere Fundstellen bis in den Kreis Köslin nach Norden vorgelagert gewesen. Ich sehe in ihnen Überbleibsel aus der Mundart der westfäl. Bauern. Mehr Stoff geben die vorhandenen Wortkarten nicht her. Die Fläche von *Pütten*, das noch in Betracht käme, kann nicht nach der ndl. und westfäl. Abkunft des Wortes zerlegt werden, da jeder Anhalt für eine Aufteilung fehlt. Die bloße Ausbreitung über die *lēf/leif*-Linie hinaus berechtigt ja nicht zu der Gliederung in einen märk.-ndl. und einen westfäl. Bezirk in Ostpommern. Das beweisen die übrigen Lehnwörter des ndfrk.-westfäl. Verbandes. Die Zahl der ndl. Lehnwörter nämlich, welche dieselbe Erstreckung weit über Ostpommern haben wie die eben genannten Fälle, aber der westfäl. Mundart nicht eigen sind oder ihr früher angehört haben, übertrifft jene beträchtlich. Es sind folgende, den Karten entnommene Wörter: *Benne, Dunk Heid’, Härmuës, Kanten, kisätsch, Krappe, Miere, Päde, Pieratz, Schake, Tass*. Sie bezeugen den märk.-ndl. Lehnwörtern eine Kraft, die genügte, um das Gebiet Ostpommerns zu erobern. Anderseits lehrt die Durchsicht der Liste ob. S. 101, welche den ndfrk.-westfäl. Gemeinbesitz an Wörtern aufzählt, daß sich davon nur der geringste Teil in Ostpommern durchgesetzt, geschweige bis zur Gegenwart gehalten hat. Ich finde darin *Fenn, gierig, Kutte, Liesch, Mösse,*

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0134

schubben, Schüppe, Siep, die in Ostpommern auftreten, ohne daß sich mit Sicherheit ihr Vorkommen außerhalb der märk. Zone angeben ließe, einzig *Mösse* ausgenommen, das daher noch den Westfalen gutgeschrieben werden darf. Das Ergebnis berechtigt nicht dazu, die ndl. Lehnwörter nördlich der *lēf/leif*-Linie, soweit sie dem westfäl. Dialekt eigen gewesen sind, samt und sonders als westfäl. Gut zu erklären. Mag auch im Einzelfalle Westfalens Rolle ungewürdigt bleiben, was sich bei *Pütten* wahrscheinlich zuträgt, im ganzen besteht die Auffassung des ndl. Lehnwortvorkommens als „ndl." zu Recht.

Kehren wir zu den Holstenschen Linien zurück! Der neue Wortstoff dieser Untersuchung bestätigt sie als wichtige Einschnitte in der pommerschen Sprachlandschaft.

Erwähnt sei noch das unverkennbare Abschwenken einiger Wortlinien vom Scheitelpunkt am Haff oder am Dammschen See zur Oder hin, wodurch der Keil seine spitzeste Form erhält und die Provinzgrenze fast erreicht wird. Noch andere Linien suchen Anlehnung an die *lēf/līəf* 'lieb'-Grenze, die von der Oder ab der Grenze der Neumark folgt und von Soldin an einen Streifen des Soldiner Kreises und Arnswalde dem Norden zuweist.

Mit dieser Beschreibung des Linienzuges in Pommern ist zugleich der eigenartige Zustand der ndl. Wortflächen im Osten angedeutet: Erweiterung oder Schrumpfung des ursprünglichen Besitzes sind die Kennzeichen, die sich darbieten, wenn man das Vordringen des ndl. Wortgutes als einen einheitlichen Vorgang faßt. Ebenso deutlich aber ist auch der Eindruck des Beharrens an den ursprünglichen, durch die Siedlungsbewegung erreichten Naturgrenzen. Daß im übrigen ein späterer Ausgleich, der sich an die natürlichen Einschnitte im Lande anlehnt, aber auch gewisse Grenzen jüngeren Alters und anderer Herkunft anstrebt, in Rechnung zu stellen ist, werden Einzelfälle lehren. Ein Beispiel wie *Härmuës* gar, in dem sich nur die Osthälfte Ostpommerns als ndl. Besitzstand von heute zeigt, wird schwerwiegende Folgerungen über umstürzende Wandlungen der Wortgeographie aufnötigen.

Der östlichste Teil Pommerns neigt zu Westpreußen, woher er besiedelt worden ist. Die Wortkarten bezeugen den Zusammenhang. Nicht alle Wortflächen sind bis zu ihrer Ostgrenze dargestellt. Die politische Grenze von 1919 hat Untersuchungen in den Polen zugefallenen Gebieten verhindert. Soweit Angaben über Vorkommen östlich Pommerns vorliegen, werden sie, doch ohne die Absicht der Vollständigkeit, mitgeteilt. Selbst in Ostpreußen finden sich noch ndl. Wörter. Mit dem askanischen Siedlungsraum und seiner östlichen Sphäre sind manche von ihnen ursächlich verknüpft, andere gehören einem neuen Herd ndl. Wörter in den Niederungen der Weichsel an. Über diese Verhältnisse ist das unt. S. 483f. Bemerkte einzusehen.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0135

DIE ELBEZONE
UND IHR OSTMITTELDEUTSCHER VORRAUM

Ein Blick auf die 'Quecke'-Karte eines Werbeblättchens des Mittelelbischen Wb.[1] lehrt den Elbstrom als scharfe und starke Wortscheide kennen: auf dem linken Ufer gilt *Quäke*, das rechte beherrscht *Päde*. Nur einige wenige *Päde*-Belege treten am linken Ufer auf der Strecke zwischen Stendal und der Ohremündung auf und je einer in der Gegend von Seehausen und an der Saalemündung; früher war *Päde* in der Altmark häufiger (Zs. f. d. Mdaforsch. 14,219). Die Anlehnung einer beträchtlichen Anzahl anderer Wortgrenzen an den Stromeinschnitt bestätigt den aus jenen Kartenbildern gewonnenen Eindruck. Zwischen Burg und Wittenberg verstärkt sich das Linienbündel in einem Maße, das nahezu die Dicke des mecklenburgisch-brandenburgischen erreicht. Auffällt insbesondere, daß der Streifen zwischen Burg und Schönebeck das Ziel zusammenstrebender Linien ist. Dadurch erscheint der Bezirk westlich Magdeburg von Linien fast gänzlich gemieden, das besagt, daß sich die Börde gegen das ndl. Wortgut ablehnend verhält. Aber die einfache Scheidung in ein linkes, von ndl. Wörtern freies Ufer und ein rechtes, das die Westgrenze des ndl. Wortvorkommens abgäbe, wie sie die 'Quecke'-Karte nahelegt, findet sich nicht bestätigt, wenn man das Linienbild der übrigen Wortkarten, deren Westrand das Elbegebiet berührt, betrachtet. Außer der sammelnden Kraft der Strecke Burg—Schönebeck darf nur die Anziehung der kurzen Strecke Roßlau—Wittenberg, welche sich am Unterlauf der Schwarzen Elster bis Herzberg aufwärts noch steigert, anerkannt werden. Weit schwingen sich vielmehr die äußersten Linien im unteren Abschnitt des linkselbischen Gebiets, an der Eldemündung bei Dömitz beginnend und bei Wolmirstedt endend, nach Westen der braunschweigischen Grenze zu; sie schließen die Altmark ein. Die Mehrzahl der Linien deckt sich mit dem Lauf der Jeetzel, und beinahe alle folgen in ihrem der Elbe zugewendeten Teil der Ohre. Eine dritte Gruppe findet Anschluß an Aland und Biese. Die Elbe büßt die Fähigkeit, der wortgeographischen Karte Scheide zu sein, nördlich Burg erheblich ein. Denn dem Fall der *Quäke/Päde*-Grenze nimmt der Befund des gesamtndl. Raumbildes seine Bedeutung als Musterbeispiel und drückt ihn auf die Stelle einer Ausnahme herab. Die *Päde*-Fundorte auf dem linken Ufer wiegen demnach als Zeugen eines älteren Zustandes schwerer als das Gewicht ihrer Zahl. Daß aber die Annahme, die Elbe sei keine Scheide, die den Übergang ndl. Wörter vom rechten auf das linke Ufer aufgehalten hätte, fehlgreift, daß im Gegenteil das linke Ufer von Anfang an ndl. Wörter erhalten und bewahrt hat, erweist das Beispiel des Wortes *Schalm* 'Kettenglied', das der Altmark angehört (s. Karte 5). Stärker hebt sich nur die Elbelinie Schnackenburg—Havelberg als wortgeographische Grenze heraus.

[1] Wiederholt in dem Aufsatz „Zur Wortgrenze der ndfrk. Wörter Ostdeutschlands" von K. Bischoff in der Zs. f. Mdaforsch. 14,221.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0136

Schlamm
Gelenk
Litt
Gelenk
Das Kettenglied
Lenk
Rostock
Schwerin
Lübeck
Greifswald
Stettin
Berlin
Frankfurt
Cottbus
Halberstadt
Magdeburg
Halle
Dessau
Torgau
Brandenburg
Neu-Ruppin
Prenzlau
Pasewalk
Ueckermünde
Anklam
Demmin
Neubrandenburg
Neustrelitz
Templin
Eberswalde
Bernau
Strausberg
Fürstenwalde
Finsterwalde
Guben
Luckenwalde
Jüterbog
Wittenberg
Dessau
Köthen
Bernburg
Aschersleben
Quedlinburg
Wernigerode
Nordhausen
Salzwedel
Stendal
Havelberg
Perleberg
Pritzwalk
Wittstock
Neustadt
Ludwigslust
Parchim
Güstrow
Bad Doberan
Wismar
Grevesmühlen
Ribnitz
Stralsund
Grimmen
Bergen
Putbus
Saßnitz
Greifswald
Wolgast
Usedom
Swinemünde
Ueckermünde
Pasewalk
Prenzlau
Angermünde
Schwedt
Eberswalde
Bernau
Strausberg
Fürstenwalde
Frankfurt
Guben
Cottbus
Finsterwalde
Luckenwalde
Jüterbog
Wittenberg
Dessau
Köthen
Bernburg
Aschersleben
Quedlinburg
Wernigerode
Nordhausen
Halberstadt
Magdeburg
Halle
Dessau
Torgau
Brandenburg
Berlin
Neu-Ruppin
Havelberg
Salzwedel
Stendal

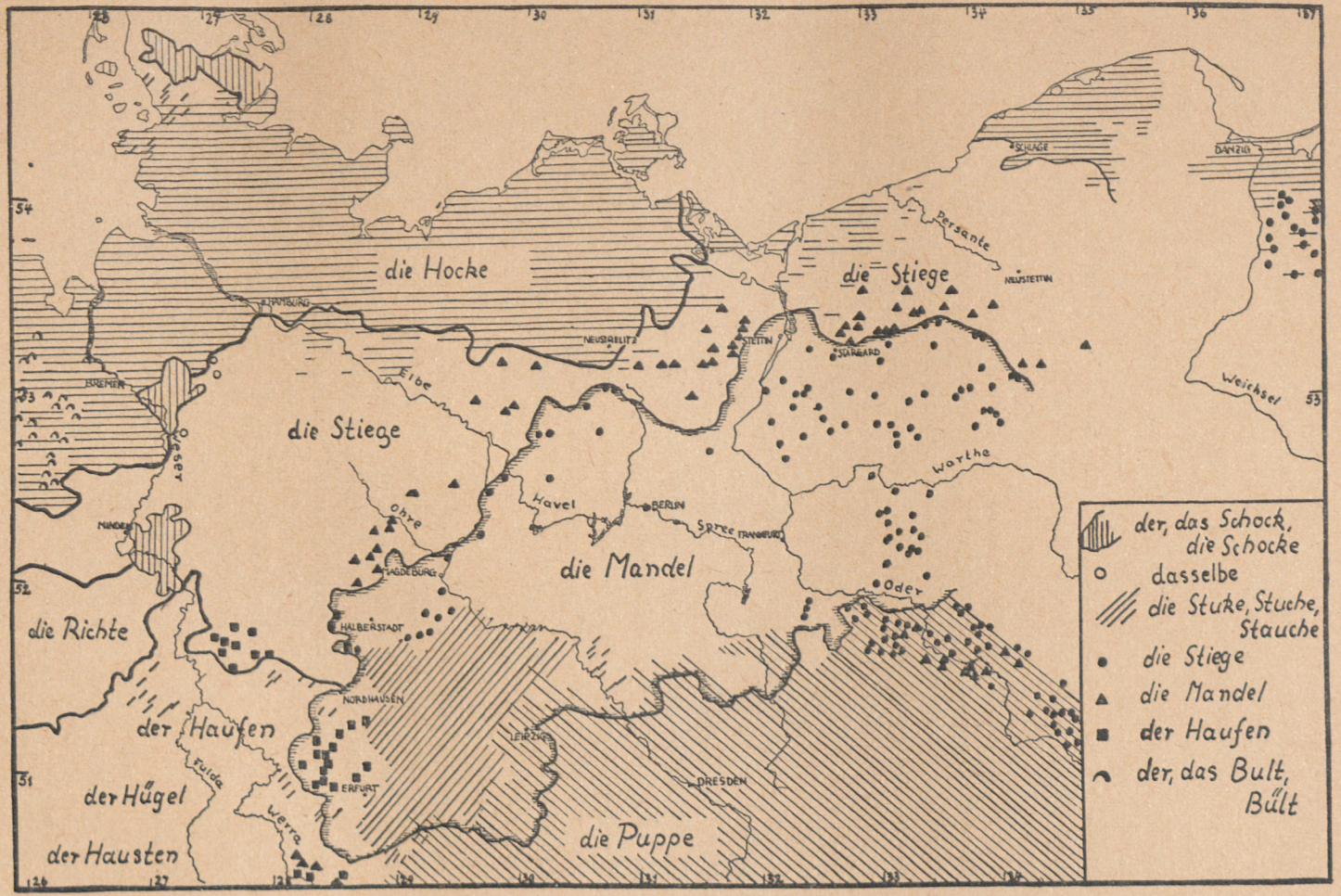
Kleinere und weiter südwärts ausholende Bögen lockern zwischen Schönebeck und Wittenberg den Linienstrang. Sangerhausen und Leipzig und noch weiter westlich gelegene Punkte werden von ihnen berührt oder eingeschlossen. Streuvorkommen liegen noch am Unterharz, ja sogar Thüringen besitzt einige sicher vom Westen zugewanderte Wörter. Aufschluß über diese eigentümlichen Verhältnisse der binnendeutschen Wortgeographie kann diese Untersuchung nur in beschränktem Maße bieten, da ihr Ziel von Anfang an nur die Erfassung des askanisch-märkischen Siedlungsraumes war und erst im Verlauf der Arbeit sich das Augenmerk notgedrungen dem Westen außerhalb des ursprünglichen Rahmens zuwendete. Indessen sind inzwischen einige Wortkarten und -linien von anderer Seite bekanntgegeben worden, und Karten des Atlas der deutschen Volkskunde und Lautkarten des Sprachatlas können zu Rate gezogen werden, so daß sich in den Hauptfällen Klarheit gewinnen läßt. Zunächst seien folgende Tatbestände ausgewählt.

Die Karte 86 des Atlas der deutschen Volkskunde, welche die Benennungen des Garbenstandes beim Brotgetreide enthält, bietet für Norddeutschland drei Hauptbezeichnungen, *die Hocke*, *die Stiege*, *die Mandel*. Diese spiegeln mit ihrer räumlichen Erstreckung in idealer Weise die Mundartgliederung des nd. Alt- und Neulandes und somit die Siedelungsbezirke auf dem Kolonialboden wider (s. Karte 6). *Hocke* ist der nordnds. Ausdruck; er gilt in Mecklenburg und Pommern auf den guten Lehmböden, ein Anzeichen erster Wahl durch die Siedler, und hat sich in Ostpreußen den Vorrang gesichert. *Stiege*, ursprünglich wohl die gemeinsame Benennung für West- und Ostfalen[1], geht als ostfälisches Merkmal mit den Siedlern auf die Wanderung durch die Altmark, die Prignitz, das Land Stargard und über den pommerschen Höhenrücken; die ostfälischen Siedler und ihre Nachbarn in der Altmark hatten nur noch Sand-, Heide- und Moorboden zur Wahl. In Mandel bietet sich ein ndl. Wort, welches den ndl. Siedlungsraum in seinen weitesten Ausmaßen abzeichnet. Dem Siedlungsvorgange entsprechend müssen wir seine ersten Ansatzpunkte in Thüringen annehmen, weitere um Leipzig und an der mittleren Elbe. So bildete sich das mächtige md. Verbreitungsgebiet heraus, das die Karte zeigt. Von der Mark überläßt *Mandel* nur die Uckermark der *Stiege;* der Scheitel des mittelpommerschen Keils liegt wenig nördlich Stettin. Die drei Ausdrücke scheiden darum Mundarträume und bäuerliche Siedlungsbezirke so deutlich und reinlich, weil sie Verschiedenheiten des Verfahrens bezeichnen: die *Hocke* faßt eine von Bezirk zu Bezirk wechselnde Anzahl, die *Stiege* 20 und die *Mandel* 15 bis 16 Garben, wie die Karte 83 des Atlas der deutschen Volkskunde jetzt schön verrät.

---

[1] In Westfalen sprengt das münsterländische *Richte* das dortmundische *Stiege*-Gebiet ab; ein schmaler nordwärts verlaufender Streifen verbindet dieses mit dem Westrand des großen *Stiege*-Vorkommens um Osnabrück. Seine größte Ausdehnung gewinnt der *Stiege*-Bereich östlich der Weser: von Hamburg bis Göttingen.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0138



Karte 6

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0139

Einer vierten Benennung eignet zwar nicht die mundartscheidende, wohl aber wertvolle siedlungsgeschichtliche Bedeutung. Es ist ein zweites ndl. Wort. Der geschichtliche Beleg und der Mundartbefund von heute ergänzen sich zur Bekundung desselben Siedlungsvorganges, für den unt. S. 136 die Form *Küwe* 'Kühe' herangezogen wird. Laut einer Urkunde von 1185 (Kötzschke[2] 30) ordnet Bischof Martin von Meißen die Rechtslage in Marktort und Burgward Löbnitz an der Mulde in der Nähe von Bitterfeld. Die bäuerlichen Siedler haben ihn um das Recht der Stadt Burg gebeten, woraus ihre Herkunft aus den Niederlanden zu entnehmen ist, da das Burger Stadtrecht flämische Züge aufweist. Der volle Getreidezehnt, den der Bischof festsetzt, widerspricht daher in diesem Falle nicht der Annahme flämischer Heimat, obwohl gewöhnlich, aber nicht immer den Flamen die Abgabe der 11. Garbe verstattet war. Die in Betracht kommende Stelle der Urkunde besagt: 'de quolibet . . . manso omnium, que in eo elaborata fuerint, recta decima tam in agris quam in alitilibus, preterea *scociis* . . . dabuntur', d. h. von Feldfrüchten, Geflügel und von *Schocken*[1]. Dieser Ausdruck Schock, heute als Menge von 60 Stück gebräuchlich, bezog sich ursprünglich auf den Garbenstand des Getreides ohne feste Zahlangabe. Ein gemeingerm., vielleicht nur wgerm. Wort, da das dän. *skok* und das schwed. *skock* aus dem Nordfries. entlehnt sein können[2] (as. *scok*, mnd., mndl. *schock*, nndl. *schok*, mengl. *schokke* n., engl. *shock*, mhd. *schoc* und *schoche*, obd. *schochen*), bedeutet es, ähnlich wie *Schober*, die zum Haufen zusammengeschobenen Strohbunde, die zum Haufen zusammengeschwungenen Garben. *Hocke* (s. ob.) steht ihm mit Anlautvariation zur Seite. Auf der Karte 86 des Atlas der deutschen Volkskunde tritt *Schock* an vier Stellen des deutschen Landes als Bezeichnung des Garbenstandes auf: am rechten Weserufer bei Rinteln und bei Bremen, in dem nordfriesischen Gebiet, von wo es nach Mensing auf Nordschleswig und Angeln übergegriffen hat, und als obd. *Schochen* im Rheinwinkel zwischen Freiburg, Donaueschingen und Schaffhausen, im Illtal bei Feldkirch, im Montafon, sowie im Inntal nordöstlich Landeck. Ohnehin durch die räumliche Entfernung von den drei nd. Vorkommen getrennt, steht *Schochen* auch nach der grammatischen Form und der Bedeutung für sich, da es in der eigentlichen Verwendung den Heuhaufen meint und in dieser Bedeutung im gesamten alemannischen Gebiet bekannt ist. Die drei nd. Befunde gehören geschichtlich zusammen; ihre Heimat ist der westnds.-ndfrk. Sprachverband, die bei Rinteln und Bremen bezeugten *Schocke* aus der Siedlungsbewegung des 12. Jahrhunderts, beide Vorkommen unabhängig voneinander, die nordfriesischen aus altgermanischem Zusammenhange. Das nach

[1] Ed. Otto Schulze, Die Kolonisierung und Germanisierung der Gebiete zwischen Saale und Elbe (1896) S. 162 schwankt in der Auslegung, doch trifft er den Sachverhalt mit seinem Vorschlage, 'in agris' als Kleinzehnt von Gemüse und Feldfrüchten, 'in alitilibus' als den Blutzehnt und *scocciis* als den üblichen Getreidezehnt zu fassen.

[2] Vgl. D. Wb. 9, 1430, wo das nordnds. *Hocke*, das Entlehnung aus dem Nd. ausschließt, nicht richtig gewertet ist.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0140

dem as. Zeugnis der Freckenhorster Heberolle (E. Wadstein, Kleinere as. Sprachdenkmäler 24) ehedem auch in Westfalen heimische Wort ist dort jetzt durch jüngere Ausdrücke bis auf einen einzigen Fall[1] zwischen Bochum und Dortmund verdrängt. Daß das ndl. *Schock* an der Mulde um sich gegriffen hat, bezeugt die 4. Fassung des Sachsenspiegels (vor 1270) 2, 48, 6, wo sich auch einwandfrei der Sinn Getreidestand ohne feste Garbenzahl feststellen läßt: 'Svar man rechten tegeden uppe 'n velde gift, dar sal man geven dat tegede *schock*, gelike gut den anderen, oder die tegeden garven"[2]. Ein Beleg von der Mittelweser etwa des 16. Jahrhunderts stammt aus einem Weistum des Dorfes Vehlen zwischen Obernkirchen und Bückeburg: 'Wie lange dat ein man sin korne in den *schocken* in einer tegetbaren veltmarke stan to laten schuldich sy?' Jac. Grimm, Weistümer 3,318. Ohne Schutz und Unterstützung durch die ndl. Zufuhr des 12. Jahrhunderts hat sich *Schock* in der alten Verwendung nicht halten können. Die Befunde an der Weser und deren Übereinstimmung mit der geschichtlich bekundeten Ansetzung von Niederländern in diesen Gegenden zwingen zu dieser Folgerung. Wenn nun auch keine unmittelbare Verbindung von der mittleren Weser[3] zur unteren Mulde wie im Falle *Küwe* 'Kühe' nachweisbar ist, so stützt doch der ndl. Charakter des dortigen *Schock* die Zuweisung des Wortes an der Mulde ans Ndl. Wie lange es hier gegolten hat, ist ungewiß. Es wird bald vor dem begünstigten *Mandel* gewichen sein. An der mittleren Weser enthält das *Schock* 12 Garben, bei Bremen ist es zur Unterwerfung unter das Zahlenmaß der beherrschenden *Hocke* gekommen, doch tritt auch die Zwölfzahl auf als Zeichen einer festen Regelung bereits in dem Ursprungslande, die Nordfriesen stellen nur 6 Garben zum *Schock* zusammen. Die abgewandelte Bedeutung Garbe besitzt das feminine *Schocke* nach der Karte 87 des Atlas der deutschen Volkskunde in Nordfriesland und Nordschleswig sowie rechts der Weser bei Minden.

Auf einigen Wortkarten aus der eigenen Aufnahme stießen die Randlinien ins osterländische und obersächsische Gebiet hinein, ohne sich zu schließen. Abhilfe geschaffen haben inzwischen die Karten in den Arbeiten von Karl Bischoff[4] und Otto Kieser[5]. Bei *Geresse* n. die beim Garbenbinden auf der Stoppel liegen gebliebenen Getreidehalme ist noch eine Strecke in Richtung auf Halle und Merse-

---

[1] Auf der Karte 86 des Atlas der deutschen Volkskunde.

[2] Sachsenspiegel 2, 48, 8 erscheint der Pl. *schok*, 2, 58, 2 ist das Verbum *schocken* 'in 'Schocken' setzen' gebraucht. Daß der Ausdruck *Schock* in anderen Gegenden Niedersachsens ungebräuchlich war, erhellt aus den Lesarten *stucke* und *schoef* in jüngeren Handschriften des Sachsenspiegels in der Ausgabe von Homeyer 3. A. zur Stelle.

[3] Vgl. hierzu die abändernde Bemerkung auf S. 110, wonach an der Mittelweser wahrscheinlich rheinische Siedler in Frage kommen. Die rheinische Beziehung stört das hier erzielte Ergebnis nicht.

[4] Studien zur Dialektgeographie des Elbe-Gebietes in den Kreisen Calbe und Zerbst (= Deutsche Dialektgeographie XXXVI). Marburg 1935.

[5] Wortgeographische Studien in Obersachsen (Teuth. 4,159; 262; 5,80; 171; 6,49; 244). — Wortgrenzen in der Dübener Heide. Halle 1938.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0141

burg und bei *Grünsling* m. Goldammer eine längere in Richtung auf Riesa—Halle offen geblieben. Aus Kiesers Karten erkennt man die Rolle der Mulde als Scheide; doch hält sie südlichem Vorstoß aus dem Leipziger Kreis über den Flußlauf und namentlich ins Amt Düben hinein nicht mehr stand. Die Mulde selbst spielt ihre Rolle nur als Grenze des Kur- und Leipziger Kreises. Im Kurkreis, aber auch im Amt Düben hat von alters her ndl. Wortgut gegolten.

Wie aber der Fall *Mandel* lehrt, liegt an der Mulde keineswegs die Südgrenze jeglichen Vorkommens ndfrk. Erscheinungen, vielmehr hat Fritz Karg[1] ergebnisreiche Untersuchungen eigens nach Spuren in der Halle-Leipziger Bucht anstellen können. Seine Karten zeigen deutlich einen Zusammenhang des Leipziger Bezirks mit Niederdeutschland; so überzieht *Harke* f. Rechen den Raum zwischen Saale und Elbe so weit, daß Leipzig die Mitte dieses Südzipfels mit *Harke* einnimmt (Karg S. 43), legt sich eine *habbe* '(ich) habe'-Bucht um Leipzig herum (Karg S. 7), treten verstreut bis südlich an Gera heran Belege des nd. *Kaff* Spreu auf (Karg S. 10). Eben in diesem Bereich erscheinen aber auch sicher ndl. Wörter: *Bänert* m. Handkorb, *Splinter* m. Holzsplitter, *Kecke* f. Kröte, *Mōtschekiwichen* n. Marienkäfer, zu denen als ndfrk. sich vielleicht auch *Salzkippchen* n. Salznäpfchen stellen läßt (Karg S. 42ff.). In *Mōtschekiwichen*, eigentlich 'Motschekühchen', ist der *w*-Einschub des Plurals ndfrk. Anzeichen. Dessen Auftreten in der Halle-Leipziger Bucht stellt sich nun aber als die östliche Spitze eines sich westwärts bis zur Eder erstreckenden und Thüringen erfüllenden Bezirks dar. Damit ist ein zweiter Fall erfaßt, welcher für Thüringen ndfrk. Sprachvorkommen hergibt. Den Zusammenhang mit Niederfranken erweist die einzige Entsprechung im Westen, nämlich im äußersten ndfrk. Zipfel des Reichs (s. die Karte nach dem Sprachatlas bei Karg S. 15). Gewicht legt Karg sodann auf das Nebeneinander von *j-/g-/k-* vor dunkelen Vokalen im md. und märkisch-mittelpommerschen Gebiet. Eigene Umfragen und der Sprachatlaskarte 'ganz' verdankt seine Übersichtskarte 'ganz' S. 19 ihre Entstehung. Spirantische Aussprache herrscht nach dem Sprachatlas im Rheinland nördlich der Mosel ohne den ndfrk. Teil, am rechten Weserufer vom Zusammenfluß von Werra und Fulda im Süden bis Rinteln und weiter nördlich um Nienburg, schließlich in einer mächtigen Fläche, in der das östliche Thüringen, das Osterland, ein breiter Streifen am linken Elbufer mit der Altmark und die Mark ohne die Prignitz und die Uckermark sowie der mittelpommersche Keil nebst den beiden Haffinseln Platz finden; die Neumark bleibt draußen. Die Südgrenze zieht sich im thüringisch-osterländischen Bereich von Weißenfels über Lützen, Markranstädt, Merseburg, Lochau südlich Delitzsch, nördlich Taucha, südlich Eilenburg, südlich Torgau und südlich Wahrenbrück. Seit O. Bremer[2] sieht man in dem *j-* der Sprachatlasaufnahmen ein rheinisches Merkmal; Karg stimmt

[1] Flämische Sprachspuren in der Halle-Leipziger Bucht (= Mitteldeutsche Studien 6, Teuthonista Beiheft 8). Halle 1933.

[2] Im Grundriß der Germanischen Philologie² 3 (1900), 896.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0142

zu, erfaßt damit aber zugleich auch die Abkunft aus den Niederlanden. In diesem Sinne kann die *janz* 'ganz'-Aussprache auch als wichtiges märkisches Herkunftszeichen hingenommen werden. Ostfälischer Anteil an dem märkischen *j*- ist in den Havellanden aus der sonstigen Lautlage überdies gegeben, wie in vergleichbarer Weise das ostpommersche *j*-, neben dem *ʒ*- weit überwiegt, auf westfälischen Ursprung zurückgeht. Der Sprachatlaskarte 'ganz' haftet ja der Nachteil der Entstehung aus den Angaben von Gewährsleuten an, welche unbefangen ihre landschaftliche Aussprache durch die Zeichen der schriftdeutschen Rechtschreibung wiederzugeben pflegen, so daß in der *g*-Schreibung aus West- und Ostfalen der gutturale Reibelaut dieser Landschaften verdeckt bleibt. Trotz dieses Mangels der 'ganz'-Karte hat ihre Aussage für das md. und märkische Gebiet mit Ausschluß der dem ostfälischen Zustrom in beschränktem Umfange offenen Bezirke an der Havel vollen Wert; hierher ist das spirantische *g* aus Niederfranken und den Niederlanden verpflanzt worden.

Nun zeigen sich auf Kargs Kartenskizzen längs der Südgrenze des *j*-Gebietes und auf der Zwischenstrecke zwischen Rhein und Weser Streubelege einer *k*-Aussprache des *g*, eine dem Dialektgeographen aus Grenzzonen bekannte Erscheinung, in der sich das bewußte Streben nach Vermeidung einer als extrem empfundenen Aussprache in der Weise äußert, daß die Aussprache ins andere Extrem verfällt; Th. Frings gebraucht Zs. f. d. Mdaa. 1921, S. 10 für diesen Vorgang den Ausdruck Reaktionsartikulation. *k*- deutet somit ebenso gut das Vorliegen der spirantischen Aussprache des *g* an und bezeichnet dessen Grenze und einstige Reichweite. Derart sind also die thüringischen und obersächsischen Streuvorkommen und die *k*-Flächen westlich und östlich von Leipzig auf Kargs Kartenskizzen S. 17 und 19 zu deuten.

Karg gebührt die Anerkennung, die ndfrk. Sprachspuren in Mitteldeutschland aufgespürt zu haben, und das vorsichtig zurückhaltende Urteil im Anz. f. dt. Alt. und dt. Lit. 54,168f. brauche ich nicht mehr aufrechtzuerhalten. Sehr beachtlich ist auch der Umstand, daß die thür.-obers. *j*- und *k*-Aussprache des *g*-, obgleich sie als Saum dem nd. Gebiet der anlautenden Spirans angelagert erscheint, doch geschichtlich von diesem getrennt werden muß. Damit vergleicht sich die dialektgeographisch abgesonderte Lage des *habbe* '(ich) habe'-Vorkommens in der Halle-Leipziger Bucht, die man sich besser durch zusätzliche Einfuhr entstanden vorstellen kann denn als einen so eigenartig geformten und auf den nd. Südrand aufgesetzten Vorsprung, zumal geschichtliche Anhaltspunkte in Menge für ndl. Einwanderung, kaum aber hinreichende für einen Vorstoß aus dem nd. Norden vorliegen. Danach wäre auch die im Anz. f. dt. Alt. und dt. Lit. 54,170 gebotene Scheidung nd. und einwandfrei ndl. Wortgutes aufzugeben; jedenfalls darf die Möglichkeit nicht mehr abgewiesen werden, daß sich auch *Harke* und *Kaff* in der Halle-Leipziger Bucht aus geschichtlichen und dialektgeographischen Gründen aus ndl.-ndfrk. Einfuhr herleiten.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0143

Festhalten möchte ich jedoch an der Voraussetzung, daß die in Frage kommende Erscheinung auf ndfrk. Boden auftritt oder für die Auswanderungszeit nachgewiesen werden kann. Karg glaubt, sich bei *Ficke* f. Tasche über diese Forderung hinwegsetzen zu dürfen. Das ist nicht zu billigen. Der so gewonnene methodische Gesichtspunkt besitzt für alle nd.-ndl. Gleichungen im märkischen Sprachraum volle Geltung. Wir werden aber feststellen müssen, daß mangels günstiger dialektgeographischer Aufschlüsse von ihm nur wenig Gebrauch gemacht werden darf.

Wir setzen die Grenzbeschreibung von der Elbe nach Osten zu am Südrande der märkischen Sprachfläche fort. Die Schwarze Elster aufwärts halten sich die Wortlinien zunächst bis Herzberg im Strange aneinander, von dort ab streuen sie, um teils hartsüdlich Dahme auf Friedland zuzustreben, teils aber auch nach Südosten bis nach Senftenberg auszuschwingen. Einige stoßen nach der Oberlausitz hinein, und andere ziehen sich in breitem Saume zwischen Friedland und Guben zur Oder hin. *Kanten* m. Endstück des Brotes schlägt einen Bogen um Sorau. Östlich der Oder überschreiten die ndl. Wörter nur im Oderknie die Südgrenze des Kreises Weststernberg, lassen dann den Südteil des Kreises Oststernberg unberührt, wobei einige Fernläufer jedoch noch bis südlich Schwiebus in schlesisch beeinflußtes Gebiet vordringen, ja der Oder aufwärts folgen, und laufen über die Grenzmark in breiter Streuung ins Posensche aus. Nach dem Verlassen des Laufes der Schwarzen Elster bei Herzberg streicht die Mehrzahl der Wortlinien ins md. Gebiet hinein; der Spreewald ist die Beute vieler ndl. Wörter geworden, ein Anzeichen für dessen sprachliche Versorgung vom Norden her. Die gleiche Aktivität äußert sich rechts der Oder.

Über ndfrk. Spracherscheinungen im schlesischen Raum s. S. 484.

Ausweitung

In der Festschrift für Friedrich Kluge (1926) S. 149—151 war Erpel m. Enterich als ndl. aufgeführt und das Ausgreifen des Wortes ins Braunschweigische aus geschichtlichen Auseinandersetzungen mit dem anhaltischen Nachbargebiet hergeleitet worden. Wilhelm Seelmann hat im Nd. Jb. 52,34 gegen den ndl. Ansatz wegen des Vorkommens in Braunschweig Bedenken geäußert, und seitdem ist die Frage der Herkunft offen geblieben. Sie bedarf daher neuer Prüfung um so mehr, als sie verknüpft ist mit dem methodisch wichtigen Problem, wie sich Ostfalen zum ndl. Einwanderergut stellt. Wir werden sehen, daß in sehr vielen Fällen die Entscheidung, ob ein ndl. oder ein nd. Wort vorliege, gerade durch das Verhalten Ostfalens gegeben wird. Ostfalen ist in seinem Kern als einzige nd. Landschaft ndl. Sprachgutes ledig, da es ndl. Wörter nicht entlehnt und an der west- und nordwestdeutschen Sprachsphäre, der das Ndl. geschichtlich angehört, keinen Anteil hat. Die äußerste Südwestecke nördlich vom Zusammenfluß der Werra und Fulda bewahrt auf dem rechten Weserufer aus der Erbschaft der Hagensiedlungen des 12. Jahrhunderts kaum noch spür-

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0144

bare rhein.-ndfrk.[1] Sprach- und einige Volkstumsreste. Im östlichen Harzvorlande sind jedoch sowohl aus dem osterländischen Süden wie von der Elbelinie ndl. Erscheinungen nachzuweisen. Auch nördlich davon greift das altmärkische Vorkommen in einigen Fällen namentlich ins Wendland, aber auch in anderer Richtung weit nach Westen aus. Diese Lage am Ostrand berührt jedoch das Innere nicht. Wie erklärt sich bei solcher Sachlage das Auftreten des Wortes *Erpel* im Braunschweigischen? Aus junger Einwanderung in breiter Front.

Das Kartenbild des *Erpel* wird kaum von einem zweiten ndl. Wort an Großräumigkeit übertroffen[2]. *Erpel* ist in der Form *Arpel, Arbel* die einzige Benennung des Enterichs in Pommern[3] und der Mark[4], und hat in Mecklenburg den Vorrang. Die Elbe hat das Wort weit überschritten und steht nach einer Skizze, die H. Janßen in einer Kundmachung an seine Mitarbeiter verschickt hat, an einer Linie, welche über Gifhorn und Peine nach Süden strebt, Hildesheim meidet und sich in einem Bogen der Leine nähert, dann aber zum Harz zurücklenkt. Jenseits dieser Grenze aber breitet sich ein Vorgelände aus, in dem *Erpel* im Vordringen begriffen ist (s. die Karten 43, 44 S. 348f.). Es hat Hannover nahezu erreicht und bei Hameln die Weser bereits überquert, bei Holzminden und wieder bei Münden hat die Weser ein vorläufiges Halt geboten. Dem heimischen Wort *Drake* ist ein siegreicher Wettbewerber erwachsen. Nicht anders sieht es in Mecklenburg aus, wie der Artikel *Arbel* des Mecklenburgischen Wörterbuchs 1,441 und die dort beigedruckte Karte lehrt. Zwar beschränkt sich *Arbel* vorerst auf den Ostteil bis zur Linie Sülze—Laage—Güstrow—Goldberg—westlich Plau, aber nach dem Bericht Einheimischer gebrauchen das Wort die „feinen Leute" bereits weit im Westen, im Kreise Wismar. Dabei zeugen Spuren von *Wädick*, die sogar im Lande Stargard nördlich des alten ndl. Siedlungsraums (s. ob. S. 118) begegnen und sich zwischen Güstrow und Malchin häufen, von dessen früherer Geltung im ganzen Lande Schwerin und dem nds. Nordstreifen Stargards. Der ostfälische und mecklenburgische Befund von heute bezeugt eine Dynamik des Ausdrucks *Erpel*, der nur der große Raum genügt. Deren Ursachen werden später zu erwägen sein. *Erpel* ist nicht altes Einfuhrgut in Ostfalen, sein Auftreten hier entspringt seinem Ausdehnungsdrang. So wird der Zug nach dem Westen kein methodisches Hindernis des Ganges unserer Untersuchung, sondern enthüllt sich als ein junger sprachgeschichtlicher Vorgang.

---

[1] Zusatz in der Korrektur, wodurch die ursprüngliche Meinung des Satzes, daß hier ndl. Kulturgut fortbestehe, gemäß der ob. S. 110 gemachten Bemerkung richtiggestellt wird.

[2] Die Angaben in der Festschrift Kluge werden hier berichtigt.

[3] Ein kleiner Küstenfleck im Bereich der ehemaligen Abtei Belbuck bewahrt nach Teuth. 4,232 nordnds. *Waart*.

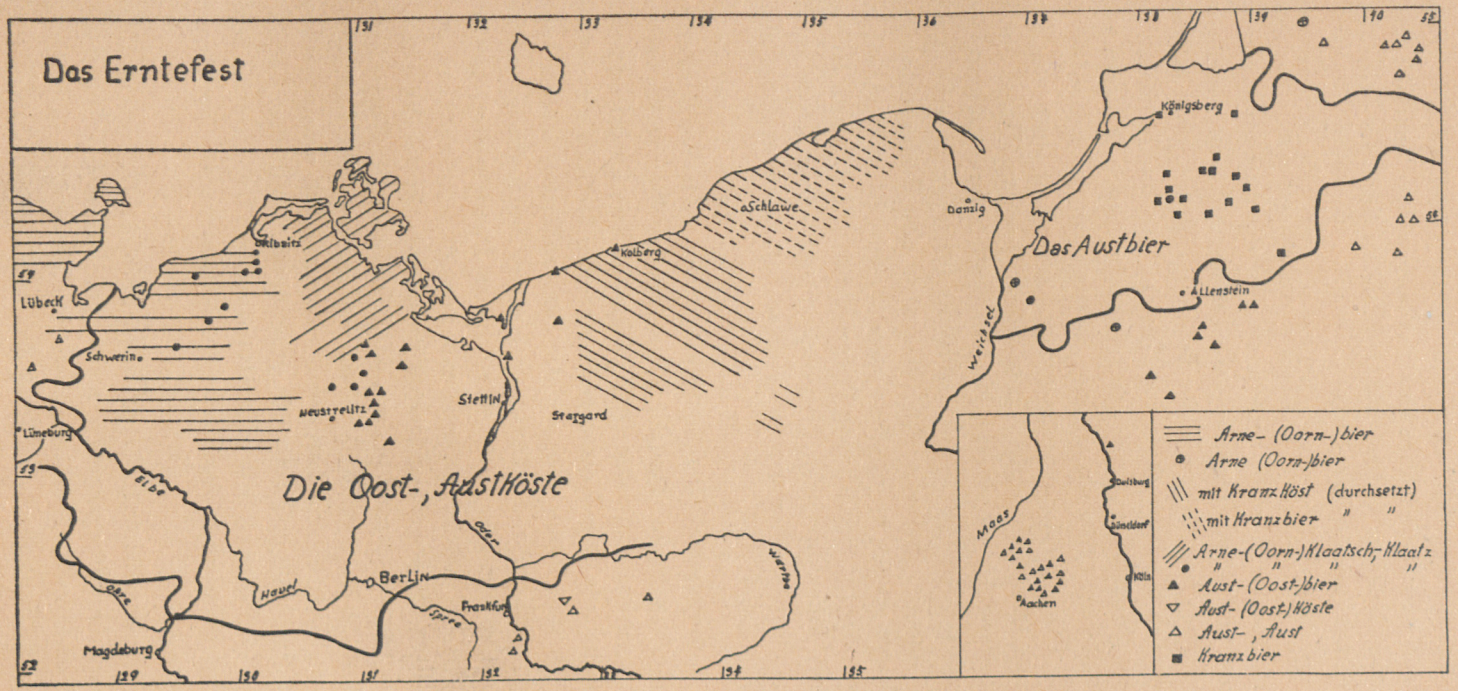
[4] Nur um Dobrilugk und Finsterwalde taucht ein verlassener *Wänerich*-Fleck auf; ihm entspricht *Wännerk* in der westlichen Altmark. Die Übersichtskarte enthält außer dem hier gedeuteten *Erpel*-Vorkommen andere bedeutsame Tatsachen, die erst später erläutert werden können.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0145

Ein zweites Beispiel verhelfen die Karten im Atlas der deutschen Volkskunde (Karte 76) und im Mecklenburgischen Wb. 1,490 richtig zu sehen; für Pommern liefert der Atlas der Pommerschen Volkskunde von Karl Kaiser (Greifswald 1936) Textband 122—127 und Karte II 13 wertvolle Ergänzungen. Es handelt sich um das ndl. Wort Oost m. 'Ernte' (s. Karte 7). Dieses breitet sich gegenwärtig in den Formen *Aust* und *Oost* an der Ostsee vom westlichen Mecklenburg mit Ausläufern ins lübeckische Staatsgebiet hinein bis zur ostpreußischen Grenze gegen Litauen aus, greift weiter südlich ans Lüneburgische heran, bedeckt die Altmark, tritt aber südlich Brandenburg—Potsdam—Frankfurt nur vereinzelt auf. *Aust* gilt in Mecklenburg und Pommern sowie in den nördlichen Kreisen der Mark, in der Prignitz, dem Havellande, Ruppin, der Uckermark und den Kreisen Angermünde und Niederbarnim, südlich davon herrscht *Oost*. Die Aufnahmen des Mecklenburgischen Wb. zeigen das Wort in den Verbindungen *Tüffelaust* Kartoffelernte, *Roggenaust* Roggenernte auf einer Karte und in den Verbindungen *Austgarw* Erntegarbe, *Austhark* Ernterechen, *Austwagen* Erntewagen u.v. a. im Text, wozu die Karte für das 'Erntefest' tritt. Die erste Gruppe gilt im ganzen Lande mit Ausnahme eines schmalen Streifens im äußersten Nordwesten, wo sich das altheimische *-oorn* hält. Zwischen diesem *oorn*-Rest und dem Hauptgebiet mit *Tüffel-* und *Roggenaust* liegt ein breiter Saum, in dem beide Benennungen im Gebrauch sind. Von den Ausdrücken für das Erntefest meldet das Mecklenburgische Wb. 1,499 und 496 mit Karte *Austköst*, *Austköst* f. gelte im ganzen Lande mit Ausnahme des äußersten Westens, wo *Oornbier* n. allein üblich sei, neben dem vorwiegenden *Oornbier*, das aber dem Lande Stargard abgehe. Auch *Austbier*[1] begegnet in der Rostocker und Güstrower Gegend, wie die Karte des Atlas der deutschen Volkskunde ergibt. Daneben weist die Wörterbuchkarte im Nordbezirk längs der Küste, um Ribnitz gedrängt, vereinzelte Funde von *Oornklaatsch*[2] f. auf. Dem entspricht vorherrschendes *Oornklaatsch* in Vorpommern bis zur Peene, südlich dieses Flusses tritt dieser Ausdruck neben dem häufigen *Austbier*, in das sich auch *Austköst* einmischt, weniger hervor; *Austbier* erscheint verstreut auch im *Oornklaatsch*-Bereich, selbst auf Rügen sind zwei Fälle nebst einmaligem *Austköst* bezeugt. Den südwestlichen Zipfel zeichnen *Austklaatsch*-Bildungen aus. Die Zarowlinie bildet die Ostgrenze der Verbreitung von *Austbier*. Das Hauptgebiet von *Austköst* liegt in Mittelpommern aus brandenburgischem Zustrom. An der Küste zieht es sich geschlossen bis zur Rega, einige Fälle zeigt die Karte noch zwischen der Persante und Köslin; weiter südlich greift der Ausdruck über die Grenzen der Kreise Naugard und Saatzig nach Osten nicht hinüber, tritt dann aber wieder im Kreise Neustettin auf. Über den ganzen Mittelteil erstreckt sich von der Südgrenze Ostpommerns bis zur See die neue Bezeichnung *Kranzköst*, deren

[1] Ein Frühbeleg von 1512 stammt aus Röbel (s. Mecklenb. Wb. 1,496).
[2] Der zweite Bestandteil stammt aus dem lat. *collatio*.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0146



Karte 7

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0147

erster Bestandteil im Ostteil von Köslin ostwärts in *Kranzbier* erscheint. In der Osthälfte des Kreises Lauenburg bemerkt man wieder *Austköst*, im Zusammenhang mit dem Danziger Gebiet. In Ostpreußen herrscht nach dem Atlas der deutschen Volkskunde *Austbier* vor.

Dieses Bild läßt bei aller Buntheit den durchgehenden Zug, daß *Aust* den Begriff Ernte ausdrückt, nicht verkennen. Nur die ostpommerschen Neubildungen *Kranzköst* und *Kranzbier* stören alte Zusammenhänge, vermögen sie jedoch, weil *Austbier* und *Austköst* auch hier Brücken schlagen, nicht aufzuheben. Doch zeigt sich deutlich die Herrschaft des Wortes *Aust-* nur in Teilen der brandenburgischen Siedlungssphäre uneingeschränkt, im Lande Stargard und in Mittelpommern. Anderseits tritt als einziger Wettbewerber von Gewicht nur das nds. Wort *arne* f. 'Ernte' in der mundartlichen Lautgestalt *Oorn* auf. Dem vorpommerschen Block *Oornklaatsch* ist offensichtlich höchstes Alter eigen. Dem gegenüber scheint *Oornbier* schon eine jüngere Staffel darzustellen. Aus dem noch immer überwiegenden Dasein des Ausdrucks *Oornbier* im schwerinschen Mecklenburg läßt sich der Schluß ziehen, daß *arne* alte Besitzrechte hat, die durch *Aust* vor unseren Augen angefochten werden. *Aust* ist in Mecklenburg-Schwerin und in Vorpommern nördlich der Peene Eindringling; seine Heimat sind das Land Stargard, Mittelpommern, Ostpreußen und letzten Endes die Mark. *Austbier* geht aus *Oornbier* hervor. *Austklaatsch* auf Usedom zeugt gleichfalls von der Bedrängnis durch *Aust*.

Unsere Aufmerksamkeit zieht in erster Linie das Vordringen von *Aust* in Mecklenburg-Schwerin an. Das Mecklenburgische Wb. stellt fest, daß dieses Wort von Stargard zunächst den Ostrand bis zur Küste durchsetzt und sich dann auf den Marsch nach dem Westen gemacht habe. Mecklenburg-Schwerin, so erfolgreich es an den Landesgrenzen die Einwanderung märkischen Sach- und Wortgutes abzuwehren in der Lage war, weniger durch einen wirksamen Grenzschutz, an dem es mangels einer einheitlichen Landespolizei bis in die ersten Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts so gut wie völlig gefehlt hat, als durch das starre Festhalten an den überlieferten politischen, kulturellen und wirtschaftlichen Einrichtungen, vermochte doch das Einfallstor für einige fremde Sprachelemente nicht zu sperren, weil dieses innerhalb seiner Grenzen lag. Durch dieses war vor 1701, als ein Toresschluß eher möglich war, nachdem das Land Stargard als Mecklenburg-Strelitz ein gesondertes staatliches Leben zu führen begann, *Aust* ins Schwerinsche eingetreten und hat von da an seine Geltung neben die der heimischen Ausdrücke *Oornklaatsch* und *Oornbier* zu sichern verstanden.

Der sorgsamen dialektgeographischen Befundaufnahme und der Deutung der aus dieser hervorgegangenen Karte verdanken wir die Kenntnis eines zweiten Falls dynamischer Gebietsausweitung, diesmal im mecklenburgisch-vorpommerschen Siedlungsraum, der sonst als unumschränkte Domäne nds. Sprache

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0148

angesprochen zu werden pflegt. Mecklenburgisch-vorpommersches Sprachgut kann somit künftig nicht mehr ungeprüft als lediglich nds. hingenommen werden.

Dieser Satz trifft auch auf die jüngeren ndl. Lehnwörter aus dem See- und Handelsverkehr zu, welche ob. S. 104f. besprochen worden sind. Dagegen sind als nds. anzusehen die frühen Entlehnungen aus der niederrheinischen Romania, über die ob. S. 36 gehandelt ist.

DIE MÄRKISCHEN KERNGEBIETE

Das Gegenstück zu den großflächigen Kartenbildern, die an die Grenzen des märkischen Siedlungsraumes reichen oder über diese hinausgehn, stellt eine Gruppe ndl. Wörter dar, deren Geltungsbereich wie im Falle *die Drittehn* die Zwölften, die Zeit von Weihnachten bis Epiphanien, nur 25 Dörfer zwischen Beelitz und Zossen umfaßt. Ein anderes Wort, *Halfachter* n. Vesperbrot, gilt heute nur noch in einem geschlossenen Gebiet von 10 Dörfern. Aber nach Teuth. 1,60 hat man es 1679 in Brandenburg gekannt, und in dem weit abgelegenen Prenden im Kreise Niederbarnim ist es aus der Gegenwart bezeugt. Innerhalb der angeführten äußersten Punkte war danach *Halfachter* früher üblich, und vielleicht darüber hinaus. Nicht viel anders steht es mit *Drittehn*. Belege aus dem Havelland und bei Tegel nördlich Berlin sind Brandenburgia 41,10 erwähnt. Daß aber die Annahme, die heutigen Grenzen dürften überhaupt nicht als alt angesehen werden, über das Ziel hinausschießt, macht die Karte *Muggel* f. Kröte wahrscheinlich. Eine Aufnahme und Karte in der Zs. d. Ver. f. Volksk. von 1895, die wir Wilhelm Schwartz verdanken, ergibt keine wesentlichen Abweichungen von meiner Karte und den Aufnahmen dazu, die fast 40 Jahre später gemacht worden sind. Noch stärker fällt der Umstand ins Gewicht, daß *Muggel* rings von bedeutenden Naturscheiden eingeschlossen ist und an echt mundartliche Ausdrück wie *Hucksche* und *Lork* angrenzt. Mit einem vierten und fünften Wort, *Schalm* m. Kettenglied und *küme* wählerisch im Essen, verhält es sich noch günstiger. Beide stoßen an den Bereich von Wörtern, die ihrerseits kaum einen dynamischen Vorzug vor jenen in Anspruch nehmen dürfen, da sie nämlich ebenfalls aus den Niederlanden stammen, *Schake* und *kisätig*. Daß jedoch das heutige Vorkommen auf Schwund beruhen kann, zeigt der Fall *Hülle*. Diesem Ausdruck, dem die Beschaffenheit des Bodens das Dasein anweist, scheint die Verbreitung im Havellande und einem Streifen der Zauche, wie sie die Karte darbietet, gemäß zu sein. Indessen konnten in der Zs. f. d. Mdaa. 1923, S. 180f. noch Fundorte im Teltow, im Kreise Luckau, im Barnim und in Ruppin hinzugefügt werden. Die Wortkarte von heute kann trügen; wir dürfen nie die Möglichkeit aus den Augen lassen, daß sich die Fläche eines Wortes verkleinert hat, weil die Mundart den Ausdruck aufgibt. Einige Wörter sind so sehr im Rückgange begriffen, daß eine geschlossene Fläche von ihnen nicht mehr gezeichnet werden kann und daß nur noch Punkte von ihrem Dasein zeugen. Vorsicht in der Beurteilung der Wortgebiete der Kartenzeich-

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0149

nungen ist also unbedingte Voraussetzung für wortgeschichtliche Raumangabe. Indem wir diese aber zu üben meinen, gelangen wir zur Scheidung eines Flämingraumes und eines Elbe-Havel-Raumes. Von den kleinflächigen Wörtern, für welche Karten gezeichnet vorliegen, wurzeln in dem Flämingraum *Grüënsling* m., *Krenge* f. und *Krengelruëde* f. sowie *Splinter* m., dem Elbe-Havel-Raum *Benne* f., *bömig*, *Dunk Heid'* f., *Hespe*, *Kade* f., *küme*, *Muggel* f., *Pütten* m., *Stege* f., *Wasen* m. und *wätern* nebst *Wäteringe* f., während *Dörpel* m., *Drittehn*, der Flurname *Dunk*, *Halfachter*, *Hülle* f., *Knüëßel* m. beiden Räumen zugewiesen werden müssen.

Dem Elbe-Havel-Raum hat die Arbeit von Max Bathe, Die Herkunft der Siedler in den Landen Jerichow, erschlossen aus der Laut-, Wort- und Flurnamen-Geographie (Halle 1932), eine große Zahl ndl. Wörter, besonders Flurnamen abgewonnen, und seitdem hat dieser Forscher den Stoff vermehrt und die Behandlung verfeinert. Nutzen gewähren die Wortverzeichnisse bei Gustav Krause, Ortsmundarten der Magdeburger Gegend (Nd. Jb. 21, 60—80) und Die Mundarten im südlichen Teile des ersten Jerichowschen Kreises (Nd. Jb. 22, 1—35), im nordwestlichen Teile (Nd. Jb. 25, 34—52; 26, 56—80). Für ihren größeren, den Regierungsbezirk Magdeburg umfassenden Bezirk leistet die Sammelstelle des Mittelelbischen Wörterbuchs unter der Leitung von Karl Bischoff die abschließende Aufschlußarbeit. Ergebnisse daraus liegen in den Aufsätzen Bischoffs „Zur Westgrenze der ndfrk. Wörter Ostdeutschlands" (Zs. f. Mdaforsch. 14, 199—223), „Das Mittelelbische Wörterbuch" (16, 12—21), „Zur mittelelbischen Wortgeographie" (Sachsen und Anhalt 16, 164—204) u. a. Veröffentlichungen vor. Bischoff hat durch den Hinweis auf *Schalm* die Erkenntnis ermöglicht, daß sich vom Elbe-Havel-Raum die Altmark in einer Anzahl von Fällen absondert. Diesen gehört noch *Wännerk* an. Die Fläminggegend ist von der Forschung nicht begünstigt worden. Wissenschaftliche oder wenigstens systematische Wort-, geschweige denn Lautuntersuchungen sind nicht angestellt worden. Einzig für einige Nuthedörfer, vor allem Thyrow, sind wir über das bäuerliche Leben und seinen sprachlichen Ausdruck zuverlässig, aber nicht ausreichend durch Willibald von Schulenburg, Das Hirtenwesen in einem märkischen Dorfe in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts (Archiv der Brandenburgia 11, 1904, 1—126), unterrichtet. Für eine nur wenig nördlicher gelegene Gegend liefert Willy Lademann echt mundartlichen und sprachlich genau dargebotenen Stoff für volkskundliche Schilderungen im Teltower Kreiskalender von 1926 an. Dem Südhang des Fläming und der Niederung der Schwarzen Elster gelten Aufsätze und mundartliche Beschreibungen in den Mitteilungen des Vereins für Heimatkunde im Kreise Schweinitz Nr. 36 (1903), Nr. 48f. und 54f. (1904). Einigen Nutzen gewähren die älteren Abhandlungen von Franz Winter, Die Sprachgrenzen zwischen Platt- und Mitteldeutsch im Süden von Jüterbog, in: Neue Mitt. aus d. Geb. histor.-antiquar. Forsch. 9, 2 (1860), 1—21, und von G. Stier, Über die Abgrenzung der Mund-

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0150

arten im Kurkreise (Progr. Wittenberg 1862) 1—20 mit Karte, auch die mundartliche Gegenüberstellung bei A. Richter, Der Kreis Schweinitz (Herzberg 1912). Bedauerlich ist das Fehlen einer gründlichen Wortsammlung im Fläming. Einen tieferen Einblick in den Aufbau des Wortschatzes vermittelt allein W. von Schulenburg, und wir dürfen seine Wortangaben, da sie sich auf das Vorfeld des Fläming beziehen, als Vertreter der Mundart dieses Höhenzuges selbst gelten lassen. Im Nachteil ist das Fläminggebiet gegenüber der Elbegegend vor allem durch den Rückstand der Flurnamensammlung, wovon nur geringe Proben bekanntgegeben sind. Aus all diesen Gründen kann kein völlig zutreffender Vergleich zwischen beiden Kreisen in bezug auf die ndl. Bestandteile ihres Wortschatzes möglich sein, der Flämingkreis muß dabei ungünstig abschneiden. Unter diesem Gesichtswinkel ist die Fülle in der Elbe-Havel-Gegend an sich kein Beweis für größere Dichte der ndl. Siedlung; sie wird als solcher gelten müssen, wenn die künftige Ausbeute vom Fläming eine wesentliche Steigerung nicht erfahren sollte. Dabei wäre der starke Druck des Md. am Fläming in seiner dem nd.-ndl. Sprachelement abträglichen Wirkung zu veranschlagen.

Für den Elbe-Havel-Kreis läßt sich in Ergänzung der auf Wortkarten dargestellten Ausdrücke eine ansehnliche Liste von Wörtern, die nur in ihm vorkommen, aufstellen; eine Anzahl darunter stammt aus älterem Schrifttum. Es sind folgende Wörter: *Dodläger, Ettinge, Funder, Goor, Grüppe, Häben, Hok, Klitze, Line, Maar, Mörtel, Pirre, Popelion, Rüle, Sloot, Term, Waal/Weel.* Bei einigen ist aus dem Zettelbestande für das Brandenburgische Wörterbuch bekannt, daß sie über das von Bathe, dem der Nachweis der überwiegenden Mehrzahl von ihnen zu verdanken ist, behandelte Gebiet hinausgreifen. Auf den Flämingkreis sind beschränkt: *gelp, Heininge, Kachel, Polder* Hühnerstall, *Pungel, Stůenße* und die Bildungsilbe *-ster.* Beiden Kreisen gemeinsam sind *Polder* Lichtnische mit Kienspan, *büene, malsch.* Aus diesem Unterschied des heutigen ndl. Wortbestandes erwächst die Frage, ob sich daraus die Herkunft der Einwanderer aus verschiedenen Heimatbezirken herleiten läßt. Zu einer endgültigen Antwort reicht der Stoff nicht aus; diese ist erst aus dem Material, das im weiteren Verlauf der Untersuchung belegt wird, zu erwarten. Auch ist unsicher, ob die besonderen Erscheinungen am Endpunkte des Siedlerzuges im Kreise Luckau, welche altmärkischen gleichen, dem Flämingbezirk ganz oder zum Teil angehört haben. Sicher aber dürfen wir aus den Wortunterschieden Wortkreise erschließen, die uns berechtigen, sie als Siedlungskerne zu bezeichnen. Im Elbe-Havel-Winkel und südlich bis gegenüber Magdeburg einerseits und auf dem Fläming und im Zerbster Elbknie anderseits sind ndl. Leute in so großer Zahl angesiedelt worden, daß die starke Schichtung des Wortbestandes bis in die Gegenwart davon Zeugnis ablegt. Abgesonderte Wortkreise, die eine ähnliche Bestandsdichte aufwiesen, finden sich im märkischen Sprachbereich nicht weiter vor. Das Auftreten ndl. Wortgutes außerhalb des Elbe-Havel- und des Fläming-

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0151

kreises ist durch Sprachströme, die von den Herden ausgehn, bedingt. Der fortschreitende Siedlungsvorgang bezieht sein Menschenmaterial hauptsächlich oder zusätzlich aus den ersten Mittelpunkten der Ansiedlung, und diese Bauern tragen die ndl. Sprache, und wo diese sich auflöst, Teile des Wortschatzes in die neu erworbenen Länder. Wo und wann die Einheit von Sprache und Sprachträger aufhört und der Siedlerzug, durch fremden Zulauf vermehrt, die Rolle des Verbreiters übernimmt, wird sich kaum ausmachen lassen. Anzeichen für eine solche Wandlung in der Zusammensetzung der Siedlermassen, seien es sprachliche oder geschichtliche, sind wohl kaum auffindbar[1]. Erst nachdem sich eine einheitliche Kolonialsprache gefestigt hat, rückt diese als Besitz aller Siedler weiter. Die Tatsache aber, daß sich das ndl. Element einen so beträchtlichen Anteil an dieser märkischen Einheitssprache erringen kann, zeugt von der Menge und Geltung des ndl. Bevölkerungsteils.

Festgestellt sei, daß im Gesamtbereich der märkischen Sprach- und Siedlungssphäre die sprachliche Ausdehnung das Werk der Siedlung ist. Selbst in den mittelpommerschen Keil dringt die Sprache und mit ihr der ndl. Wortschatz und Lautbestand nur als Besitz der siedelnden Menschen ein. Darum entsprechen die Mundartlinien den Siedlungsgrenzen. Sprachliche Ausstrahlung durch kulturelle oder wirtschaftliche Ursachen gibt es in einschneidender Weise nicht. Ausgenommen sind nur Gebiete, die nicht voll mit deutschen Bauern besetzt worden sind, wo Reste fremden Volkstums sich nachträglich in die deutsche Sprachgemeinschaft einfügten. Das ist in Beeskow-Storkow, dessen Wald- und Heideland erst spät deutsche Bauern anzog und wo noch im 16. Jahrhundert an einigen Orten Slawisch gesprochen wurde, geschehen und geht im Spreewald und seinen Randbezirken vor sich: hier gewinnt seit Jahrhunderten stetig die märkische Sprache auf md. Grundlage, gegenwärtig in schriftsprachlicher Form, Raum, ein Vorgang im großen, den wir im kleinen an Einzelwörtern in Ostfalen und Mecklenburg beobachtet haben.

Vom Fläming führen Fäden über Zerbst nach Wittenberg—Barby. Die Gleichheit des Wortbestandes hier wie an der angegebenen Elbstrecke nötigt zur Annahme eines geschichtlichen Zusammenhanges bei der Berufung und Ansetzung der ndl. Zuwanderer.

Auf einen scharfen Einschnitt aber stoßen wir an der Dübener Heide, an der Südgrenze des Kurkreises, und nach Westen zu an der Grenze der Regierungsbezirke Magdeburg und Merseburg. An ihm bleiben diejenigen Wörter aus Kargs Liste, die im Raum von Halle und Leipzig ein Sonderdasein führen, stehn. Ihn erreicht[2] *Bänert* Handkorb, im Westen tritt das Wort noch im Mans-

---

[1] Als solche können etwa die mundartlichen Neubildungen *anken* (S. 239), *Nülling* (S. 345) und *Pierâţ* (S. 365) gelten.

[2] Die ergänzenden Ortsangaben bieten L. Hertel, Thüringer Sprachschatz 63 für den Westen und K. Bruns, Volkswörter der Provinz Sachsen (Ostteil) 2. A. (1916) 9b. Otto Kieser, Wortgrenzen in der Dübener Heide (1938) zieht auf seiner Karte 4 die Grenze zwischen *Kar-*

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0152

feldischen und Altenburgischen auf, im Osten scheint es an die Schwarze Elster zu stoßen. Den Südrand beschreibt Karg S. 5; er führt über Kohren—Geithain—Hartha—Döbeln—Lommatzsch—Großenhain. Dieselbe Nordlinie wahrt im Westen *Kecke* Kröte, Merseburg wird eben berührt, doch kennt Kieser es in der Dübener Heide nicht mehr, im Osten ist die Schwarze Elster in der Gegend von Übigau erreicht, die Südgrenze verläuft nach Karg S. 7 an der Linie Borna—Colditz—Oschatz—Riesa—Übigau[1]. Beide Wörter bleiben außerhalb des eigentlichen thüringischen Gebietes. Unmittelbare Zuwanderung in das osterländische Gebiet mit Bitterfeld und Leipzig als Hauptorten legt auch die Lenisaussprache[2] der Tenues nahe, die erst hier herrscht. Das dritte Beispiel, das im Raum um Leipzig seine Ostausbreitung beendet, gehört in den thüringischen Zusammenhang hinein und greift sogar über die Weser ins Hessische hinüber, eine Leiterscheinung md. Sprachverbindung mit Niederfranken. So stellt sich das sprachgeographische Bild auf der Sprachatlaskarte 'Kühe' für die Form mit eingeschobenem *-w-*[3] dar. Dieses *Küwe* legt den Gedanken an einen Westoststoß nahe, der kurz vor der Elbe abbricht. Doch scheint eine gesonderte Zuführung in das osterländische Gebiet nicht ausgeschlossen. Mit der märkischen Siedlungssphäre hat die Halle-Leipziger Bucht keinen geschichtlichen Zusammenhang.

Wanderwege in der Mark

Aus den geschichtlich bezeugten und durch die Dialektgeographie wiedererkannten ndl. Siedlungsgebieten rücken die wanderlustigen Teile der Bevölkerung und der überschüssige Nachwuchs, dem Gange der markgräflichen Erwerbungen folgend, nach Norden und Osten ins Land vor; ihre Sprache begleitet sie und hinterläßt Spuren, soweit sich der Wanderstrom ergießt. Diese verraten heute den Weg, den die Ostfahrer gezogen sind. Je weiter die Fahrt geht, um so mehr verlieren sich die Kennzeichen, aber ihre Widerstandskraft gegen den Wettbewerb der nd. und md. Bestandteile der sich allmählich bildenden märkischen Kolonialsprache ist so groß, daß eine ansehnliche Zahl ndl. Wörter die Grenze des märkischen Siedlungszuges erreicht. Den mittelpommerschen Keil besetzen viele ndl. Wörter, geringer ist die Menge derer, welche weiter in Ostpommern ausgreifen, aber einige gibt es, die die Reise nach West- und Ostpreußen mitmachen.

Die Dichte der sprachlichen Schichtung war vorhin als dialektgeographisches Kennzeichen der ndl. Siedlungsherde verwendet worden. Diese war dort

---

toffelkorb im Norden und *Bänert* im Süden längs der Grenze des Kurkreises einerseits und des Amtes Bitterfeld, des Leipziger und Meißnischen Kreises anderseits. Eine Karte für Sachsen bietet Karg S. 5.

[1] Eine Karte der Krötenamen bei Karg S. 6.

[2] Vgl. S. 156.

[3] Abdruck bei Karg S. 15.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0153

an den Wörtern, die an dem alten Siedlungsraum festhalten oder nur wenig aus ihm hinaustreten, festgestellt worden. Sie erfährt aber nunmehr noch eine Verstärkung durch diejenigen Wörter, die hier ihren Ausgang nehmen und die vorschreitende Wanderung der Bauernsiedler mitmachen. Ja, die Verdichtung muß in dem Maße gedacht werden, daß das gesamte ndl. Sprachgut, das in die Mark verpflanzt worden ist, an ihr Teil hat. Nur sehen wir hier von derjenigen Gruppe ab, welche sich durch den Zusammenstoß der beiden Sprachzentren zur Einheitsfront vereinigt und die ganze Elbelinie besetzt hat. Diese Front erobert auch die ganze Fläche der Mark; sie ist daher nicht imstande, Wanderwege im Sprachgelände abzuzeichnen.

Zwei Wege lassen sich verfolgen. Der südliche beginnt auf dem Fläming und läßt sich in der Regel rückwärts zur Elbe zwischen der Mulde- und Saalemündung und über diese nach Anhalt-Dessau hinein verlängern. Er führt durch den Teltow auf Berlin und Köpenick zu, verzweigt sich beim Eintritt in den Barnim und dringt die Oder abwärts auf Stettin hin. Die Uckermark wird von dem Zustrom in der Regel nicht erfaßt, zur nördlichen Neumark wird der südliche Winkel zwischen Oder und Warthe geschlagen und zumeist ein großes Stück Ostpommerns gewonnen. Die Aufmarschbewegung aus der Altmark und dem Elbe-Havel-Bereich vollzieht sich in breiter Front. Ihre nördliche Flanke liegt an oder in der Nähe der mecklenburgischen und pommerschen Landesgrenze. Doch bleibt die West- und in Sonderfällen auch die Ostprignitz unberührt. An der Zarow stößt sie ans Haff und schwingt von hier fächerförmig der wechselnden Stellung des Ostschenkels des mittelpommerschen Keils entsprechend über Ostpommern hin. Die Südflanke liegt an der Havel, Spree und Warthe oder hält sich nördlicher.

Den Süd- oder genauer Süd-Nordostweg verdeutlicht gut die *Splinter* 'Splitter'-Karte (s. Karte 8). An der vereinigten Basis der Elbe- und Flämingstellung setzt sich *Splinter* von der Linie Saalemündung—Cöthen—Düben—Torgau—Liebenwerda in Marsch; es hat nach Osten über Alt-Döbern bis Burg im Spreewalde und Fürstenberg an der Oder Boden gewonnen, bleibt danach aber, zuerst nach Müllrose zurückbiegend, an der Linie Drossen—Königswalde—Schwerin. Im nördlichen Grenzzuge strebt *Splinter* von der Saalemündung auf die Havel zwischen Brandenburg und Potsdam zu, umgeht Berlin im Süden, schlägt von Köpenick nördliche Richtung auf Angermünde, Schwedt, Altdamm ein, folgt von dort dem ostpommerschen Höhenrücken über Stargard—Freienwalde—Wangerin—Polzin und schließt den Kreis Neustettin ein. Nur im Süden zur Niederlausitz muß man spätere Ausweitung annehmen, sonst sind die Randlinien als Seitengrenzen der Marschstraße aus der Siedlungsperiode anzusehen. War die Uckermark in diesem Falle gemieden, so beobachtet man an dem allerdings in Auflösung begriffenen Kartenbild des *Grüensling* oder der *Grüenßel* Grünfink einen schmalen Streifen am Süd- und Ostrande der Uckermark, der Templin berührt, Prenzlau

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0154

Karte 8

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0155

aber zur Seite liegen läßt; im Norden stößt dieser Streifen bei Altwarp ans Haff. Offenbar ist er von der Hauptfläche, die jetzt eine eigene nördliche Grenze besitzt, welche etwa die Richtung der Nordlinie von *Splinter* innehält, durch späteren Einsturz der Verbindungsfläche getrennt worden. Im Osten gelangt das Wort bis Arnswalde und zur Drage. Das Land Beeskow und den Spreewald hat es nicht erobert. Die Ausgangsbasis scheint tief in Sachsen zu liegen. In der Grundstellung auf dem linken Elbufer und im Verlauf der Nordgrenze, die nur Berlin mit Oranienburg und Eberswalde einschließt, und über die pommerschneumärkische Grenze nicht hinübergreift, gleicht *mudeke* edelfaul dem ersten Beispiel. Der Gewinn nach Südosten fällt jedoch stark in die Augen: Meseritz, Krossen, Kottbus, Senftenberg bilden die Grenzpunkte. Beide Fälle unterstreichen den alleinigen Anteil des Landes Zerbst an dem ndl. Wortgut. An die Zerbster Nordgrenze hält sich auch *Bäsinge* Heidelbeere, doch hat dies Wort einst am Nordrande der märkischen Sprachsphäre gestanden. Das bezeugt das Auftreten der ndl. Wortform *bese* in *Erdbäse* Erdbeere der Altmark. Daraus erklärt sich auch das Vorkommen in der Uckermark und der westlich an Berlin scharf nordwärts gerichtete Linienverlauf zur mecklenburgisch-strelitzischen Grenze. Schuld an dem Aussterben der altmärkischen *bese*-Formen ist offensichtlich deren Abriegelung durch die *Kohtäke* 'Heidelbeere'-Fläche des Havellandes, der Ostprignitz und des Landes Ruppin. Diese räumlich und sprachlich rätselhafte Erscheinung steht nicht vereinzelt da; ihr gesellt sich der Name *Höpper* des Frosches in demselben Gebiet[1] zu. Wenn dieser als sprechende Benennung auch ein sprachgeschichtlich junges Erzeugnis ist, so verstärkt er doch den Wert der Absonderung. Ich sehe in beiden Ausdrücken Eigenwuchs; eine Verbindung des ersten mit den rheinischen *Hüpp-* und *Hüpper*-Bildungen auf der Karte des Rhein. Wb. 3, 1003/04 oder mit dem hannöverschen *Hüpper* ziehe ich nicht in Betracht und sehe ebenso wenig eine Verbindung zu *Kohtecke* vaccinium uliginosum (an der Unterweser Pritzel-Jessen, Die deutschen Volksnamen der Pflanzen[2] 423[b]). Diese Auffassung schließt frühes Dasein der Eigenwörter in dem umrissenen Bezirk nicht aus.

Beachtung verdient noch der Umstand, daß *Bäsinge* Heidelbeere den Fläming aufgegeben hat. Denn daß hier *Helebäre* von alters her gegolten habe und *Bäsinge* auf die Elbelinie zwischen Barby und Coswig beschränkt gewesen sei, erscheint aus anderen Fällen nicht als annehmbar. Noch weiter nach Norden abgewichen zeigt sich *Bäsinge* Erdbeere; es greift in einem Bogen um Berlin herum nur eben in den Nordteil des Teltow hinein. Beide Fälle deuten auf tiefe Umgestaltungen der ursprünglichen Wortflächen und raten zur Vorsicht in der geschichtlichen und dialektgeographischen Auswertung der einzelnen Wortkarten von heute. *Bäsinge* muß also in seinen beiden Bedeutungen als ein anfänglich großräumiges Wort anerkannt werden. Es hat in der Besiedlung seinen

[1] *Höpper* hält sich mehr nördlich und westlich; das Havelland und das Land Ruppin bleiben frei, dafür ist ein Teil der Westprignitz besetzt.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0156



Karte 9

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0157

Platz in der Altmark, längs der Elbelinie von Havelberg bis Wittenberg und auf dem Fläming gehabt.

Als brauchbare Wegweiser des nördlichen Zuges bieten sich aber *wätern* das Vieh auf dem Felde tränken (s. Karte 9) und *bömig* stumpf an den Zähnen nach dem Genuß herben oder sauren Obstes dar. Dem ersten Ausdruck hat die landwirtschaftliche Verwendung und die durch den Flurnamen *Wäteringe* Tränkstelle des Weideviehs vermittelte Bodenständigkeit bis zur Gegenwart die volle Ausdehnung bewahrt, welche der märkische Siedlerstrom gegen Mecklenburg erreicht hat. In den Eldewinkel ist es auf Parchim zu eingedrungen, einen Streifen jenseit der Grenze von dort bis zur Südspitze der Müritz und fast das ganze Land Stargard hat es eingenommen, ist über den Landgraben in Vorpommern bis halbwegs zur Peene vorgestoßen und hat Usedom überzogen. Vom östlichen Pommern ist ihm jedoch nur ein kleiner Bezirk südlich einer Linie Gollnow—Nörenberg—Dramburg zugefallen. Einen Sondergewinn hat es in dem Gelände jenseit des Landgrabens erworben, dessen Ursachen unten angezeigt werden. Gegen Mecklenburg aber steckt das Wort heute wie im Anfang die sprachliche Grenze so gut wie die Volkstumsscheide ab. Der Ausdruck *bömig* sieht sich durch den ndl. Wettbewerber *sarp* von der mecklenburgischen Grenze abgedrängt, nur das Land Stargard erfaßt er in zwei Ausschnitten südlich Neustrelitz und Friedland[1]. Auf das Haff trifft er bei Altwarp, der Linienverlauf in Ostpommern folgt noch entschiedener als bei *wätern* der Hauptstellung des östlichen mittelpommerschen Schenkels bis nach Stargard, zieht dann aber nördlicher auf Schivelbein und abschwenkend auf Neustettin zu, Ostprignitz und Osthavelland bleiben außerhalb der Westgrenze, im Süden wird noch der Kreis Angermünde und das Warthebruch eingeschlossen. Der Ausschluß der Ostprignitz unterstreicht die Bedeutung der oben erwähnten Fälle *Höpper* Frosch und *Bäsinge* Heidelbeere. Zum Elbe-Havel-Winkel holt ein Bogen weit aus, woraus sich abnehmen läßt, daß *bömig* hier früher gegolten hat.

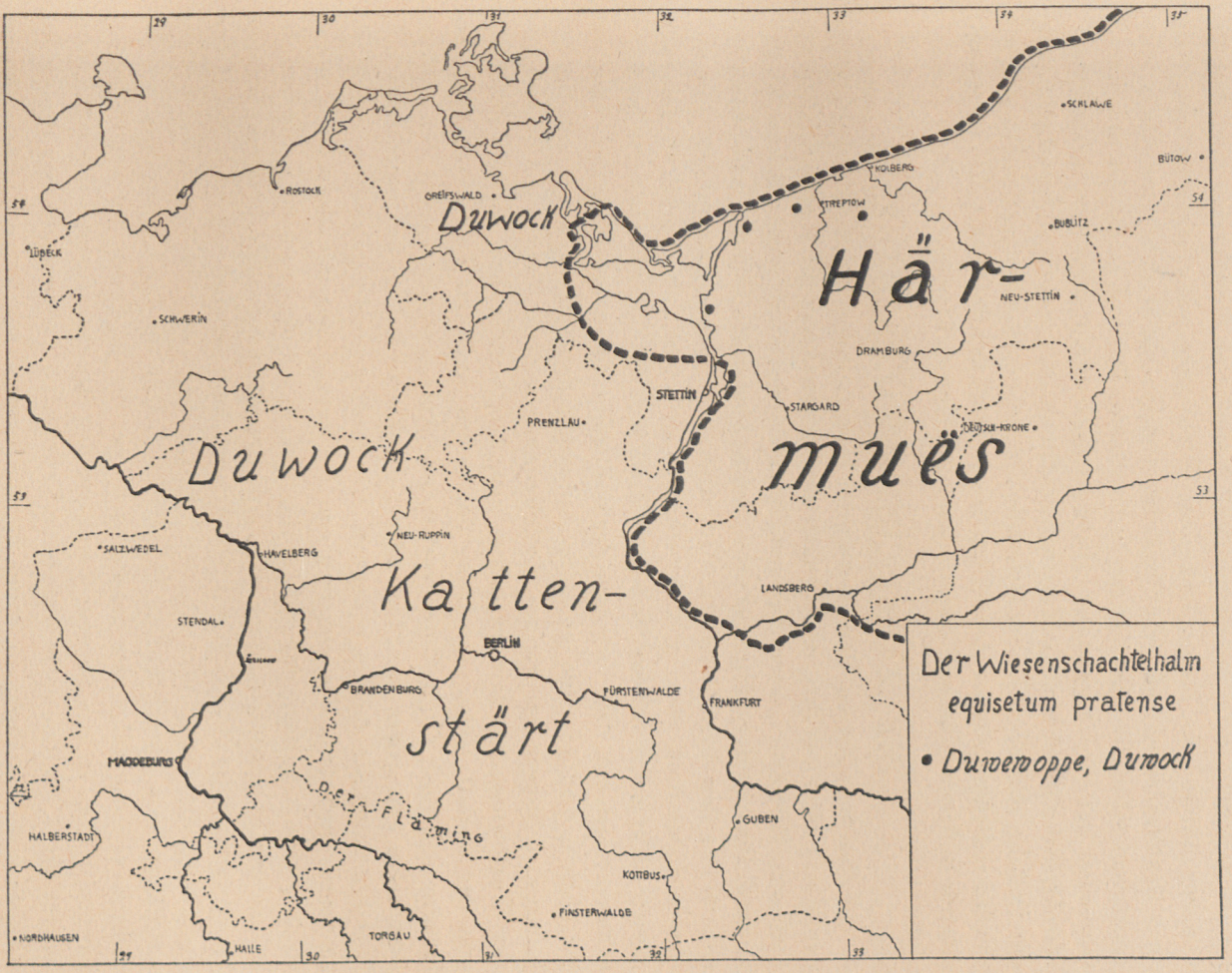
Der nördliche und der südliche Wanderzug verfolgen jeder seine eigene Straße; die Marschkolonnen nehmen eine Breite ein, die den Nachbarzug nicht stört. Im groben gesehen, halten die sich berührenden Flanken die gleiche Richtung, die Linien laufen in einem ungleich geöffneten Bündel von Westen nach Osten. Überschneidung größeren Ausmaßes tritt erst östlich der Oder ein.

Abgedrängte Wörter

Da alle märkischen Wörter aus den Niederlanden von der Elbe- oder der Flämingstellung ausgegangen sind, müssen Wortflächen, die einen Abstand von jenen Bezirken halten, abgedrängt worden sein. Bei *Gruose* grüner Rasen hält sich der Abstand in engen Maßen: noch wird die Havel erreicht und bei Rathenow überschritten, und vom Fläming ist der Niedere Fläming noch eingeschlossen. Um so stärker ist *Härmuos*, *Härenmuës* Wiesenschachtelhalm

[1] Vgl. die Karte des nds. Synonyms *äg'* im Mecklenburgischen Wb. 1, 225/26.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0158



Karte 10

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0159

betroffen: seine Westlinie deckt sich vom Haff bis Küstrin mit der Oder und begreift nur einen Streifen am Westufer des Haffs ein. Das Wort ist nur noch in Mittel- und Ostpommern und in der Neumark gebräuchlich (s. Karte 10). Der Fall steht, soweit das vorhandene Material an Wortkarten eine Aussage gestattet, für sich da. Man möchte dem Wort seinen ndl. Charakter bestreiten; doch liegen ausreichende Gründe dafür vor. Es bleibt daher nur übrig, eine ganz ungewöhnliche Abdrängung festzustellen. Deren Ursache ist unbekannt. Obgesiegt hat in der gesamten Mittelmark das ursprünglich nur den Sumpfschachtelhalm bezeichnende *Kattenstart*. Hinzu tritt aus einer Sprachatlaskarte der Fall des *schnell* schön am Ostrande des Lehnwortgebietes, den ein einziger westlicher Beleg als ndl. sichert. Dem Sammelstoff des Brandenb. Wb. entstammt das nur in der nördlichen Neumark aufgefundene *verhissen*.

DIE MÄRKISCHE SPRACHSPHÄRE

Außer dem Nutzen, den im zweiten Hauptteil der Arbeit die Ausdeutung der Wortkarten gewährt, begünstigen die Untersuchung die Reichhaltigkeit des Stoffes an Wörtern, Lauten, Formen, Wortbildungen und syntaktischen Erscheinungen. Ihr ist ferner die Größe des Raums förderlich. Dessen Geschichte zieht sich in das der Ansiedlung der Niederländer folgende Jahrhundert hin und nimmt dieses noch ganz in Anspruch. Der Zeitraum von anderthalb Jahrhunderten wirkt somit auf das Sprachgut, das durch die ndl. Einwanderer ins Land gekommen ist, ein. Alle Vorgänge der politischen Besitzergreifung der einzelnen märkischen Landschaften und der Ansetzung deutscher Bürger und Bauern lassen ihre Spuren an den ndl. Entlehnungen zurück. Nicht nur Unterschiede der Wortformen, sondern vor allem neue Lautwandlungen, die sich erheblich von der Gestalt, welche die Laute der ersten Ansiedler besessen haben, entfernen, aber doch die in ihnen vorliegende Anlage wahren, zeugt der größere Raum. Sie erst geben die Möglichkeit, die Eigenschaften der entlehnten ndl. Sprachbestandteile voll zu erkennen. Die Siedlersprache gelangt in der Mark zu einem Wachstum, das mehrfach von der Entwicklung der Mundarten in der Heimat abweicht, ohne daß sich in ihm andere als die ererbten Eigentümlichkeiten entwickelten. Die neuen Züge sind den alten verwandt, bleiben aber den Sprachformen des Nd., d. h. des Nds. fremd. Auch sie sind nützliches Mittel der Forschung, die darauf ausgeht, das Ndl. vom Nds. zu scheiden. Selbst Zonen, welche das nds. Sprachgepräge beherrscht, liefern an der Umformung, welche in ihnen gewisse ndl. Laute durchmachen, ein für die Forschung wertvolles Erkenntnismittel, indem die neue Lautform den Ausgangszustand der ndl. Laute kennzeichnet. In den vorhergehenden Teilen sind Folgerungen aus diesen geschichtlichen Vorgängen in bezug auf die Kerngebiete der ndl. Ansiedlungen und die Wanderwege, welche das ndl. Lehngut eingeschlagen hat, gezogen. Spätere Erörterungen werden sich mit den Einflüssen, die vom Ostmd. ausgehn, und mit der Lage an der Mittelelbe befassen. Das Verhältnis der Mark zu Ost-

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0160

falen gleicht in methodischer Beziehung der Stellung, welche Oldenburg zu Bremen einnimmt. Hier ist die Raumweite dem Untersuchungsverfahren von Nutzen. Der ostfälische Sperrdamm für die ndl. Sprachbestandteile hält stets stand, wenn das nordnds. Gebiet ndl. Wörter aufnimmt. Von Westfalen ist dabei ganz abzusehen, da es im Verbande mit dem Ndl. steht. Diesen Vorteil methodischer Sicherheit raubt das stürmische Wort *Erpel* nicht. Sein Auftreten an der Weserlinie mußte daher vorweg erklärt werden, damit Zweifel an dem methodischen Wert der ostfälischen Eigenstellung nicht die folgenden Ausführungen überschatten. Dieselbe Vorkehr ist in bezug auf das Vorkommen einzelner Wörter, die am Harz und im Braunschweigischen stehn, zu treffen. Dieses stützt sich nachweislich auf Siedlung von Niederländern, die als Vorposten in den östlichen Rand Ostfalens vorgeschoben sind. Solche linienmäßige Erweiterung der ndl. Sprachzone bedarf des Nachweises der aktiven und dynamischen Ausweitung nicht; sie beruht auf geschichtlichen Vorgängen der Landzuweisung. Die Vorteile, welche die Dialektgeographie der Untersuchung des ndl. Sprachschatzes in Mecklenburg und Pommern bietet, sind oben dargelegt. Die Sprachzeugnisse machen den geringeren Bestand an geschichtlichen Nachrichten gegenüber den Siedlungsgebieten, die im ersten Hauptteil untersucht werden, wett und ersetzen sie.

Geschichte der Siedlung im Osten

In Thüringen

Kargs Versuch[1], die ndfrk. Wörter *Mötschegiebchen* Marienkäferchen und *Kaldaunen* an der oberen Saale und die weit verteilten Belege der Aussprache *kanz* ganz, die sogar südlich des Thüringer Waldes im Kirchenbezirk Coburg auftreten, aus alten Beziehungen zwischen diesen Gebieten und dem Rhein abzuleiten, verdient Beachtung. Da Zeugnisse ndl. Siedlung fehlen, darf man aus der Verbindung des Kölner Erzbistums mit dem Bezirk um Saalfeld und in der Coburger Pflege seit der Mitte des 11. Jahrhunderts[2] auf den Zuzug nicht nur niederrheinischer, sondern auch niederländischer Siedler schließen. Auch die Besitzungen der Grafen von Orlamünde an der oberen Saale hatten in dieser Zeit Beziehung zum Rhein[2]. Ferner hat man in Erfurt flämische Rechts- und Sprachspuren entdeckt[3]. Die Flurnamen *Dunk, Dunke* bei Sondershausen und Arnstadt bezeugen ebenso die Anwesenheit von Niederländern. Die *Mandel* ist in Thüringen nur eine Art der Getreidegarbenstände, aber eine so bedeutende, daß sie im Lande entstanden und nicht erst von Osten eingeführt sein muß. So gering die geschichtlichen Nachweise noch sind, die sprachlichen Belege wiegen schwer genug, um an Niederlassungen von Niederländern als ihre Ursache denken zu können. Eine urkundliche Nachricht bezeugt ndl. Siedler in

[1] Flämische Sprachspuren in der Halle-Leipziger Bucht 50.
[2] Ebda 20 f.
[3] Ebda 26 und Fußn. 2. Verwiesen sei auch auf *Stöne* f.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0161

der Nähe von Naumburg im alten Tribun. Aus Anlaß der Verlegung des Zisterzienserklosters Schmölln nach Pforte, dem heutigen Schulpforta, nennt die Bestätigungsurkunde des Bischofs Udo von Naumburg im Jahre 1140[1] die Grenzen und den Pfad der Holländer von Tribun ('usque ad terminos *Hollandensium*'; 'usque ad semitam, quę *Hollandensium* dicitur'), woraus hervorgeht, daß die Holländer vor diesem Zeitpunkt angesetzt waren. Im Jahre 1152 bestätigt Bischof Wichmann von Naumburg die Rechte der von seinem Vorgänger Udo in Tribun angesiedelten Holländer: 'cuidam populo de terra, que *Hollanth* nominatur, . . . hoc privilegium contuli'. 1153 ist die Rede von den 'novalia *Hollandensium*', und 1154 schenkt Wichmann dem Kloster je 'unum *Hollandensem* mansum'[2]. Die Kolonen haben Zollfreiheit und das Näherrecht beim Verkauf ihrer Güter, wählen ihren Schulzen und haben das Beweisrecht durch Eid. Andere Bestimmungen setzen den Erbgang auf den entfernten Erben nach Jahr und Tag und die jährlichen Abgaben, zur Hälfte am Jakobi- und am Martinstage zahlbar, auf 8 Schilling fest. Seit 1209 lautet der Ortsname *Flaminghe*, der in *Flemmingen* übergeht.

Im Osterland

Deutlicher als für Thüringen sprechen die stärkeren ndl. Sprachspuren und die scharf abgrenzbare Fläche, in der sie verbreitet sind, für ndl. Siedlung im Osterlande. Die Sprachkarten 2 bei Karg für *Bänert* Handkorb, 5 für *habbe* habe, 7 für *Kaldaunen*, 10 für *Salzkippchen* Salznäpfchen, 14 für die Fortisaussprache des anlautenden *g* und die Lenisaussprache des anlautenden *k*, 15 für die Gebiete, in denen 'ganz' mit *j-*, *ch-* und *k-* gesprochen wird, zeigen die Übereinstimmung mit den politischen Grenzen der Karte 16 und der Ausdehnung des flämischen Erbrechts auf den Karten 17 und 21. Der Anstoß zu der Berufung von Niederländern ging vom Magdeburger Erzbischof Wichmann, der als Bischof von Naumburg den Nutzen für die Erschließung des Landes an der von ihm bestätigten Kolonie in Flemmingen beobachtet hatte, aus. In seinem Gefolge wetteiferten die Bischöfe und Äbte seines Sprengels in dem Ausbau eines großzügigen Siedlungsunternehmens. Karg vermutet mit Recht, daß die Grafen von Brehna als weltliche Vertreter und Lehensträger des Erzbischofs seine Absichten gefördert haben. Die Urkunden berichten 1154, daß Bischof Gerung von Meißen das Dorf Kühren bei Wurzen Einwanderern aus Flandern angewiesen hat[3], 1160, daß derselbe die Vergebung der Wüstung Buch-

[1] Kötzschke[2] 27.

[2] Ebda 27.

[3] Kötzschke[2] 27 f.: 'quod . . . strenuos viros ex *Flandrensi* provincia adventantes in quodam loco inculto et pene habitatoribus vacuo collocaverim . . . et . . . villam eandem, que Coryn dicitur, . . . tradiderim'. Die Siedler entrichten für den Besitz der 18 Hufen 4 Talente und an Jahreszins 30 Schillinge, außerdem 30 Pfennige für ein *zip* genanntes Recht. Sie haben einen Schulzen und geben den Zehnt von allem außer von Bienen und Flachs. Unter dem *Zipkorn* ist nach Ed. O. Schulze, Ndl. Siedelungen 129 wahrscheinlich eine Abgabe zu verstehen, die wie der *Varschilling* eine Befreiung von der *Vare* bezweckte.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0162

witz bei Eilenburg an Neusiedler durch den meißnischen Domherrn Anselm genehmigt[1], und 1185, daß Bischof Martin von Meißen einen Vertrag mit den teils nach Hallischem, teils nach Burger Recht angesiedelten Einwohnern von Löbnitz an der Mulde südöstlich Bitterfeld schließt[2]. Im Einverständnis mit dem Landesherrn, dem Markgrafen Albrecht, verkauft Abt Arnold des Klosters Ballenstedt die vordem von Slawen bewohnten Dörfchen Nauzedele und Nimiz, deren Gemarkungen zur Flur der neuen Anlage von Naundorf vereinigt werden, an Flamländer[3]. Ferner ist 1160 anscheinend die Besetzung des Dorfes Pozelewe, des späteren Vockerode östlich Dessau, zu flämischem Recht in Aussicht genommen[4]. Mit diesen urkundlichen Zeugnissen ist die große Aufbauarbeit der ndl. Zuzügler nicht entfernt erfaßt. Allein an Orten, die den Namen der am stärksten beteiligten Siedlergruppe der Flamen, in den Urkunden *Flamingen* genannt, weiterführen, gibt es im Saale-Mulde-Gebiet deren fünf, die zu der Kolonie bei Schulpforta hinzutreten: nach der Aufzählung bei Karg 35 *Neuflemmingen* bei Halle, *Flemmingen* bei Altenburg, ein anderes bei Hartha, einen Ort *Flemsdorf* in der Nähe von Delitzsch und ein *Flämingsthal*, das zum Rittergut Kleinwölkau Kr. Delitzsch gehört. Hervorsticht die *Fläminger-Sozietät* in Bitterfeld, die bis zum Jahre 1873 bestanden hat, eine Genossenschaft ähnlich den ob. S. 114 ff. in der Goldenen Aue angeführten. Diese hatte die sogenannten *Flämingshufen* und das *Flämingsholz* in Besitz; die Genossen hießen in älteren Urkunden *Fleminger*, das Gesetzbuch der Sozietät von 1587 gebraucht dafür die Form *Flemiger* (É. de Borchgrave, Histoire des colonies belges, qui s' établirent en Allemagne pendant le XIIme et le XIIIme siècle 362), noch 1776 erscheint die Wortform *Flemmiger* (ebda 355); 1576 werden die *gemeinen Flemingesgutter* erwähnt, und 1783 wird eine Flurstelle *Flemmings Busch* genannt[5]. Ein anhaltisches Amtsregister führt 1547/49 '1 wiese und ein holzfleck, gnant *die Flemische Wiese*, ligt bey der Elbe zwuschen Aken und Cone (Groß-Kühnau)' an[6].

Mit Ausnahme der Siedlung Flemmingen bei Schulpforta haben nach den Angaben der Urkunden alle ndl. Kolonien flamländischen Zuzug erhalten oder in Aussicht gehabt. Über den Wechsel der Bezeichnung am erstgenannten Orte ist berichtet. Nehmen wir die übrigen Fälle als gewollte Herkunftsbestimmung

---

[1] Kötzschke[2] 29: die Stammeszugehörigkeit der Siedler wird nicht mitgeteilt, doch ist auf Niederländer aus den Rechten, die gewährt werden, zu schließen. 10 Jahre sind sie zinsfrei, danach beträgt der Hufenzins 2 Schilling, halb zu Michaelis, halb zu Martini; der Kaufpreis beläuft sich je Hufe auf 6 Pfennig, so niedrig, weil der Boden erst gerodet werden mußte. Alles was sie später vom Ödland urbar machten, sollte ihnen nach Erbrecht gehören.

[2] Kötzschke[2] 29. Der Inhalt des Vertrages ist ob. S. 134 behandelt.

[3] Ebda 30: die Gemarkung umfaßt nach der Zusammenlegung der Slawendörfer 24 Hufen. Als Zins sind 2 Scheffel Roggen, 2 Scheffel Weizen und 2 Schilling zu Martini zu entrichten und der Zehnt abzuführen.

[4] Ebda 31: Markgraf Albrecht gibt das dem Kloster gehörige Dorf zu Lehen und behält dem Kloster den Zehnten vor, wenn das Gelände besiedelt wird.

[5] Die Angaben nach Karg 36, wo die Literatur mitgeteilt wird.

[6] Reinhold Specht 1, 224.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0163

im Sinne des unten S. 163 erörterten Begriffs *flämisch*, so ist der deutliche Unterschied im osterländischen und märkischen Lehnwortschatz zu erklären. Der Ausdruck flämisch ist von solch räumlicher Weite, daß sich in ihm die bezirkssprachlichen Unterschiede, die in den beiden Räumen erkennbar sind, unterbringen lassen. Aus Kargs Wort- und Lautliste eignen sich *Keckert* und *Mōtschegiebchen* zur Bestimmung der Siedlerheimat. Der Leidse Taalatlas 1, 1, Karte 12 zeigt ein *kikker* 'Frosch'-Vorkommen im Stromgebiet der Mitte und nördlich davon und an der Küste bis einschließlich Seeland, die Form *koew* Kuh, welche dem zweiten Wortteil von *Mōtschegiebchen* zugrunde liegt, ist auf der Karte 1, 2, Nr. 11 im Nordteil von Niederländisch-Limburg und einem Oststreifen Nordbrabants eingezeichnet, im Anschluß an ein Vorkommen am deutschen Niederrhein (vgl. Karte 13 bei Karg S. 15). Aus Nordbrabant, Limburg und dem deutschen niederrheinischen Gebiet sind nach diesem sprachgeographischen Ergebnis demnach die Besiedler der osterländischen Kolonien gekommen. Sie konnten mit dem Namen *Flamingi* bezeichnet werden.

An der Mittelelbe

Die Größe des Werkes tritt anschaulich hervor in dem Bericht der Chronica Slavorum des Priesters Helmold. Die Chronik ist in den Jahren 1163 bis 1172 geschrieben, ihr Verfasser war Pfarrer in Bosau am Plöner See. Er hatte dort die segensreiche Wirkung der Flamensiedlung im Gau Eutin mit eigenen Augen beobachtet und besaß also Verständnis für das weit mächtigere Unternehmen an beiden Ufern der Mittelelbe. Zwar kannte er die Vorgänge an der Mittelelbe nicht vom Augenschein, doch sind die seinen Angaben entgegengebrachten Zweifel[1] angesichts der dialektgeographischen Tatsachen hinfällig geworden[2], lediglich der Ausdruck Böhmerwald ist nach Kargs Untersuchung enger zu fassen und auf die Grenze zwischen dem Oster- und dem Pleißner Land zu beziehen. Die Stelle lautet im Buch 1, Kap. 89 (88): 'In tempore illo orientalem Slaviam tenebat Adelbertus marchio, cui cognomen Ursus, qui etiam propicio sibi Deo amplissime prosperatus est in funiculo sortis suae. Omnem enim terram Brizanorum, Stoderanorum multarumque gentium habitantium iuxta Habelam et Albiam misit sub iugum et infrenavit rebelles eorum. Ad ultimum deficientibus sensim Slavis misit Traiectum et ad loca Reno contigua, insuper ad eos qui habitant iuxta oceanum et patiebantur vim maris, videlicet Hollandros, Selandros, Flandros, et adduxit ex eis populum multum nimis et habitare eos fecit in urbibus et oppidis Slavorum. Et confortatus est vehementer ad introitum advenarum episcopatus Brandenburgensis necnon Havelbergensis, eo

[1] Vertreten von A. v. Wersebe, Über die niederländischen Colonien[2] 446 ff.; eingehend behandelt und am entschiedensten verfochten von Theod. Rudolph, Die niederländischen Kolonien der Altmark im XII. Jahrhundert (Berlin 1889) 9 ff.

[2] So urteilt R. Kötzschke in Ebert-Frings, Kulturräume 104 unter Berufung auf Kargs Schrift.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0164

quod multiplicarentur ecclesiae et decimarum succresceret ingens possessio. Sed et australe litus Albiae ipso tempore ceperunt incolere Hollandrenses advenae; ab urbe Saltvedele omnem terram palustrem atque campestrem, terram quae dicitur Balsemerlande et Marscinerlande, civitates et oppida multa valde usque ad saltum Boemicum possederunt Hollandri.' Sie besagt, Albrecht der Bär habe in dieser Zeit (1157)[1] das Land der Brizanen (die Prignitz) und der Stoderanen (das Havelland) und anderer Stämme an Havel und Elbe unterworfen, danach (1159/60 nach seiner Rückkehr von einer Pilgerfahrt zum gelobten Lande) habe er Boten nach Utrecht und in die Gegend am Rhein (dem Alten Rhein) und weiter zu den Anwohnern des Ozeans, welche unter der Gewalt des Meeres zu leiden hatten, nämlich zu den Holländern, Seeländern und Flandrern, geschickt, von ihnen eine sehr große Menge Volks herbeigeführt und ihnen in den Städten und Flecken der Slawen Wohnsitze angewiesen. Diese Einwanderung habe die Bistümer Brandenburg und Havelland beträchtlich gehoben, indem sich die Zahl der Kirchen vermehrte und der Ertrag der Zehnten erheblich steigerte. Aber auch das Südufer der Elbe hätten damals holländische Einwanderer zu bebauen angefangen; von der Stadt Salzwedel an hätten diese Holländer alles Sumpf- und Ackerland besessen, nämlich das Balsemer- und Marschinerland (die Gegend um Stendal und die Wische zwischen Arneburg und Werben) mit sehr vielen Städten und Dörfern bis zum Böhmerwald. Außer der Ansetzung von bäuerlichen Kolonen ist davon die Rede, daß sie Städte 'besessen' hätten. Hier muß gewiß von Helmolds Bericht ein kräftiger Abstrich erfolgen, da die Städte deutsche Gründungen sind. Indessen war der Zuzug Handel- und Gewerbetreibender in einige Städte recht ansehnlich, wie wir etwa von Burg erfahren, wo unter den Kaufleuten, denen 1179 Wichmann 20 Budenplätze auf der Messe zu Magdeburg verleiht, folgende Flamländer genannt werden: 'Wilhelmus Flamiger, Giselbrecht de Thiest, Lambrecht de Lovene, Reinerus de Brosle' (Urk.-B. d. Erzstifts Magdeburg 1,476). Auch in Stendal wird starke ndl. Einwanderung angenommen, und das gleiche trifft für andere altmärkische Städte zu. Außer acht läßt Helmold die bedeutende Tätigkeit des Erzbischofs Wichmann und hat auch die gleichlaufenden Bemühungen der anderen Kirchenfürsten unerwähnt gelassen. Doch rundet erst deren Anteil das Bild, und der Gesamterfolg ist dem zielbewußten Vorgehen aller an der Gewinnung deutscher Ansiedler interessierten obrigkeitlichen Stellen zu danken. Dürftig im Vergleich mit der Vorstellung, die Helmolds Bericht erzeugt, ist die Zahl der urkundlich beglaubigten Nachrichten, ein Zeichen der Verluste, die diese geschichtliche Quelle erlitten hat. Markgraf Albrecht erscheint nur in einer Urkunde: er schenkt 1160 dem Johanniterorden die Kirche zu Werben an der

[1] Diese Angabe bezieht sich auf die Wiedergewinnung der Feste Brandenburg im Jahre 1157 und die endgültige Niederwerfung des Havellandes, nachdem die Zauche bereits seit 1130, die Prignitz wahrscheinlich seit 1136 und seit 1150 das Havelland zum Hoheitsbereich Albrechts gehört hatten.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0165

Elbe und dazu 6 Hufen holländischen Maßes in einem benachbarten Dorfe[1]; sein Nachfolger, Markgraf Otto, schenkt 1170 dem Bistum Havelberg die Dörfer Dalchau und Drusedow und halb Losse in der Altmark und fügt der Schenkung aus den Einkünften, die ihm die am jenseitigen Ufer der Elbe sitzenden Holländer entrichten, jährlich 50 Schillinge für die Beleuchtung und die Ausbesserung der Dächer des Havelberger Doms hinzu[2]. Dem Havelberger Bistum hatte bereits 1150 der König Konrad III. einen durchgreifenden Aufbau zugedacht, als er dem Bischof einen Schutzbrief erteilte, in welchem er ihn ermächtigte, Siedler anzusetzen[3]. Mehr Urkunden Wichmanns sind erhalten, die von der Siedlung zeugen. 1166 bestätigt dieser Kirchenfürst den 1158 geschlossenen Vertrag des Dompropstes Gerhard mit den Unternehmern Burchard und Simon, durch welchen diesen das Dorf Krakau gegenüber Magdeburg zum Anbau als erblicher Besitz verkauft worden war. Die anzusetzenden Bauern sollen holländisches Recht genießen und 12 Pfennig von der Hufe und den Zehnt entrichten. Ein Drittel des Zehnts fließt an die Pfründe der Kanoniker, ein Drittel erhalten die Dorfkirche und ihr Pfarrer, das letzte Drittel steht dem Besitzer des Dorfes zu[4]. 1159 übergibt Wichmann dem Heribert das Dorf Pechau, an der Alten Elbe südöstlich dem vorigen gelegen, zur Besiedlung nach dem Landrecht von Burg, d. h. nach flämischem Recht, da in ihm die Halbteilung des Erbguts vorgeschrieben ist; dieses Recht sollen auch die Erwerbungen in Nachbardörfern haben[5]. Im selben Jahre tut er das Dorf Wusterwitz an der Havel an den Heinrich und die mit ihm gekommenen Flamländer nach dem Rechte von Schartau aus und gewährt, wie in Pechau, den Kolonisten Befreiung vom Burgdienst. Den Heinrich setzt er als Schulzen ein und verleiht ihm die niedere Gerichtsbarkeit. Für jede Hufe haben die Bebauer einen Zins von 2 Schilling zu Martini zu zahlen und den Zehnt abzuliefern. Auch wird dem Dorfe ein Jahrmarkt nach dem Recht von Magdeburg verstattet und Zollfreiheit für 5 Jahre gewährt. Außerdem wird ein Grundzins von 6 Pfennig je Hufe festgesetzt[6]. Um dieselbe Zeit wird der Wald Schartau bei Burg an einen N. aus dem Nachbardorf Niegripp, wohl dessen Lokator, zur Ansetzung von Bauern vergeben. Der Unternehmer erhält die Vogtei zu Lehen. Die Hufen umfassen 40 Morgen. Den Bewohnern wird das Recht von Lindow, welches sie gewählt haben, zugestanden. Die Hufe hat jährlich 2 Schilling an Zins und einen zur Bede, ferner den Zehnten und außerdem den *Wozop* genannten Zins zu tragen. Die Ansiedler sind zum Deichbau verpflichtet und haben das Recht des Fischfangs innerhalb bestimmter

[1] Riedel I 6, 10: 'sex mansos *Hollandrensis* dimensionis'.

[2] Ebda I 2, 441: 'de reditibus, quos nobis *Hollandigene* super ripam Albis positi rite persolvunt'.

[3] Ebda I 2, 438: 'habeat facultatem ibidem ponendi et locandi colonos de quacunque gente voluerit vel habere potuerit'.

[4] Kötzschke[2] 32.

[5] Ebda 33 f.: 'eam iusticiam, quam ius burgense vocant'.

[6] Ebda 34. Zum Recht von Schartau vgl. die folgende Urkunde.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0166

Grenzen[1]. Schließlich überträgt der Erzbischof im Jahre 1164 die wüste Dorfstätte Poppendorf ('Popendhorpstide') östlich Magdeburg bei dem Orte Biederitz an Werner von Paderborn und Gottfried, damit sie neue Bewohner ansetzen, die das Sumpf- und Wiesenland, das außer Grasung und Heuertrag nichts liefert, trocken legen und durch Beackern und Säen fruchtbar machen sollen. Der Hufenzins wird auf 2 Schilling und die in der rechtselbischen Provinz allgemein Wozop genannte Abgabe auf 2 Scheffel Roggen und 2 Scheffel Hafer festgesetzt, außerdem ist der volle Zehnt zu geben. Den Bauern wird das magdeburgische Marktrecht und Befreiung von dem Burgdienst zugestanden, aber die Deichpflicht auferlegt[2]. Zwischen 1180 und 84 ordnet Bischof Dietrich von Halberstadt die Rechtspflege einer künftigen Siedlung von Holländern im Bruchland zwischen Oker und Bode, am Großen Graben. Der Plan sieht mehrere Dorfanlagen von je 50 Hufen vor und verspricht die üblichen Rechte der ndl. Kolonisten[3]. Die Magdeburger sind es vor allem, die nach dem Osten ausgreifen. Der Erzbischof nimmt das Land Jüterbog in Besitz und widmet ihm seine besondere Sorge. 1171 stiftet er in diesem Gebiet das Kloster Zinna, 1174 verleiht er der Stadt Jüterbog das magdeburgische Stadtrecht. Ferner erwirbt er die Herrschaft Dahme sowie Leibchal und Pretzschau an der Spree und Niemitzsch an der Neiße[4]. Von einer Besiedlung dieser Gebiete mit Niederländern erfahren wir nur mittelbar: in der Urkunde von 1174 wird eine Brücke der Flamen innerhalb der Stadtgemarkung Jüterbogs genannt[5], und 1185 gibt Wichmann dem Kloster Nienburg an der Saale tauschweise eine Landfläche von 100 geschlossen liegenden Hufen flandrischen Maßes im Lande Jüterbog[6]. In gleicher Weise wurden in der von Magdeburg abhängigen Grafschaft Brehna Niederländer ins Land gezogen. Eine Reihe von Punkten von der Elbe bis nach Dobrilugk weist flämische Hufen auf: in Prettin nördlich Torgau und gegenüber auf dem rechten Elbufer in Dommitzsch an der Schwarzen Elster; 1177 bestätigt Markgraf Dietrich von der Lausitz dem Kloster Gottesgnaden bei Calbe 60 flämische Hufen an diesem Flusse; an der Princznitz hat es flämische Hufen gegeben, und in Zahna nordöstlich Wittenberg werden sie urkundlich noch 1513 aufgeführt; 1199 ist von 8 flämischen Hufen in Dobrilugk die Rede[7]. Der berechtigte Zweifel, ob diese Nachrichten in jedem Falle

[1] Kötzschke[2] 35 f.: 'ius Lindowis, quod elegerunt'. Das Recht von Lindow kann nach Ed. O. Schulze, Die Kolonisierung und Germanisierung der Gebiete zwischen Saale und Elbe (1896) 161 Fußn. 2 nichts anderes sein als das Recht der Siedler im Burgward Lindau bei Zerbst. *Wozop* war ursprünglich ein Körnerzehnt der Slawen Ed. O. Schulze, Ndl. Siedelungen 130.

[2] Kötzschke[2] 36.

[3] Ebda 37.

[4] Karg 33.

[5] Kötzschke[2] 48: 'ultra pontem *Flemingorum*'.

[6] Ebda 30: 'centum mansos contiguos ad mensuram *Flandrensium* mansorum'. Die erzbischöflichen Ministerialen wiesen unbebautes Waldland zu, woraus erhellt, daß auf diesem Lande keine Niederländer seßhaft waren. Aber die häufige Verwendung des flämischen Hufenmaßes wird doch aus der Urkundenstelle ersichtlich.

[7] Karg 35 f.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0167

ndl. Kolonien bezeugen, wird durch den sprachlichen Befund behoben. Man ist geradezu betroffen durch den Verlauf der Südgrenze des Vorkommens ndl. Sprachgutes an der Linie, welche die angeführten Ortspunkte verbindet. So ist auch die Angabe, daß der Erzbischof 1178 im Fiener Bruch 6 Hufen, die in die Länge und Breite nach holländischer Weise vermessen sind, der Kirche zu Jerichow schenkt, als ein Hinweis auf ndl. Besiedlung des Landes Jerichow zu werten[1]. Deutlich spricht für Niederländersiedlung der Name *Fläming* des Höhenzuges am Südwestrande der Mark und des gegenüber Magdeburg gelegenen Landstrichs, der früher denselben Namen trug. Die zwei Gebiete scheiden die Annalen des Magdeburger Pfarrers Torquatus († 1575). Torquatus nennt erstens eine alte *Flamingia* im Bezirk Jüterbog, welche von Loburg bis zur Lausitz und dem Meißener Lande reicht, die *die dürre Fleming* heiße, und eine zweite, an jene angrenzende *Flamingia*, die sich von der Elbe bei Magdeburg nach Osten bis zur Mark, nach Norden bis zur Stremme, nach Süden bis zur Stadtgemarkung von Gommern und Leitzkau erstrecke und die Städte Burg, Genthin, Möckern und Loburg umfasse[2]. Auf die zweite bezieht sich ein Magdeburger Schöppenspruch von 1539: 'an einem Ort Landes, nahe bey Magdeburg, gelegen über die Elben, im *Fleming* genannt' (E. de Borchgrave, Histoire des colonies belges 564). Joh. Chr. Beckmann, Hist. d. Fürstent. Anhalt (1710) 1,22[b] führt einen zeitgenössischen Vers mit den mundartlichen Namen von neun dieses Gebiet bildenden Dörfern und Städten an: 'Ladeburg und Leitsch (Leitzkau), Kalitsch (Kalitz) und Breitsch (Brietzke), Ziepell und Zedemidt (Zeddenick), Bühne (Büden) und Nedelitz sein neun Dörfer und Corit (Karith)'. Die Ansicht, daß der Name *Fläming* des Höhenzuges auf die auf ihn wohnenden Flamen zurückgehe, findet sich bereits bei Melanchthons Schwiegersohn Caspar Peucer, wie Seelmann a. a. O. bemerkt, und auch Torquatus teilt sie. Die an diesen Gebieten haftenden Sprachzüge vor Augen, zögern wir nicht, eine weit stärkere Durchdringung mit ndl. Siedlern anzunehmen, als sie durch die vorhin mitgeteilten Nachweise belegt ist. Die Rolle, welche das holländische und flämische Maß bei den zugeteilten Hufen gehabt hat, legt den Gedanken nahe, daß der Flurname *Mate*, dem wir im Lande Jerichow und auf dem Fläming begegnen, die Erinnerung an jene Abmessung der Ackeranteile bewahre. Bathes Auffassung, daß in ihm und anderen Flurnamen derselben Art die ndl. Stammeszugehörigkeit der ersten Landnehmer nachklinge, erscheint somit begründet. Wir dürfen auch diejenigen Flurnamen, welche nur den Einwanderern geläufig waren und über die beschriebenen Umkreise nicht hinausgedrungen sind, Namen wie *Waal Weel* und diejenigen, welche *Dunk* enthalten, als

[1] Kötzschke[2] 38: 'sex mansos in palustri silva, que Vinre dicitur, sitos et *Hollandigenarum* more per longum et latum dimensos'. Daß bereits Dompropst Hartwig Niederländer um Jerichow angesetzt habe, machen die unruhigen Zeitverhältnisse unwahrscheinlich. So urteilt zutreffend Th. Rudolph, Die ndl. Kolonien 73.

[2] W. Seelmann im Nd. Jb. 49, 59 f.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0168

ein gleichwertiges Zeugnis betrachten. Vor allem aber sei nicht außer acht gelassen, daß die beiden Flämingbezirke einen Reichtum an ndl. Spracherscheinungen besitzen, der uns berechtigt, sie als Siedlungskerne auszugeben. Dialektgeographie und Siedlungsgeschichte einen sich zu gegenseitiger Bestätigung. In dieser Hinsicht wäre endlich eine Fortführung der von Friedrich Adler 1861 begonnenen Untersuchung der Backsteinkirchen auf beiden Ufern der Elbe und deren Beziehung zu den ndl. Siedlern[1] und eine vorsichtige Verwertung der Personennamen zu wünschen.

Die niedrige Lage des Bodens im Bereich der Havelmündung verlangte Leute, die fähig und geschickt waren, die Sümpfe trocken zu legen und das Land vor Überflutung zu schützen. Hier waren nur Ansiedler am Platze, die aus dem mittleren Stromgebiet und von der Meeresküste in den Niederlanden, wo ihnen das Deichwesen und die Marschenwirtschaft geläufig waren, stammten, also aus den Gegenden, die Helmold aufzählt: Utrecht, Alter Rhein, Holland, Seeland, Flandern. Die Urkunden gebrauchen die Bezeichnung *Holländer* und *holländische* Hufen; sie sind mit den dargelegten Verhältnissen im Einklang, sie finden schließlich in der besonderen Lautform und dem eigenen Wortschatz der ndl. Entlehnungen, die in der Altmark, dem Kattenwinkel und dem Kreise Jerichow 2, zum Teil auch im Havellande vorkommen oder auf dem nördlichen Wanderwege über die Oder gegangen sind, wie *Hespe*, die volle Bestätigung. *Fähne* Fenn, *Lot-* in *Lotding* und dem mittelpommerschen *Lotstieg*, welches aus der Altmark stammt, *Wenderick*, der Flußname *Rhin*, das nordndl. *Hespe* weisen zusammengenommen in die Mitte der nördlichen Niederlande, die bis Magdeburg südwärts beobachtete Umlautlosigkeit und die Entrundung, die in das Havelland und die Zauche übergreift, sind auf die ndl. Küstenstriche zu beziehen. Daß damit Flandern einbegriffen sei, läßt sich aus der Sprachform des Lehngutes nicht abnehmen. Bei der geplanten Urbarmachung des Großen Bruches hat man gleichfalls an holländische Siedler gedacht. Der Ausdruck *Flamländer* und *flämisch* der geschichtlichen Überlieferung ist nach dem sprachlichen Zustande der Entlehnungen jedenfalls nicht mit einem Küstenstreifen Westflanderns zu verbinden, sondern faßt *flämisch* als Sammelbegriff für die Binnenlandschaften des Südens, also Ostflandern und hauptsächlich Brabant, und stimmt zu dem Brauch des 12. Jahrhunderts, der die Bezeichnung *brabantisch* noch nicht kannte. Diesen Sinn legen wir daher dem alten Ortsnamen *Flämisch Stöckheim* bei Salzwedel, 1347 als Wüstung *Flämisch Stöcken* aufgeführt, und dem *Flämingsgrund* in Westerhausen bei Quedlinburg bei. Die höher liegenden Landstriche der Mitte der Altmark werden kaum Deichbauer angelockt haben. *Flämisch Lichterfelde* in der Wische dagegen lehrt einen Wandel in Ge-

[1] Friedrich Adler, Die niederländischen Kolonien in der Mark Brandenburg, in: Märkische Forschungen 7 (1861), 110—127; ders., Ursprung des Backsteinbaues in den baltischen Ländern, in: Festschrift der kön. Technischen Hochschule zu Berlin (Berlin 1884) 177—212, darin 194 eine ergänzende Liste der Backsteinkirchen in der Altmark und der Mark.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0169

brauch der beiden Stammesbezeichnungen kennen: *holländisch* weicht vor *flämisch* zurück, und *flämisch* setzt sich im Laufe der Zeit im Bereich der märkischen Siedlungssphäre durch. Daß dieser Vorgang im Elbe-Saale-Raum sehr früh beginnt, lehrt der Fall *Flemmingen*, wo schon 1152 die Ankömmlinge aus dem Lande Holland auch Flamländer genannt werden[1] und seit 1209 der ältere Ortsname Tribun dem neuen *Flemmingen* Platz macht. In der Dobrilugker Gegend verraten die Lautform *Fähn* und das Wort *Wännerich*, daß die stammheitliche Zugehörigkeit der Zuwanderer dieselbe wie in der Altmark ist. Trotzdem wird 1199 für diese Gegend von *flämischen* Hufen gesprochen. So sehr überwog in der Mark die Vorstellung, daß alle Niederländer Flamen seien. Überblickt man das gesamte ndl. Siedlungsgebiet, so zeigt sich ein Unterschied zwischen Unterweser und -elbe sowie Ostholstein einer- und dem Osterland und dem mittelelbischen Raum anderseits: dort deckt sich der urkundliche Gebrauch der Ausdrücke *Holländer* und *Flamländer* mit dem sprachlichen Zustande des Lehngutes und wandelt sich nicht, während hier der Ausdruck *holländisch* nur zu Anfang die zusammenfassende Bezeichnung für Utrecht, Holland und wohl auch Seeland ist und *flämisch* die gesamten Binnengebiete der südlichen Niederlande und Nordbrabant meint, später aber *flämisch* allein gebraucht wird.

Der niederländische Wortschatz der märkischen Sprachsphäre

Der Wortvorrat der Einwanderer des 12. Jahrhunderts gliedert sich nach seinem Inhalt in folgende Gruppen.

Das Gelände, das sie als neue Heimat vorfanden, wies Erhebungen auf. Diese benannten sie mit den Ausdrücken: *Dunk*, *Häben*, *Hœwel*, *Hubbel*, *Hübbel*, *Hülle*, *-kop*. Für die Niederungen mit ihren Wasserlöchern und -läufen hatten sie die Bezeichnungen: *Siep; Döbbel*, *Krőwel*, *Lake*, *Maar*, *Mörtel*, *Müsse*, *Schlenke*, *Weel* oder *Waal; Bäke*, *Fliët*, *Grüppe*, *-losen*, *Sloot*, *Wäteringe*, *Waterlate; Rhin; Dodläger*, *Fenn*, *Goor*, *Quebbe*. Niedrig selbst hieß *leeg*. Über Wassergräben legten sie Fußstege, denen sie den heimischen Namen *Funder* gaben. Für eine flache Ebene gebrauchten sie den Ausdruck *Plene*. Die Ackerflur benannten sie in ihren Teilen mit *Mate*, *Line*, *Seel*, *Huok*, *Oken*, *Pirre*, *Rüle*, *Term*. Ungepflügt liegender Acker hieß *Driesch*, das ruhende und zur Weide gehegte Ackerland wurde als *Heininge* bezeichnet, die Weide trug den Namen *Ettinge*, der höher gelegene Standplatz des Weideviehs die Bezeichnung *Upstall*.

Für folgende Pflanzen setzten sie ihre heimischen Namen durch: *Gruose*, *Härenmuos*, *Klitze*, *Liësch*, *Oot*, *Päde*, *Plumpe*, *Segge; Äp*, *Else*, *Fliëder*, *Kiëne*, *Popelion*, *Werft*. Die Blüte nannten sie *Bluëße*, für Früchte und deren Teile

[1] Bischof Wichmann von Naumburg spricht von '*Hollandini* qui et *Flamingi* nuncupantur' Kötzschke[2] 26.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0170

hatten sie die Ausdrücke *Bäsinge, Kuckuluren* und *Pelle.* Üppiges Wachstum bezeichneten *gelp* und *malsch,* einen Reifezustand der Birnenfrucht *mudeke.*

Im Ackerbau einschließlich der Gartenzucht gehn die nachstehenden Wörter auf die Ansiedler zurück; als ein Ausdruck der Bestellung des Ackers: *Krenge* und *Krengelruëde;* als besondere Benennungen aus dem Bereich der Ernte: *Geresse, Mandel, Oost, Schock.* Für den Flachsbau lassen sich *Dunk, Härdel, Räke* und *plücken* aus der Siedlersprache herleiten. Die Veredelung wilder Obstbäume durch Pfropfen mit Edelreisern hieß bei ihnen *enken,* die Weiden an den Landwegen ihres Wipfels berauben nannten sie *kröppen.* In der Landwirtschaft dienten ihnen an Geräten und Geräteteilen, die den mitgebrachten Namen bewahrten: *Börje, Hülpe, Kolter, Krett, Micke, Riwe, Schake, Schalm, Schledde, Schuffel, Schüppe, Spade, Spriët, Stůnze, Tine.*

Das Haus behielt für seine Teile und Einrichtungsstücke eine Anzahl alter Benennungen bei: *Deesebom, Dörpel, Flur, Förste, Gebind, Gräner, Hängel, Hängsel, Kachel, Kettel, Klampe, Kramme, Leie, Polder, Riechel, Spinde, Sponde, Stil; klicken.* In der Hauswirtschaft wurden die heimischen Ausdrücke weiter gebraucht für: *Brockel, Läper, Lemmer, Pungel, Schlœter, Splinter; büene, rubbelig, schleek, spack.* In Hof und Ställen erinnerten an die Heimat: *Bucht, Hocken, Polder, Pütte, Tass.* Eine enge Gasse im Dorf hieß *Stege.*

Ihr Leben füllten Arbeit und Feste; auch hier hielten sie an einigen Ausdrücken ihrer Heimatsprache fest: *pœtern, prumen, schnippern, schranken; Halfachter; Drittehn.* Eigene Wörter im Bereich der Nahrung blieben bewahrt: *Kade, Kanten, Krappe, Lurke, Micke, Streußel, Stulle; bömig, kisätig, küme, sarp,* ebenso Ausdrücke für die Kleidung: *Drageband, Linte.* In das Gebiet von Sitte, Benehmen und Recht schlagen: *flämsch, geck, gludern, quiddern; Botding, Lotding, Lotstieg, Vierschare; Kossät.* Allerhand Tätigkeit, Vorgänge und Zustände im Alltag des einzelnen und der Gemeinschaft bezeichnen folgende alte Wörter: *Wissel; brengen, fehlen, glibbern, klabbern, knielen, kokeln, krabben, pissen, polken, pulen, pruschen, ruëstern, schöddern, schubben, verdalen, verhissen; brock, gämlich, nieschierig, quade, schnell.*

Am eigenen und Tierkörper benannten sie manche Teile mit Ausdrücken ihrer Heimat: *Bein, Buknagel, Elsteroge, Hœp, Knüëßel, Kutte, Päserick, Toon, Wratte; Fliëse, Liëse, Hespe, Noll.*

Nicht wenige Tiere behielten ihren alten Namen: *Beier, Färse, Moll, Muggel, Padde, Frosch, Ülling; Düwerick, Erpel, Gent, Grünsling, Hinne, Wenderick; Artisse, Dase, Miere, Pieräs.* Das Wort Vieh sprachen die Zuwanderer in heimischer Weise aus: als *Veeh.* Das Bellen des Hundes hieß bei ihnen *blaffen.*

In der Viehzucht dienten die Ausdrücke der eigenen Sprache zur Bezeichnung von Gerätschaften, Verfahren und Ertrag: *Benne, Häcksel, Kumm, Schweener, Wäteringe, wätern; gelde; hitzen, spänen; Sahne.*

Verfahren und Gerätschaften verrieten die Herkunft bei der Fischerei durch ihre Benennungen: *Grü, Luëme, plumpen, pulßen.*

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0171

Atmosphärische Erscheinungen hatten die Namen *Wasen* und *dunker, duster.*

Von den aufgezählten Wörtern sind folgende echte Synonyme: *Bäke / Fliët, bömig / sarp, Erpel / Wenderick, Frosch / Padde, kisätig / küme, plumpen / pulßen, Schake / Schalm;* in ihren Bedeutungen berühren sich und werden in einigen Landstrichen als Synonyme verwendet: *Fliëse / Liëse, Kade / Krappe.*

Mit dieser Liste ist der Bestand ndl. Wörter nicht erschöpft. Er wächst beträchlich durch Zugang aus den Abschnitten Lauterscheinungen, Flexion und Wortbildung. So sind, um Beispiele anzuführen, *Jonge, met, Spell, duch, Flöhe, Koie, Bindester* ebenso als Einwandererhabe anzusehen wie das Wortgut, das oben aufgezählt ist. Den einzelnen Gruppen der Wortliste muß man dieses Mehr hinzufügen, um ihren Inhalt abschätzen zu können.

Der Bestand an Einzelwörtern

Das Gelände

Max Bathe hat in der Festschrift für Walter Möllenberg „Zur Geschichte und Kultur des Elbe-Saale-Raumes" (Burg b. M. 1939) 87—103 den Flurnamen Dunk in der Provinz Sachsen besprochen, ihn aber zugleich in seinem gesamten Vorkommen von der Schelde bis zur Havel betrachtet. Eine Karte gibt eine Übersicht über die Provinz Sachsen, Anhalt und Thüringen, eine Skizze über das Gesamtgebiet mit Ausnahme des bremischen und ostholsteinischen Bezirks. Die dichte Belegung im Ursprungslande, dessen Grenzen eine Linie Brügge—Gent—Brüssel—Lüttich—Düsseldorf—Wesel—Rotterdam bildet, fällt auf der Skizze in die Augen. In Anbetracht des Umstandes, daß Pottmeyer allein in der Provinz Antwerpen den Namen über hundertmal angetroffen hat, tritt die Zahl der Fälle, die Bathe in seinem Gebiet mit 105 angibt, im Siedlungslande verhältnismäßig zurück, überrascht aber durch ihre absolute Menge. Diese bedeutende Anzahl vermittelt eine gute Vorstellung von dem Umfang und der Stärke der Ansiedlung an der Mittelelbe. Die Anhäufung der *Dunk*-Namen in den Kreisen Jerichow, wofür in erster Linie freilich die Bodenbeschaffenheit verantwortlich ist, beleuchtet doch die hervorstechende Rolle dieses Landstriches als Ziel der Zuwanderung. In der Altmark, der es nicht an geeigneten Geländepunkten zur Benennung mangelt, erscheinen nur wenige *Dunk*-Orte; die großen Flußtäler und die Wische hat der Name seiner Bedeutung wegen aus natürlichen Ursachen gemieden. Jenseit der Batheschen Ostgrenze sind die 11 Belege, die Karl Schlottmann in der Festschrift des Historischen Vereins zu Brandenburg (Havel) 1918 S. 169—214 aus dem Havellande und der Zauche, davon 10 aus dieser, zusammengetragen hat, sowie der 1234 genannte *Produnsdunk*, jetzt Vorwerk Pramsdorf, an der Südspitze des Rangsdorfer Sees im Teltow als östlichster Fundort hinzuzufügen. Die nördlichste Stelle im Havellande, welche der Flurname *Dunk* erreicht, ist das Ländchen Bellin, wo 1438 ein *Hoppedunk* erwähnt

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0172

wird (Riedel, Codex diplomaticus Brandenburgensis I 7, 91). Außenposten liegen auf Bathes Karte im Lande Zerbst, zwischen Mulde und Elbe und im spitzen Winkel zwischen der Elbe und der Schwarzen Elster; ihre Zahl ist gering, weil, wie Bathe betont, die Bodenverhältnisse hier dem Flurnamen *Dunk* nicht günstig und die Siedler auch weniger zahlreich waren. Wichtig sind zwei Plätze in Thüringen mit dem Flurnamen: eine *Dunke* findet sich bei Hohenebra südlich Sondershausen, ein *Ober-* und *Unterdunk* bei Arnstadt am Geraufer sowie ein *Tunk* im benachbarten Dornheim. Südlichstes Streuvorkommen in den Rheinlanden tritt bei Koblenz auf. Die drei westfälischen Namen sind oben S. 58 angeführt. Das anlautende *d-* geht, wie das dornheimische *Tunk* lehrt, in Thüringen in *t-* über, *Tinke* in Kleindröben bei Klöden (Kr. Schweinitz) ist nach Bathe mit Lenis zu sprechen. Der Auslaut endet durchgehends auf *-k*, ein einziges Diminutiv *Düngel* bei Bergzow im Kreise Jerichow 2 besitzt den Stammesausgang *-g*, der oben S. 59 als der ursprüngliche nachgewiesen worden ist; s. auch unten eine urkundliche Schreibung *-dunges*. Die Formen *-dunke* f., die mit 58 Fällen die 27 *-dunk* weit übertreffen, sowie die Plurale *Dunke, Dünke* und *Dunken* sind an ihrem *-k-* als junge Bildungen zu erkennen. Bathe kann an Beispielen zeigen, wie Plurale für einen umfangreichen *Dunk* aufgekommen sind, als dieser für die Namengebung in Teile zerlegt wurde; auch war die Mehrzahl hier und dort durch mehrere nahe gelegene Geländestellen in einer Flur, welche den Namen *Dunk* trugen, gegeben. Daß das Geschlecht von Anfang an männlich war, ist Bathes Meinung; sie wird durch die andl. Belege bestätigt[1]. Ältere Zeugnisse aus der Mark zeigen das männliche Geschlecht, vgl. *des K(l)apdunges* (Golzow in der Zauche 1335 Riedel I 10, 120), *den Klabendunck* (ebda 1529 Riedel I, 10, 173); 1540 begegnet das Femininum: *auf der heidungk* (Riedel I 10, 397). Den ältesten Nachweis in seinem Gebiet bringt Bathe aus dem Jahre 1214 für die 'silva Dunch' bei, die heute in *Dunke, Dunkeberg* bei Ihleburg, *Dunke, Lange* und *Schmale Dunke* bei Güsen im Kreise Jerichow 2 mit ihrem alten Namen fortlebt. Das älteste, oben erwähnte Zeugnis in der Mark für *Produnsdunk* stammt von 1234. Unter seinen 105 Fällen besitzt Bathe 18 einfache *Dunk* (3), *Dunke* (11), *Dünke* (3) und *Dunken* (1). Die Zusammensetzungen mit *-dunk* als Grundwort haben Pflanzenbezeichnungen wie Hülse, Distel, Hirse, Senf, Fench, Hopfen, Kiene (Kiefer), Heide, Tiernamen wie Ochse, Hase, Wolf, landwirtschaftliche Fachausdrücke wie Esch, Bau, Winter, Sommer (mit Winter- oder Sommerkorn bestellt) als erstes Glied. Andere bezeichnen die Lage am Wasser, See, in der *Mösse*, woher der Ortsname *Mosdunk* (1375 Riedel I 10, 105), jetzt *Mesdung* in der Zauche, herrührt. Ein einziges Beispiel, *Stiegdunke* bei Viesen, welches nach der ortsüblichen Aussprache, die Bathe erfragt hat, einen *Steindunk* darstellt, sagt etwas über die Bodenbeschaffenheit aus, hebt aber nur das Besondere, die Beimengung von Steinen,

[1] Das fem. *Dunge* im Gebiet Bremens, das auf afrk. **dungō* zurückgeht, s. ob. S. 58.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0173

hervor; denn eine Kennzeichnung des Bodens war überflüssig, da alle *Dunken* aus Sand bestehn. In 59 Fällen sieht Bathe die Bedeutung des Wortes *Dunk* an dem Befund im Gelände: es ist eine in sich abgeschlossene Erhebung im Sumpf aus Sand, gelegentlich mit etwas Lehm vermischt oder in der Oberfläche überschlickt. In den thüringischen Fällen sind Abhänge zu Niederungen oder einem Flußtal mit dem Ausdruck *Dunk* benannt. Diese Anwendung steht für sich. Das Kerngebiet der *Dunk (Donk)*-Namen liegt in den Provinzen Antwerpen und Brabant; Joseph Schrijnen, Nederlandsche volkskunde 2, 61 findet sie vor allem in Brabant, und die bei van den Bergh, Handboek der mndl. geographie 285[b] aufgezählten sechs mittelalterlichen Ortsnamen mit *-donk* sind auf Nordbrabant beschränkt, während die übrigen Provinzen leer ausgehn; zwei weitere mittelalterliche nordbrabantische Ortsnamen werden in den Nomina geographica Neerlandica 2, 26; 95 erwähnt. In Nordfrankreich hat sich nach Franz Petri, Germanisches Volkserbe in Wallonien und Nordfrankreich 1, 603 *Dunk* bis zur Somme ausgebreitet. *Dunk* ist danach ein Leitwort der fränkischen Landnahme und Siedlung; für die thüringischen Fälle ist der Beweis der Zugehörigkeit zum fränkischen Namensgut oben S. 155 erbracht worden.

Die Etymologie von *Dunk* ist umstritten. Um sie zu klären, ist die Heranziehung und Prüfung aller gleichlautenden Wörter nötig.

Hier bietet sich zunächst ein zweites Dunk m. dar, welches das Bündel aufgerollten Wergs *(Heede, Heir)* bezeichnet, das zum Abspinnen auf den Wocken gesteckt ist. Es ist ein ndl. Lehnwort der Siedlungsperiode. Seine Heimat ist oben S. 65 umrissen worden. In Ostholstein nur eben noch faßbar, ist das Wort in der märkischen Sprachsphäre von Salzwedel bis Arnswalde und Rummelsburg, von Neustrelitz und Prenzlau bis nach Beelitz und Wriezen vertreten, reichlich an der Mittelelbe, verstreut in der Mitte der Mark, am dichtesten in den ostpommerschen Kreisen Schivelbein, Bublitz, Rummelsburg, Schlawe; Ausläufer überschreiten die Südgrenze des Kreises Deutsch-Krone (s. Karte 11)[1]. Der Rückgang des Flachsbaus und der häuslichen Bearbeitung hat die Dichte des Belegnetzes in der Mark gelockert; in deren Süden fehlt jede Spur des Wortes. Die regelmäßige Lautform lautet auf *-k* aus, in der Westprignitz aber gebraucht man *duŋ* f.[2], und im Kreise Rummelsburg ist einmal das Diminutiv *Dungel* m. bezeugt. Durch diese beiden Fälle wird der ursprüngliche Auslaut -g gesichert. Die westflämische Nebenform *donke* f. erklärt sich wie die jungen Plurale des Flurnamens *Dunk*. Aber nicht nur die Lautgestalt *Dunk* setzt eine jüngere, der mndl. Auslautverhärtung entspringende Form fort, sondern auch in der Bedeutung ist eine zweite Stufe erreicht, der gegenüber die südndl. Mundarten die ältere, ein Haufen wirren Strohs oder Heus, bewahren. Das Bund ineinander gerollten Wergs ist also nach dem zusammengeschobenen und ver-

[1] In Niekosken nördlich Schönlanke findet sich die ostholsteinische Redensart (oben S. 65) wieder (Nd. Jb. 40, 49); sie ist auch in der Mark und Pommern bekannt.

[2] Nd. Jb. 31, 103.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0174



Karte 11

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0175

wirrten Haufen Stroh oder Heu benannt. Von hier führt der etymologische Weg zu norw. *dyngja* f. Haufen, Misthaufen, anord. *dyngja* Haufen, dän. *dynge* ein ungeordneter, zusammengeworfener Haufen, Berg und weiter über die Mitteilung des Tacitus (Germania 16), daß die Germanen ihre Feldfrüchte in Erdgruben, die mit Dung bedeckt wurden, aufbewahrten und zur Winterszeit selbst in ihnen hausten, und des Plinius (Hist. nat. 19, 9), wonach in solchen unterirdischen Räumen die germanischen Frauen ihre Webarbeit verrichteten, zu ahd. *tung*, mhd. *tunc* f. Keller, halb unterirdischer Wohnraum, obd. *Dunk Dunke* f., mnd. *dung* f. Webkeller, anord. *dyngja* f. Haus in der Erde, wo die Frauen Handarbeit verrichteten; solche unterirdischen Webräume sind in dem bronzezeitlichen Dorf Buch bei Berlin wirklich ausgegraben worden. Mit Recht sieht Trübners Deutsches Wörterbuch 2, 104[a] als älteste Bedeutung von *Dung* nicht den heutigen Begriff Dünger an, sondern den des ungeordneten, deckenden Haufens. Denn Dünger erzeugte die germanische Landwirtschaft kaum, da das Vieh während des Sommers auf der Weide war und im Winter größtenteils abgeschlachtet wurde. *Dung* ist also anfänglich die Strohschicht als Decke der Frucht- und Wohngrube. In dieser Bedeutung läßt sich der Stamm mit der idg. Wurzel **dhengh-* in lit. *dengti* bedecken, air. *dingim* drücken, drängen verknüpfen. Die Bedeutung Dünger gewann *Dung*, wenn eine Strohdecke unbrauchbar geworden und als Dünger verwendet wurde; dieser Übergang auf den Begriff Dünger vollzog sich im Wgerm., wie aus ahd. *tunga*, *tungin*, *tungunga*, afries. *dung* f. Düngung, ags. *dung* Dünger erhellt.

Schließlich bleibt noch das auf dem Westerwald, im Siegerland, in der Südhälfte des Bergischen Landes und linksrheinisch bei Jülich vorkommende *Dunge* f. (lautlich *doŋ*, Pl. *doŋə*) beschmiertes Butterbrot[1] übrig. Kehrein[2] verbindet dieses Wort mit *Dung* m. Dünger und sieht seine Bedeutung in dem Begriff decken. Die deckende Butterschicht, der Aufstrich ist aber nach Fr. Panzer in der Festschrift Kluge (1926) 106 Fußn. nicht Bedeutung, sondern Eigenschaft der Bedeutung: wie das thür.-obersächs.-osterländ. Synonym *Bemme* sowohl Aufstrich wie bestrichenes Brot bedeutet, so auch *Dunge*. Panzer verweist auf hess. *Butter*, hess. und saarländ. *Schmier*, die das bestrichene Butterbrot bezeichnen, und auf den Umstand, daß Fett und Schmutz durch dieselbe Wurzel bezeichnet werden können, wie das Nebeneinander von ahd. *smero*, got. *smairþr* Fett und got. *smarna* Mist bezeugt. *Dunge* gehört danach der jüngeren Bedeutungsschicht an, in der *Dung* bereits im heutigen Sinne auftritt und die Ableitung *Dunge* den Übergang von Mist zu Fett vollzogen hat. Es bezeichnet das Fett als Aufstrich und schließlich das bestrichene Brot.

---

[1] K. Chn. L. Schmidt, Westerwäldisches Idiotikon (1800) 46; Jos. Kehrein, Volkssprache und Volkssitte in Nassau 1, 114; Rhein. Wb. 1, 1562. Die Grenze gegen das Westfälische zieht Joh. Schmelzer, Unterschiede zwischen dem süderländischen und siegerländischen Wortschatze. Diss. Münster 1906. S. 24.

[2] A. a. O. 1, 114.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0176

Nun dürfen wir unbedenklich sämtliche angeführten Wörter in ein einziges Wort *Dung* m., *Dunge* f. vereinigen. Dessen Bedeutung war ursprünglich Decke, Deckschicht aus Stroh für die germanische und obd. Frucht-, Wohn- und Webgrube. Aus dieser Anwendung folgte der Begriff Dünger und durch Erweiterung des Begriffsfeldes der des Fettaufstrichs und bestrichenen Brotes, anderseits aber durch Übertragung auf den gedeckten Raum der Sinn Frucht-, Wohngrube, der jedoch unbezeugt ist, und Webkeller, Keller. Den letzten setzen das ags. *ding*, mnd. *dunk* m. Gefängnis, Gewahrsam und das engl. *dungeon* Kerker fort. Der Übergang der Bezeichnung auf die räumlich angeschaute Decke ergab einerseits das afrk. **dungjō* und franz. *donjon* Burgturm, anderseits das südndl.-ostholst.-märk. *Dunk* Bund gerollten Wergs, und schließlich führte er zum Begriff des Flurnamens *Dunk* als Erhebung im oder am Sumpfgelände, die dieses gleichsam an ihrer Stelle bedeckt. Daran knüpft die Bedeutung kleines Gehölz, Hain des schwed. *dunge* an. Der Versuch, dem ndl. Flurnamen den ursprünglichen Sinn einer feuchten Stelle aus dem germ. **dungja* Feuchtigkeit, wozu älterdän. *djung* naß, norw. *dyngja* Schlamm gehören (Falk-Torp, Norw.-dän. et. Wb. 1, 171), beizulegen, ist dadurch erledigt. Unverwandt ist *Dung Dunk* m. der Name einer Giftpflanze: aengl. *þung* aconitum, elleborus, *clufþung* cicuta virosa, nd. *woden-*, *wöden-*, *wedendung* cicuta virosa.

Wie andere Fälle beleuchtet Häben schwebende, sich hebende Wiese die westfälisch-ndfrk. Spracheinheit, und oben S. 60 ist das Mitgehn des Nordnds. in diesem Falle für wahrscheinlich erklärt worden. Für das Vorkommen in den Elbmarschen durfte ndl. Herkunft angenommen werden. Das gilt mit Bestimmtheit ebenso für die Gegend der Mittelelbe, wo Bathe das Wort als Appellativum und als Flurname, für sich und in Zusammensetzungen, im Lande Jerichow kennt, und des unteren Havelgebietes[1]. Hierher können es nur die Niederländer gebracht haben, da der Ausdruck dem Ostfälischen fremd ist und im benachbarten nordnds. Mecklenburg nicht auftritt. Die ndl. Sprache hat das Wort verloren; zwei mittelalterliche Flurnamen bei Förstemann-Jellinghaus, Altdeutsches Namenbuch 2, 1, 1354, die den westfälischen nahestehn, bezeugen sein Dasein in der alten Zeit.

Unter den Ausdrücken für Hügel, welche K. v. Bahder[2] zusammengestellt hat, besitzt *Hübel* in der alten Zeit wie heute den größten Geltungsbereich. Da es aber nicht der Schriftsprache angehört hat, ist es im Obd. mit Ausnahme der Schweiz und des Elsaß, die es in voller Anwendung bewahren, durch das bevorzugte *Bühel* zurückgedrängt worden. Md. Quellen bei Lexer 1, 1372 lassen *Hübel* im literarischen Gebrauch zu, und daraus erklärt sich die heutige Geltung im gesamten md. Mundartbereich, wenn daneben auch *Bühel* und das an-

[1] Die Angaben aus dem Havellande und der Zauche bei Karl Schlottmann a. a. O. 177; 181. Ein weit nach Osten verschlagener Beleg steckt in dem Wort *Häbebump* Rohrdommel im Kreise Lübben.

[2] Zur Wortwahl in der frühnhd. Schriftsprache (Heidelberg 1925) 28—30.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0177

scheinend von Hessen und Thüringen ausgehende *Hügel* vorkommen. Die ältesten Belege für *Hübel* bietet das Nd. aus dem westlichen ndfrk.-rhein.-westfäl. Bezirk; die mnd. Zeit fügt Zeugnisse aus Lübeck und Halberstadt hinzu. Ostfalen bleibt von *Hübel* frei, soviel sich aus dem alten Schrifttum und dem Mundartbestande der Gegenwart abnehmen läßt. Dieser Umstand gestattet, das märkische Vorkommen des Wortes, wenigstens in seiner Form Hœwel m., mit dem Ndl. zu verbinden. Diese begegnet an der Mittelelbe als *hâwl*, *hâu̯l*, *hâl* (Bathe, Herkunft 30) und sonst nur noch im Oderbruch, wo es Rubehn[1] als *Hähl* anführt. Über das Havelland führt die Angabe 'super insulam *Middelhovel*' (Brandenburg 1431) Märk. Forsch. 18, 85 an den mecklenburgischen Südrand, der das Wort volksläufig besitzt, während darüber hinaus nur gemachte Grammatikerangaben vorliegen. Wie im holsteinischen Gebiet liefert die schwache Bezeugung einen Anhalt für die Auffassung als Lehnwort. Das allgemein bekannte Wort der Mark ist Hübbel m., eine md. Wortform, die aus Obersachsen in der Mark Boden gewinnt. Diese, in der Bildungsweise dem mhd. *hübel*, dem westfäl. *hüəvəl*, dem rhein. *hüvəl* (Rhein. Wb. 3, 860) und dem ndl. *heuvel* gleich, zeigt mit ihrem *-bb-* in der Mark doch den md.-obersächs. Ursprung. Dem rhein. *hübel* gibt das Rhein. Wb. 3, 996 übrigens eine Beziehung zu *Hupp* m. Haufen. Pommern kennt weder *Höwel* noch *Hübbel*.

Nahe steht Hubbel m. Unebenheit, kleine Erhöhung auf dem Erdboden oder am menschlichen Körper, das ob. S. 60 im Holsteinischen nachgewiesen ist; es tritt in der Mark weit verbreitet auf. Mit den Niederlanden, woher diese beiden Siedelungsgebiete das Wort bezogen haben (ndl. *hobbel*), geht Ostfriesland und das Rheinland zusammen, vgl. das Rhein. Wb. 3, 859 unter *Hubbel;* auch nach Hessen greift es über.

Von dem westnd.-nordnds. Paar *Hull* m. und *Hüll* m. besitzt die Mark nur das erste Wort, das hier aber vorwiegend in der Form Hülle f. auftritt. Nur ein Flurname aus Riedbeck im Kreise Kalau zeigt noch die umlautlose Form *Hulle* f., und eine Stelle bei Mylius, Corpus constitutionum Marchicarum 4, 2, 187 von 1551 nennt *Hullen* und Weidenholz als Mittel zur Befestigung von Bruchwehren. Der Umlaut ist durch die *jōn*-Bildung der Form *Hülle* bedingt. Das Wort *Hülle* f. ist in den sumpfigen Niederungen des Havellandes, der benachbarten Zauche und Ruppins sowie des Teltow und des Barnim bekannt, ist in Resten aber auch im Pyritzer Weizacker vertreten. Die Altmark und das Land Jerichow kennen es nicht. Seine Bedeutung ist kleine, mit Gras, Segge oder Heidekraut bewachsene Stelle im Sumpf oder Sumpfwiesen ohne festen Untergrund, so daß sie durch steigendes Wasser gehoben wird (daher *Schwebhülle*) und einsinkt, wenn man darauf tritt; selten heißen erhöhte Grasstellen auf

[1] Beiträge zu einem Idiotikon des Oderbruchs und der angrenzenden Gegend, in: Mitteilungen des Histor.-Statist. Vereins zu Frankfurt a. O. 9.—12. Heft. Frankfurt a. O. 1873. S. 54.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0178

festem Boden *Hüllen*[1]. Aus dem Teltow ist auch die Bedeutung Staude, z. B. von Kartoffeln gemeldet. Zu der engen Bindung an *Hüll* m. Hügel tritt von der märkischen Sicht eine losere mit dem ostfäl.-thüring.-ostfränk. *Hullen* m., *Hulle* f. emporstehendes Büschel Haare oder Federn auf dem Kopf von Tieren (für Fallersleben bei Frommann, Deutsche Mundarten 5, 148; *hǫln* m. Meinersen; Reinwald, Henneb. Idiotik. 1, 69; in der Form *Holle* f. waldeckisch) und mit dem hess.-thüring. *Huller* m. runder, dicker Balken, das auch in der Nutheniederung des Teltow als *Hulle* f. und mit auffälligem Ausgang *Hullige*, *Hullge* (lautlich *hʊlijə*, *hʊljə*) in der Bedeutung oberer Balken eines Plankenzauns mit einer Nute auf seiner Unterseite, in welche die Planken eingreifen, vorkommt; und formal am fernsten, der Bedeutung nach sehr nahe steht das as.-mnd.-mndl.[2]-ags.-anord. *Holm* m. Hügel, Werder, Flußinsel, Erhöhung in Äckern und Wiesen, das in braunschweigischen und vorpommerschen Flurnamen noch geläufig ist. Den verschiedenen Wortstämmen kommt innerhalb des großen nord.-nd.-engl. Raums, den die Wurzel beherrscht, eine ungleiche Verbreitung zu: am weitesten greift *Holm*, demnächst *Hüll*, das dem Nord. abgeht, und das eng verwandte *Hull. Hullen Hulle* Kopfhaube bei Vögeln und *Hulle Huller* walzenförmiger Balken beschränken sich auf das md. Gebiet. Das hier behandelte *Hull*, brandenb. *Hulle Hülle* war bereits dem Ags. ferngeblieben und ist im Nd. nicht nach Ostfalen gedrungen. Ein tiefer Einschnitt trennt also das holst.-westfäl. Vorkommen, und so muß das brandenb. Wort als ndl. Lehnwort der Siedelzeit gelten.

Der im märkischen Sprachraum zweimal vertretene Ortsnamenbestandteil -kop ist ob. S. 61 besprochen worden.

Einen wasserhaltigen Grund bezeichnen in Norddeutschland zwei lautlich nahe Wörter, Siek m. und Siep m., das zweite, wenn viel Wasser herausquillt, also ein Tal mit einsickerndem und abfließendem Wasser; auch die Formen *Sipe* f. und selten *Sipen* n. kommen vor, in Orts- und Flurnamen ist *-sipen* gewöhnlich, wofür im md. Gebiet *-seifen* erscheint. Der Westen kennt bei beiden noch den appellativen Gebrauch, im Osten wird er selten. Räumlich gehört *Siek* dem Nordnds. einschließlich des nördlichen Westfalens an und reicht über die Gegend von Minden bis in Waldeck und als Namenteil *-siech* in Hessen, *-seih* in Nassau hinein; Holstein mit Mecklenburg und Ostfalen mit der Altmark weisen es reichlich auf. Die Niederlande besitzen das Wort nicht. Ältester Beleg ist *de Sickon* der Freckenhorster Heberolle (Wadstein 45), dem das heutige *Siekmann* im Kreise Warendorf entspricht. An der mittleren Elbe setzt sich das märkische *Siep* der Lande Jerichow gegen das altmärk. *Siek* ab und kennzeichnet sich durch das Auftreten in diesem Kernbereich der ndl. Siedlung als Einfuhrgut

[1] So führt Willibald von Schulenburg im Archiv der Brandenburgia 11 (1904), 30 *Winkrieghüllen*, mit Ononis spinosa bestandene Stellen auf hochgelegenem Gelände, aus dem Nuthetal an.

[2] Erst durch Kilian bezeugt, aber gewiß alt.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0179

des 12. Jahrhunderts. Dazu stimmt gut seine Insellage im Bezirk von Bremen und Hoya (Nd. Kbl. 35,46), während Holstein und Ostfriesland zu ihrem *Siek* nur das Verbum *sipen* tröpfeln, sickern stellen können. Über den *Siep*bereich greift das Verbum auch in den südlichen Niederlanden, so nach De Bo in Westflandern, hinaus, was nach dem D. Wb. in gleicher Weise in den nd.-md. Randgebieten und für das hd. *siefern* in den nördlichen Bezirken des Obd. gilt. Als ein ausgesprochen fränk. Wort ist *Siep*, *Seif* von der Nordsee in Seeland, Holland[1] über Brabant, Geldern, Limburg, das mfränk. Rheinland, Nassau, Kurhessen und in den südlichen Teilen Westfalens[2] verbreitet; im Anschluß an die Niederlande haben das Münster- und Artland an dem Worte Anteil, in Waldeck begegnet es wie in Kurhessen und Nassau seinem Gegenspiel *Siek* und *-siech -seih*. In Lippe ist *Siep* selten: *Sepp* bei Istrup, auch appellativ *Sepp* m. (Frommann, Dt. Mdaa. 6,483), 1721 ein morastig *Sibbe*, *Ülkensiep* bei Reminghausen und 1721 *Ölgen-*, *Ohlkensiep*. P. Vogt, Die Ortsnamen auf *-seifen*, *-siefen*, *-siepen*, *-siek*, *-seih* (Progr. Wilhelms-Gymnasium Kassel 1900) findet S. 6 das geschlossene Gebiet der Ortsnamen auf *-siepen*, *-siefen*, *-seifen* auf der rechten Rheinseite zwischen Ruhr und Lahn, am dichtesten im Norden zwischen der Wupperquelle und der unteren Ruhr im Kreise Mettmann und im Süden zu beiden Seiten der Sieg. Nördlich der Ruhr ist der Namenstyp schwach, südlich der Lahn etwas stärker vertreten. Linksrheinisch tritt *-seifen*, *-siefen*, *-siepen* von der Mosel bis zum ndfrk. Kempen in verhältnismäßig wenig Namen auf. Gruppenweise begegnet die Bildungsweise in Orts- und Flurnamen des Erz- und Riesengebirges und in Mähren, wohin es westdeutsche Goldwäscher verpflanzt haben, sowie in Siebenbürgen als Appellativum im Sinne von Wassergraben (*rîr-* Rohr-, *schwarz-* schwarzer, *sîchseifen* Pißgraben). W. Jungandreas, Beiträge zur Erforschung der Besiedlung Schlesiens 163 ff. sieht in den *seifen*-Namen die Marksteine des Wanderweges ripuarischer Goldwäscher im 12. Jahrhundert. Er scheidet drei Gruppen: eine gebirgsschlesische, eine glätzisch-oppaländische und eine kleine oberlausitzische um Seifhennersdorf und Sebnitz; auch in der Zips weist er etliche Namen nach. Die Bedeutung ist im Ndl. übergegangen in Abzugsgraben (cloaca Kilian, waterloozing van den Bergh 271, watering Schuermans, greppel, zeer smal slootje Boekenoogen, Verwijs-Verdam 7, 1112). Durch die ndl. Siedler hat sich *Siep* in Flurnamen Neuland östlich der Elbe von den Landen Jerichow bis an den Rand des brandenburgischen Einflußbereichs im Kreise Schivelbein erobert. Vom Fläming und dem Kreise Luckau findet es sich bis ins Havelland und das Land Ruppin im westlichen Teil der Mark, für

---

[1] Nd. Kbl. 16,41 wird ein Ortsname in der Provinz Friesland angeführt.

[2] Nörrenberg teilt mir freundlichst Zeugnisse für *zīpən* m. quelliger Grund aus dem Kr. Olpe, n. feuchtes Tal aus den Kreisen Iserlohn und Hagen mit, *seipən* n. feuchte Niederung, wo ein Bach entspringt, feuchtes, enges Tal mit Wässerchen findet er in den Kreisen Arnsberg und Altena; außerdem gibt es den Flurnamen *zəipm* n. in den Kreisen Iserlohn und Soest; *zīpə* f. ist ein kleiner Bach in Gescher Kr. Koesfeld.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0180

die Striche bis zur Oder fehlt es noch an Nachweisen, in dem mittelpommerschen Keil zählt Holsten 42 Belege in den Monatsblättern der Ges. f. pomm. Gesch. u. Altertumskunde 50, 211; der erste Fall begegnet 1331 in Brietzig im Kreise Pyritz[1]. Mit den beiden Belegen in Nutthagen/Rienow und Kreitzig im Kreise Schivelbein, die Riedel I 24, 307; 309 für das Jahr 1564 bietet, ist die Nordgrenze des Vorkommens erreicht.

Döbbel s. ob. S. 55.

Lake f. Pfuhl, größere Wasserstelle in einer Wiese, sumpfige Niederung, nach Regen wassergefüllte Senke, Seitenarm oder -graben, Ausbuchtung eines Flusses; ein ndl.-rhein.-westfäl. Wort, anderseits in den Siedelbezirken der Niederweser und -elbe und im gesamten märkischen Raum[2] anzutreffen, daher hier zweifellos ndl. Herkunft. Holstein kennt den Flurnamen nach Mensing eben in den Elbmarschen, in Ostholstein und Mecklenburg fehlt er, Vorpommern hat wenige Fälle, reichlich ist er in Ostpommern vertreten, von wo viele Belege aus dem Kreise Köslin bekannt sind; in Ostfalen gibt es kaum Spuren. Im hd. Gebiet entspricht *Lache* f. Pfütze, Wasserloch, das in Thüringen auf das ndl. Wort stößt; an der Form *uff der hohen Lachen* des Görsbacher Flurnamens in der Goldenen Aue läßt sich nicht mehr ausmachen, ob ihn der allgemeine obd. Sprachstrom oder der ndl. Bauernzug hierher getragen hat. In Bayern gibt es eine Nebenform *Lacke*. Der romanische Ursprung aus *laca, lacca* f., die auf lat. *lacus* m. See, stehendes Gewässer, Brunnentrog, Bütte, Grube zurückgehn, ist zu Unrecht bestritten worden; die ahd. Bedeutungsdoppelheit Pfütze, Bütte gehört nach Frings, Germania Romana 74 Fußn. 1 in einen iberisch-südfranzösischen Zusammenhang, außerhalb dessen das ags. *lacu* und as.-andfrk. *-laca* in Ortsnamen liegt. Auf englischem und ndl. Moorboden konnte die ursprüngliche Bedeutung stehendes Gewässer aus natürlichem Anlaß leicht übergehn in die eines Wasserlaufes, Baches als Abfluß des Sumpfgewässers, welche in England allein gilt und in den Niederlanden vorherrscht; doch hat sie hier erst nachträglich überhandgenommen und den alten Sinn plas, meer beseitigt. Es ist mit dem ags. *lacu*, andfrk. *laca* gegangen wie mit aengl. *bróc*, dessen alten Sinn Bruch, Marsch noch Kent und Sussex bewahren, während nengl. *brook* sonst nur noch einen Bach benennt; vgl. Eil. Ekwall, English river-names (1928) 53. So beachtlich das hohe Alter dieses Bedeutungswandels ist, das der andfrk. Beleg 'inter duos fluvios Buoclaca et Diopa' (Quelle von 840—877 bei J. Mansion, Oud-Gentsche naamkunde 101) bezeugt, gewiß ist, es bietet kein Recht, das Wort *Lake* dem Romanischen abzusprechen und mit dem germ. **lakjan* lecken zu verknüpfen. Dem ndl. Vorgang ist Westfalen und die Mark nur zö-

[1] 'cum latice ad eandem villam Bretzic defluente, qui proprie *Molensip* dicitur' (heute *dat Fleet* genannt) Holsten in den Mitt. d. Ver. d. Königl. Samml. f. deutsche Volkskunde 5 (1918), 66.

[2] Viele Fälle zeigt Bathes Pause XXIIg zwischen Elbe und Havel und südlicher; in der Prignitz ist das Wort bekannt, auch in der anhaltischen Gegend häufig.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0181

gernd gefolgt: die Angabe 'Wasser in einem verlassenen oder durch Austreten verbreiterten Flußbette, daher auch Flußarm' bei Jellinghaus, Westfäl. Ortsnamen 126 führt über die gemeindeutsche Bedeutung stehendes Gewässer nicht hinaus, nur etwa die *Beverlake* halbwegs Osterburg und Werben und ein Graben, der bei Hankelsablage in die Dahme mündet, zeigen die ndl. Sonderentwicklung. Ein anderer Bedeutungszweig *Lake* f. Heringslake, d. h. Salzwasser, in welches die Heringe eingelegt werden, und Pökelbrühe für eingesalzenes Fleisch hat nur in Norddeutschland seit dem 14. Jahrhundert mit dem Heringshandel von der Küste her Raum gewonnen; das Verbreitungsgebiet reicht nach P. Kretschmer, Wortgeographie der hochdeutschen Umgangssprache 318 bis zum Mittelgebirge. Neben diesem roman. Lehnwort haben die german. Sprachstufen ein dem lat. *lacus* m. See urverwandtes Wort, das im as. *lagustrôm* m. Meerflut, Seeströmung, ags. *lagu* m. See, Meer, anord. *lǫgr* m. See, Wasser, Fluß vorliegt, besessen.

Bathe hat in seinem Aufsatz, Die Verbreitung der Flurnamen Fenn, Moor und Ried in der Provinz Sachsen und in Anhalt (Sachsen und Anhalt 15, 182—223) einen Abschnitt S. 203 f. den „Altmark-Maaren" gewidmet. Darin weist er im *Moor*gebiet eine Anzahl Gewässer- und Flurnamen nach, in denen lautlich ein altes Maar erkennbar ist, da sich ihre Aussprache *mǭ*^{a} deutlich von *mō*^{a} Moor abhebt[1]. Dieses *Maar* hängt mit den Eifelmaaren zusammen, neben welche das Rhein. Wb. 5, 851 ein über ganz Ripuarien und das südliche Niederfranken ausgebreitetes Vorkommen als Lagename und auch noch als Appellativum stellt. Die Bedeutung ist hier größere Wasseransammlung auf der Ebene in einer kleinen, kesselartigen Vertiefung, ein mit einer dünnen Rasenschicht überwachsenes Moorloch in sumpfigen Wiesen, Wassertümpel auf oder zwischen den Ackerfeldern oder im Walde, meist mit wenig Wasser, umwachsen mit Binsen, im ripuar. Teil auch Quelle, um die sich Wasser sammelt, das erst später abläuft, ferner Dorf-, Pferde-, Brandteich im Dorfe; in der Eifel vorwiegend f., um Köln und Heinsberg n., bei Düren m. Eine abgeleitete Bedeutung Jauchepfuhl neben dem Dunghaufen, auch *Mössmar*, ein nur im Sg. auftretendes Wort, ist auf der 'Jauche'-Karte 3, 1151 zwischen der oberen Ahr und Rur eingezeichnet.

In Verbindung mit *Kröwel*, dem alten Rhinbett vom Fischerhof an, möchte Rob. Mielke den Berliner Gassennamen Krögel für ndl. halten. Diese Vermutung hat etwas für sich, da an dem ndl. Ursprung des ersten Namens kaum ein Zweifel bestehn kann. Zur Stütze der Mielkeschen Annahme ließe sich das Auftreten desselben Wortes in der Form *Krauel* als Ortsname in den Vierlanden, in Kehdingen und in Stormarn bei Lübeck heranziehen, in Gebieten der

[1] Das ob. S. 52 berührte *Marsch* ist über die Weser östlich nach Ostfalen vorgedrungen und kommt hier als häufiger Flurname vor. Andree, Braunschweiger Volkskunde 109 nennt *Meer* n. einen der geläufigsten Flur- und Wiesennamen. Bei beiden Wörtern kommt somit Zugehörigkeit zu den Entlehnungen aus dem Ndl. nicht in Frage.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0182

holländischen Siedelung, doch ist dieser Name auch sonst in Holstein, z. B. bei Reinfeld als Wüstungsname, bekannt und nach Förstemann-Jellinghaus 2, 1, 1737 in Deutschland weit verbreitet. Das Wort *Kröwel, Krögel, Krauel* entspricht dem deutschen Geräteausdruck *Kräuel* m. einer ein- bis vierzinkigen Hakengabel, die zum Herab- oder Heranziehen von Dung, Heu u. a. oder zum Erfassen von Fleischstücken diente. Nach dem D. Wb. 5, 2083 war das Wort im Ahd. und As., im Mhd. und im Md. zu Luthers Zeit üblich und lebt noch in der Schweiz, in Bayern, im Vogtlande und im Erzgebirge. Dem Schwäbischen und Elsässischen fehlt es nicht, im Rheinland tritt es in Ripuarien auf. Eine abgeleitete Bedeutung der Kratz, das Kratzen begegnet in Schlesien. Nur auf nd. Boden ist es ausgestorben und durch *Hake* m. verdrängt. Wie weit es dem Nd. eigen gewesen ist, läßt sich schwer feststellen. Die as. Belege finden sich in den nicht eindeutig bestimmbaren St. Petrier Glossen (Wadstein, Kleinere as. Sprachdenkmäler 75ª; 76ᵇ; 86ª), die mnd. weisen mit Ausnahme der Stellen in der Lübecker Bibel (2. Mos. 27,3; 1. Sam. 2,13; Jer. 52,18), welche mit der Kölner Bibel übereinstimmt[1], nach dem Westen. In den heutigen nds. Mundarten gibt es nicht die geringste Spur von dem Worte. Indessen ist *Krauel* dem älteren Mecklenburgischen nicht fremd gewesen, was weniger des Chyträus Angabe *krouwel*, die Rud. Hildebrand im D. Wb. 5, 2084 als Zeugnis fürs Md. werten möchte, noch die Verwendung als Schelte *gy kröuwels* in Joch. Slues Isaak 68, 4 Freybe beweist als vielmehr das Vorkommen in der Aussage in einem Hexenprozeß des Rostocker Niedergerichts von 1584 als *krawel* (Nd. Kbl. 21,19). Wenn somit auch eine weitere Verbreitung im früheren Nds. wahrscheinlich wird, insbesondere auch der Beleg der Lübecker Bibel als bodenständig angesehen werden darf und die nordnds. Ortsbezeichnungen besser beiseite bleiben, führt doch die Lautform der beiden märk. Fälle aufs Ndl. Zwar kennen die Wörterbücher nur Formen, die den deutschen entsprechen, mndl. *crouwel*, nndl. *krouwel*, aber m. E. ist nur im Ndl. eine Grundform möglich, aus der märk. *Kröwel* und *Krögel* fließen. Diese stelle ich mir als eine Mischung aus afries. *krâwel*, womit die Schreibung *craeuwel* des Mndl. Wdb. zusammengeht, und einer Form nach der Art von *hooi* Heu und *strooisel* Streu vor. Sie hatte die Lautgestalt **krǫ̊wel*. Den Namen der Berliner Gasse am Molkenmarkt schreiben die mittelalterliken Texte in undurchsichtiger Weise *krouwel* (Stadtbuch 1397 E. Fidicin, Hist.-diplom. Beitr. z. Gesch. d. Stadt Berlin 1,26), *Crouwel* (1430 ebda 201), von wo sich nach nd. Lautregeln nie zu der heutigen Sprechform *Krögel* gelangen läßt. Ein Ansatz *krǫ̊uwel*, den Ag. Lasch, „Berlinisch" 49 empfiehlt, ist im Nd. unzulässig und als Grundlage der späteren Mundartform zudem ebenso wertlos. Man muß in *krouwel* eine literarische Schreibform sehen, die zugleich das Vorhandensein des nds. Wortes in Berlin bezeugt. Dagegen stimmen die alte und die neue Lautform im Namen des alten

[1] Nur in der nds. Ausgabe verglichen, da mir die ndfrk. nicht zur Hand ist.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0183

Rhinbettes gut zueinander: 'versus orientem usque ad fluvium quod *Croewel* vocatur' (1232 Voigt-Fidicin, Urkundenbuch zur Berlinischen Chronik 1,2). Der Übergang von *Kröwel* geschieht zu *Krögel* wie in *Pawels* > *Pagels*, *triuwe* > *truge* treu; er begegnet auch zu *Krogel* in einem Straßburger Vokabular von 1515 bei Diefenbach, Gloss. 155c. Weder an die Entwicklung des westfäl. *hoʒən* < *houwen* hauen noch an den mittelmärk. Austausch von *-v-* und *-g-* im Zuge der Vokalisierung von *-v-*, *-g-*, wie im Falle von *Hagel* < *Havel*, ist zu denken, wie beides Ag. Lasch, Gesch. d. Schriftsprache in Berlin 283; 285 tut. Den Namen trug die Gasse von der Einbuchtung oder Krümmung der Spree, auf welche sie führte. W. Seelmann in der Monatsschr. Brandenburgia 37,85 hat diese Beziehung richtig erkannt, er macht auf das ostfries. *krouwelkrumm* vergleichend aufmerksam.

Mörtel m. kleiner Teich, Dorfteich im Lande Jerichow, dem Havellande und der Zauche ist das verpflanzte ndl. *morter*, *mortel*, das in Flurnamen in der Provinz Antwerpen und in Brabant häufig begegnet; Belege bei Förstemann-Jellinghaus 2, 2, 320. Die alte Form *morter*, *moorter* ist bis ins 14. Jahrhundert bezeugt, so daß die Dissimilation wohl erst in der Mark durchgeführt ist. Zugrunde liegt das lat. *mortarium* Mörser, Mörtelpfanne, -grube, Vertiefung um Bäume zu deren Bewässerung. Aus Westfalen gibt Jellinghaus zwei alte Belege für *Morter* an. Die märkischen Fälle zeigen das Wort selbständig, auch als Grundwort wie *Barmörtel*, häufiger als Bestimmungswort in Flurnamen, die an einen früheren Teich erinnern, so z. B. *Mörtelenden*, *-stücke*.

Vom obd.-ndl.-nds.-skandinav. Müsse, Mösse f. Sumpfland, -wiese (ahd. *mussea*, mndl. *musse*, schwed. *mosse*) wäre ndl. Ursprung in der Mark wie in Holstein nicht auszusagen, da sein Vorkommen im Nordnds., West- und Ostfäl. sowie in Mecklenburg dagegen spräche, wenn nicht eine mit diesem Flurnamen von Anfang an verknüpfte Lauterscheinung die ndl. Abkunft verriete: die Entrundung. Diese erscheint sowohl in Ostholstein als im Havellande und in der Zauche, hier in der Form *Messinge*, *Missinge* f., Gegenden ndl. Niederlassung, nicht aber im übrigen nds. Gebiet. Zur Literatur: Zs. f. franz. Spr. u. Lit. 58,28; Nd. Kbl. 14,82; 15,8; Zs. d. Ges. f. schlesw.-holst. Gesch. 29,284; 58,187; C. Schumann, Flur- u. Koppelnamen d. Lübecker Staatsgebietes 27; Balt. Stud. N. F. 35,15; Jellinghaus, Westfäl. Ortsnamen[3] 142; Bückmann im Lüneburger Heimatbuch 2,175; Buck, Oberdeutsches Flurnamenbuch[2] 180; H. Fischer, Schwäb. Wb. 4,1835.

Unter Schlenke f. versteht man in der Mark eine schmale, in der Regel krumme Senke voll blanken Wassers im Acker oder auf Wiesen; die Länge kann beträchtlich sein, so erstreckt sich eine *Schlenke* bei Mittenwalde im Teltow über 5 bis 6 Morgen Fläche. Im Barnim und im Kreise Angermünde wird Verbindung mit einem See oder Fluß beobachtet; doch erscheint der Sinn schmale Abzweigung von einem Gewässer auch hier nicht notwendig. Aus Berlin und der Nutheniederung wird die umlautlose Form *Schlanke* gemeldet. Wesent-

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0184

lich ist der Begriff der Krümmung; ihn enthält das Wort *Schlenke* f. Krümmung eines Baches im braunschweigischen Dorf Lesse, Kreis Wolfenbüttel (Ernst Löfstedt, Ostfälische Studien 1,11) und ohne Beziehung zur Wasserfüllung das ostfries. *Schlenke* Biegung, Krümmung, ausgefahrene und ausgebogene Stelle im Wege und bei Dähnert eine unebene Tiefe in Wegen. Daraus folgt der sprachliche Zusammenhang mit *schlank*, dessen Grundbedeutung das D. Wb. 9,476 als sich schlingend, windend, biegend erschließt, und mit *Schlange*. Das ostfries., ostfäl. und wohl auch das vorpomm. Wort lehren die anfängliche Bedeutung kennen. Diese erläutern ein rheinischer Fall aus der Neuwieder Gegend mit Biegung der Straße, Wegschleife und mit dem Begriff der schiefen Senkung Fälle aus derselben Gegend und dem Westerwald, in denen *Schlenke* den abfallenden Teil des Stalles, wo die Jauche abfließt, Spülstein, Kellerkanalisation, Gosse[1] bezeichnet. Kehrein, Volkssprache und Volkssitte in Nassau 1,351 erwähnt das Wort als westerwäldischen Namen von Gemarkungsteilen, die etwas abschüssig sind. Westfalen, Rheinland und die Niederlande schließen sich bedeutungsgemäß zu einer Gemeinschaft zusammen, welche mit Ausnahme des einen, zu Anfang angegebenen Falles stets die Vorstellung des Wassers mit *Schlenke* verbinden. Vom Rhein. Wb. werden als Bedeutungen mitgeteilt Schlucht im Gebirgslande, talartige Vertiefung, die sich durch eine Feldflur zieht, Schmutzlache im feuchten Grunde, besonders deren Mischung von Erdboden und Wasser; Tümpel in der Bachkrümmung; die westfälischen Belege stehn für ein kleines Tal im Wiesengrund, schmale sumpfige Niederung im Walde, Niederung mit Wasser im Herbst und Winter, einmal für eine tiefe Wagenspur mit angesammeltem Wasser; Woeste versteht darunter ein sich krümmendes bruchiges Engtal, Kaumann für Münster eine stehende Pfütze. Im Ndl. geben die Wörterbücher an: moddergat in den weg, ondiepe kom in 't hoogveen (van Dale); poel, kuil (Verwijs-Verdam); geut ter afwatering van een stuk land gegraven (Molema), sloot (ter Laan), im Nordwesten der Veluwe ist es gleich laagte. Kilian bietet *sleyncke* lacuna, fovea. Die älteste Bedeutung hat das Groningische bewahrt; dem Begriff Graben ist gewiß der des natürlichen Tals voraufgegangen. Auf auslautendes *-g* weist das groningische Beispiel bei ter Laan und das ermländische Wort (Frischbier 2,284[b]). Verbreitet ist das Wort in Westdeutschland von Nordhorn und dem Gebiet im Norden Osnabrücks bis Schleiden und zur Ahr auf dem linken und bis zur Lahnmündung auf dem rechten Rheinufer, im Osten geht es bis zum Siegerland, Soest und Beckum; doch ist bei Jellinghaus noch ein Fall aus Lippe vermerkt. In der Mark reicht *Schlenke* von der Elbe und der Schwarzen Elster bis in den Osten der Neumark; über die *liəf/lēf-* 'lieb'-Linie ist es in den Südosten Mecklenburgs mit dem südlichen Siedlerzuge eingedrungen. Das gesamte Flächenbild gleicht dem anderer ndl. Lehnwörter vollkommen. Bedenken weckt das einmalige Auftauchen in

[1] Angaben freundlichst vom Archiv des Rhein. Wörterbuchs zur Verfügung gestellt, wie die folgenden westfälischen von der Arbeitsstelle des Westfälischen Wörterbuchs.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0185

Ostfalen, doch ist auf die Verbindung der Begriffe Wasser und Krümmung oder Schiefe Gewicht zu legen. Diese sichert dem märkischen Wort den Zusammenhang mit dem westdeutsch-ndl. Vorkommen. Ostfriesland, Ostfalen und Vorpommern wären als Restgebiete eines gemeinnd. Bestandes, der die alte Bedeutung bewahrt hat, zu betrachten. Daß Ostfalen und Vorpommern in siedlungsgeschichtlicher Verknüpfung stehn, lehrt die Wortkarte Garbenstand des deutschen Volkskundeatlas, wo *Stiege* den ostfälischen Siedlerzug begleitet, vgl. die Bemerkung ob. S. 132.

Dem Weel m. der Marschen an der Niederweser und -elbe (S. 53) steht dasselbe Wort am altmärkischen Elbufer und im Kattenwinkel gleich; wie dort sichert es hier die holländische Heimat der Marschbauern. Auch die an der Unterweser vertretene Aussprache mit -*ā̆*- erscheint gelegentlich im Kattenwinkel; Bathe findet sie in Tarthun im Bodetal, in Mahlitz und mit der fortgebildeten Diphthongform -*ę̄ᵉ*- in Paplitz. Nach Bathes Pause XIVu[1] geht *Weel* am Elbufer aufwärts bis gegenüber Tangermünde, bei Burg schließt sich *Waal* an. Damit kündet sich ein Siedlerstamm an, der aus den Landschaften der Niederlande gekommen ist, welche im Mittelalter die Aussprache *waal* besessen haben. Wie die Lautform *Weel* für Bremen und Holstein die dialektgeographische Aussage richtigstellte und den Siedlerwortcharakter betonte, so bietet das Nebeneinander zweier ndl. Landschaftsformen an der Mittelelbe eine Auskunft über die Heimat der Einwanderer. Der Goldenen Aue ist *Waal* gleichfalls eigen (s. S. 116), und dieses Wort kommt nach Emil Trebs, Beiträge zur osterländischen Mundart (Programm Fürstenwalde a. Spree 1899) 9 auch im Osterlande vor; seine Bedeutung ist hier Wassergraben um die Rittergüter. Trebs hat es bereits als ndl. angesprochen. In diesem Falle hat *Waal* den ursprünglichen Zusammenhang mit dem strömenden Wasser hinter Deichen, dem es seine Entstehung verdankt, völlig aufgegeben; das ist auch mit *Weel*, doch nicht so tiefgreifend geschehen, wenn dieses Wort im Kattenwinkel den Dorfteich bezeichnet, da es meistens ein durch Überschwemmungen entstandener Tümpel ist. Nach Nd. Jb. 26, 71 tragen alte vertiefte Elbarme die Bezeichnung *Waal* (*vǭ̆l*). Außer dem als ndl. Siedlung urkundlich erwähnten Schartau weisen Parchau und Niegripp und weiter landeinwärts im Südosten des Kreises Jerichow 2 Rogäsen diese Wortform auf. *Weel*, *Waal* geht auf wgerm. **wêlo*- zurück, das sich ablautend zu *wôlian* wühlen stellt; es gehört in eine ndl.-fries.-engl. Gemeinschaft: aengl. *wǣl*, nengl. *weel*, afries. **wêl*, ein Wort der Mündungslandschaften großer Ströme und des Meeresstrandes. In den Niederlanden ist der Stammvokal binnenlands in *â* übergegangen. Das alte *ê*, zum Teil das vorhergehende *êe* haben einige Gebiete mit ingwäonischer Sprachgrundlage, vor allem Nordholland und Gelderland, erhalten: *weel* f. Boekenoogen 1196, doch Wieldrecht; Weel (1200), heute *vę̄l* gesprochen, Gelderland (v. d. Bergh 244[b]); es ist zu *ie* entwickelt in

[1] In seiner Dissertation „Die Herkunft der Siedler in den Landen Jerichow". Halle 1932. Aus Werben 1518 ist bei Riedel I 6, 75 *ahn deme wele* überliefert.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0186

der Provinz Antwerpen, Nordbrabant, Aalst und Kleinbrabant. Kaum verwandt ist der Name *Im Wiele* einer Bauernschaftsabteilung bei Buer im westfäl. Kreise Melle (Jellinghaus, Westfäl. Ortsnamen[3] 170). Ndl. *wael* weist das Mndl. Wdb. in holländischen Zeugnissen nach. Über das Fortleben des wgerm. *ê* in seinen drei Lautgestalten handelt an der Hand dieses und anderer Beispiele A. Opprel in der Tijdschr. v. Nederl. taal- en letterkunde 56,217f.

Neben Beke f. Bach besitzen Teile Nordwestdeutschlands ein gleichbedeutendes Fliet, Fleet n.; es sind Holstein, die Nordseeküste und Restbezirke Ripuariens und Niederfrankens, der Kreis Bergheim und die Stadt Kempen (Rhein. Wb. 2,617). An der letzten Stelle ist aus dem Fließ ein Abzugsgraben städtischer Abwässer geworden. Die gleiche Aufgabe ist den alten natürlichen *Fleeten* der Marschen an der unteren Weser und Elbe zugewiesen worden; nach der westfälischen Grenze zu aber hat *Fleet* noch die Bedeutung Bach. Westfalen selbst kennt das Wort nicht. Für das holsteinische und bremische Marschgebiet ist das vorndl. Alter des Wortes sprachgeschichtlich gesichert und der nordnds.-engl.-ndl. Zusammenhang greifbar. Mit dem Falle eines ndl. Lehnworts *Fliet* im märkischen Raum ist somit ein wichtiges Beispiel gegeben, welches für den gleichen Sprachbefund verschiedene Deutung verlangt und lehrt, daß die Lehnwortfrage an der Niederweser und -elbe wesentlich und in erster Linie von der nds. Sprachgrundlage her entschieden werden muß. An dem ndl. Charakter des märk. *Fliet* gestattet die gesamtnd. wortgeographische Lage keinen Zweifel: der Rhein-Elberaum entbehrt es, in Mecklenburg fehlt es, vorhanden ist es in der Mark von der Elbe bis weit in Ostpommern hinein. Mit dem Übertritt in die *lēf-* und *leif-*'lieb'-Gebiete nimmt es die Formen *Fleet* und *Fleit* an, in der Altmark, dem 2. Jerichowschen Kreise ist es verstreut vorhanden, ältere Fälle der Prignitz und des Landes Ruppin kommen vor, nicht aber in der Uckermark, dann aber in Ostpommern ist es zu finden. Bei Dessau[1] und Treuenbrietzen ist *Fliet* nachweisbar, aber der südliche Teil des Landes Jerichow und die ganze Gegend bis zur Elster kennt oder bevorzugt das Synonym *Beke, Bach*. Dieses beherrscht auch den Teltow bis in den Luckauer nd. Zipfel. Anderseits hat die Gegend um Zossen, Mittenwalde, Wusterhausen *Fliet*, dies gilt im Barnim, noch bei Lehnin im Westen und Zielenzig jenseits der Oder. Obwohl der Mangel einer wortgeographischen Erkundung die Übersicht erschwert, ist doch eine auffällige Menglage der beiden Ausdrücke für Bach feststellbar. Diese trifft man auch in Pommern an. Holstens Karte für 'Fließ' in den „Beiträgen zur Volkskunde Pommerns" (1939) 146 zeigt *Fleet* dichtgedrängt am Südrande Ostpommerns, im wesentlichen innerhalb des *lēf*-Bezirks bis nach Neustettin, doch sind auch die *leif*-Kreise Köslin, Schlawe, Bütow und Lauenburg mit einigen Fällen vertreten, links der Oder wird die Zarowlinie nahezu erreicht, zwei Flurnamen mit Fließ gibt es noch auf Rügen. Seine Karte 'Bach' im Nachrichten-

[1] Der westlich Reinharz und Meuro nach Norden zur Elbe fließende Bach führt den Namen *Flieth* (Kieser in Mitt. d. Ver. f. Heimatk. d. Kreise Bitterfeld und Delitzsch 16, 11).

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0187

blatt für deutsche Flurnamenkunde 4, Heft 3 (Sonderdruck) läßt das Nebeneinander der beiden Ausdrücke wenigstens in dem Küstengebiet und im Nordosten erkennen. Für die nördliche Neumark kann ich die alleinige Geltung von *Fliet* bezeugen, bei Berlin ist dieses Wort kaum gebräuchlich, andere Gegenden haben sich für *Beke* entschieden, ohne *Fliet*-Inseln unterdrücken zu können. Solch ein wortgeographisches Bild läßt sich durch die Annahme, daß *Fliet* im Zurückweichen sei, was ja auch keineswegs überall zutrifft, nicht oder nur sehr unzulänglich erklären. Bemerkenswerte Verträglichkeit der beiden Wörter am gleichen Ort, wie in Treuenbrietzen, oder gar für denselben Bachlauf (vgl.: 'Das Klüpker Mühlen*flies*, die Mühl*becke*' Rienow bei Labes 1564 Riedel I 24, 307) führt zu der Auffassung, daß dasselbe Schicksal die Synonyme beieinander hält, d. h. daß auch *Beke* dem Sprachschatz der Siedler entstammt.

Das märkisch-pommersche Bäke steht nicht mit dem as. *beki*, dem nordnds. und ostfäl. *beke* in Verbindung, wohl aber mit dem ndl.-westfäl. Wort. Den Westen und den Osten eint das fem. Geschlecht, der Norden und die Mitte haben das maskuline. Diesen Genusgegensatz beim Worte *Bach* hat schon Jac. Grimm im D. Wb. 1,1058 im größeren Raume gesehen: „Aus Lothringen, dem Mittelrhein, der Wetterau, Hessen, Thüringen zieht sich ein weibliches *Bach* bis nach Schlesien", im Teuthonista und überhaupt im Ndl. findet er das Fem., er trifft es auch im westnd. Gerhard von Minden an. „Schwaben, die Schweiz, Baiern und die edle Schriftsprache, auch Luther, halten das m. fest". „Schlesische Beispiele sind die häufigsten" für das Fem. Aus dem Schwäb. Wb. 1,552 ersieht man, daß das nördliche Elsaß mit Straßburg das fem. Geschlecht aufweist; in Württemberg besitzt es der Nordwesten, fest in Bachnamen, während das Appellativum mehr das Mask. annimmt. Eine Untersuchung der Urkunden und, wo angängig, des mündlichen Gebrauchs der Gegenwart hat in Ober- und Mitteldeutschland und einigen nd. Gegenden Oskar Philipp in der Zs. f. d. Mdaa. 1906,373; 1907,1; 210; 1908,55; 333 durchgeführt; 1908,344 faßt er das Ergebnis folgendermaßen zusammen: „Das Femininum gilt im Unterelsaß, in Lothringen, im Rheinland, in Hessen, der Rheinpfalz, Nordbaden, dem nordwestlichen Streifen von Württemberg, im Westen von Unterfranken, Teilen von Thüringen, im ganzen Königreich Sachsen ausschließlich des Vogtlandes und westlichen Erzgebirges, Nordböhmen, Schlesien, Nordungarn und Siebenbürgen." Aber alt fem. Belege sind im Elsaß bis in den äußersten Süden verstreut; in Thüringen gilt das Mask. am Oberlauf der Werra, besonders in der Gegend von Hildburghausen, und um Coburg, überhaupt auf ostfränkischem Boden, das Fem. herrscht oder überwiegt an ihrem Mittellauf, etwa von Wasungen bis Salzungen, es kommt dann nur noch im Altenburger Ostkreis vor, die ganze Mitte also besitzt das Maskulinum. Philipp bemerkt, daß im Lande Sachsen mit dem fem. *Bach* meist *Born* zusammentreffe und daß zum mask. die Form *Brunn* gehöre, aber die *Born*/*Brunn*-Linie laufe südlicher als jene. Dem fem. *Bach* ist in Teilen Sachsens eine besondere Form mit Vokallänge eigen;

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0188

darunter hebt sich *bāxə* mit reinem *ā* westlich Rochlitz in Kohren, Geithain und Rathendorf heraus. Dieser Bezirk liegt zwischen der urkundlich bezeugten Niederländersiedlung von Kühren bei Wurzen und dem altenburgischen Flemmingen, welches durch seinen Namen die ndl. Abkunft seiner Bewohner verrät. Nicht ohne Grund vermutet daher Philipp in dieser Aussprache eine Mischung zwischen dem ndl. *beke* und dem heimischen *bach*. Von dem in Sachsen beobachteten Gleichlauf der Linie *Born/Brunn* und des Genusgegensatzes von Bach[1] wird der Blick auf das ähnliche Verhalten beider Erscheinungen im Elsaß gerichtet. *Born* war auf seinem Südostvorstoße wie das fem. *Bach* bis an die elsässische Südgrenze gelangt, ist aber bis auf Restbezirke im Münstertal und um Straßburg in Namen bis zur rhein-, als Appellativum gar bis zur moselfränkischen Grenze zurückgewichen, vgl. die Arbeit von Emil Küppersbusch im Teuthonista 8,91 und die Kartenpausen. Die sprachliche Bewegung ist bei *Born* vom nd. Gebiet ausgegangen und hat ihren Südpunkt um 1350 erreicht, eine lautliche Welle, deren Vorrücken im Lichte der sprachgeschichtlichen Zeugnisse verfolgt werden kann. Wörter wandern auch, wie die Geschichte der deutschen Sprache lehrt, in breiter Front und auch als Einzelgänger, aber von der Ablösung des grammatischen Geschlechts im planmäßigen Vorrücken im deutschen Sprachraum ist m. W. kein Beispiel bekannt, da die Änderungen des grammatischen Geschlechts, wie sich aus den Beobachtungen schließen läßt, nur kleinräumig und ohne räumlichen Zusammenhang vor sich gehn. Auch bedarf es des Anstoßes zum Geschlechtswandel. Das Fem. des as. *meri* Meer möchte Frings dem Einfluß eines lat. **mara* zuschreiben; dasselbe Genus der märkischen mask. *n*-Stämme ist zur Hauptsache aus den Niederlanden eingeführt und hat weiter um sich gegriffen. Unvorstellbar aber ist ein Wettkampf um das grammatische Geschlecht eines einzigen Wortes zum Zwecke des Bodengewinns, ohne daß irgend ein Anlaß dazu erfindlich wäre. Die Erklärung liegt in der räumlichen Verteilung: Fem., soweit der fränkische Machtbereich geht. Die Franken haben das Fem. von Anfang an besessen, und es ist mit ihnen gewandert; das Elsaß hat sich leicht erschlossen, Ostfranken nur in Rheinnähe, Thüringen beachtlich wenig. Obersachsen aber mit alleiniger Ausnahme des ausgesprochen obd. Südweststrichs ist dem fem. Genus völlig verfallen, die Lausitz und Schlesien sind von ihm erobert. Vom nd. Gebiet geht Westfalen bis zur Weser mit den Franken, genau so wie, abgesehen von anderen Fällen, insbesondere aus dem Wortbestande, das gedehnte westfäl. *a* den südlichen Laut annimmt. Ostfalen hat das Mask.; im Süden tritt im Göttingisch-Grubenhagenschen vorwiegend das Fem. auf; es mag Zusammenhang mit dem linken Weserufer bestehn. Nordalbingien gebraucht das Mask., mit der aufschlußreichen Ausnahme des südlichen Holsteins und der Neumünsterer Gegend, der ndl. Siedlungsbezirke. In Mecklenburg ist die Genusverteilung leider nicht festgestellt; das Fem. herrscht

[1] Den südlicheren Verlauf der ersten erklärt der Umstand, daß das fem. *Bach* im Namen fester haftet als im Sprachgebrauch. Das schriftdeutsche und obd. Maskulinum gewinnt Boden.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0189

jedenfalls vor, es gilt im Amt Grevesmühlen nach Neumann[1] ausschließlich. Für Pommern belegt R. Holsten in dem Aufsatz zu der oben genannten Karte das Fem. stark östlich der Oder, reichlich in den östlichen, von Ostpreußen her besiedelten oder wenigstens beeinflußten Kreisen Lauenburg, Stolp, Bütow. Zutreffend setzt er das fem. *Bach* in diesem Ostzipfel Pommerns auf Rechnung der schlesischen und, fügen wir nach Mitzkas[2] Hinweis auf die Lausitz noch hinzu, und der lausitzischen Grundlagen des Hochpreußischen. Indessen auch in den rein nd. Kreisen der Mitte und des Oderrandes gilt dasselbe Geschlecht, das also auch eine nd. Quelle haben muß. Diese entspringt in der Mark. Damit aber ist der ndl. Ursprung auch des ostpommerschen fem. *Bach* aufgedeckt. Aus den Namen der Bauern Claus Upterbeke in Flessau Kr. Osterburg und Thideke Upperbeke in Schinne Kr. Stendal, aufgezeichnet im Landbuch der Mark Brandenburg von 1375 S. 293 und 377 der Ausgabe von Joh. Schultze, läßt sich das fem. Geschlecht des Wortes *beke* für die Zeit des Landbuchs in der westlichen Altmark feststellen.

Fassen wir zusammen: das fränkische *Bach* f. bildet zwischen Weser und Reichsgrenze ein geschlossenes Gebiet, dessen Kern im Rheinland liegt. Abgeriegelt durch Ostfalen und Thüringen, erstreckt sich ein zweiter Bezirk, in dem das fem. *Bach* gilt, östlich Saale und Elbe; dieser leitet sein Sprachmerkmal von Niederfranken her. Somit ist Sachsen, Provinz und Land, in unmittelbarer Beziehung zu den Niederlanden erkannt. Wir legen auf den Fall des fem. *Bach* besonderes Gewicht: zwei fränkische Sprachräume, zwischen ihnen der breite ostfälisch-thüringische Riegel. Das Ags.-Anord. beherrscht eine Sonderform germ. **bekk-*: ags. *becc* m., anord. *bekkr* m.

Das räumliche Beieinander der *beke* f. und *vliet* n. in den Niederlanden ist nicht bekannt. Das erste Wort hat in der Siedlungsgeschichte des Südens und Nordfrankreichs eine wichtige Rolle gespielt, und überall sind die Spuren des fem. Genus erkennbar. Es liegt kein wortgeographisches Hindernis vor, beide Wörter zusammen in die neue Heimat abgewandert vorzustellen. Zwei synonyme Wörter aber, ohne einseitige Begünstigung zum Nebeneinander in einem neuen Lande genötigt, suchen ein Auskommen, das zu verstreuten Einzelbezirken führt, aber auch ein friedliches Condominium gestattet. In dieser Auffassung löst sich das wortgeographische und das lexikalische Rätsel der zwei ndl. Synonyme *beek* f. und *vliet* n. im märkischen Raum. Mecklenburgs Stellung wird im Westen der eutinische Spracheinfluß, im übrigen Einwirkung von Brandenburg her erklären.

Grüppe f. kleiner, einen Spatenstich tiefer und breiter Graben, der nur vorübergehend zur Entwässerung eines feuchten oder überschwemmten Geländes gezogen wird, führt Bathe, Herkunft 71 für das Land Jerichow an. In der

---

[1] Walter Neumann, Die Flurnamen des Amtes Grevesmühlen. Diss. Rostock 1932. S. 36.
[2] Walther Mitzka, Grundzüge nordostdeutscher Sprachgeschichte. Halle 1939. S. 71.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0190

Altmark belegt es um 1800 Bratring, auch das Verbum daraus: *grüppen, Grüppen upmaken* kleine Abzugsgräben aufmachen (Märk. Forsch. 1,152).

Die Namen von vier Dörfern im Gebiet der unteren Mittelelbe enden auf -losen: *Aulosen (Groß-* und *Klein-)* in der altmärkischen Wische, *Kumlosen* in der Westprignitz, *Gorlosen* im mecklenburgischen Kreise Ludwigslust und *(Groß-* und *Klein-)Schwarzlosen* südwestlich Stendal. Die räumliche Nähe der drei erstgenannten Orte — die Entfernung zwischen dem ersten und dem dritten beträgt nur 23 km — läßt auf eine gemeinsame Benennungsweise schließen. Diese ist ndl. Ursprungs. *Klein-* und *Groß-Aulosen* sowie *Kumlosen* liegen im Siedlungskern der Holländer an der unteren Mittelelbe, *Gorlosen* innerhalb des Eldebogens, welcher eine Menge ndl. Sprachspuren einschließt; *Groß-* und *Klein-Schwarzlosen* gehören der an ndl. Sprachzeugnissen reichen Gegend von Stendal an. Ihre Gemarkung ist niedriger Boden, der entwässert werden mußte. Das fiel den holländischen Siedlern in die Augen, und sie gaben dieser geographischen Beschaffenheit in dem ersten Namensbestandteil der neuen Dorfanlagen Ausdruck, in *Aue, Kumme* und *Gor*. Davon ist das erste Wort nds., die beiden anderen ndl. In *Schwarzlosen* scheinen sie die Farbe des Grabenwassers bezeichnet zu haben. Als Endstück der Namen verwendeten sie das heimische *-losen*, womit sie von ihrer bodenbessernden Leistung, der Wasserabfuhr, Kunde gaben. Den Sinn des Abflußgrabens in einen nahe fließenden Bach oder Fluß drückt *-losen* hier ebenso wie an der Niederweser und -elbe aus; die vier Dörfer liegen dicht an solchen aufnehmenden Wasserläufen: *Aulosen* an dem zur Seege entwässernden *Schaugraben, Kumlosen* nahe der Havel, *Gorlosen* an der Alten Elde und *Schwarzlosen* an der Tanger. Die holländische Umlautlosigkeit ist im Gegensatz zur Unterelbe und -weser, wo unter deutscher Lautgebarung auch *-löse* gebraucht wird, bewahrt. Der ob. S. 39 mitgeteilte Wortsinn von *-losen* tritt in den drei ersten Ortsnamen anschaulich zu Tage: die Au, die wassergefüllte Talsenke, das Sumpfloch sind losgemacht, entleert, eigentlich das darin angesammelte Wasser ist gelöst, frei geworden. Vgl. zur Etymologie ob. S. 39.

Der Fachausdruck für den Grenz- oder Ablaßgraben Sloot m. begegnet im Gebiet der Mittelelbe. Hier bezeugt ein alter Beleg von 1430 aus Aken ('eyn erfe gelegen jegen den *slot*' Geschbll. f. Stadt u. Land Magdeburg 32,42) den ursprünglichen Sinn. Abgewandelt verzeichnet diesen Danneil als Furt durch einen Graben. Über die westfälische Herkunft des rügenschen Wiesennamens *Alte Schlot* s. S. 105.

Neben dem unt. S. 372 besprochenen *Wäteringe* f. Tränkstelle auf der Weide weist nur die altmärkische Wische das gleichlautende Wäteringe f. Entwässerungsgraben auf, ein Zustand, der sich in bezug auf das reichliche Vorkommen dieses Wortes an Unterweser und -elbe aus der Bodenbeschaffenheit des märkischen Siedlungsraumes, die nur in diesem Bezirk regelrechte Entwässerungsanlagen erforderte, erklärt. Bathes Karte auf Blatt 23 des „Mitteldeut-

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0191

schen Heimatatlas“ zeigt *Wäteringen* Entwässerungsgräben im Kreise Osterburg. Ein Zeugnis von 1621, das anscheinend einen Graben, der Wasser abführt, meint, findet sich bei Mylius 2, 1, 101: ‘Wege und Straßen, *Wässerungen* und Gruben . . . gebessert’. Dem Obd. verbindet sich mit *Wässerung* naturgemäß der Begriff der Wasserzufuhr, der Berieselung von Wiesen, der Bewässerung; elsäss., schwäb., rheinfränk., niederhess., siegerländ. Belege hierfür sind für *Wässering*, auch *Wässerei* (dies bei Hofmann 258[b]) reichlich vorhanden.

Den Namen Rhin der Flüsse bei Glückstadt und bei Rhinow wagen nur wenige Forscher vom *Rhein* herzuleiten, und die es tun, denken dabei eher an den Flußlauf in Deutschland als in den Niederlanden. Sie stützen sich dabei auf den Namen von *Köln*, der früheren Schwesterstadt Berlins, und setzen sich zugleich für eine starke Zuwanderung aus Mittelfranken ein. Nun aber ist kein Zweifel, daß eine solche Annahme völligen Schiffbruch erlitten hat. Man scheidet nicht zwischen dem ndfrk. und dem mfrk. Teil des westdeutschen Einheitsgebiets, wie es die historische Wortgeographie sieht, und macht auch immer wieder den Versuch, den dritten Bestandteil der großen westdeutschen Wortgemeinschaft, Westfalen, als das Heimatland einzelner ndl. Lehnwörter der Mark auszugeben. Nur an Einzelfällen war solch Unterfangen erfolgversprechend, der Gesamtheit des Lehnwortschatzes und der Lautgebarung dieses Sprachgutes gegenüber versagt die westfäl. Hypothese restlos. Wie urkräftig westfäl. Lauteigenheiten im nd. Siedelungslande weiterwirken, erkennt man an dem offen liegenden westfälischen Mundartgepräge Ostpommerns, und Mecklenburg zeigt auch deutliche westfäl. Sprachzüge. Von all dem ist in der Mark nichts zu entdecken. Ebensowenig sind aber auch mfrk. Spracherscheinungen, wenn ihnen im brandenburgischen Sprachraum Vergleichbares zur Seite gestellt werden kann, mit den brandenburgischen ursächlich zu verknüpfen. Entschieden wendet sich daher W. Seelmann in der Monatsschrift Brandenburgia 37,77 gegen die Ansicht, Mittelfranken seien in irgendwie beträchtlicher Menge unter den Einwanderern aus dem Westen gewesen. Für den Namen *Rhin* in der Mark läßt er neben der Beziehung zum großen Strom Westdeutschlands, den er aber auf dessen ndl. Lauf beschränkt, die Möglichkeit eines gemeindeutschen Wortes *rîn* m. Fluß zu. Angesichts der drei friesischen *Rin*, der fünf hessischen *Rhein*, *Rhen* und des lippischen Bachnamens *Rin*[1] darf man das Vorhandensein eines fries.-deutsch. Appellativums *rîn* m. Fluß, Bach für wahrscheinlich halten. Zwar scheint es geraten, das holsteinische *Rien* m. Bezeichnung für einen Wasserlauf, Bach, Graben, welches Schütze, Holsteinisches Idioticon 3,292 anführt, wegen der von Mensing 4,99 angegebenen zweisilbigen Aussprache zu *ríde* f. Wasserrinne, Wasserlauf in der Marsch zu stellen, was ebenso für das nordwestfälische *Rihen* m. (Nd. Jb. 38,157[b]) gilt. Eher ließe sich der erste Bestandteil des an beiden Ufern der Unterelbe vorkommenden *Rhinschlot*, *Rienschlot*, *-schlott* m.

[1] Nomina geographica Neerlandica 3, 196; O. Preuß, Die lippischen Flurnamen (1895) 123.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0192

Graben, Wasserlauf an der Innenseite des Deiches, auch *Ring-* und verhochdeutscht *Rheinschlot*[1], als *rîn* Bach deuten. Aber methodische Erwägungen gestatten für *Rhin*, *Rin* in den Gegenden, wo ndl. Ansiedlung geschichtlich feststeht oder durch die heutige Sprache erschlossen wird, die Wertung als geschichtliches Zeugnis, d. h. die Lösung von dem heimischen Sprachgut. Sie fordern diese Absonderung, wenn die Zahl der ansässig gewordenen Niederländer beträchtlich war. Das darf aber sowohl für die Gegend von Glückstadt als auch für Rhinow zugestanden werden. Ich trage also kein Bedenken, den Namen des *Rhin* bei Glückstadt wie auch des *Rhin* im Lande Ruppin als die Benennungen zu erklären, welche die Siedler beim Betreten der neuen Heimat den beiden Flußläufen gegeben haben. Nichts besagt die späte Überlieferung des holsteinischen Flußnamens (1568 in der Schreibung *Rien* Detlefsen 2, 67), wohl aber der Umstand, daß dieser *Rhin* ein natürlicher Wasserlauf, ein *Fleet*, kein Entwässerungsgraben war. Den märkischen Fluß nennt die Überlieferung 1238 (Riedel I 8, 152) und 1315 (I 4, 284) *Renus*, 1336 (I 4, 52) *Rin*, und ein Kanzleibericht von 1525 verwendet die verhochdeutschte Lautform *Rein* (I 4, 164; 166; 169). Ein dritter Fall der Übertragung des Namens *Rhein* betrifft den ostpreußischen Fluß *Rhein*, der 1339 als *Renus*, 1352 als *Ryn* erwähnt wird[2], und bezieht sich auf den deutschen Rhein, ersichtlich an dem Namen des an ihm gelegenen Dorfes Groß-Koellen. Ein Ort *Rinstede*, heute Reinstadt, nach Förstemann-Jellinghaus 2, 2, 596 im Jahre 1067 erwähnt, liegt am *Rinbach* bei Kahla in Thüringen; für diese beiden Flußnamen ist eine Beziehung zum Rhein ungewiß. Dagegen kann der *Rhinbach (de Rhinbeek)* bei Groß-Schwechten in der Nähe von Stendal als einem deutlichen Sammelpunkt ndl. Kolonisten mit gutem Grunde vom Alten Rhein hergeleitet werden. Der Sinn des Wortes *Rhin* in einem Weistum von Hasserode westlich von Wernigerode ist Bach: 'me scholl ohn volgen by den *ryn* (Var. 'wente by dem *Rihn*')' Jac. Grimm, Weistümer 4, 679.

Daß ein einwandfrei ndl. Flurname weit im Westen in Fallersleben vorkommt, muß mit Recht wundernehmen, aber es ist nicht das einzige Mal, daß wir hier auf ndl. Sprachgut stoßen, ein deutliches Anzeichen für die Wanderfähigkeit und den Ausdehnungsdrang einzelner Bestandteile des an die Elbe eingeführten ndl. Gesamtsprachschatzes. Die nächste Fundstelle liegt überdies auch fern der Elbe im Westen der Altmark, in den Hollings, den morastigen Wiesen am Fuße der Hellberge; darin sind „die *Dotleber*, etwa stubengroße

[1] Land Wursten Pratje, Altes und Neues aus den Herzogtümern Bremen und Verden 10, 115; 128; Jellinghaus in Zs. d. Ges. f. schlesw.-holst. Gesch. 29, 292; 299; Detlefsen, Geschichte der holsteinischen Elbmarschen 1, 204 Fußn. 1; Mensing 4, 99. Mensing vereinigt beide Wörter; seine Aussprachebezeichnung träfe auch *Rienschlott*, dessen einsilbiger Anfangsteil doch sicher zu sein scheint. Schreibungen wie ostholsteinisch *Rühnkoppel*, *kleine Rühen* bei Prien in Zs. d. Ges. f. schlesw.-holst. Gesch. 58, 211 und lüneburgisch *Bronenrien* bei Bückmann in O. u. Th. Benecke, Lüneburger Heimatbuch 2, 169 stehn neben den Vollformen *Riden-*.

[2] W. Mitzka, Grundzüge nordostdeutscher Sprachgeschichte (Halle 1937) 55.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0193

Stellen, die stets leben, d. h. wenn man darauf tritt, sich bewegen, weil unter der dünnen Graskruste dünnflüssiger, tiefer Morast liegt“[1]. Aus dem Osten der Altmark stammt Bratrings Angabe *Dodleber* ein Bruch, worein man leicht einsinkt (Märk. Forsch. 1,151). Das Fallerslebensche Wort hat die Form *Dotlęger* m. schwankender, moorichter Sumpfgrund, der grünüberwachsen den Wanderer täuscht und versinken läßt (Frommann, Deutsche Mundarten 5,54). In der Mark sonst unbezeugt, findet sich diese Bezeichnung als *Dodleger* im Kreise Pyritz (Holsten in den Mitteil. d. Ver. d. Kgl. Sammlung f. deutsche Volkskunde 3,76; 100f.), woneben 1749 und 1760 der Flurort bei Alt-Grape auch *Todleder* geschrieben wird. Dieses Dodläger m. geht auf das gleichbedeutende ndl. *doodlaeghe* Kilian 116°, *doo(d)laag*, *-laage*, *dooleeg*, *-leege* f. (Flandern, Brabant, Kempen) Schuermans 100°, *doodlaag* f. De Bo² 218°, *doodlage* f. Teirlinck 1,348°, *dootlage* f. Verwijs-Verdam 2,301, *doolage* f. Ndl. Wdb. 3,2894 zurück. Dem zweiten Bestandteil *laag* f. Lage hat das deutsche Sprachgefühl, die lautlich entstandene Nebenform mit *-v-* ausdeutend, die Vorstellung eines lebenden Moorwesens untergelegt und diese durch die Endung *-er* verstärkt. Die Bildung *-leder*, ihrerseits in dem Pyritzer Bezirk, wo sich *-d-* in *-j-* wandelt, als dialektgeographische Adoptionsform verständlich, ist vom Volk mit der Versenkung von Viehkadavern (weil *-leder!*) in Beziehung gebracht worden.

Die beigegebene Fenn-Karte (s. Karte 12) beruht für die Mark auf eigenen Aufnahmen, ergänzt durch die Pause XVIIIc in Bathes Dissertation und den Ausführungen Holstens in den Monatsblätt. d. Ges. f. pomm. Gesch. u. Altertumskunde 46,173, die Darstellung des *Fenn*vorkommens in Westdeutschland und den Niederlanden benutzt Bathes Karte zu ‘Fenn, Moor, Ried, Moos in Ortsnamen’ in „Sachsen und Anhalt“ 15,182—223. Der Augenschein genügt, um das Wort im Bereich der Mark und der märkischen Ausstrahlung als ndl. Einfuhrgut zu erkennen. Die Wortgeographie ersetzt bei Flurnamen die Wortgeschichte; denn das Namensgut der Flur- wie der Ortsnamen haftet an seinem Platze über die Jahrhunderte hinweg. Es zeigt sich also, daß gemeingerm. Vorhandensein nicht den Gebrauch in allen Gebieten zur Folge hat. Bodenverhältnisse und Auswahl im Wortvorrat schaffen leere Flächen. So gehört *Fenn*, obwohl gemeingerm., als Gebrauchswort in der Sprache und in der Namengebung im deutschen Raum nur dem Westen mit den Niederlanden als Kern an. Nordalbingien ist einbeschlossen, und *Fenn* durfte dort nicht als ndl. Lehnwort bezeichnet werden. Auf die Einfuhr des Wortes *Fenn* durch die Niederländer in die Mark hat Seelmann im Nd. Jb. 48,78 hingewiesen, Bathe S. 188 bemerkt in der Altmark die Aussprache *fẽn*, im Lande Jerichow *fęn*, *fęnə*, unsere Karte zeigt *Fähn* um Finsterwalde und Dobrilugk. Um 1800 ist *Fähn* ein Sumpf voll Wiesen und Schilf im Altmärkischen Idiotikon Bratrings (Märk. Forsch. 1,152) aufgezeichnet. Diesen Unterschied führen wir auf den nord- und südndl. Gegen-

[1] Diese volkstümliche Auslegung gibt Otto Seehaus in Niedersachsen 22,211f.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0194

Karte 12

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de
/rosdok/ppn860231771/phys_0195

satz *ven* und *veen* zurück, womit ein Sprachmerkmal holländischer Ansiedler in der Wische der Altmark (und dem angrenzenden Havellande) sowie in der Gegend von Finsterwalde gegenüber den südndl. Zuwanderern rechts der Elbe gefunden ist. Vereinzeltes Auftreten in Vorpommern und auf Rügen setzt Holsten mit Recht als Folge der Holländereien genannten Melkwirtschaftsbetriebe von Holländern an. Frühe Belege: '*Vennen*bruch' (Ziegenort Uckermark 1309), 'in dem *Ven*broke' (Falkenburg 1333). Das Wort bezeichnet in dem märkischen Gebiet sowohl in der Form *das Fenn* wie *die Fenne, die Fähne* einen versumpften oder vertorften Binnensee oder Teich ohne festen Boden, einen Sumpf geringen Ausmaßes, häufig noch mit einem klaren Teich darin, die jüngere holländische Bedeutung des weiblichen *veen* abgegrenzte Weide ist in der Mark nicht vorhanden.

Das ndl. *goor* n. lage, drassige heidegrond, moeras, moerassige plaats, swart en vet modder in den grond van eenen stroom, gracht, vijver kennt Bathe als Goor und in der kollektiven Ortsbenennung *Güringe* in Flurnamen. Der südlichste Fundort liegt nach der Pause XVIII d bei der ndl. Kolonie Schartau nahe Burg. Der Dorfname *Gorlosen* enthält das ndl. Wort ebenfalls. Auch in der appellativen Verwendung als *jōrə, jūrə* Jauche gebräuchlich. Verwandt ist *Gôr* Gärung Danneil 68[a], Gärung, Schaum, der in Menge ablaufende Saft, z. B. der Gurken Parisius 54[1].

Seiner Verbreitung nach stellt sich Quebbe f. nasser Wiesenboden, durch versteckte Quellen aufgeschwemmter Boden als ein westnd.-ndl. Wort und als ndl. Ableger in der Mark einschließlich Pommern dar. Aus der Gegend von Neumünster führt Prien eine Form *Quibbe* an. Nahe steht an der Unterweser, im Ostfries. und im Engl. *quabbe, quab*, in Braunschweig *quaaf*. Westfalen geht mit den Niederlanden, dort ist *kweb* f. moerassige diepte, moerassige plaats die, met gras en mos overwassen, op vasten grond gelijkt, maar waar men inzinkt, als men er op gaat aus den Kempen geläufig, westfäl. *quebbe* melden Strodtmann, Jellinghaus (Ravensberg), Woeste.

Von der Wurzel *leg-* liegen sind das anord. Adjektiv *lágr*, woraus engl. *low* herrührt, und das afries. *lêg* abgeleitet, im Deutschen ist eine *ja*-Form ahd. *lâgi*, mhd. *læge*, mndl. *laeghe, leeghe*, mnd. *lêge* gebildet; beide bedeuten 'liegend', flach, niedrig, seicht. Erhalten hat das Wort das Obd. in der Schweiz, in Schwaben und Bayern als *läg* flach, niedrig, sanft geneigt; auch in der md. Bergmannssprache wird es noch gebraucht. Im Nd. tritt seit dem Mittelalter ein Bedeutungswandel ein, dem auch das Obd. in Ansätzen nachgibt, indem das Wort auf seelische und körperliche Zustände im Sinne von niedrig, schlecht, böse, gemein bezogen wird. Demzufolge bedeutet das moderne nd. *leege* böse im Wesen,

---

[1] Ludolf Parisius, Zusätze zu J. F. Danneils Wörterbuch der altmärkisch-plattdeutschen Mundart. In: 19. Jahresber. des Altmärk. Ver. f. vaterländ. Gesch. u. Industrie zu Salzwedel, Abt. für Geschichte. 1879.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0196

Karte 13

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0197

krank, schwach, mager, für niedrig als Höhen- und Lagebezeichnung wird *sîd* gebraucht. Auf dem ursprünglichen Bedeutungsstand verharrt dagegen der ndfrk. Westen, die Niederlande und das rheinische Niederfranken. An der Küste ist das ndl. Wort als Schifferausdruck für den Wasserstand *(leeg Water)* und die niedrige Küste, auf welche die Strömung zusteht *(Leegerwall)*, nordwärts gedrungen; aus der Siedlungszeit kann diese eingeengte Verwendung nicht stammen. In den Niederlanden trat zum fries. *leeg* eine zweite Form mit *ê*, das umgelautete andfrk. **lâgi;* diese gilt als *leege, leeg* in den südlichen Niederlanden, in Nordbrabant, Utrecht, in der Nordwestveluwe, in einem Teil Nordhollands und Groningens sowie in den östlichen Provinzen, während im Holländischen *laag, lage* vorherrscht[1]; diese Form ist in die Schriftsprache eingegangen. Die Mark hat das umgelautete Wort in der Kurzform leeg empfangen; das zweisilbige *leehe* (lautlich *lēə*) des Kreises Luckau verrät jüngere Entwicklung. Zum Bedeutungs- trat so der Formunterschied zum nds. *leege*. Eine ndl. Stufe des märk. *leeg* muß außerhalb des fries. Sprachbereichs bestanden haben, in der Provinz Antwerpen und in Südbrabant darf sie angesetzt werden. Das märk. Verbreitungsgebiet (s. Karte 13) überschreitet in einem schmalen Streifen zwischen der Mulde und der Havelmündung die Elbe nach Westen, greift von der Schwarzen Elster bis zur mecklenburgischen Landesgrenze aus, ohne die Westprignitz zu erfassen, schließt die Uckermark bis etwa in die Prenzlauer Gegend ein und erstreckt sich beiderseits der Oder im schmalen Keil bis ans Haff und zur neumärkisch-ostpommerschen *lēf/līəf-* 'lieb'-Scheide. Alter Beleg: 'in terris hohenzuch et *legen*zuch' (Spandau 1345) Riedel I 9, 39. Im Niederpreußischen ist *leeg* gleichfalls vorhanden.

Funder m. Fußsteg über einen Graben (Bathe 84), bei Schiller-Lübben 5, 561[a] als westliches Wort erkennbar, ist das ndl. *vonder*, auch *vondel* m., n. in der gleichen Bedeutung; einen Beleg des 9. Jahrhunderts bietet der Ortsname *Funderlô* für Pont-de-Loup, Kreis Charleroi. Heute ist nach Ausweis der Wörterbücher das Wort in den südlichen und einem Teil der nördlichen Niederlande noch im Gebrauch. Es gehört sprachlich zu afrk. *fundôn* zu Fuß nach etwas hingehn.

Plene f. Plan, sich weithin erstreckende Ebene ist von Bathe nicht verzeichnet, findet sich aber in dem recht entfernten Neu-Golm im Kreise Beeskow-Storkow. Das frühere Vorkommen in der westlichen Mittelmark scheint sicher. Das franz. *plaine* ist früh ins Ndl. übernommen und in den Mundarten stark vertreten. Außer der Bedeutung ebener Platz ist Dreschflur auf dem offenen Feld geläufig. Neben dem lat. *plāna* hat auch *plānum* bestanden und ein Neutrum *plein* ergeben, das reichlich vorliegt und vielfach *pleine* f. in sich aufgenommen hat; doch hält sich das fem. Wort in den südlichen Niederlanden.

---

[1] Die Karten 6 und 32 bei Heeroma, Hollandse dialektstudies grenzen Holland als umlautloses Gebiet ab.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0198

Die Liste der Handel. voor toponymie en dialectologie 8,94 zählt mit dem Fem. Antwerpen, Brüssel, das Hageland, den Haspengau und Tongern auf.

Eine Anzahl Ausdrücke für Einrichtungen im Gelände und Bezeichnungen von Geländeteilen haftet in den Kerngebieten und ihrer Nachbarschaft; in die Mittelmark sind sie nur teilweise und nicht weit eingedrungen. Ihr Wert für die Abgrenzung der Kernbezirke liegt offen zu Tage. Bathe ist es mit Hilfe eines siedlungsgeschichtlichen und -geographischen Verfahrens gelungen, einige dieser Ausdrücke als Kennzeichen und Merkmale der ndl. Ansiedlung zu verwenden. Er scheidet zwischen alten fremden, d. h. am Ostrande des ostfälischen Altlandes fehlenden, alten sowohl fremden wie heimischen und jungen Bezeichnungen. Indem er ferner die Abhängigkeit der Namengebung von der Bodenbeschaffenheit berücksichtigt und daraus Lücken in dem Auftreten der Namen erklärt, weiter den Namenbestand der alten Orte und der jüngeren Dörfer vergleicht, kann er nicht nur den Flurnamen *Dunk*, dessen ndl. Charakter sich auf andere Weise feststellen läßt, sondern auch *Mate* als ein altes Niederländerwort bezeichnen. Dieses Wort, an sich überall als Maßbezeichnung von Flurstücken bestimmter Größe verwendbar, erhält unter dem Zwang der in Bathes Aufnahmegebiet vorliegenden namengeographischen und siedlungsgeschichtlichen Tatsachen die Bedeutung eines technischen Ausdrucks der ersten Siedlungszeit. Wir brauchen kein Bedenken zu tragen, das Vergleichen von Pausen mit flurnamengeographischen Angaben, das Bathe vornimmt, für weniger aufschlußreich zu halten als den Vergleich wort- und lautgeographischer Pausen. Vielmehr erweist sich die Flurnamenkarte in der Regel jenen beiden anderen Kartengattungen in der Aussage über geschichtliche Vorgänge wegen der Verbundenheit der Sprachgebilde mit dem Boden als überlegen, wenn nur die spätere Ausbreitung des Wortgutes auf neu erschlossenes Kulturgelände mit in Rechnung gestellt wird. Für Mate f. ein gewisses Ackermaß, in Flurnamen fortlebend, ergibt das Zusammenlegen ihrer Pause mit der Pause, welche die alten Ortschaften um 1563 enthält, eine überzeugend genaue Deckung. Auch mit der *Dunk*-Verbreitung stimmen die *Maten, Maßen* gut überein. Danach muß *Mate* als Einwandererwort aus den Niederlanden gelten. Die ndl. Karten zeigen in Holland, in Flandern und Brabant viele Flurnamen mit *-maten*, wie Bathe S. 106 seiner Dissertation durch Beispiele belegt. H. Pirenne, Geschichte Belgiens, deutsch von F. Arnheim 1,337 berichtet aus Brabant, daß seit dem Ende des 12. Jahrhunderts das Ackerland nicht mehr in Hufen eingeteilt, sondern in 'mensurae', daß es 'gemessen'[1] worden sei. Die 'mensurae' sind die mndl. und die märk. *maten*. Außerhalb der Lande Jerichow, von denen nur der nördliche Teil, der Kattenwinkel, wegen stärkerer slawischer Bevölkerung wenig Fälle aufweist, treten die *Maten, Maßen* in Ostanhalt und in einzelnen Nestern zwischen Mulde und Elbe auf; die Mittelmark besitzt diese Flurbezeichnung in zusammenge-

[1] Vgl. unt. *Ruëde*.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0199

setzten Wörtern wie *Berg-, Els-, Kien-, Quermaten* oder als *lange, kurze Maßen* in der Zauche, an der Havel um Rathenow und Brandenburg, auf dem Fläming und seinem nördlichen Vorlande und im nd. Teil des Luckauer Kreises; ein Beleg begegnet rechts der Oder bei Schönfließ im Kreise Königsberg. Der Altmark geht das Wort ab.

Mit denselben Mitteln abgegrenzt, ist auch Line f. als altes Flurmaß in Flurnamen für Bathe 109 ein wichtiges Ansiedlerkriterium, da es um Leitzkau häufig, sonst je einmal bei Burg und in der Altmark, weiter aber nicht vorkommt. Die Niederlande besaßen *line* nach Verwijs-Verdam 4,655 als ein Landmaß von 100 Ruten. Bei Reep m. ist Bathe der Gebrauch als Flurmaß zweifelhaft, an ndl. Herkunft denkt er dabei nicht, bei Seel n. aber steht ihm sowohl die Verwendung als Bodenmaß (S. 78) wie die ndl. Ableitung (S. 113) fest; erhalten ist der Ausdruck als Flurname im mittleren Kreis Jerichow 2. Das Seil als Maß bestätigt die Angabe des Parisius 70 zu Danneil: *Seiling* und *Seiligen* ein Halbtagewerk bei dem Ackern: *ên seiligen to plögen*. Trotz der reichlichen Nachweise des D. Wb.s 10, 1, 207 für die Benutzung des Seils als Meßgerät für Landstücke von der germanischen Zeit ab darf Bathe das Recht zugestanden werden, das Vorkommen eines gemeindeutschen Wortes in seinem Aufnahmegebiet an dessen siedlungsgegographischen Verhältnissen zu prüfen und, wie in diesem Falle, es aus dem gesamtdeutschen Zusammenhange zu lösen.

Flurnamen, welche die Ausdrücke Ruëde Rute und Morgen enthalten, haben die Ansiedler ohne Zweifel geschaffen und gebraucht; mit dem Messen begann die Ansetzung der ersten Kolonisten bei Bremen im Jahre 1106, und dabei ist es gewiß stets geblieben. Die Rute war das Meßgerät, mit welchem die Hufen aus der Flur herausgeschnitten wurden, und der Morgen ein den Niederländern gewohntes Arbeitsmaß. Wo beide Wörter mit den *Maten* zusammengehn, wird die Beziehung zu den Niederländern methodisch als gesichert gelten können. Bathe beobachtet, daß die jüngeren Gemarkungen die Namen *Ruëde* und *Morgen* nicht haben, und folgert daraus, daß diese Benennungen aus dem Mittelalter stammen. Nun aber reicht der *Morgen* ins Altland hinein und er wie die *Ruëde* zeigen sich nicht überall an die *Maten* gebunden; hier tritt ein allgemeiner mittelalterlicher Sprachgebrauch auf deutscher Grundlage auf, welcher zeitlich weiterwirkt und die ndl. Namengebung in die heimische einbezieht. Mit diesem Befund wird die Beweiskraft der Ausdrücke *Ruëde* und *Morgen* für die Niederlande entwertet. Es liegt ein Fall vor, wo sich ndl. und nds. Sprachgebrauch deckt.

Einfach liegt aber die Reihe *Hok (Huok), Oken, Pirre, Rüle, Term* rein wortgeographisch als ndl. Sprachgut kenntlich da. Ausnahmslos gehören diese Wörter nur den Niederlanden und den ndl. Siedlungen in Deutschland an. Über das Bathesche Gebiet sind sie nur wenig hinausgelangt.

Hok, Huok m. Winkel, Ecke ist in Flurnamen nach Bathes Pause XXb über die Kreise Jerichow verstreut und benennt in Stendal und Brandenburg Straßen. Die Altmark besitzt das Wort wenig. Bathe betrachtet es mit Recht als

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0200

Kriterium ndl. Bevölkerung. Über sein Auftreten an der Nordseeküste s. S. 69; die junge Entlehnung *Huk* ist S. 103 gewertet.

Ähnlich verbreitet sich Oken in Flurnamen über Bathes Aufnahmebezirk (Pause XXI d), weiter östlich tritt es südlich Brandenburg auf, begegnet aber auch im Kreise Luckau. Das Wort kommt mit *Mate* und *Line* vor und gilt Bathe daher mit Recht als ndl. Erbe (S. 111). Es gehört sprachlich zu got. *aukan*, anord. *auka*, ahd. *auhhôn*, as. *ôkian*, ags. *íecan*, *íecean* mehren, vergrößern und bezeichnet einen Zuwachs, eine Neupflanzung, gibt damit also eine Vorstellung von der Rodungstätigkeit der Neubauern. In Holstein kennen Mensing und Jellinghaus einige Fälle, die keine Beziehung zu den ndl. Niederlassungen in der Marsch haben. Auch in Westfalen erscheint das Wort. Ndl. Herkunft ist dort unwahrscheinlich, an der mittleren Elbe aber durch die siedlungsgeographische Lage der Fälle gesichert.

Gänzlich auf die Lande Jerichow beschränkt sind die Flurnamen Pirre, Rüle und Term. Das erste Wort *Pirre* f. ist einmal bei Garz an der Havel belegt und bedeutet wohl dasselbe wie *Pürleken* bei Krüssau östlich Burg. Bathe S. 71 denkt dabei an die mndl. Verbindung *in porre* in Bewegung und sieht in *Pirre* ein Wort für Strudel. Ein Verbum *porren*, *pirren*, *purren* haard werken aan iets und ein Adjektiv *porrelijk* beweegbaar gibt De Bo. Das zweite, Rüle, führt Bathe S. 76 auf das mndl. *ruele* f. Tausch, Wechsel zurück; *Röle* m. Teichmolch ist besser fernzuhalten. In *Rüelematen* und einigen anderen Flurnamen tritt das Wort auf[1]. Term m. schließlich ist das mndl. *term* m. Grenze, abgegrenztes Gebiet. Die *Termenden* und entstellt die *Terintenden* sind nach der Lage an der Grenze benannt.

Der gesamtfränk. Driesch ungepflügtes, mit einer Grasnarbe bedecktes Ackerland greift über Westfalen, das mit dem Ndfrk. in alter Gemeinschaft steht, ins Ostfäl. über, ohne die Elbelinie zu erreichen. An dieser tritt es als ein deutlicher Fachausdruck der ndl. Ackernutzung auf, um sich von hier über die märk. Siedlungssphäre ostwärts auszubreiten; in Obersachsen begegnet es spärlich. Mecklenburg-Vorpommern besitzt es von den westfälischen Ansiedlern. Holstein und Schleswig scheinen es nach den Angaben bei Mensing kaum von altersher zu haben. Doch ist eine Entscheidung unmöglich, ebenso ob das Wort in den ndl. Siedlungsgebieten an der unteren Elbe und Weser bodenständig ist oder von den Siedlern stammt.

Die Heininge f., in vermitteldeutschter Form *Heinichte* und *Heninge*, *Henichte* ist die Benennung des 'gehegten' Gemeindehütefeldes. W. v. Schulen-

---

[1] Das ostfäl. *Rüel* m. kleine Schaufel, mit welcher der Pflüger die an der Schar sich ansetzende Erde abstößt (vgl. Nd. Jb. 24,116"), was R. Andree, Braunschweiger Volkskunde² 116 in dem Flurnamen *Rüelmorgen* annimmt, ist aus *rûdel* verkürzt; ihm entspricht mhd. *riutel*, nhd. *Reutel*. Das *rüel* bei Schiller-Lübben 3,311 aus einem Weistum der sieben freien Hagen ist dasselbe Wort.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0201

burg[1] beschreibt die Hegung: sie geschieht durch eine Pflugfurche um den 10. August[2], die umschichtig die Bauern zu pflügen hatten *(de Heininge plögen)*. Gehegt wurde das ganze niedrige Land, einige hundert Morgen, wohin im nächsten Jahr die Sommerfrüchte Hafer, Kartoffeln, Erbsen, Gerste, Flachs, Hirse, Buchweizen, Mohn, Bohnen, Linsen kommen sollten; dieser große Gemarkungsteil blieb über Herbst und Winter als Brache liegen. Während der Saatbestellung war die *Heininge* den Zugochsen als Weide in der Mittagspause vorbehalten, sonst kamen die Pferde und Schafe nach fester Ordnung auf sie zur Hut[3]. Als später die Brache kleiner wurde, wandelte sich die *Heininge* zur Nachtweide. Die Buschdörfer bei Jessen südlich des Fläming hatten nahe dem Dorf ein über 20 Morgen großes, mit Buschwerk bestandenes Land mit einem Zaun umgeben; dies war die *Nachthenichte*. Im Havellande und in der Zauche tritt neben dem einfachen Flurnamen *Heinung* vielfach die zusammengesetzte Benennung *Nachtheinung* auf; andere Zusätze in *Gänse-*, *Kälber-*, *Buschheininge* weisen auf die besondere Bestimmung und Lage. Aus dem Niederbarnim kennen jüngere Aussagen die *Heinung* nur noch als Nachtkoppel. Dem schätzenswerten W. v. Schulenburg verdanken wir, wie in anderen Fällen, eine genaue, den ursprünglichen Sinn erhellende Beschreibung. Seine Angaben finden Bestätigung in den Mitteilungen des Vereins für Heimatkunde im Kreise Schweinitz Nr. 4, S. 8: nach dem Abernten der Getreidefelder ziehen die Hegebürger feierlich um die Flur und hegen das Weideland ein, um sich dann zum gemeinsamen Hegemahle zusammenzusetzen. Diese feierliche Gemeinschaftshandlung erinnert deutlich an die Kirchgangszeremonie der Fläminger in der Goldenen Aue und erweist sich dadurch als Erbgut aus alter Zeit; sie führt auf die Ansiedlung zurück. Das Hegen ist aus der Wirtschaftsordnung der Franken erwachsen. Das Messen und Abgrenzen der Hufe als Einzelbesitz zeichnet diese vor der sächsischen Wirtschaftsverfassung aus. Beachtung verdient in dieser Hinsicht der Unterschied zwischen dem linkselbischen Alt- und dem rechtselbischen Neuland: dort fehlen Raine als Ackergrenzen, hier sind sie ein wesentliches Kennzeichen der Flur. Auch die bloße Furche vertritt noch oft die Grenze. In dem Worte *Heininge* tritt nun eine ndl. Lautform auf; sie rührt von einer sehr frühen Lautentwicklung *-agi-*, *-egi-* zu *-ei-* her, deren Entstehung K. Heeroma in der Zs. f. d. Mdaforsch. 15,68 vor 400 setzt. Die sächsischen Gebiete der Niederlande weisen die Lautung *-ei-* nicht auf, wie *hegen* omheinen bei Gallée, Wdb. v. het Gelderschoverijselsch dialect (1895) 17[a] lehrt. Heute ist *-ei-* in *bei*-Beere auf die Küstenstreifen Hollands und Frieslands zurückgedrängt, andere Wörter wie *meid*, *peil*

[1] Hirtenwesen 14.

[2] Die Schulzenchronik von Lübars (Niederbarnim) meldet 1772: 'den 11. August haben wir die *heinige* bracke gepflückt'. Nach Angaben aus anderen Jahren kamen die Pferde am 1. September in die *Heininge*, den Schafen war sie bis zum 12. April bestimmt. Wenn aber auch der 12. Mai als Termin für den Beginn der Pferdehütung angegeben wird, folgt, daß das Wort hier die langjährige Brache bezeichnet.

[3] S. Fußn. 2.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0202

bewahren mehr Raum der Landesmitte, s. Heeroma a. a. O. 69 und die Kartenskizze ebda. An dem ndl. Ursprung der *ei*-Lautung war also nicht zu zweifeln, was W. Seelmann Nd. Jb. 52,35 getan hat. Den ndl. Charakter der *Heininge* als wirtschaftliche Einrichtung beweist auch ihre Verbreitung, die fast genau der der *Maten* entspricht (Bathe, Die Herkunft der Siedler 103). In der Altmark und im nördlichen Kattenwinkel kommt die *Heininge* nicht vor, rechts der Elbe erfüllt sie den ganzen Raum bis zum Elbknie bei Aken und tritt über die Elbe bis zur Fuhne und Mulde heran (vgl. die Randkarte auf Pause XVI bei Bathe). Der Süden des Fläming, dieser selbst, der Teltow und der Niederbarnim sowie das Havelland zeigen noch Spuren. Das *heinen* geschieht in den Niederlanden durch Gräben *(slooten)*, Pfahlwerk, Planken, Zäune, Mauern, Draht; die Furche als ältestes Mittel der Hegung ist in dem Siedellande bis zur Neuzeit erhalten geblieben. Belege vom Jahre 1548 und 1563 in den Formen *Heinunge, Heinichen, Henichen, Nachtheine* enthalten die Amtsregister von Wörlitz und Dessau (Geschichtsquellen der Prov. Sachsen und des Freistaates Anhalt N. R. 19,283; 264; 17,69; 95), von 1655 für die Gegend südlich Zossen in der Form *Heynungen* (Pl.) Riedel I 11, 290.

Ettinge f. Weide zählt Bathe, Herkunft 97 zu den alten Namen der Flur Ladeburgs (Kr. Jerichow 2), welcher die *Leinen-* und *Ruten*einteilung die ndl. Herkunft der Siedler sichert. Seine Annahme, daß *Ettinge* von diesen eingeführt worden ist, wird durch das Vorkommen des Wortes im Nordwesten Deutschlands und in den Niederlanden bestätigt. Das Mnd. Wb. 1, 749[b]; 750[b] hat Belege aus Bremen, Dithmarschen und Ostfriesland; dazu tritt Strodtmanns *Ettinge* Futterung für Osnabrück. Im Ndl. ist *ettinge* Weide bei Kilian und im älteren Schrifttum bezeugt. Das der Form *Ettinge* zugrunde liegende Verbum *etten*, mhd. *ęzen, ązen* füttern, speisen, beköstigen, abweiden scheint im Nds. kaum im Gebrauch gewesen zu sein, während es im Ndl. und dem davon abhängigen Ostfries. bis heute bekannt geblieben ist. Ob die Sachsenspiegelstelle 2, 40, 2 'noch ne ittet (Var. *ettet*, vodet) noch ne trenkit her iz' die Lücke für das Nds. ausfüllt oder ob das Wort für das Ndl. in Anspruch zu nehmen ist, läßt sich wohl nicht entscheiden.

Über den ndl. Ursprung des märkischen Flurnamens Upstall m. herrscht Einmütigkeit. Das frühe Auftreten in den Urkunden ('in prato, quod dicitur *Ubstal*' Brietzig Kr. Pyritz 1322, 'ager dictus *uppestal*' Treuenbrietzen 1325, 'campus dictus *upstal*' ebda 1342; vgl. Balt. Stud. N. F. 35,22; Ag. Lasch, „Berlinisch" 319; Riedel I 24,18) und die Verbreitung im märkischen Dialektgebiet (s. Karte 14), soweit das ndl. Wortgut gewöhnlich zu reichen pflegt, erheben diese Ansicht zur Gewißheit. Eine mir überlassene Pause Bathes zeigt viele *Upställe* in der Altmark bis nahe der Provinzgrenze; im Hansjochenwinkel bei Salzwedel, wo sich das Wendentum lange gehalten hat, erscheint in slawischer Umbildung die Form *Hoppstall*, worin Bathe, wohl zu Unrecht, einen Nachklang der ndl. Lautform *opstal* sieht. Dies weite Ausholen des Wortes nach

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0203

Karte 14

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de
/rosdok/ppn860231771/phys_0204

Westen zeugt von der Werbekraft der Sache. Der Magdeburger Börde fehlt das Wort gänzlich, ein Anhalt mehr für die ndl. Herkunft. Rechts der Elbe zieht sich *Upstall* in dünner Verteilung nach Zerbst hin; hier verdichtet sich das Vorkommen um Möckern. Südwestlich Wittenberg treten *Hopp-* und *Huppstall*, bei Bitterfeld *Aufstadel* auf, wodurch sich Randformen kennzeichnen. Meine Aufnahme von 1933 hält die Erinnerung an diese längst aufgegebene Einrichtung im gesamten Bereich der ndl. Wortfläche fest. Im Süden kennt das Wort die nd. Ecke bei Luckau, im Osten die Gegend von Zielenzig, Landsberg an der Warthe, Arnswalde, Falkenburg bis an die Grenze des Neustettiner Kreises (Blumenwerder, Reppow), Schivelbein, im Norden tritt es bei Naugard, Stettin, im Kreise Randow und im ganzen Lande Stargard auf. Das Wort haftet an den alten Flurnamen, die sich wegen der wirtschaftlichen Rolle der von ihnen bestimmten Plätze dem Gedächtnis besonders fest eingeprägt haben. Ganz im Osten erscheint *Upstal* in der Koschneiderei (Jos. Rink, Die Orts- und Flurnamen der Koschneiderei, in: Quellen und Darstellungen zur Geschichte Westpreußens 12 (Danzig 1926). S. 142). Stendal besitzt einen Straßennamen *Upstall*. Eine Aufzählung einiger mittelmärkischer Flurnamen *Upstall* und Literaturangaben bietet Ag. Lasch, „Berlinisch" 320. Da die Bedeutung des Wortes umstritten ist, trage ich alle sachlichen Angaben aus dem ndl. und märkischen Stoff zusammen. Zur Befestigung der Stadt Gent verleiht 1213 der Graf von Flandern den Bürgern das ganze Land innerhalb des Schöffenbezirks Gent, welches *Upstall* heißt: 'omnem terram, quae vulgo dicitur *Upstal*, infra Gandensem scabinatum jacentem . . . eisdem burgensibus . . . contulimus' (Warnkönig, Flandrische Staats- und Rechtsgeschichte 2, 1 Urk. 31); '*dopstalle* die binnen der . . . stat liggen ombetimmert van husen' (Antwerpen 1306 Verwijs-Verdam 5, 1874); 'de pascuis communibus *upstal* et wastinis' (bei Avelghem 1247 Stallaert, Glossarium van verouderde rechtstermen 2, 315*); 'quandam partem terre inculte scilicet *obstal* apud Bolenbeke' (1233 ebda); 'alse van den goede dat gheleghen es aen den *opstal*, daer de riviere doer loept tOssenem' (1309 ebda); 'een wateringe langs door te graven mit twee *opstallen*, een aen elker syde, in der breedte van vijf roeden, en die *opstallen* sullen sy alsoo breet en alsoo hooge maken, als sy die mit der airden die sy uyt der wateringen ende uyt den sydelsloten graven sullen, to des lands orber maken mogen' (1413 Verwijs-Verdam 5, 1874); 'ofte geviel . . . dat die *opstallen* doorbraken efte gatich worden van der zeevloet ofte van der Lekvloet' (ebda). Die Auskünfte der bäuerlichen Gewährsleute oder der Dorfschullehrer, die solche befragt haben, im Bereich der gesamten märkischen Sprachsphäre mit der Altmark, dem Lande Stargard und Pommern beziehen sich zunächst auf die Lage zum Dorf; sie geben diese, soweit sie sie erwähnen, in der unmittelbaren Nähe des Dorfes an: „dicht beim Dorf; hinter dem Dorf; am Ostrande des Dorfes; hinter der Schulscheune."

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0205

Dazu stimmen die Zahlen bei Schlottmann[1] für die Brandenburger Gegend; die dort erwähnten *Upställe* liegen von der Dorfkirche nur 100—200 m, einmal 300 und einmal 400 m ab. Ausnahmen kommen vor, so lag der Mosnitzer *Upstall* (s. unt.) an der Gemarkungsgrenze. Ebenso wesentlich ist die Lage an einem Bach oder seltener an einem anderen Gewässer oder um ein solches herum: „Wiesengelände am Fluß; Uferwiese an der Havel; Mulde im Gelände mit Graben; an einem kleinen Bach; Wiese mit Bach; Wiese, durch die ein Graben geht; am Dratzigsee; nasse Wiese mit einem kleinen Teich; zu beiden Seiten des Dorfpfuhls; Weidefläche um einen Soll." Das Gelände ist niedrig: „sehr niedriges Gelände, das unter Grundwasser leidet: sumpfiges Wiesengelände; tiefe Senke; tiefliegende Wiesen." Doch betonen einige Einsender, daß im Gelände kleine Erhöhungen seien, daß das Land hoch und niedrig liege, andere erwähnen hohe Ränder um die Wiese, diese hätten früher als Bleichstellen gedient und seien jetzt Gemüseland; die heutige Benutzung als sehr geschätzter Acker spricht ebenfalls für eine höhere Lage; ja der *Upstall* des Dorfes Seddin in der Westprignitz wird so beschrieben: „ein hoch gelegenes Geländestück mit sehr gutem Boden, das sich nach Süden und Südwesten zu einer von einem kleinen Bach *(Bäk)* durchflossenen Wiese abdacht; die Abdachung bildet zum Teil einen Steilabhang." Wenigstens ein Teil des Bodens liegt hoch: „teils Wiese, teils Ackerland; eine zum Teil nasse Wiese; letzter Streifen Acker vor der Wiese; ebene Fläche, die sich zum Teil um eine Wiese herumzieht". Der Umfang des *Upstalls* kann beträchtlich sein: eine über 100 Morgen große Wiese mit Birkenbestand hat früher den *Upstall* zu Mosnitz in der Koschneiderei gebildet; 13½ Morgen groß war der *Upstall* von Rehberg im Lande Stargard, 30 Morgen der von Seeburg im Osthavelland. Früherer Baum- oder Buschbestand ist oft bezeugt. Der Upstall wurde als Weide genutzt; manche Gewährsleute nennen ihn die Stelle, wo das Vieh des Nachts zusammengetrieben und bewacht wurde, den Melkplatz. Eine Umzäunung der Fläche oder des Platzes wird nicht berichtet; einige Auskünfte sprechen von einer Viehkoppel, andere erwähnen einen offenen Stall, d. h. ein auf vier Pfosten ruhendes Dach. Ältere Angaben kennen einen Reisigzaun um den *Upstall*[2], um 1806 hatte der *Upstall* vor dem Halleschen Tore bei Berlin eine leichte, bewegliche und ziemlich offene Einzäunung. Der Wetterschuppen ist jüngste Einrichtung, Gänse und Schafe brauchten ihn nicht; auch faßte er nicht die Viehmenge der Dorfgemeinde.

Fassen wir zunächst die Aussagen der mndl. Zeugnisse zusammen, indem wir diese in drei Gruppen zerlegen, so besagt die erste, die städtisch-bürgerliche, daß *opstallen* in der Nähe der Stadt oder in dieser gelegene Plätze, frei von Häusern, waren, die zweite, daß sie landwirtschaftlich unbebaut waren und als gemeinsame Weide genutzt wurden, die dritte gibt ihre Lage an einem Fluß

[1] Festschrift des Histor. Ver. zu Brandenburg (Hav.) 1918 S. 169—214.

[2] So Willibald v. Schulenburg, Das Hirtenwesen in einem märkischen Dorfe, im Archiv der Brandenburgia 11, 13.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0206

oder Graben an und beschreibt sie als breite Aufschüttungen an deren Ufern. Aus allen Belegen läßt sich der Gemeinbesitz, dessen Entstehen die erste Nachricht zeigt, folgern. In der dritten Gruppe, die von Entwässerungsanlagen und Deichschutz handelt, ist allein die Verbindung mit fließendem Wasser gegeben. Aus allen drei Zeugnisgruppen hat der Begriff des märkischen *Upstall* einen oder zwei Züge übernommen: die Nähe des Wohnortes, die Nutzung als Gemeindeweide, die höhere Lage über dem umgebenden Gelände und an einem fließenden Gewässer. Dem etymologischen Wortsinn war nur der vorletzte Zug, die das umliegende Land überragende Höhe, notwendig, so eignete sich das Wort zur Bezeichnung von Befestigungswerken und von erhöhten Uferrändern, in dieser Verwendung dem Ausdruck *opdracht* (s. ob. S. 48) nahestehend. Die Erhöhung besorgte Menschenhand durch Aufschütten von Erde; andere Anwendungen des mndl. Wortes, Gebäudeteil über dem Fundament und aufgeschlagenes Kinderbett, bleiben noch in engerer Beziehung zur Bedeutung des Wortstammes. Die bäuerlichen Auswanderer, die *opstal* nur in seiner Beschränkung auf die Weide mitnahmen, bezeichneten damit zunächst die Aufschüttungen an Gräben, die sie durch niedrige, nasse Wiesen zogen, oder um Teiche, die sie aushoben, und übertrugen es danach auch auf natürliche hohe Ränder um niedrige Weideflächen oder Uferstrecken von Gewässern; vielleicht aber hatte das Wort diesen Sinn schon in der Heimat besessen. Daß aber *opstal* den weiten Begriff Gemeindeweide im Mndl. gehabt habe, braucht aus den Belegen nicht entnommen zu werden; die aus Stallaert angezogene Stelle spricht von gemeinsamen Weiden, die den Namen *upstal* trugen, also von Weideflächen mit einem *upstal*. Diese Begriffserweiterung hat auch in der Mark gegolten, daher haftet der Name *Upstall* an Flächen von so beträchtlichem Ausmaße. Meist aber ist der Platz darunter zu verstehen, auf welchem das Vieh für die Nacht zusammengetrieben wurde, ein Viehsteh-[1] und -lagerplatz. Die Ortsnähe war durch den wirtschaftlichen Zweck, den besseren Schutz und das Geschäft des Melkens, bedingt, die Vorstellung der Tränkstelle verband sich mit dem Wort aus seiner anfänglichen Bedeutung aufgeschütteter Uferstreifen. Heimisch war *opstal* in Flandern, Antwerpen, Brabant, Holland und den rein friesischen Landschaften. Die Eiche des *Upstallsboms* bei dem Dorfe Rahe südwestlich Aurich hat auf einem solchen *Upstall* ('locus editus, clivus' Jac. Grimm, Deutsche Rechtsaltertümer[4] 2, 414) gestanden[2]. Die heutigen ndl. Mundarten kennen das Wort nicht mehr, nur eine seit Kilian erscheinende Bedeutung Sammelplatz, Unterschlupf (receptaculum, latibulum, conciliabulum) melden die Mundartwörterbücher.

---

[1] So nennt Rob. Mielke in der Landeskunde der Provinz Brandenburg 3 (1912), 19 Fußn. 1 treffend den *Upstall*.

[2] Herr Vermessungsrat Balßen vom Katasteramt in Aurich gibt mir vom Gelände des *Upstallsboms* folgende Beschreibung: „Upstalsboom liegt auf einem flachen Sandhügel, der sich etwa 5 m über Normalnull erhebt. Im Nordwesten breitet sich in unmittelbarer Nähe der soge-

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0207

Unter den Pflanzennamen, welche als ndl. Erbwörter zu gelten haben, beweist Gruose f. diese Herkunft nur durch seine Bedeutung. Sprachlich eine Ableitung von *Gras*, bezeichnet es im Nds. und dem ndl. Hauptgebiet das junge Grün einer Pflanze, die grünen Blätter von Rüben, Kartoffeln, Möhren usw., das geile Wachstum, auch den herausgepreßten Saft grüner Pflanzen; für grünen Rasen, eine üppige Weidefläche, Grassode steht das Wort hauptsächlich nur in den südlichen Niederlanden mit Seeland, im ndfrk. Rheinland und in der Mark. Hier fällt (s. Karte 15) bei regelmäßigem Verlauf der Grenzlinie gegen Mecklenburg und Pommern, die das Land Stargard großenteils einschließt und sich der Zarow nähert, östlich der Oder nur den Kreis Greifenhagen und die Neumark beiderseits der Warthe erfaßt, das Zurückweichen von der Elbe auf. Erst das Havelland und das Gebiet östlich einer Linie Brandenburg—Treuenbrietzen—Dobrilugk haben das Wort. Aber daß es die Altmark besessen hat, bezeugt Bratrings Idiotikon (Märk. Forsch. 1,152). Im Norden stößt es auf das nds. *Wrosen*, *Wrausen*. Eine seltsame Sonderform *Trosen*, *Trausen* meldet R. Blume im Teuthonista 9,24 vom Ost- und Südufer der Müritz. Im Süden herrscht bis Treuenbrietzen—Nuthedörfer—Fürstenwalde—Küstrin die Aussprache *jrūəžə* in der wendischen Nachbarschaft. Eine alte Diminutivform *jrūəžĭkə* begegnet vereinzelt bis in die Nuthegegend. Aus beiden erwächst dem bedeutungsnahen *Fude* f. Büschel trockenen Grases mit dem anhaftenden Wurzelwerk in demselben Bezirk eine Mischform *fūžĭkə* f.

Dem Ansatz ndl. Abkunft bereitet bei Härenmuos m. Wiesenschachtelhalm, equisetum pratense, die Beschränkung des Wortes auf den märkischen Osten (s. ob. S. 152) nicht geringe Schwierigkeit. Aber weder kann der Reliktzustand in einem immerhin noch sehr ansehnlichen Gebiet methodisch als unmöglich gelten, noch erlaubt die reiche Bezeugung in den Niederlanden, und zwar nur dort, einen Zweifel an dem geschichtlichen Zusammenhang der beiden

---

nannte Hammrich (ortsübliche Bezeichnung für tiefer gelegenes Gelände) aus, der durch ein kleines Flüßchen, die Ehe, durchschnitten wird. Das Hammrichgelände liegt etwa 2 m tiefer als die übrigen den Hammrich umschließenden Ländereien. Dieser Niveauunterschied hatte in früheren Jahren zur Folge, daß bei größeren Niederschlägen die Ehe über ihre flachen Ufer trat und den Hammrich für kürzere oder längere Zeit unter Wasser setzte. Um diesem Übelstande abzuhelfen, hat die Regierung vor mehreren Jahren die Ehe auf der tiefgelegenen Strecke mit Deichen versehen . . . Es ist nicht ausgeschlossen, sondern sogar wahrscheinlich, daß in den frühesten Zeiten ein Teil des Hammrich wegen der schlechten Vorflut das ganze Jahr hindurch mit Wasser bedeckt gewesen ist.“ Diese Geländeverhältnisse und die unmittelbare Lage beim Dorfe Rahe lassen keinen Zweifel, daß der ostfriesische Versammlungsplatz ein *Upstall* in der Art und der Verwendung des märkischen *Upstalls* gewesen ist, bevor er, ausgezeichnet durch eine schöne Eichengruppe, zum Ding- und Beratungsort erwählt wurde. Der heilige Baum auf dem Hügel gab ihm fortan den Namen. Gleich liegt der Fall der ostpommerschen Stadt Falkenburg; das oberste Gericht hielten die Wedel als Herren der Stadt auf dem *Upstall:* ‘unde de *Obstal* gegen dem Huse över, dat overste Richte der Stadt unde in der Stadt egendome, dat is unse’ (1333) Riedel I 24,17. Vgl. P. van Nießen, Gesch. d. Neumark 524 Fußn. 1; C. Borchling in Jb. d. Ges. f. Kunst in Emden 1906 S. 345.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0208



Karte 15

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0209

Vorkommen. Zs. f. d. Mdaa. 1908, 87 und 1923, 179 hab ich das Wort als 'herbes Gemüse' erklärt, es ist herbes, d. h. saures Futter, welches das Vieh ungern genießt. Diese Erklärung begegnet bei H. Marzell in „Forschungen und Fortschritte" 15, 46[b] Zweifel, ohne daß eine andere an ihre Stelle gesetzt werden kann. Die Wortform tritt als *heerenmoes* neben *heere-*, *here-*, *her-*, *harmoes* nach H. Heukels, Woordenboek der Nederlandsche volksnamen van planten (1907) 91[a]; 92[a] vielfach in den nördlichen Niederlanden auf; sie ist bei neutralem Geschlecht, welches das Ndl. Wdb. angibt, als Dativ anzusehen. van Dale bezeichnet das Wort als Femininum, die Mark gebraucht es als Maskulinum. Es muß also mit diesem Geschlecht übernommen sein, und die Form *hē̆rənmūos* wäre dann einleuchtender als Akk. zu verstehn. Wahrscheinlich lebt das Wort in den südlichen Niederlanden, woher Belege ausstehn, noch mit diesem Geschlecht. Das Vorkommen im Südndl. macht das Auftreten von *Herrmus* für equisetum palustre im geldernsch-klevischen Gebiet zur Gewißheit (J. Nießen, Rheinische Volksbotanik 1, 224). Rob. Holsten scheidet in der Zs. f. slav. Philologie 14, 299 für Pommern den *Kattenstart* Sumpfschachtelhalm, equisetum palustre, den *Duwock*, mnd. *dûvenwocke*, Ackerschachtelhalm, equisetum arvense, und *Hermōs* Wiesenschachtelhalm, equisetum pratense. Er findet das letzte Wort in dem sicher nds. Teil Pommerns nicht, wohl aber in Ostpommern, wo es allerdings weit über die Grenze des dem ndl. Einfluß gewöhnlich unterworfenen mittelpommerschen Keils hinausgehe. In der Tat stößt *Hermōs* auf meiner Rohpause nur in den Kreisen Neustettin und Rummelsberg auf das ablösende Synonym *Kusch*, es muß also über das Verbreitungsgebiet der anderen ndl. Wörter hinausreichen; nach Holsten tritt es noch im Kreise Lauenburg auf. Eine Erklärung für diesen starken Zug nach dem Osten weiß ich nicht; den östlichsten Kreisen sollte der Ausdruck wohl aus Ostpreußen zurückgebracht worden sein. Das erwähnte *Kusch* gehört dem Slawischen an, worüber sich Holsten a. a. O. 300 ausläßt, und ist in Flurnamen über ganz Pommern verbreitet.

An der Mittelelbe folgen in nordsüdlicher Richtung als Name der Klette, lappa, die Lautformen Klitze / Klitte / Klette / Klatte aufeinander, was Gustav Krause für das rechte Ufer von Burg bis Zerbst im Nd. Jb. 22,2; 25,34 und 26,71 feststellt. *Klitze* herrscht nach K. Bischoff Zs. f. Mdaforsch. 14,212 ausschließlich in der Altmark nördlich der Ohre, im Kr. Jerichow 1 und vereinzelt im Kreise Jerichow 2. Es kommt auch im Havelland und um Trebbin vor. *Klitze* ist das ndl. *klitse* f. Klette, lappa. Ihrer Entstehung nach stellt die Form *klitse* eine Mischung aus ndl. *klisse* und *klitte* dar. *klitte* gilt in Seeland und Friesland, *klisse*, *klesse*, ist in Drente, Twente, Nordbrabant, Utrecht, Holland und den südlichen Niederlanden ohne Limburg, wo das deutsche *klette* einsetzt, gebräuchlich. Der Teuthonista 181[a] führt *kletten* und *klettzen* an; *kletsen* belegt auch H. Heukels, Wdb. der Nederlandsche volksnamen van planten 134, woher die Angaben über die Verbreitung stammen, in Nordlimburg; dem klevi-

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0210

schen und geldernschen Rheinland ist sie nach dem Rhein. Wb. eigen[1]. Eine entsprechende Form *klitse* muß früher im Westen zwischen dem *klitte*- und dem *klisse*-Gebiet bestanden haben; diese ist es, welche an die Mittelelbe mitgenommen worden ist. Die Lautform *Klitte* kann bei ihrer geringen Verbreitung — nach Krause nur in dem einen Dorfe Pechau, nach Bischoff häufiger im Kr. Jerichow 1, vereinzelt auch in den Kreisen Jerichow 2 und Wolmirstedt und einigemale südlich der Ohre im Kreise Neuhaldensleben — und ihrer Mittellage nur als Mischung des nördlichen *Klitze* und südlichen *Klette* angesehen werden. Ein anderer Ausgleich ist am Nordrande des *Klitze*-Vorkommens mit dem nds. *Kliwe* f. Klette, und zwar zu *Klise* vollzogen worden. Diese Randform findet sich in dem Südteil der Westpriegnitz[2] und ganz vereinzelt in der Altmark östlich der Jeetze und südlich der Ohre; früher ist sie häufiger gewesen, was sich aus ihrer Nennung bei Danneil und Parisius schließen läßt; sie taucht noch fern im Westen in Fallersleben[3] auf. Früher hatte ich dieses *Klise* als Kreuzung des ndl. *klisse* und nds. *klîve* ausgegeben[4], und Bischoff billigt diese Herleitung. Da aber von *klisse* im Siedelungslande keine Spur vorhanden ist, muß man von dieser Wortgestalt als Einfuhrgut absehen. Die beiden Kreuzungen *Klise* und *Klitte* lassen sich ebensogut auf *klitse* beziehen (s. Skizze). Ausgangspunkt für ndl. *klisse* und *klitte* ist *clithe* in einem niederrheinischen Codex des 12. Jahrhunderts (Nd. Jb. 17,83°), dem ags. *clithe* gleich, vereinfacht für älteres **cliththe*. Die Geminata *-þþ-* hat nun im Ndl. teils *-ss-*, teils nach fries. Art *-tt* ergeben, worüber unt. bei *Päde* Näheres gesagt wird. Der Übergang zu *-ss-* war in Flandern nach Ausweis des ostflandrischen Ortsnamens Knesselare (1189 *Clesnar*, 1192 *Knesslera* J. Mansion, De voornaamste bestanddeelen der Vlaamsche plaatsnamen, 1935, S. 85) schon im 12. Jahrhundert vollzogen. Es konnte sich an den nördlichen *tt*-Formen im Gebiet von Antwerpen und Brabant schon damals die Mischbildung *klitse* erzeugen.



Über Liesch, Lisch n. s. ob. S. 65.

---

[1] Eine gleichgebildete Form *Wetze* als Kreuzung von ndl. *wisse* und **wette* Weidenrute meldet J. Nießen, Rheinische Volksbotanik 1, 255[a] aus der Gegend von Erkelenz.

[2] Nd. Jb. 33,101.

[3] Frommann, Deutsche Mundarten 5,151.

[4] Monatsschrift Brandenburgia 41,6.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0211

Der ndl.-engl. Name des Windhafers, avena fatua, Oot f. (ndl. *oot*, *ote*, bei De Bo auch *ate* und *note*, ein Küstenwort bis nach Groningen hinauf[1], ags. *áte*, mengl. *ote(s)*, nengl. *oat(s)*) ist in die Altmark mitgebracht worden. Er hat hier die Lautgestalt *Oot* bewahrt, daneben auch die Diminutivform *Ook* erzeugt.

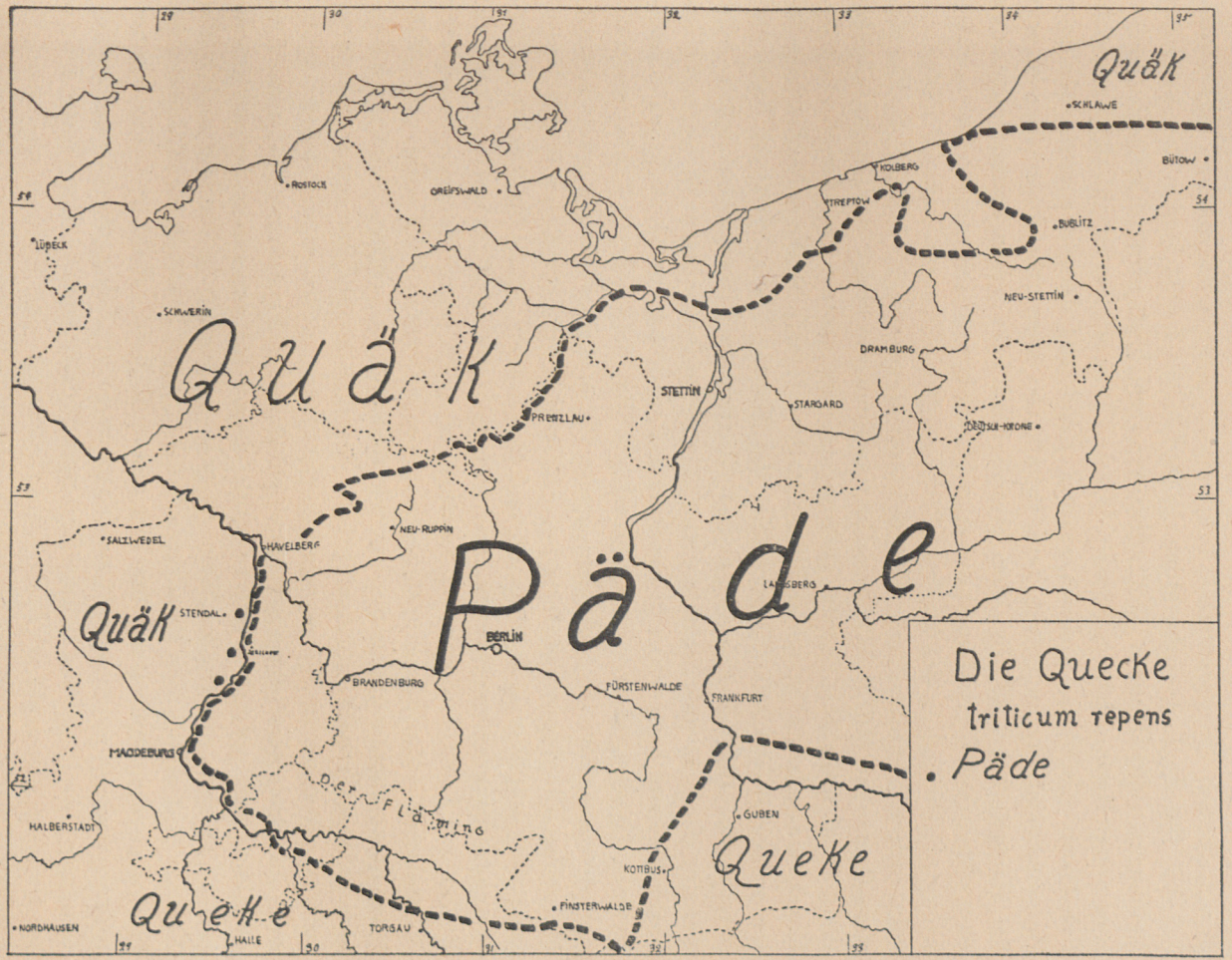
Die ob. S. 130 angegebene Elbgrenze für Päde f. Quecke, triticum repens, agropyrum repens, wird von der Muldemündung bis Prettin in einem schmalen Streifen überschritten[2] (s. Karte 16). Gegen *Quäke*, *Queke* verläuft die Südgrenze, den Nordrand der Niederlausitz in das *Päde*-Gebiet einbeziehend, über Dobrilugk, nördlich Senftenberg, über Kottbus und Friedland zur nd.-md. Sprachgrenze an der Oder südlich Frankfurt; die südliche Neumark wird mit Ausnahme eines schmalen Strichs zwischen Fürstenberg und Krossen von *Päde* beherrscht. Von der Havelmündung geht die Grenze in nordöstlicher Richtung zur Zarow am Haff; der Kreis Ruppin und ein schmaler Streifen des Landes Stargard fallen *Päde* zu; in Ostpommern bleibt nur ein Küstensaum mit den Kreisen Kammin und Greifenberg dem nds. *Quäk* erhalten; im Kreise Kolberg herrscht dieses Wort vor, doch tritt *Päde* noch in den Kreisen Köslin, Stolp und Bütow verstreut auf. In der Koschneiderei ist es der gültige Ausdruck, in Westpreußen ist es noch anzutreffen. In den beiden Bezirken, welche *-d-* in *-j-* überführen (s. S. 425), wird die Lautform *Päje* gebraucht; auffällig ist deren Vorkommen in der Uckermark und Mittelpommern links der Oder, ein Zeichen für späteres Vordringen des Wortes aus dem havelländisch-ruppinischen Bezirk. Dieser hat aus dem Widerstreit mit dem mittelmärk. *Päde* die Mischform *Pägde* erzeugt. Im Südteil des Kreises Jerichow 1 und im Lande Zerbst gibt es neben *Päje*, *Pä* vorwiegend eine Form Sg. *Päne*, Pl. *Pänen*[3]. Einigemal kommt *Päse* im Kreise Köslin vor. Außer der Bedeutung Quecke ist in der Mittel- und Neumark die Bedeutung Kiefernwurzel gebräuchlich; diese werden im heißen Wasser aufgebrüht, von der Rinde befreit und dann im kalten Wasser aufbewahrt, um bis zur Verarbeitung weich gehalten zu werden. Aus ihnen werden Aal- und Tragkörbe *(Pädenkörwe)* geflochten. Noch weiter führt die allgemeine Bedeutung Wurzel vom Unkraut, die an einigen Orten des Barnim bekannt ist. Sie ist die ursprüngliche in der Mark. Abseits steht die Verwendung für das Kartoffelkraut in Teilen der Uckermark. Als Bezeichnung für ähnliche Pflanzen und deren Wurzelstöcke führt das Wort H. Marzell, Wb. der deutschen Pflanzennamen 1,151 an. Im Lande Zerbst (Nd. Jb. 21,64; 22,8), im Teltow und im Kreise Westernberg ist *Wädewinde (vẹ̄ədəviŋə* f.) die Zaun- und Acker-

[1] Scheint aber auch im Ostteil der südlichen Niederlande heimisch zu sein, wenn das Auftreten in der Gegend von Kevelaer bodenständig ist; dort als *Oot* bezeugt durch J. Nießen, Rheinische Volksbotanik 1, 115.

[2] Nach der Karte O. Kiesers S. 47 seines Aufsatzes 'Mundartgrenzen im Kreise Torgau' in „Meine schöne Heimat" 1932 und ergänzenden Angaben.

[3] *pẹ̄ŋ* Pl. Karl Bischoff, Studien zur Dialektgeographie des Elbe-Saale-Gebietes in den Kreisen Calbe und Zerbst 139.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0212



Karte 16

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0213

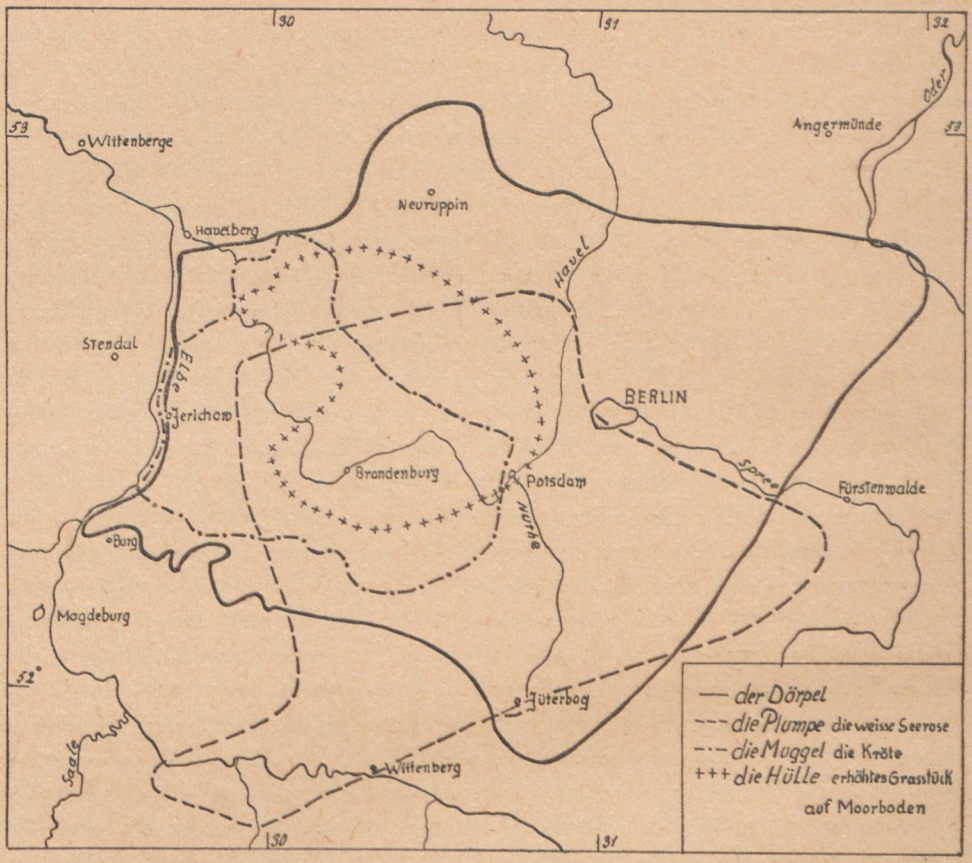
winde, convolvulus sepium und arvensis, unter der Einwirkung von *Päde* zu *pę̈ədəviŋə* umgestaltet. Außerhalb des märkischen Sprachraums und des Alten Landes (S. 67) begegnet das Wort nur noch am Niederrhein (*Pööne* Marzell, Wb. d. deutsch. Pflanzennam. 1, 151; *Peine* J. Nießen, Rheinische Volksbotanik 1,118[a]). Das Zs. f. deutsche Mdaa. 1923, 178 aus Priŋel-Jessen, Die deutschen Volksnamen der Pflanzen[2] 412[a] angezogene angeblich württembergische *Pädergras* nennt Herm. Fischer, Schwäb. Wb. 1,570 zweifellos falsch; für ein angeblich fränk. *Pedengras* und ein götting. *Pehdenzel* derselben unzuverlässigen Zusammenstellung findet sich kein Anhalt. Das kärntische *Peyer* aber ist jeŋt bei Marzell, Wb. 1,150 in einem österreichisch-böhmischen Zusammenhang zu übersehen; dies Wort stammt aus dem Slawischen (tschech. *pyř*, sloven, serbokroat. *pir*, *pirika*). In der Mark ist *Päde* seit 1617 bezeugt: 'auch die *Päden* . . . rein auslesen' brandenburg. Weinmeisterordnung von 1617 bei J. S. Elsholŋ, Vom Gartenbau (1672) 324; derselbe Gewährsmann bietet 'das Queckgraß oder die *Päden*' ebda 315, ferner 'gramen caninum arvense Hundsgraß, *Pehden*, Quecken, Graßwurz' in seiner Flora Marchica (1663) 84. Vom Niederrhein gelangen wir in das ndl. Heimatgebiet des Wortes *Päde*. Als Grundform und Grundbedeutung läßt sich ndl. *pede* f. Wurzel von Pflanzen erschließen. Aber nur der einzige Guido Gezelle verbucht noch *peden* neben *peën* in seiner Loquela 381[a] und zwar schon in der jungen Bedeutung karote, de kegelde moeswortels. Als gärtnerischer Fachausdruck gilt allgemein ndl. *pee* f., häufiger *peen*, der als Sg. gefaßte Pl., mit dem neuen Pl. *peenen* eßbare Wurzel, Karotte, Mohrrübe. Die *d*-lose Kurzform *pee* erscheint bereits bei Kilian in der Bedeutung siser, staphilinus, radix edulis und im Pl. *peën*, *peyen* für ledgras, knoopgras, agrostis, gramen nodosum, canaria, gramen canarium, gramen caninum. De Bo hat *pee* f., Pl. *peeën*, *pee'n*, daneben *peen*, Pl. *peenen* lange, schmackhafte Wurzel als Gemüse gezogen; dagegen ist *pee*, Pl. *peeën* bei Teirlinck 2,379[a] de lange peesachtige wortel van zeker akkeronkruid, nl. van het kruipende hondsgras (triticum repens L.). Ausführliche Angaben bietet Schuermans 463: '*peen* (uitgesproken *pé* of *peë* met zachtlange e), mv. *peën*, en niet *penen*, beteekent in Brabant, Antwerpen, hier en daar in Vlaanderen, in 't c. Axel en elders nog wortel, frsch. carotte'; ebda wird angegeben *pe* mit schwerem e, 'obschon es dasselbe Wort als *peen* ist', womit in Brabant und in der Provinz Antwerpen das Hundsgras benannt wird. Gerundeten Vokal weisen in der gleichen Bedeutung die Kempen und Nordbrabant mit den Formen *peunen*, *puinen*, *puingras* auf; aus Flandern bringt Schuermans in dieser Verwendung *pein*, Pl. *peinen* bei, das hier auch für ausgerissene Stoppel und gejätetes Unkraut gebraucht wird. De Bo selbst nennt eine Form *peem*, *peme*, Pl. *pemen* f. für die Wurzel des Hundsgrases und für das Hundsgras. Das Ndl. Wdb. 12,875 führt *pee* f. eßbare Wurzel an, 878 *pee* f., Pl. *peën*, auch *peen*, *pein*, *puin* und, diese Formen als Sg. gefaßt, dazu einen neuen Pl. *penen* usw. lange Wurzel der Quecke (Flandern, Seeländisch-Flandern, Brabant, Limburg) und

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0214

anderer Unkräuter (Flandern, Brabant), 881 *peem* f., Pl. *pemen* Wurzel der Quecke, die Quecke selbst (Flandern), südlimburg. *peum(en)*, *puimen*, 882 *peen*, Pl. *penen* schriftsprachlich, gleich *pee* daucus carota. Schließlich werden Formen mit Binnenkonsonanten gemeldet: im Ndl. Wdb. 12, 1367 *pessem* m. 'gewestelijk' südndl. für *pee*, *peem* Wurzel von Grassorten und 1428 *pettem* f. gleich dem Vorigen in Südbrabant und Limburg. Hierzu sagt Schuermans, *pessem*, *pessemgras* sei um Löwen und in Casterlee, *petten*, *pettem*, Pl. *pettemen* um Thienen und Diest üblich; *pessemen* f. Pl. hondsgras vermerken Cornelissen-Vervliet 956 für die Provinz Antwerpen; aus dem Haspengau berichtet Rutten 187* einen Pl. *pettemen*. Eine Gesamtübersicht für die Bezeichnung der Quecke läßt sich aus Heukels 259f. gewinnen: *kweek* ist der Ausdruck des nördlichen Teils der Niederlande bis Südholland, Seeland, Nordbetuwe, Twente, Nordlimburg, *peeën* und *peem* herrscht in Seeländisch-Flandern, *peengras* im Lande Hulst, *peingras* in der Betuwe, *puimen* in Südlimburg, *puin* in Veluwezoom und Utrecht, *puinen* in Limburg und dem Westen Nordbrabants, *puingras* in der Betuwe, Utrecht, Südholland, Voorne-Beierland, ohne Ortsangabe *pessem*, *pestem*, *pui*. Aus dem mir unzugänglichen E. Paque, De Vlaamsche volksnamen der planten (1896) führt Heukels folgende südndl. Formen an: *paa*, *paaien*, *pee*, *pegge*, *pei*, *peien*, *pessem*, *pettem(en)*, *pêze*, *pui(en)*, *puin*, *puingras*. In diesen Listen bezeugen die Schreibungen *paaien*, *peien*, *pegge* und das kilianische *peyen* das Vorhandensein eines vorherigen *-d-*, alle anderen dessen Schwund, *pessem* und *pettem*, *petten* aber beruhen auf *-þþ-*. Die Geminata *-þþ-* geht in Flandern in den Zischlaut *-ss-*, im ehemals fries. Bereich in *-tt-* über. Beispiele der Lautentwicklung zu *-ss-* bietet M. J. van der Meer, Historische Grammatik der ndl. Sprache (1927) 1, 105: *smisse* f. Schmiede, *wisse* f. Rute, Maß für Brennholz, *klis* f. Klette; für *-tt-* M. Schönfeld, Hist. gramm.[3] 56. Alle Formen des Ndl. lassen sich aus der Grundform **peþjôn-* ableiten; diese ergibt *pede*, *pee* und dessen Abkömmlinge, wenn die Geminierung ausbleibt, *pess-* oder *pett-* bei deren Eintritt. Die gleiche dreifache Entwicklung weist **smiþjôn-* auf: nd. *smede*, mhd. *smitte*, ndl. *smisse*. Beachtung verdient *pêze*, das sich aus *pede* in friesischer Lautgebung, etwa in Seeländisch-Flandern, erklärt. Nach dem Verfall der Formeneinheit kam die Sonderung der Bedeutungen leicht in Gang; die *ss-* und *tt*-Formen machten den Übertritt in die gärtnerische Sphäre nicht mit. Der *m*-Ausgang ist Zs. f. deutsche Mdaa. 1923, 179 mit mnd., mndl. *pedeme* f. Melone in Verbindung gebracht, doch bedarf es solches fernstehenden Wortes nicht, es genügt, Einwirkung eines so häufigen Wortes wie südndl. *bessem* m. Besen anzunehmen. Ndl. *peen* Sg. und zerbstisches *Päne* Sg., *Pänen* Pl. sind ohne gegenseitige Beziehung, beide bilden sich vor unseren Augen aus dem Pl. *pee'n*, *Päen*. Der *d*-Schwund führt an der rechten Elbseite gegenüber Aken ja auch bei *Padde* zu einem Pl. *Pannen*.

Plumpe f. die weiße Seerose, nymphaea alba, ist vom Fläming bis ins Havelland (Rathenow, Oranienburg) bekannt, im Osten bildet die Spree die

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0215



Karte 17

Grenze des Wortes (s. Karte 17). Der Akener Elbwinkel besitzt die Benennung *Plumpenblätter*. Die rote Seerose, nuphar luteum, führt nur am Nordrande des Verbreitungsgebietes den Namen *Plumpe*. Die Heimat des Wortes sind die Niederlande: mndl. *aplompe* f., früh für beide Arten der Seerose bezeugt, im Ndl. Wdb. als *a-plompe* 'Wasserknüppel' erklärt, wandelt sich in *plompe;* diese Form muß schon zur Zeit der Abwanderung nach der Mark bestanden haben. Die Liste bei Heukels 164 zeigt *plompe* im Süden und in einigen Bezirken der Mitte, in den nördlichen Küstengebieten Groningen, Friesland und dem Rande von Twente und Drente gilt die Form *pompe; waterlelie* für die weiße Seerose ist der vorherrschende Ausdruck der Mitte.

Wie an der Niederweser und -elbe hat Segge f. Riedgras, carex, auch in der Mark als altes Einwandererwort zu gelten. Es herrscht von der Elbe bis zur Neumark, während es in Pommern zu fehlen scheint. Die südliche Westprignitz gebraucht ein Neutrum *Sech*, an der Nuthe ist *Segge* auch maskulin. Bathes[1]

[1] Die Herkunft der Siedler in den Landen Jerichow 32.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0216

Scheidung von *zęjə/zęk* trifft alle gleichgebildeten Wörter, sagt also keinen ursprünglichen Unterschied aus. Daher entfällt ein Zusammenhang mit Kilians seeländischem *Seck*[1], das neben einem flandrischen *Segghe* angegeben wird. Ob das dithmarsische *Sick*, *Seck* als Hinweis auf Seeland genommen werden darf, was zu der vorher gewonnenen Heimatbestimmung der Siedler in den Elbmarschen stimmen würde, kann nur eine geschichtliche Untersuchung der Sprachentwicklung beantworten. Das auch ags. als *secg* m. vorhandene Wort teilt sich mit *bent* und *riet* in die Herrschaft über die Niederlande, ihm gehört der Hauptteil, *bent* und *riet* begegnen in den ingwäonischen Küstenstrichen, die aber auch *segge* kennen; vgl. Heukels 55. Das benachbarte Rheinland und Westfalen besitzen *Segge* nicht.

Unter dem altmärk.-teltowschen *Äp* ulmus effusa (Danneil 6[b]; W. v. Schulenburg, Hirt. 77[a], der neben *Epe* unrichtig *Ape* angibt) verbirgt sich Epe Ulme, dessen mndl. Unterlage in den Niederlanden fast ganz geschwunden ist; allein die Kempen bewahren noch *eep* (J. Helsen, Plaatsnamen der Antwerpsche Kempen 18). Ein fränk. Wort, das in Hildegards von Bingen Physica (3, 50 bei R. v. Fischer-Benzon, Altdeutsche Gartenflora 1894 S. 217) in der Form *iffa* und dem heutigen rhein- und mfrk. *Iffe*, *Iffte* ulmus campestris (Rhein. Wb. 3, 1068) begegnet. Das Ndfrk. der Rheinprovinz und der Niederlande besitzt dazu die Ablautstufe *î*: niederrhein. *īp*, ndl. *iep*, *ijp*, wozu sich das Adjektiv in *ieperenboom* und im Namen der 'Ulmen'stadt *Ypern* stellt. Kilian hat *iepenboom* Sicamb. Holl. und *ijpenboom*, *eipenboom*, doch betont das Ndl. Wdb., daß trotz der Schreibung *ijp* nur *iep* gesprochen werde. Danneil 6[b] bemerkt, *Äp* bedeute in anderer Gegend den Feldahorn. Damit ist auf das braunschweigisch-nordharzische *Wittnäbern*, *Wittnepern* hingewiesen, das sich in dem von Danneil gemeinten Gebiet formell mit *Äp* berühren muß. Auch an das weitverbreitete *Äpeldoorn* ist zu denken. Mit H. Marzell, Wb. d. dt. Pflanzennamen 1, 68 stelle ich diese Formen zu *Mapeldorn*.

Ein zweiter Baumname, der aus den Niederlanden im 12. Jahrhundert eingeführt wurde, ist Else f. Erle, alnus. Auf Bischoffs Karte in der Zs. f. Mdaforsch. 14, 203 gehört *Else* die ganze Altmark bis zur Ohre, ausgenommen der links der Ohre gelegene Teil des Kreises Neuhaldensleben; von Wolmirstedt nach Süden bildet die Elbe die Grenze. Meine Karte (s. Karte 18) bestätigt diesen Grenzverlauf; einmal tritt *Else* südlich Schönebeck auf dem linken Elbufer auf. Früher war die Benennung *Else* an der unteren Mulde bekannt; aus den Dessauer Amtsregistern von der Mitte des 16. Jahrhunderts[2] führt Bischoff a. a. O. 202 an das *Elsebruch* bei Vockerode, das *Elßholtz* bei Klein-Kühnau,

[1] Derselbe Auslaut ist bei A. Verschuur, Klankleer van het Noord-Bevelandsch (1902) 125 in *zē[a]k* belegt.

[2] Die anhaltischen Land- und Amtsregister des 16. Jahrh. hg. von Reinhold Specht 1 (1935), 2 (1938) (= Geschichtsquellen der Prov. Sachsen und des Freistaates Anhalt N. R. Bd. 17 und 19).

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0217

Elle
Elle
Elle
Elsse
Elder
Elder
Eler
Erle
Elder
Elder
Elder

eine *vihetrift fur dem Elßholz* bei Dessau und ein *elßholzlin* am Anger bei Törten. Von Coswig ab flußaufwärts dringt *Eller* zum Fläming vor, doch steht *Else* an der Linie Finsterwalde—Kottbus. Östlich der Oder hält sich *Else* wenig südlich der nd.-md. Sprachgrenze. Im Norden scheidet die politische Grenze zwischen Mecklenburg und Brandenburg scharf, nur der Westzipfel der Westprignitz geht mit dem Norden; im Lande Stargard erinnern Flurnamen an das einstige Vorkommen von *Else*, doch gewinnt das nds. *Eller* auch in der Uckermark Raum. Mit schmaler Spitze gipfelt der mittelpommersche Anteil bei Altwarp am Haff, rechts der Oder hält *Else* nur einen schmalen Uferrand, die Neumark ohne Bernstein und Arnswalde spricht *Else*. So darf *Eller* als das heimische Wort Pommerns bezeichnet werden. Das war nicht immer so: Holstens Zählung in den Monatsblätt. d. Ges. f. pomm. Gesch. und Altertumskunde 52,146 erbringt in dem Gebiet zwischen der Zarow und der Persante 107 Flurnamen mit *Else-* gegen 191 mit *Eller*, in der Basis des mittelpommerschen Keils, also in den Kreisen Ückermünde, Randow, Greifenhagen, Pyritz und Saatzig, stehn 73 *Elsen* nur 41 *Ellern* gegenüber. *Eller* hat auf Kosten des ndl. Wortes Boden gewonnen und dieses aus Pommern in der freien Sprache verdrängt, auch der brandenburgische Sprachkeil ist verkleinert. Anders als die ndl. Lehnwörter sonst hat sich *Else* nicht behaupten oder die Alleinherrschaft erringen können; die allzu lockere Verbreitung der *Else*-Flurnamen bis in den Kreis Lauenburg, während in der Nähe der pommersch-neumärkischen Grenze *Eller* bereits gegen Ende des 16. Jahrhunderts im Wettbewerb mit *Else* auftritt, lehrt seine schwache Stellung kennen. Der Fall *Else* ist ein Musterbeispiel für die Mischlage der nds.-brandenburg. Sprachbestandteile in Pommern nach der Besiedlung. Ob. S. 128 ist eine andere Deutung vorgebracht: nördlich der märk. Sprachsphäre sei *Else* in schwacher Verteilung aus Westfalen eingeführt worden. Diese Auffassung stützt sich auf die Schwäche, die die übrigen westfäl. Wörter des westfäl.-ndfrk. Verbandes in Ostpommern zeigen. In der Koschneiderei gilt *Eller*, Ostpreußen hat verstreutes *Else*-Vorkommen. Frühe Belege für *Else* bietet Riedels Codex diplom. Brandenburg.: 1333 *Else* Kr. Falkenburg I 24,17; 1459 *Elsholt* Elsholz Zauche I 8,419; 1488 *vor dem Elsholte to luffenow* Kr. Gardelegen I 6,152 und *an dat Elreholt luffenow* 153; 1564 *Elsenbruch* Petershagen Kr. Schivelbein I 24,308, *Else* Bütow bei Reetz 300, *Brandelsen* Freudenberg Kr. Arnswalde 297, *Elsenholtz* Sydow Kr. Soldin 294, *Elsenholtz* Nahausen Kr. Königsberg 286; 1513 *Elsen* Eberswalde I 11,464; 1521 *Elsholt* Lentzke Kr. Osthavelland I 7,102; 1525 *Elsenholz zu brennen* Zermützel Kr. Ruppin I 4,160; 1541 *Elsholz* Bamme Kr. Westhavelland I 7,491; 1541 *Elsen* Teltow I 11,223; ferner: 1542 *dat grote Elsholt* Kuhsdorf Westprignitz bei Herold, Kirchen-Visitations-Abschiede 1,192. Das germ. **alisō-* spaltet sich lautlich in drei Gruppen: *Eller* (anord. *ǫlr*, ags. *alor*, *aler*, as. *elora*, mnd.-nds. *eller*), *Erle* (ahd. *erila*, mhd., nhd. *Erle*) und *Else*, das dem Fränkischen angehört (mndl. *else*, ndl. *els*). Das Fränkische steht auf der Lautstufe des Gotischen, dessen **alisa* aus span. *alisa* erschlossen werden

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0219

kann. Auch in *Bäsinge* hat es das *-s-* bewahrt, auch *roos* Rohr in südndl. Ortsnamen steht dem got. *raus* gleich, vgl. hierzu Petri, Germ. Volkserbe in Wallonien und Nordfrankreich 1,571; 583, Mansion, De voornaamste bestanddeelen der Vlaamsche plaatsnamen 136 f. und Verhand. v. toponymie en dialectologie 5, 228. In den Niederlanden ist *els* Erle, *elst* Erlengebüsch mit Ausnahme von Groningen und Drente, wo *elder*, *eller* gilt, im Gebrauch. Das rheinische Niederfranken und die westliche Hälfte Westfalens mit den Kreisen Borken, Recklinghausen, Koesfeld, Ahaus, Burgsteinfurt, Tecklenburg, Bentheim, Bersenbrück schließen sich mit den Niederlanden zur Einheit zusammen. Der Niederrhein liefert den ältesten Beleg aus dem 12. Jahrhundert (Nd. Jb. 17,83[b]). Ortsnamen bei Iserlohn, Paderborn und Höxter zeugen von der ehemaligen Verbreitung bis zur Weser[1]. Den schles. Personennamen *Elsner* leitet W. Jungandreas, Beiträge zur Erforschung der Besiedlung Schlesiens 300 mit anderen von Baumbenennungen gebildeten Personennamen wie *Birkner*, *Büchner*, *Eichner* u. a. aus dem Thür.-Obersächs. her; für *Elsner* kann nur der Winkel an der unteren Mulde, allenfalls das nach der Fußnote 1 zugelassene osterländisch-elbostfälische Grenzgebiet in Betracht kommen.

Sambucus nigra führt die Bezeichnung *Ellhorn*, *Al-*, *Allhorn* an der Nordseeküste, in West- und Ostfalen sowie in Ostpreußen; sie kennt auch der niederrheinische Teuthonista als *elhorn*, und sie ist nach Ausweis urkundlicher Personennamen des 15. Jahrhunderts die Rheinstraße aufwärts bis nach Basel gelangt[2]. Ganz Ober- und Mitteldeutschland, das südliche Westfalen, der Niederrhein und Limburg[3] gebrauchen den Namen *Holunder* in seinen Formen *Holler*, *Holder*, *Holunder* und *Holúnder*. Der Name Flieder ist ndl., fries., niederrhein. mit einem angrenzenden Streifen Westfalens, meckl.-märk.-pomm. Von der Mitte des Reichs strahlt *Flieder* kräftig aus: in Holstein drängt es das hei-

---

[1] Seelmanns Bedenken gegen den Lehnwortcharakter von *Else* (Nd. Jb. 52, 34) sind, nachdem die Altmark und die Unterweser als ndl. Siedlungsgebiete erkannt und das Auftreten ndl. Sprachgutes im Osterländischen und der nördlichen Nachbarschaft oder dessen Eindringen in diesen Bezirk beobachtet worden ist, hinfällig geworden. Der Ortsname *Elsenhusen* zwischen Hannover und Celle aber braucht *Else* Erle so wenig wie die süddeutschen Ortsnamen mit *Else-* bei Förstemann zu enthalten.

[2] *Elhorn*, *Elnhorn* bei Lexer, Mhd. Handwb. 1,537. Die Belege bei Diefenbach für *al-*, *elhorn* gehören in das nd.-ndfrk. Gebiet. Eine Form *elderne* enthält das Stralsunder Vocabular, s. S. 382; sie berührt sich mit *ælære*, *alare* in einem bairischen Arzneibuch des 13. Jahrhunderts, abgedruckt von F. Pfeiffer in den Sitz.-Ber. d. Wien. Ak. d. Wiss. 42 (1863), dort S. 136; 138; 153, und ags. *ellen* n., wozu eine Form *ellern* offenbar als Adjektiv gehört. Hier wäre der Ursprung des deutschen *Elhorn* zu fassen; sein Wortausgang ist danach dem von *Ahorn* angepaßt. Andere denken an Mischung von *holunder* und *eller* Erle, wieder andere leiten aengl. *alor* Erle und *ellen* aus einer Wurzel her. In den Niederlanden führt allein Kilian *el-*, *alhoren*, leider ohne Ortsbezeichnung, an; da weder das Mndl. noch das Nndl. Wdb. das Wort bringen und die Mundarten es ebensowenig besitzen, muß man annehmen, daß Kilian das an der niederrhein.-westfäl. Grenze vorkommende Wort im Auge hat.

[3] Karte im Rhein. Wb. 3,775/6. Kilians *holderboom*, *holler* ist als Ger., Sax., Sicamb., d. i. hd., nds. und ripuar. bezeichnet, sein *holdertere*, *hollertere*, *holentere* als Sicamb.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0220

mische *Ell-*, *Alhorn* zurück, in Ostpreußen ist es der Ausdruck der Umgangssprache, auch nach Obersachsen gewinnt es Boden. So darf das meckl. Vorkommen, obwohl es schon im 16. Jahrhundert vermerkt ist, auf brandenb. Einfluß bezogen werden, und von dort hat *Flieder* Lübeck erreicht. Ebenso muß *Flieder* die Elbe überschritten haben, es gilt jetzt schon im Harzvorlande. Nach W. Seelmann im Nd. Kbl. 37, 72 gebraucht der größte Teil der Provinz Sachsen diese Bezeichnung, während der Name *Holunder* der Syringa vulgaris gegeben wird. Das gleiche berichtet Müller-Fraureuth aus einzelnen Strichen Obersachsens, nur bemerkt er noch, daß der Zierstrauch meist als *türkischer* (der blaue) oder *spanischer Holunder*, *Holler* (der weiße) unterschieden werde. Da auch obd. Gegenden den im 16. Jahrhundert nach Deutschland eingeführten Blütenstrauch *spanischen* und *türkischen Holler* nennen, liegt es nahe, dieselbe Ursache für diese Namengebung in Elbostfalen, dem Osterland und Obersachsen anzunehmen, nämlich daß zur Zeit des Aufkommens der Syringe nur der Name *Holunder* zur Hand war. Das Wort *Flieder* hatte damals die Elbelinie noch nicht passiert[1]. Die Mark scheidet heute die beiden Gewächse nicht; die Jahreszeiten und Zusammensetzungen wie *Fliederkrüde* Holundermus[2] und *Fliederstruz* Strauß von Syringenblüten beheben den Zweifel, den sonst der Zusatz *spanisch* und *türkisch* als letztes Mittel hinwegräumt. Vom ndl. Siedlungs- und Sprachgebiet in der Mark ist *Flieder* Syringe in die norddeutsche Verkehrssprache eingegangen und jetzt der Ausdruck der Gebildeten geworden.

Die Kiefer, pinus silvestris, führt rechtselbisch und im Dessauer Bezirk den Namen Kiëne, wofür gegenüber Magdeburg *kēnə* erscheint; diese Benennung gilt bis zur Ostgrenze des Havellandes und des Teltow. Auch die Flurnamen dieses Gebietes wie *Kienberg*, *-horst*, *-werder* und die zusammengesetzten Wörter *Kiennale* f. *(kīənnǭ^{a}lə)* Kiefernadel und *Kientacke* f. Kiefernzweig enthalten *Kiëne* f. Die Altmark nennt die Kiefer *Danne*, die Zerbster Gegend *Fichte;* beide Wörter wechseln in der übrigen Mark miteinander. Aber im südlichen Ostpommern (Pyritz) und in der Koschneiderei bezeugen die Flurnamen *Kienbruch* und wohl auch *Kienheide* ein frühes *Kiëne* Kiefer. Dieses märkische Wort steht mit einem mndl. *kien* m. Kiefer, pijnboom in Verbindung, das in Ortsnamen wie *Kinrooi* (1474 *Kynroede*), *Kendale (Kinendale, Kienendale)*, 1037 *Kinebergh* (Mansion, Bestanddeelen der plaatsnamen 83) und selbständig als Bezeichnung für fossile, im Veen gefundene Kiefernbäume vorkommt. Die ältere Ansicht, daß im Mittelalter im ganzen Nordwesten Deutschlands und in den Niederlanden die Kiefer nicht heimisch gewesen sei, ist durch Joh. Hoops, Waldbäume und Kulturpflanzen im germanischen Altertum (1905) 199 f. wider-

---

[1] Seelmann scheidet im Nd. Kbl. 37, 73 f. Mundart und Umgangs- oder Gebildetensprache nicht genügend; seine Angabe, *Flieder* komme für die Sambucus in Ostfalen vor, trifft nur die letzte Sprachschicht, wie anderseits sein *Holunder* für diesen Baum nur in märkischen Städten als Literaturwort gebraucht wird.

[2] *Flieder-Beeren* (1652) bei Peucker, Wohlklingende Pauke (1702) 403.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0221

legt worden; nicht nur die Balken der Moorbrücke im Bourtanger Moor (Prov. Drente), welche aus der römischen Zeit oder dem Mittelalter stammt, sondern auch die Flurnamen *Fornhese* (gegen 777), Wald südlich der Zuidersee, und *Foranholt* (gegen 989), heute *Voorhout* nördlich Leiden, sind Zeugnisse für das Vorkommen lebender Kiefernbestände. Nach dem Vorgange von Hoops sehe auch ich in den Ortsnamen mit *Kien-* einen Beweis dafür, daß die Kiefer den Auswanderern als Baum bekannt war. So brauchten sie den heimischen Namen nur auf die Kiefern der Mark zu übertragen. Der Geschlechtswandel geht von den wettstreitenden Benennungen *Danne* und *Fichte* aus. Auch die ahd. Sprache hat bei *Kien* m. die Bedeutung Kiefernbaum besessen; die Glossen geben *chen, chien, kien* nicht nur mit taeda und fax 'Kienfackel', sondern auch, nach Ausweis der Liste Erik Björkmans in der Zs. f. d. Wortforsch. 2,212, mit pinus und picea wieder. In mhd. Zeit und in den obd. Mundarten ist dieser Gebrauch erloschen, aus Oberdeutschland könnte ohnehin das märkische Wort nicht kommen.

Flurnamen mit Papelion-, Popelion- in Jerichow und der Zauche enthalten das mndl. *papelioen, popelioen, popilion* Pappel, populus[1].

Die Salweide, salix caprea, heißt in der Altmark und von der Elbe mit dem Havelland bis jenseit der Oder Werft m., auch Werf m. (*varf* Jerichow 1 Nd. Jb. 22, 35; *Werfpull* 1375 Ortsteil von Hirschfelde Kr. Oberbarnim; *Warfbruch* Alt-Grape Kr. Pyritz; auch das Diminutiv *Werfel, Werwel* Danneil 246[b] bezeugt *Werf*). Der Name geht auf das ndl. *werf* m. de waterwilg, salix caprea, zurück; *werft* ist Kollektiv und bezeichnet das Weidengebüsch. Diese Bildung wie auch das Diminutiv *wervel*, das in südndl. *wervelhout* heute begegnet, sind mit *werf* schon im 12. Jahrhundert in die Mark übernommen worden. Mansion, Bestanddeelen 174 belegt 1138 *Werchter* aus der Gegend von Löwen.

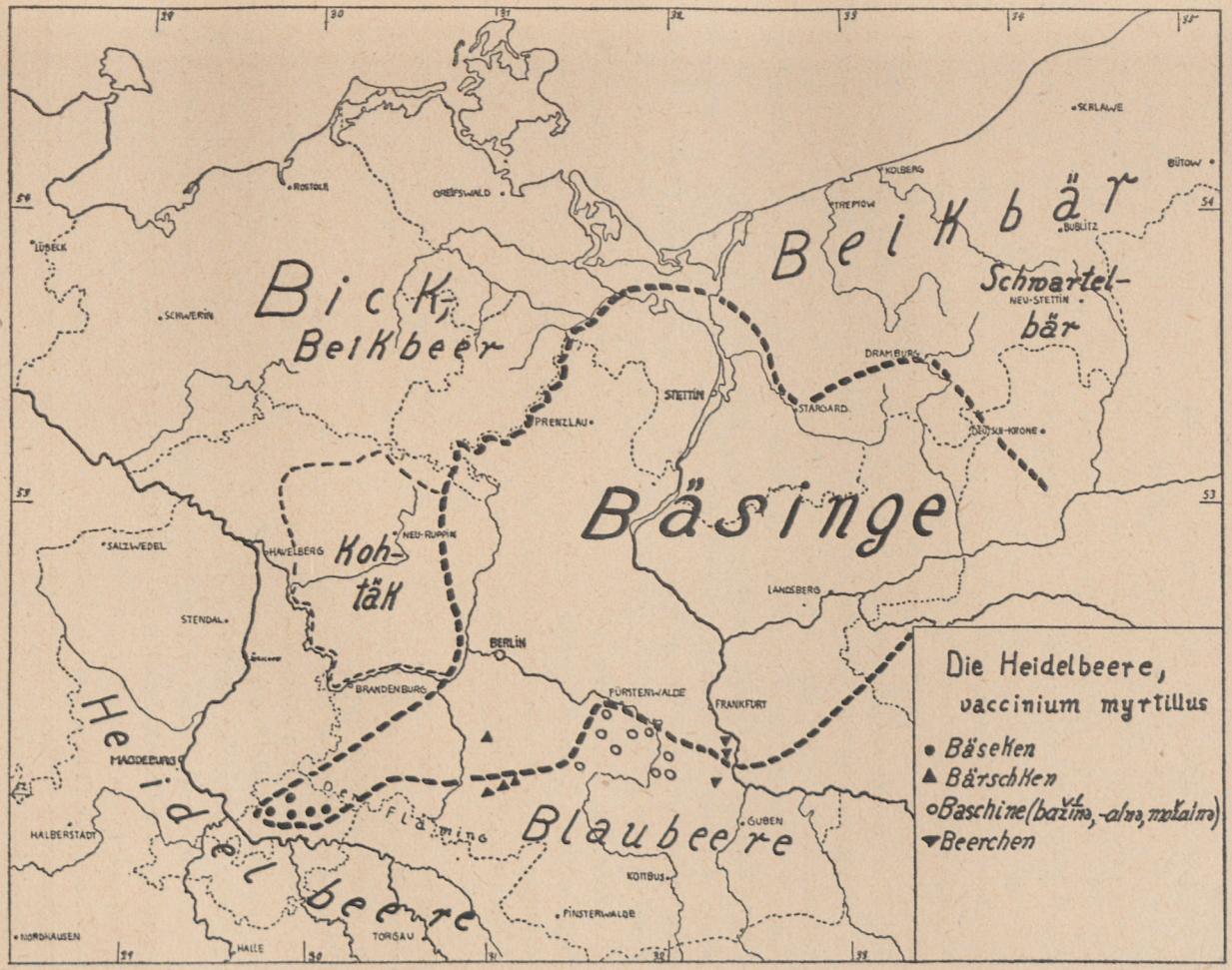
Unter den Ausdrücken für Teile von Pflanzen hat Bluëße f. Blüte seine Heimat in den Niederlanden. Das Wort bezeichnet die einzelne Blüte der Fruchtbäume und der Gräser (Danneil 21*; Parisius 50). Es ist in der gesamten Mark und in der Altmark gebräuchlich; im Westen zeigt es den Vokal *-ō-*, die südliche Westprignitz weist als Randerscheinung den Auslaut *-š* (*blouš* Nd. Jb. 31,152) und der Südteil Mecklenburgs eine Form *Blaust f.*, in der sich das märk. Wort mit dem heimischen *Blaut* f. Blüte kreuzt, auf. *Bluëße* setzt das ndl. *bloesem* m. Einzelblüte, das mit ags. *blósma* zusammengehört, fort. In den Niederlanden ist *bloesem*, in Groningen und Ostfriesland in den Formen *blössem* und *blözəm*, überall üblich.

Das *-s-* des germ.-got. *basi* Beere ist in einem westdeutsch-ndl. und dem märkischen Raum bewahrt. Der erste umschließt außer den Niederlanden das ndfrk. Rheinland, einen größeren westmünsterländischen Randstreifen in den Kreisen Borken, Koesfeld und Ahaus und einen kleineren westlich Neuenhaus,

---

[1] Bathe, Herkunft 74; 86; *Papilionendamm* Gollwitz (Zauche) Schlottmann 199.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0222



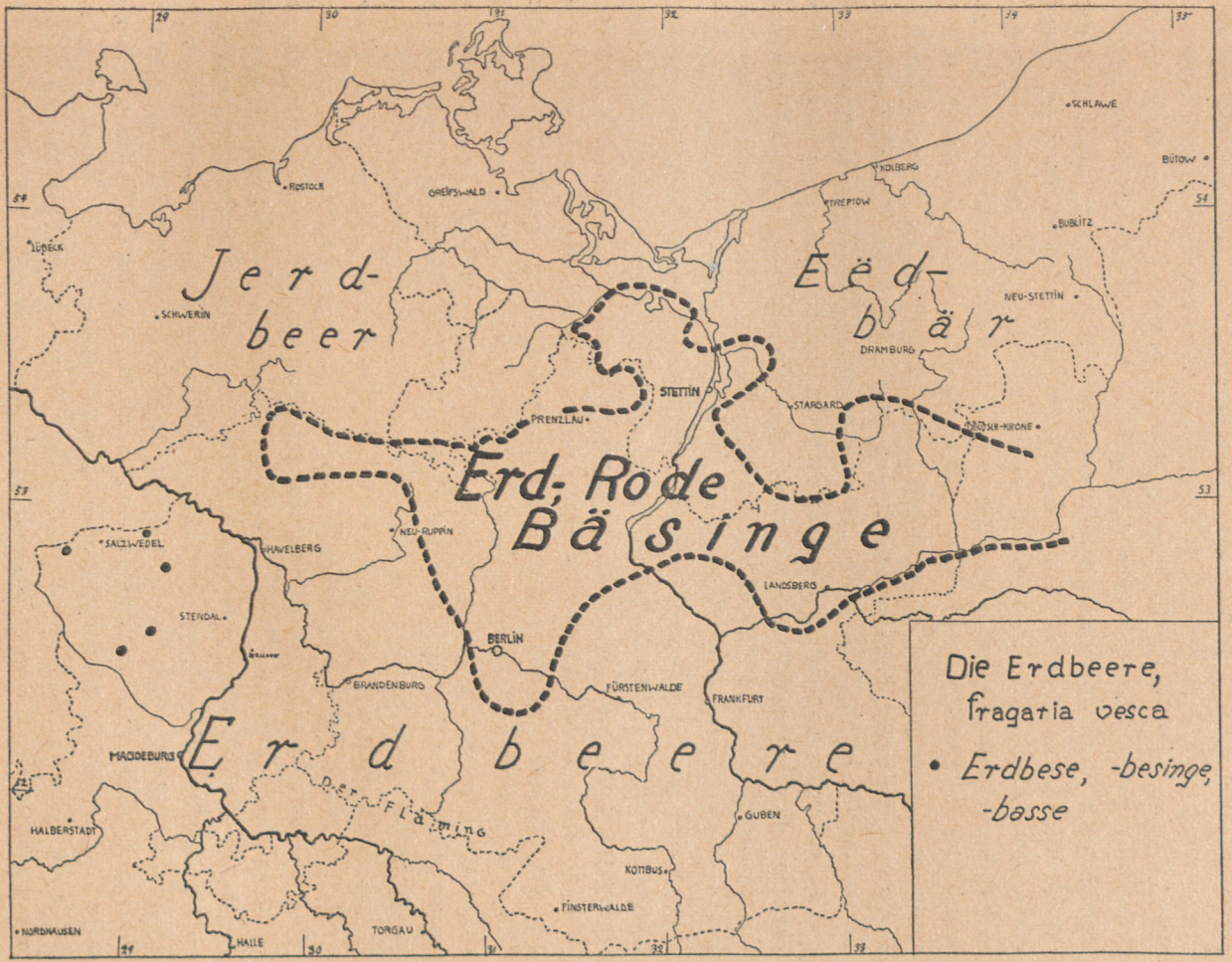
Karte 19

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0223

in den Kreis Tecklenburg ist eine nichtlautgesetzliche Form *-beizə* in *štek-* Stachel- und *janzəbeizn* Pl. Johannisbeeren vorgedrungen, lautgesetzlich wäre *-bīəzə*[1]. Im Ndl. hat das franz. *baie* f. Beere, das dem lat. *baca* entstammt, in der Form *beie*, älter *baie* dem heimischen Wort Abbruch getan und sich in *aardbei* Erdbeere fast gänzlich durchgesetzt, während die anderen Beerennamen das fränk. *bes*, *bezie* behaupten. *Bei*, Pl. *Bein* hat die Küste bis hinauf nach Westschleswig erobert. Die Wortkarte Heidelbeere der Zs. Teuthonista Jahrg. 3 zeigt die *s*-Form im gesamten ndl. Bereich, dasselbe Bild gewähren für die südlichen Niederlande die Karten zu den Aufsätzen „De namen der roode aalbes, ribes rubrum, in Zuid-Nederland" von L. Grootaers (Mededeel. van de Zuidnederlandsche dialectcentrale Nr. 4, 1924) und „De roode en de zwarte aalbes en hun semantisch verband" von W. A. Grootaers (Handel. voor toponymie en dialectologie 11, 1937, 241—291); nur von der Ürdinger Linie ab und im Süden etwas östlicher ansetzend, herrscht das rheinische *-beer*. Den Bereich des märkischen *s*-Vorkommens erfaßt die Heidelbeerkarte der Zeitschr. Teuthonista nur unvollkommen, da aus dem Zerbster Winkel zu wenig Angaben vorliegen und da das ndl. Lehnwort *bese* an der Mittelelbe im Namen der Heidelbeere verdrängt ist, während andere mit *-beere* gebildete Namen es noch enthalten. Zieht man diese Fälle zur Abgrenzung des *s*-Gebietes heran, so ergibt sich (s. Karte 19) eine Fläche von der Altmark westlich Salzwedel[2] und südlich Burg bis Wittenberg von der Elbe bis über Gollnow und nach Dramburg, vom Haff bis nahe an den Fläming, den Spreewald und fast an das Oderknie bei Krossen. Diese Fläche hat bei der Heidelbeere im Westen starke Einbuße erlitten durch das Vordringen des nds. *Bickbeere* in die Altmark und die Absonderung des Havellandes und Ruppins mit der Bezeichnung *Kohtäke*. Das Land Stargard besitzt nur am Rande einige Orte mit *Bäsing;* am Haff bildet die Zarow eine scharfe Scheide[3]. Erhalten ist *-s-* in der Altmark im Namen der Erdbeere, fragaria vesca, die hier im Raum von Salzwedel und Gardelegen *Äärdbassen*, *-bäsen* Pl., nordöstlich davon *Äärdbäsingen* Pl. genannt wird, und am rechten Elbufer bei Burg, wo *-bäsingen* in den Benennungen der Stachel-, Him- und Brombeere, ribes grossularia, rubus idaeus und fruticosus, auftritt; der *Bäsingstruk* ist hier vorzugsweise der Stachelbeerstrauch. *Bäsinge* als Name der Erdbeere hat ein kleineres Gebiet als die Heidelbeere (s. Karte 20): der *Kohtäke*-Bezirk fällt zugunsten der *Erdbeere* aus, zwischen Pritzwalk—Wittstock und der mecklenburgischen Grenze schiebt sich ein *Bäsing*streifen westlich ein, die *Bäsing*linie der Heidelbeere wird an der uckermärkischen Westgrenze und der Zarow nicht, wohl an der Odermündung ins Haff, erreicht, östlich der Oder läßt das ostpommersche *Erdbeere* der *Erdbäsing* nur einen ungleich breiten Streifen am rechten Ufer sowie die ganze Neumark; in dieser tritt meist die Bezeichnung

[1] Schriftliche Mitteilung Nörrenbergs.
[2] *Bäsingen* Beeren verzeichnet der Altmärker Bratring um 1800 (Märk. Forsch. 1, 149).
[3] R. Holsten in Monatsblätt. d. Ges. f. pomm. Gesch. u. Alt. 51, 109.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0224



Karte 20

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0225

rode Bäsinge auf. Von der Südostecke des *Kohtäke*bezirks strebt die Südgrenze auf Mittenwalde zu und verläuft dann im Bogen über Wriezen zur Warthe westlich Landsberg; westlich und südlich Berlin setzt man ebenfalls zur Unterscheidung *rode* hinzu. Eine genauere Mitteilung über die Mittel, mit denen die Mundart in dem Raum der einheitlichen Benennung von Heidel- und Erdbeere eine Scheidung der beiden Früchte vornimmt, aus dem Zettelbestande meiner brandenburgischen Wörterbuchsammlung kann hier unterbleiben. Dafür aber ist die sprachgeschichtliche Aufgabe zu behandeln; es ist zu zeigen, wie das märkische Bäsinge f. aus dem ndl. *bese*, *bezie* entstanden ist. Auch der Ansatz der Einfuhr im 12. Jahrhundert muß bewiesen werden. Das Alter, um hiermit zu beginnen, bestimmt hinreichend beweiskräftig die dialektgeographische Lage des *s*-Vorkommens. Vor dem Kartenbilde stürzt die Annahme, das Wort *Bäsinge* verdanke sein Vorkommen im märkischen Sprachraum erst der Holländersiedlung des Großen Kurfürsten seit den 40er Jahren des 17. Jahrhunderts[1]. Deren Umfang ist ob. S. 13 Fußn. dargestellt worden. Unmöglich kann man diesem im ganzen geringfügigen Zuwachs an holländischen Sprachträgern die Rolle zuweisen, die Kartenfläche in ihrer ganzen Ausdehnung vom Zerbster Winkel bis jenseit der Oder auszufüllen. Nicht einmal in die westliche Altmark können die neuen Wörter der wenigen Zuwanderer der Lenzer Wische vorgedrungen sein. Weder sind psychologische Voraussetzungen noch Verkehrsbedingungen vorhanden gewesen, welche die ndl. Wörter der drei kleinen Neusiedlungsbezirke ausbreiten konnten. Nur durch die Siedlung des 12. Jahrhunderts und die Schöpfung des brandenburgischen Staatswesens sind sie gegeben gewesen. Auch ein Alterszeugnis bestätigt den siedlungsgeschichtlichen Ansatz: *Besingkraut* Fragaria vulgaris J. S. Elsholtz, Flora Marchica (1663) 77 und Grossularia non spinosa fructu nigro *Albesinge* 86, da es das ndl. Wort in Berlin als geläufig vorausgesetzt. Nun hat Ag. Lasch, „Berlinisch" (1928) 164 das ndl. *bezie* als die anerkannte Grundlage des märk. *Bäsinge* erst dem 16. Jahrhundert zugewiesen. Dieser Ansatz läßt sich aus dem märkischen Material als irrig erkennen. Nach Bathe, Herkunft 74 gibt es *Bese*, *Besien* noch heute im Lande Rhinow, einem alten Siedlungskern, wohin diese Form aus den Oranienburger Neusiedlungen nicht gelangt sein kann. *Besie* muß hier seit dem 12. Jahrhundert bestanden haben. Diese Annahme erklärt auch allein das Vorhandensein der Form *Besinge* im Jahre 1663. Das ndl. *bezie* rührt nicht, wie Ag. Lasch meint, aus dem Diminutiv *beseke* durch Palatalisierung des *-k-* her, sondern ist eine alte, in ihrer Entstehung freilich ungedeutete Nebenform von *bese*[2]. Die Endung *-inge* leitet Ag. Lasch unter Zustimmung Bathes von *Besien* in der Weise, wie sich *Schlesien* zu märk. *Schlesingen* wandelt, her, was wohl das Richtige trifft. Daneben möchte ich an eine Einwirkung des im Havel-Elbe-Winkel geläufigen Suf-

---

[1] Ag. Lasch, „Berlinisch" (1928) 163 f.
[2] Bei Verwijs-Verdam 1, 1040 finden sich Belege des 13. und 14. Jahrhunderts.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0226

fixes *-ing* in Ortsbezeichnungen[1] denken. Den Anlaß dafür bietet die Lautform *-ink*, welche zwar seltener als *-inge*, aber doch nicht als eine jüngste und nur gelegentliche Entwicklung begegnet; Dähnert z. B. bietet *Båsink*, ferner Krause *bēziŋk* Nd. Jb. 26, 65 für den südlichen Teil des Kreises Jerichow 1. Von einem Nachleben der Wortformen *bese* und *bezie* in der Oranienburger Gegend oder an den anderen Stellen der hohenzollerschen Kolonie ist übrigens keine Spur vorhanden. Die westliche Altmark und das Land Zerbst mit dem westlichen Fläming kennen die Form *Bäsinge* nicht, im Norden hat sich das alte *Bese*, im Süden das gleichfalls alte Diminutive *Bäseke*[2] gehalten. Auf dem östlichen Fläming und im Nuthetal kreuzt sich *Beere* mit *Bäseke* zu *Berschkene (bēršknə)* Pl., nach Teuth. 3, 312 Fußn. 4 zwischen Belzig, Zossen, Teupitz und Wendisch-Buchholz ohne diesen letzten Ort. Den Kreis Beeskow-Storkow mit Grenzstreifen der Kreise Teltow und Lübben beherrscht laut Angabe derselben Stelle, ursprünglich für Beere gebraucht, was an der gelegentlichen Zusammensetzung mit *blau-* kenntlich wird, *bažínə* < ndwend. *bazina* Holunderbeere, etymologisch unverwandt, da slaw. *bŭzŭ* Holunder nach Joh. Hoops, Waldbäume und Kulturpflanzen im germanischen Altertum (1905) 125 auf idg. **bhāug'-*, lat. *fāgus* zurückgeht. Die von E. Mucke, Bausteine zur Heimatkunde des Luckauer Kreises (1918) 501 angeführte Pluralform *Besinken* des Luckauer Kreises ist Diminutiv einer dialektischen Nebenform *bezyna* Holunderbeere (s. E. Mucke, Wb. der niederwendischen Sprache und ihrer Dialekte 1, 31[b]). Muckes Angabe an der ersten Stelle läßt übrigens Zweifel zu, ob nicht im Luckauer Kreise für Heidelbeere einfach das deutsche Wort gebraucht wird. Soviel slawisches Sprachgut, wie Mucke wahrhaben möchte, besitzt dieser völlig deutsche Bezirk gewiß nicht. Der Zweifel ist begründet: eine Wortkarte des Brandenburgischen Wörterbuchs in meinem Besitz verzeichnet im Kreise Luckau nur *Heedel-* und *Heelebeere* Heidelbeere.

Kuckuluren heißen auf dem Fläming und seinem nördlichen Vorgelände Kienäpfel. Von diesem Worte hat schon W. Schwartz, der erste Wortgeograph der Mark (vgl. *Muggel* S. 339), vermutet, daß es ndl. sei, und W. Seelmann ist im Nd. Jb. 47, 44 zu dem Ergebnis gelangt, daß die Annahme zutreffe. Zwar, so stellt er fest, ist das Wort in dem angegebenen Sinne in keinem ndl. Idiotikon zu finden, Kilian kennt *kokeloer, kokerol* cochlea (Schnecke oder Schneckenhaus), ndl. *koekeloeren* bedeutet untätig sitzen und ausschauen, ein anderes *koekeloeren*, Kilians *kockeloeren*, bezeichnet das Krähen des Hahns, in Flan-

---

[1] Diese Bildung ist weiter verbreitet und auch in den Niederlanden üblich, vgl. *Pössing* Ort, wo *Poß* Moos ist (1692 Kr. Demmin) Teuth. 10, 252; *-ing* in Wald-, Berg- und Hausnamen, „die damit gleichsam persönliches Leben bekommen" L. Bückmann in O. und Th. Benecke, Lüneburger Heimatbuch (1914) 2, 185 ff.; *den breminck* Brombeerplatz (1662 Südwestbrabant) Handel. v. toponymie en dialectologie 5, 227.

[2] *Schwarte Bäseke* Heidelbeere und *rode Bäs'* Erdbeere gilt in Wiesenburg am Westfläming; *-bezeke* begegnet um Antwerpen (Handel. v. toponymie en dialectologie 11, 246 f.).

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0227

dern das Girren des Täuberichs. Daß die Niederlande der Ort sind, wo diese eigenartige Wortbildung erschaffen worden ist, finde ich in ihrem Auftreten jenseit der Nordost- und der Ostgrenze bestätigt: ostfries. *kuckelûren* heimlich und untätig ausschauen, klevisches und nordbergisches *kuckeluren* lauschen, spionieren, ausfindig machen, erklügeln, in Aachen und Eupen in Übereinstimmung mit dem Ndl. zu Hause müßig sitzen und warten. Eines dieser Wörter, sei es, daß man an die Schnecke oder den Hahn dachte, meint Seelmann, sei auf den Kienapfel übertragen worden, da das Volk es liebe, Pflanzen mit Tiernamen zu benennen. Ich glaube dies auch, bin aber geneigt, nur den Hahn als Ausgangspunkt zu nehmen, und sehe, daß Jos. Müller dieselbe Auffassung in der Zs. f. d. Mdaa. 1916, S. 381 vertritt. Dieser weist auf das kindersprachliche *Kuckelures* m. Hahn am Niederrhein und in der Bedeutung Tannenzapfen in der Monschauer Gegend (Rhein. Wb. 4, 1641) hin und teilt mit, daß die Tannenzapfen auch in anderen Gegenden ihren Namen vom Hahn als Wettermacher führen. Das Zusammentreffen beider Bedeutungen an der ndl. Grenze erklärt sich aus dem ndl. Sprachkreise. Für die Mark aber beweist die Wortgeographie die ndl. Herkunft.

Jahrhunderte vor der Einführung der Kartoffel waren in der Mark, Nordthüringen und dem Osterland Pelle f. Schale von Obst, Zwiebeln u. ähnl. Pflanzen sowie pellen, ein fachsprachlich verkürztes *afpellen*, die Obst- und Zwiebelschale mit den Fingern abziehen bekannt. Wie beide Wörter am Mittel- und Niederrhein und in den Niederlanden, in deren Süden fester sitzend als im Norden, aus der römischen Zeit herrühren, das lat. *pellem* unmittelbar fortsetzend[1], so zählt ihr Alter im ostmd.-märk. Raum von der Besiedlung als ein Besitz der ndl. Bauern und Gartenfreunde. Westfalen verdankt die beiden Wörter der alten Bindung nach Westen, Ostfalen sind sie fremd, Holstein scheint sie erst durch den kulturellen Aufbau der Niederländer im 17. Jahrhundert erhalten zu haben, nach Ostpreußen und den Baltenländern sind sie von der Mark weitergewandert; ob sie bereits im Zuge der Siedlung nach Schlesien gelangt und wie die umgangssprachlichen Belege in Breslau und Beuthen zu bewerten sind, ist undurchsichtig. In den südlichen Niederlanden sind *Pelle* und *(af)pellen* in ihrem alten Bedeutungskreise, den chirurgischer Gebrauch anfänglich erweitert hatte, indem das Ablösen des Fleisches vom Knochen damit bezeichnet wurde, geblieben, nur das Schälen der Rinde von Bäumen trat noch hinzu, Groningen und im Gefolge davon Ostfriesland haben die Bedeutung auf das Mahlverfahren eingeengt; *pellen* ist hier das Abreiben der Körnerschalen zwischen Mühlsteinen. Nur in der landwirtschaftlichen und gärtnerischen Sphäre bewegen sich die märk. Wörter, für die Beschaffung der Rinde zu Lohe und das Schälen der Getreidekörner in der Mühle liegen keine Zeugnisse vor. *Pelle* für die menschliche Haut und die Redewendungen *eenen uff de Pelle sitzen, uff de Pelle rücken,*

[1] Frings, Germania Romana 180.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0228

nich von der Pelle gehn sind über die städtische Sprache Berlins nicht hinausgedrungen; die Mundart bevorzugt *afpellen, pellen* vor dem Substantiv *Pelle*. Das Meckl., welches *pellen* dem Märk. in geringem Umfange entlehnt, setzt neben die märk. Lautform eine dem heimischen *pöllen* den *Poll*, die Krone von Bäumen, abschlagen gleiche.

Geiles Pflanzen- und Körperwachstum bezeichnen die ndl. Adjektive gelp und malsch. Das gemeingerm. *gelp* (ahd., mhd. *gelpf, gelf* glänzend, von heller Farbe; fröhlich; übermütig, as. *gelp* m. Hohnrede, ahd. *gelph, gelf* m., mhd. *gelpf, gelf* n. lautes Tönen, Lärm; Fröhlichkeit; Übermut; Spott, Hohn, ags. *gielp, gilp* m. Übermut, Prahlerei, anord. *gjalp* n. Prahlerei) hat nur im Ndl. den Sinn üppig wachsend, geil ausgebildet. Dieser ist auch dem märkischen *gelp* eigen; das Wort bezeichnet das vollsaftige und rasche Wachstum von Tier und Mensch *(gelp upgeschaten, gelp un rund)* und den geilen Wuchs von Pflanzen *(det is recht jelpen jewassen* W. von Schulenburg, Hirtenwesen 95[a]; *die Jelpe* schlanker Ast ebda; *de Gäst waßt to gelb, gelb Holt* nicht haltbares Holz Parisius, Zusätze zu Danneil 54). Außer der Altmark hat auch die Magdeburger Börde[1] und die Halberstädter Gegend[2] das Wort im Gebrauch; es kommt noch in der Gegend von Fallersleben vor (Nd. Jb. 23,141[b]). Dähnert gibt an *gelp* wohl und frisch hervorgewachsen. In Mecklenburg kennt *gelp* die östliche Landeshälfte; westlichster Punkt ist Kühlungsborn im Kreise Rostock. Im Westen (Kreis Wismar) taucht das verschollene *gelp* übermütig, vorlaut *(he is so gelp mit de Mund)* einmal auf, Fortsetzung des as.-mnd. Wortes, das schon im Mnd. gering bezeugt ist. Ausgangsstellen des ostmeckl. Vorkommens sind Land Stargard und die Grenzzone des Eldebogens. Westfalen scheint *gelp* nicht zu besitzen; das Rhein. Wb. 2,991 verzeichnet es für Ripuarien und Niederfranken. An dem geschichtlichen Zusammenhang zwischen Ndl. und Märkisch besteht bei dieser sprachgeschichtlichen und -geographischen Lage kein Zweifel. Mndl. *gelp* muß danach in seiner Sonderbedeutung bereits für das 12. Jahrhundert angesetzt werden; vorhanden sind nur jüngere schriftliche Zeugnisse. Das Ndl. Wdb. belegt es in der Betuwe und in Limburg; in der Osthälfte der Bommelerwaard ist es vorhanden.

Wie an der Niederweser und -elbe ist malsch üppig gewachsen, schnell aufschießend, geil, saftig, großblätterig, zart, von Früchten auch mürbe, weich rechts der Mittelelbe bis ins Havelland und in den Teltow, auch südlich des Fläming bis zur Schwarzen Elster allgemein gebräuchlich.

Zwei Wörter, muk und mudeke, bezeichnen als Adjektive in der Mark den edelfaulen Zustand von Birnen. Nur das erste entspricht einem alten Adjektiv *mūk, mūke*, das zweite war ursprünglich ein Substantiv Mudeke f. Obstversteck. Dürftige Reste des Adjektivs *muk, muke* sind im Osthavelland und auf

---

[1] Edm. Roloff, Der Konsonantismus des Niederdeutschen in der Magdeburger Börde. Diss. Leipzig 1902. S. 21.

[2] Nd. Kbl. 13,55.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0229

dem Barnim sowie in erweiterter Form *mukig* an der Schwarzen Elster anzutreffen; diese besitzt noch die ursprüngliche Bedeutung weich, wie aus der nachstehenden Anwendung ersichtlich ist: *doa* (beim Flegeldrusch) *wird'n de Herrlen zu mukich jeschloan*, deshalb wird der Flachs *jeboakt* Mitt. d. Ver. f. Heimatk. im Kr. Schweinitz Nr. 48 (1904), 3*. Westdeutschland zeigt wenige Spuren des Adjektivs im Rheinland: *muckkackig* Schiefbahn (München-Gladbach) Rhein. Wb. 2,862 und *muckenfuck* Myhl (Heinsberg) 5, 1339; mehr ist es in Westfalen-Waldeck vorhanden, wo westfäl. *muək*, paderborn. *mūk*, *mūkə* und waldeck. *mụk* die Ablautstufe *muk-* vertreten, während in der Mark *mūk-* zu Grunde liegt[1]. Die Bedeutung edelfaul des westfäl.-waldeck.-ndrhein. Wortes ist auch dem ndl. *muik*, *meuk* weich, mürbe, edelfaul eigen, hier treten auch die beiden Ablautstufen hervor. Außerdem begegnet man dem Worte in der Schweiz, wo *mauch*, *müch*, gleichfalls in den beiden Stufen, mit der ursprünglichen Bedeutung morsch, weich, matt vorliegt. Eine dritte Ablautstufe hat das anord. *mjúkr*, woraus engl. *meek* entlehnt ist, und die davon stammenden schwed. *mjuk* und dän. *myg* weich. Am Anfang der Reihe steht das got. *mukamodei* f. Nachgiebigkeit, Sanftmut; sie schließt das Substantiv nd. *Muke*, nhd. *Mauche* f. Fußkrankheit der Pferde ab. Der Umlaut des ndl. *meuk* und schweiz. *müch* entspringt einer Stammbildung **mukja-*. Das Substantiv *Mudeke* leitet sich aus einer germ. Wurzel **mūd-*, **mud-* her. Aus dieser stammen ahd. *mûttun* horrea (Steinmeyer-Sievers, Ahd. Glossen 2, 627, 50), bair. *Mauten* f. Vorrat von Obst und Eßwaren im Versteck, in der Sprache des böhmischen Bergmannes ein Haufen oder Nest Erz (D. Wb. 6,1835), schles. *Maute* f. Versteck von Obst und Geld und ein nd.-hd. erstarrtes Diminutiv *Mūdeke*, *Mudeke*, *Mautche*, *Mutche* in derselben Bedeutung: mndl. *muedeke* pomarium, dicitur locus ubi poma reservantur (limburg. 13./14. Jahrhundert) Hor. belg. 7,19; *muyck*, *muydick* locus ubi poma asservantur Kilian; *meuk*, *muik* f. (?) bewaarplaats voor appelen of peren, vaak hooi of stroo Ndl. Wdb.; *muik*, *muuk*, *meuk* f. Schuermans; antwerp., hagelandsch *muik* f.; südostfläm. *meunk* m.; rheinländ. *Mautsche*, *Mutsche*, *Mudeke* (die Form *Mudeke* ist als *mōik*, *moi̯ək*, *mui̯ək*, *möi̯ək*, *möĭk* u. ähnl. links- und rechtsrheinisch nördlich der Ürdinger Linie bezeugt Rhein. Wb. 5, 1348), *Muttich* f.; siegerländ. *Mutche* f.; westfäl. *Muke*, *Moake*, *Muëke*, *Murke*[2] f.; lippisch *Můk* m. ansehnlicher Vorrat, besonders an Linnen, Kleidungsstücken, Betten (Frommann, Deutsche Mundarten 6, 357); waldeck. *mụdərk* Heuversteck für unreifes Obst; *Modek*, *Mök* n. Schambach; hess.-nass. *Mutch*, *Mautch* f., m.; schwäb. *Maudich*, *Mauzete* f. von Kindern heimlich angesammelter Vorrat von

---

[1] E. Nörrenberg spricht sich brieflich für einen Ansatz **mudeke* aus, aber m. E. wird das westfäl.-waldeck. Lautbild anstandslos aus **muke* erklärt, worauf außer *muək* namentlich das waldeck. *mụk* mit seinem geschlossenen Vokal hindeutet. Das waldeck. Vorkommen erscheint am Nordwestrande der Wortkarte *morsch* edelfaul des Hess.-Nass. Volkswb. 2,369/370.

[2] Nd. Jb. 49,15 führt E. Nörrenberg westfäl. *mōnkə* auf **modaka*, *muikə* auf **mudika* und *murkə* auf **muduka* zurück.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0230

Obst, Nüssen u. dgl., Ort, wo dies aufbewahrt wird, etwa in Heu, Stroh; schweiz. *Mütech, Muttech* m., f.; thür. *Mauzge* f.; obersächs. *Mautche, Mautsche, Mautschche, Mutsche, Mutschke, Munsche* f.; dazu ein neues Diminutiv *Mütti* n. in der Schweiz und im Elsaß. Eine dritte Wurzel germ. **mūk-*, **muk-* mit der Bedeutung heimlich verstecken (mhd. *mûchen*) gibt rhein. *Mauke* f. Obstversteck, versteckter Obstvorrat, schwäb. *Mauke, Maukerte, Maucherte*, oberrhein. *Mauche* f. (16. Jahrhundert) und schles. *Mauke* her. Der Ansatz dieser Wurzel ist erforderlich, da *d*-Ausfall nicht in Frage kommt, während dieser im Ndl. durch die älteren Formen und im Westfäl. durch die in der Fußn. 2 S. 224 angedeuteten Lautwandlungen gesichert ist. Das Substantiv *Mudeke* f. ist für die Mark durch die älteren Wortlisten von Bratring um 1800 und von Parisius 1879 in der Altmark in der Form *Müke* Ort im Stroh oder Heu, wo man Obst zum Nachreifen einlegt, die wie ndl. *meuk* und westfäl. *muikə* auf **mudika* zurückgehn, bezeugt. Bei Parisius ist davon ein Verbum *müken* unordentlich in einen Haufen zusammenbringen abgeleitet. Die eigentliche Mark hat diesen Wortsinn verloren, verwendet aber das Substantiv anstatt des nahezu verschollenen *muk, muke* als Adjektiv in dessen Bedeutung. So erscheint *mudeke* meist in prädikativem, seltener in attributivem Gebrauch: *de Bären* (Birnen) *sin mudeke* und *eene mudeke Bäre*. Die in der Monatsschrift Brandenburgia 41,11 betonte substantivische Wortgestalt und der syntaktische Übertritt in die Rolle eines Adjektivs bestätigt sich. Man mag zum Vergleich Fälle wie *brache liegen, Patrouille gehn, Wache stehn* heranziehen und an eine Verbindung *in de Mudeke liggen, leggen* denken, die in die Kurzform *Mudeke liggen, leggen* übergegangen und als prädikatives *mudeke liggen, leggen* gefühlt worden ist. Nach Abschluß dieses Vorgangs war das Adjektiv *muk, muke* überflüssig geworden. Diesen Rollentausch hat die nahestehende Bedeutung der Wurzel **mūd-*, **mud-* erleichtert; dieser ist nämlich ebenfalls der Begriff weich eigen, wie das die Reihe mhd.-md. *moten* modern, mnd. *mudderen* schimmlig werden, meckl. *muddeln* mürbe werden, westfäl. *moddeln* in Edelfäule übergehn anzeigt, und das nd. *Moder* steht nahe. Danach ist ahd. **mûtta*, bair. *Mauten* über ostpreuß. *einmotteln* unreifes Obst zur Nachreife in Heu oder Stroh legen zu verstehn[1].

---

[1] In der ndl. Heimat kann *Mudeke* den Funktionswandel noch nicht vollzogen haben; die substantivische Natur wird auch heute noch bei dem lautlichen Zusammenfall empfunden, wenn die Dialektwörterbücher die (den) *muik, meuk* beschreiben als plaats, waar fruit te muiken (meuken) ligt. In Westfalen halten die Umlaut- und Brechungserscheinungen am Substantiv den Abstand vom Adjektiv fest, zudem sichert das waldeckische Paar Subst. *mụdərk* und Adj. *mụk* auch die westfälische Doppelheit; auch ein umgangssprachliches *Muttich* aus Lippstadt bezeugt das Subst. *Mudeke* f. Keinesfalls kann man ein **mudeke* als eine Adjektivbildung anerkennen. Das Adjektiv zu **mud-* lautet *muddig;* es liegt im Mnd. in der Bedeutung schlammig, trübe, schimmlig und im Ndl. der nordwestlichen Veluwe als *mŏ·jəχ* murw vor; dort ist aus dem Subst. **mudike* ein Verbum *mŏ·jəkən* murw maken van appels enz. door ze in 't hooi of stroo te leggen W. van Schothorst, Het dialect der Noord-West-Veluwe (Proefschrift Utrecht 1904) 174 entstanden, wie in der Altmark *müken*. Dieses veluwische Verbum ist der einzige mir bekannte nndl. Fall, der *-d-* in *Mudeke* bewahrt hat.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0231

Das Verbreitungsgebiet des märk. Adj. *mudeke* edelfaul (s. Karte 21) beginnt bei Barby an der Elbe, welche bis Aken die Grenze bildet, dann übernimmt die Mulde bis Laussig die Grenze; von hier wendet sich die Scheidelinie in einem Bogen, dessen Verlauf unbekannt ist, nach Süden, stößt auf Senftenberg zu und geht über Guben nach Krossen. Die Wortkarten 54 bei O. Kieser, Wortgrenzen in der Dübener Heide, und 30 bei K. Bischoff, Studien zur Dialektgeographie des Elbe-Saale-Gebietes in den Kreisen Calbe und Zerbst ergänzen und bestätigen meine Wortkarte. In den Kreisen Jerichow herrscht *mǫš* morsch, in der Börde *mōl*, der eigentlich ostfäl. Ausdruck, wozu bei Schambach ein Subst. *Mōlsche* n. Obstversteck begegnet, zwischen Saale und der anhaltisch-preußischen Grenze gebraucht man *rǫš*, südlich der Linien bei Kieser sind *teig*, *teigig* als der obersächs.-lausitz. Ausdruck und Ersatzwörter wie *mehlig*, *mürbe*, *matschig* üblich. Gegen das nds. *mulsch*, das in die Altmark reicht und sich über die Zauche in einer Spitze bis zum Hohen Fläming eingeschoben hat, z. T. als *molsch* in Berührung mit *morsch*, trennt vom Osthavelland an eine über Oranienburg—Angermünde führende Linie, die in ihrem weiteren Verlauf von der nördlichen Neumark nur die Kreise Königsberg und Landsberg dem *mudeke* überläßt, ab. Im Osten hat dies Wort noch ein schmaler Streifen nördlich der Netze. Auf dem Barnim begegnet eine Mischform *mulke*. Den besonderen Lautbedingungen des anhaltischen und Dübener Gebietes entspringen die Formen *mulik* und *musik*.

Ackerbau und Gartenzucht

Unter den Ausdrücken, die für den Ackerbau verwendet werden, breitet sich Krenge f., Krengelruëde f. die Stirnseite des Ackers, wo der Pflug wendet, das Angewende kleinflächig im Kerngebiet des Fläming und seines nördlichen Vorlandes aus. Außer dem Fläming hat nur die Zauche und das Osthavelland an dem Worte Anteil. Krenge beschränkt sich auf den Teltow, im Westen zieht man das zusammengesetzte Wort vor. Der Entdecker dieses alten ndl. Lehnwortes W. Seelmann (Nd. Jb. 47,45) hat eine unmittelbare mndl. Vorlage nicht nachweisen können, sondern sich damit begnügt, das märk. Wort zu dem ndl. *crengen* biegen, wenden in Beziehung zu setzen. Dieses durch die ndl. Schiffersprache ins Nd. gelangte Verbum ist in der Mark unmittelbar aus der Siedlersprache in Gebrauch: *ümkrengen*, *ümkrengeln* einen Wagen, Pflug, die Egge umwenden, im Bogen herumziehen. Das Subst. *Krenge* hat im Teltow noch die alte Bedeutung Bogen, Kurve: *ik kręiə* (kriege) *də kręŋə niχ (rūt)* ich bekomme den Bogen nicht heraus. Den Sinn Angewende empfindet der Landmann als jung. Trotz fehlender Belege möchte ich *Krenge* Bogen dem Mndl. zuschreiben. Auf Rügen und in den Kreisen Usedom-Wollin, Kammin, Saatzig und Pyritz, also im mittelpommerschen Keil, weist R. Holsten[1] den Flur-

[1] In: K. Kaiser, Beiträge zur Volkskunde Pommerns (1939) 141 f.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0232

Karte 21

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de
/rosdok/ppn860231771/phys_0233

namen *Krange* f., *Krangel* m. nach. Der Sinn ist Rundung, Krümmung. Obd. und md. Zeugnisse für *Krange* m. Bedrängnis, *Krange* f. ein aus Birkenreisig geflochtener Ring, *Krangel* m. Verschlingung der Fäden in einem Gespinst u. ähnl., *krangeln* sich kräuseln, ringeln bietet das D. Wb. 5,2019; sie führen auf ein **kranc*, Gen. **kranges* m. Kreis, Ring zurück und könnten dem pommerschen Vorkommen nahe stehn, aber die dialektgeographische Lage deutet eher auf Entlehnung aus dem Ndl. hin.

Das Niederfallen von Früchten und Laub, von Körnern aus Ähren oder Rispen und von kleinen Kohlenstücken u. a. drückt das Verbum *rîsen* (ahd., as. *rîsan* steigen, fallen) und seine Ableitungen, das Faktitiv *rêren* und das Verbalnomen *ris* n., aus. Landschaftliche Auswahl hat eine Verteilung der drei Ausdrucksmittel im deutschen Sprachgebiet hervorgerufen; am meisten ist das Verbum zurückgegangen und hat seinen Platz an das Diminutiv *rieseln* abgetreten; *rêren* hält sich gut und bildet im Obd. ein Kollektiv *Rerach* n., während es im Nordnds. verloren gegangen zu sein scheint; *ris* lebt kräftig im Obd. (*Ris* n. und Zusammensetzungen wie *Ab-*, *An-*, *Holz-*, *Laub-*, *Tännris* Schweiz. Idiot. 6, 1357 ff.; Schmeller-Frommann 1,147; H. Fischer 2,153), begegnet im Md. in Spuren und tritt im Westnd.-Ndl. auf. In diesem Raum bildet sich daneben ein kollektives **girisja-* n., das einerseits als *gerise* < **girisi*, anderseits als *geriss* nach dem Gen. **girisjes* erscheint. In den Niederlanden lassen sich beide Wörter nur noch in Resten aufspüren: südostfläm. *geres* n. Steingrus, -schutt, westfläm. *grees*, *greis* Grus, antwerpisch *resseling* f. Korn, das beim Einfahren aus den Ähren gefallen ist; dazu gehören die westfläm. *eu*-Formen, welche von **risôn* ausgehn und *-eu-* wie *reus* Riese enthalten: *gereus*, *gereuzel* n., *reuzinge* f. das Ausfallen von Korn, Sand, Asche, Grus, *gereussel* n. das Ausgefallene, *reuzen*, *reuzelen* ab-, ausfallen. In Ostflandern ist noch *rijzen* und ein Diminutiv *rijzelen* gebräuchlich; die Bommelerwaard kennt ein Adjektiv *ris* leicht fallend *(də ertə warən zo ris* A. van de Water 124); die aufwärts gerichtete Bewegung, das Steigen, Gehen des Kuchenteigs bezeichnet das groningische *ris* n. (?). Im ripuar. und ndfrk. Rheinland ist *geris* Abfall beim Fruchtreinigen, das Zerkleinerte, Kohlengrus allgemein bekannt, der Anlaut wechselt zwischen *jə-*, *gə-* und Formen mit *ə*-Schwund; der zum geschlossenen *e* gesenkte Stammvokal weist auf *-i-* zurück, örtlich beschränktes *-ę-* begegnet bei Düsseldorf und im Kreise Mettmann, vgl. Rhein. Wb. 2, 1415 unter *Gris*. Westfalen bevorzugt das präzifixlose Wort *ris* n., welches aus den flektierten Kasus in den Kreisen Arnsberg, Hamm und Iserlohn zur Form *riəs* gelangt[1]; es bezeichnet die beim Garbenbinden nicht erfaßten Halme, das Kohlenklein; bei Woeste erscheint auch *geriss* n., Waldeck hat *ris* n. das ausgefallene Korn. Dem Ostfälischen geht das Verbalnomen ab, nur das Verbum *rêren* wird gebraucht. Vom Harz ab beginnt im westlichen Vorposten das Substantiv hervorzutreten: *rēs* n. Hülsen, Ähren-

[1] Mitteilung E. Nörrenbergs.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0234



Karte 22

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0235

reste als Abfall beim Getreidereinigen in Cattenstedt bei Blankenburg, in der Umgebung von Halberstadt, *rēs* n. verzettelte Halme im Mansfeldischen, *rẹs* n. mit der Harke zusammengerechte Getreidehalme bei Nordhausen, dazu das Verbum *rẹsə* mit den Zusammensetzungen *Rissäpfel*, *-birnen* und *obst*, offenbar hier aus der Sprache der Besiedler der Goldenen Aue. Ein weiter Bezirk hat sich dem Substantiv in der märkischen Siedlungssphäre erschlossen. An durchdringender Ausdehnungskraft wetteifert es mit den erfolgreichsten Ausdrücken aus dem ndl. Lehnwortbestande, und sein Formenwandel bereitet der Erklärung große Schwierigkeiten. Als einheitliche Bedeutung kommt ausschließlich die landwirtschaftliche vor: die beim Binden nicht erfaßten Getreidehalme, sie werden mit der Harke an die Garbenhocken heran-, neuerdings mit der Hungerharke zu Reihen zusammengeharkt und nach dem Einfahren der Garben gesondert auf ein Fuder geladen. Rings um das märkische Sprachgebiet sind andere Ausdrücke im Gebrauch (s. Karte 22): oder abwärts ist in den Kreisen Krossen und Guben des schles. *Urschen*, *Ōrschken* vorgedrungen, im Kreise Oststernberg tritt *Buchte* auf, das unter den Einfluß von *Bucht* geratene md. *Bōcht;* südlich Senftenberg—Dobrilugk—Herzberg und um Düben sagt man *Gewerre;* westlich der Saale herrscht *Sausterbe* f., *Sustarwels* n.; die gesamte Prignitz geht mit Mecklenburg und verwendet den Ausdruck *dat Los'*, der auch zwischen Vitte und Stolpmünde in Ostpommern auftritt; im Osten Ostpommerns haben die Kreise Stolp, Schlawe, Lauenburg und Bütow mehrere Benennungen, unter denen *Schläpels*, *Schläpsel*, *Schleppsel* neben *Nahharksel* überwiegen. Das ndl. Lehnwort setzt sich im Anschluß an das oben bezeichnete Vorkommen zwischen Mulde und Bode linkselbisch als *Rees* n. fort; im Kreise Neuhaldensleben und im südohreschen Teil des Kreises Gardelegen gebraucht man die Form *Reels* n. In der braunschweigischen Exklave Calvörde und der südwestlichen Hälfte des nordohreschen Teils des Kreises Gardelegen gilt *Resch*, *Risch*, *Rösch*, *Rüsch*, *Rusch* n. Die Altmark hat *Ress*, *Rest* n. Vom Lande Stargard, das die Form *Risch* besitzt, ist Boden nach Norden bis an Demmin heran und nach Nordosten bis zur Insel Usedom, diese einschließend, gewonnen. Den Ostteil Wollins und das ganze ostpommersche Gebiet und schmale Streifen vom mittelpommerschen Keil in seiner geringsten Ausdehnung — Gollnow—Altdamm und Freienwalde—Wangerin—Dramburg haben die nördliche Lautform — erfüllt *Riss*. In der Mark mit der linken Hälfte des mittelpommerschen Keils bis zur Zarow ist die übliche Wortform Ress n., *Rest* n., einige *Resch* aus dem nördlichen *Risch* um Lychen abgerechnet; doch zieht sich von der Elbe bei Roßlau—Coswig anhebend längs der gesamten Süd- und Ostgrenze ein Saum mit Geresse n. hin, den das im Kreise Lübben auf das schlesische *Örschken* des Kreises Guben vorrückende *Ress* nahezu in zwei Stücke zerlegt hat, nur ein schmaler Streifen hält sie zusammen. Der Fläming und das südliche Vorland bis zur Schwarzen Elster sowie die beiden niederlausitzischen Kreise Luckau und Lübben bilden das südliche Teilstück, die Kreise Lebus, die Hauptmasse des Kreises Oberbarnim und die

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0236

Neumark beiderseits der Warthe ohne die Nordhälfte des Kreises Königsberg und ohne die Kreise Soldin, Friedeberg und Arnswalde stellen das östliche dar. Über Beeskow-Storkow, das sich unterbrechend dazwischen setzt, wäre ein fortlaufender Südostzug am Rande der Mittelmark gegeben. Daß ein solcher über Köpenick gegangen ist, lehrt die Wortkarte 8 *Splinter* (S. 149). Für den Kreis Jerichow 1 ist ein Verbum *kräsen, krösen (krę̄zən, krǭəzən)* ausfallen, von den überreifen Getreidekörnern gesagt, welche aus den Ähren mit einem hörbaren Geräusch rinnen (Nd. Jb. 22,30; 26,65), bezeugt; es geht auf *gerisen* zurück. Ihm entsprechen das altmärk. *kräösen, kräöseln* leicht in kleine Teilchen zerfallen (von Kornähren, aus denen bei geringer Berührung in ganz trockenem Zustande die Körner leicht ausfallen) bei Danneil und die altmärk. *kräösig* und *Kräöskorn* bei Parisius; das Adj. erklärt dieser so: *kräösig* ist das Korn, wenn es die Körner leicht fallen läßt; *Kräöskorn* ist das ausgefallene Korn. Bei der Vokalrundung darf man sich an die gleiche Erscheinung der Urheimat erinnert fühlen. Auch ein Adj. *rêsig* verworren, von Korn- und Flachsbunden, in denen manche Halme unordentlich herumhängen, dessen Bedeutung den Zustand von Bunden (*Ressbund* n.), die aus *Ress* gebunden sind, angibt, bringt Parisius. Hierzu stellt sich *verresselt* im selben Sinne aus dem Teltow. Überschauen wir das Lautbild der Wortkarte, so machen wir die auffällige Beobachtung, daß nur die Formen außerhalb des märkischen Hauptgebietes mit dem *-i-* des Stammes die Urform *ris* n. fortsetzen; der Vokal *-ę-* in *Ress* und *Geresse* kann daraus nicht hergeleitet werden. Den Weg zum *-ē-, -ā̆-* des Verbums **(ge)risen, (ge)resen* weist die südliche linkselbische Form *Rēs*, es ist unersichtlich, wie diese rechts der Elbe in *Ress* übergehn kann und wie sich das altmärkische *Ress* zu diesem *Rēs* verhält. Vergleichbares findet sich nur in der ndl. Heimat, wo das Gebiet der Provinz Antwerpen in *resseling* und anscheinend auch Westflandern in *gereussel* die Senkung des Stammvokals durchgemacht haben. Den Beweis für die Herkunft der Lautform *ręs* aus dem ndl. Senkungsgebiet liefert das märk. Kartenbild. Die Grenze zwischen *Riss* und *Ress* fällt mit der *leif/lēf-*Linie zusammen; durch sie wird die gesenkte Form dem märk. Sprachgebiet, in welchem ndl. Besonderheiten auftreten, zugewiesen. Die regelrechte Form *Riss* stammt nicht aus demselben Heimatbezirk, sie ist westfälisch. Ihr Vorkommen in dem nördlichen Teil Ostpommerns, den westfälische Sprachzüge als den Siedlungsraum der Westfalen kennzeichnen, macht die Beziehung zur Sprache der Bauern dieses deutschen Stammes zur Gewißheit. Zugleich erklärt sich *ręs* als ein Lautgebilde, das nicht erst in der Mark entstanden, sondern von den Niederländern fertig eingeführt worden ist. Nun tritt aber der Vokal *-i-* auch im Lande Stargard innerhalb der *lēf-*Zone auf. Ihn haben wir mit den altmärk. Restformen *Risch, Rüsch* zu verbinden, da in das Land Stargard vorwiegend altmärk. Siedler gezogen sind. In die Altmark ist eine holländische Siedlergruppe neben südndl. Einwanderern gelangt; diese kannte die Senkung nicht. Der spätere Sieg der *ę*-Form in der Altmark blieb in Stargard wegen des frühen

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0237

Abschlusses von der Mark aus. Die Umwandlung des Auslautes *s* > *š* vollzieht sich an beiden Stellen als Folge des Schwankens zwischen *-s* und *š* bei ursprünglichem *-sk* in einem Falle wie *Fisk* > *Fiss* und *Fisch*, wovon die letzte Form siegt. Das von Gerhart Streitberg, Die wortgeographische Gliederung Ostsachsens und des angrenzenden Nordböhmens (1937) 86 an der deutsch-tschechischen Sprachgrenze bei Leitmeritz entdeckte *Resslinge* ist, da ihm nordwestlich *Gereche* vorgelagert ist und die obersächs. Benennungen trennen, ohne Zusammenhang mit *Ress* der märk. Sprachsphäre; es gehört zum *Ris* des bair. Raums, das bei Schmeller-Frommann erscheint. Sein *-ę-* geht auf Rechnung der md. Senkung des *-i-* zu *-e-*. An der Unterweser und -elbe sind Spuren des Wortes vorhanden, leider mangelt es an einer genauen Ortsangabe, so daß bei aller Wahrscheinlichkeit die ndl. Herkunft nicht erweisbar ist: *Ress* im Hannöverschen der Abfall von Korn, Spreukorn; *ressen* abfallen; *Resselse* Abfallfleisch, Kopffleisch, Leber und Füße von geschlachteten Ochsen usw. Brem. Wb. 3,483; ferner *Risch* n. gleich märk. *Ress* Mensing 4,118 aus Stormarn. Das Vorkommen in der Mark steht, um zusammenzufassen, in geschichtlicher Verbindung mit den Niederlanden, und zwar nach der Aussage der mundartlichen Zeugnisse mit deren südlichem Teil.

Das ob. S. 132 als Beispiel eines großräumigen Siedlerwortes angeführte die Mandel der Garbenstand des Brotgetreides begegnet im thür.-vogtländ. Bergland mit Vorposten seinem obd.-bair. Doppelgänger *das Mandl, Mannel;* die beiden großen Namensgebiete trennt der zwischen der thür. und böhm. Landesgrenze nur 40 km breite *Puppe*-Streifen des Landes Sachsen. Aber weder die räumliche Annäherung noch die sprachliche Ähnlichkeit[1] begründen einen sachlichen Zusammenhang oder sprachliche Verwandtschaft. Durch Vergleich der Karten 82, 83 und 86 des Atlas der deutschen Volkskunde können wir *die Mandel* als eine Doppelreihe von 15 oder 16 Garben, *das Mandl* aber als einen Haufen von drei bis zehn und mehr um eine Mitte ringförmig aufgestellten Garben bestimmen. Die schon durch Geschlecht und Bildungsweise erkennbare Sprachform des obd. Wortes kennzeichnet eine Anzahl Fälle im Fichtelgebirge und südlich Johann-Georgenstadt durch die md. Form *das Männchen* als Diminutiv von *Mann*. Diese Benennung, ein Zeugnis der liebevollen Phantasie des Landmanns, erhält in dem Ausdruck *das Weibl, das Weiberl* an anderen Orten eine sinnvolle Ergänzung, noch öfter wird das Namenpaar *Mandl* und *Weibl* in der Ernteflur derselben Dorfgemeinden gebraucht und die Garbenstände anscheinend durch schmückende Ausgestaltung unterschieden; daß die Vorstellung einer menschlichen Figur vorschwebt, zeigt die Bemerkung bei Schmeller-Frommann 1, 1601 und für Tirol in Frommann, Deutsche Mundarten 6, 152, daß der aufrecht stehende Garbenhaufe mit einer umgekehrten Garbe, die *Hut* heißt,

[1] Hermann Braun, Wortgeographie des historischen Egerlandes (1938) 101 hat sich durch diesen sprachlichen Gleichklang verleiten lassen, das bair. und das thür. Wort zu verknüpfen.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0238

bedeckt wird. Die Aufstellung in Reihen im Verbreitungsgebiet der *Mandel* stammt, wie der Name, aus den Niederlanden; dort begegnet latinisiertes *mandala, mandula* und *mandalus* seit der Mitte des 13. Jahrhunderts, vgl.: 'viginti *mandalalas* straminis' (ostfläm. 1242; Quelle im D. Wb. 6, 1534); 'fructus prati, dum defalcati fuerint, in *mandulas* et fenum in cumulos poni' (Abtei S. Peter bei Gent 1269, abgedruckt bei Warnkönig, Flandrische Staats- und Rechtsgeschichte, Nachtrag z. Urkundenbuch des 3. Bandes S. 19); 'pro furcando *garbas* et eas in *mandulas* ponendo' (1269 ebda); den ältesten ndl. Beleg hat Stallaert: 'dabuntur etiam de dicta terra annuatim in festo S. Bavonis perpetuo quatuor *mandelle* straminis in ecclesia de Vinea predicta spargenda' (Brüssel 1274); bei ihm allein ist die mask. Form mitgeteilt: 'XVIII *mandalos* avene'; 'VII *mandalos* siliginis'; vgl. ferner ebda: 'Een yeghelyck is schuldich ten ougst, zyn graen, gepickt ligghende, te stellen in thiendelinghen, *mandelen* oft ander hoopen' (Aalst 1554); 'V ½ *mandelen* haveren strooys' (Gheel 1573). Außer der Bedeutung des Garbenstandes auf dem Getreidefelde hat *Mandel* auch den Zahlenwert von 15 oder 16 Bund Stroh gehabt, wie in den Urkunden von 1242, 1274 und 1573; eine alte Brüsseler Vorschrift bei Stallaert 2,186ª gibt an: 'een *mandel* stroy is 16 bundelen'. Garbenstand und Zahlenmaß gehn von Anfang an neben einander her. Die Zahl der Garben schwankt heute: 12 sah Kilian in den *Mandeln* auf dem Stoppelfeld stehn; 10—15 gibt ihnen Schuermans, 12 bis 14 De Bo für das Land Aalst, 15—17 Cornelissen-Vervliet für den Süden der Kempen. Im Gegensatz zu den alten Formen herrscht jetzt das mask. Geschlecht, das an das mlat. *mandalus* anknüpft; in West- und dem südlichen Teil Ostflanderns wird für *Mandel* der Ausdruck *stuik* gebraucht; um Gent gilt wie in der Vergangenheit *Mandel* in der Lautform *mangel*. In der Mark werden heute allgemein 16 Garben zu einer *Mandel* aufgestellt, zur Zeit Frischs waren es 15; gegenüber Magdeburg wechselt die Zahl zwischen 15 und 16, in einigen Dörfern erhalten die *Mandeln* des Sommergetreides 15, des Wintergetreides 16 Garben (Nd. Jb. 26,77). Im ostpommerschen Mischstreifen von *Stiege* und *Mandel* bedient man sich nach K. Kaiser, Atlas der pommerschen Volkskunde 210 hier und da beider Formen, der ersten für das Winter- und der zweiten für das Sommerkorn. Das linkselbische *Mandel*gebiet hat überwiegend 15 Garben, doch kommen auch weniger, bis zu 10 herunter, vor. Einen frühen märk. Beleg von 1652 hat Peucker: 'Es stunden nunmehr *Mandeln*' 417. Die sprachliche Anknüpfung an das ags. *mand* Garbe und das mndl. *mande*, nndl. *mand* Korb, die sich nach Kluge-Götze 374ª empfiehlt, läßt Fragen der Bedeutungsentwicklung offen. Zu deren Beantwortung trägt die Möglichkeit, daß *Mandel* anfänglich selbst nur eine Garbe bezeichnet haben mag, einiges bei; auf diese weisen die Angaben Kilians und von Glossaren hin: *mandele* manipulus et duo fasces straminei et mergetes duodecim Kilian; archonium . . . *eyne garbe* al. *mandel* und *eyn mandel koren* al. *eyn bunt*. Doch ist Kilians Text vieldeutig und den Glossaren das Ziel begrifflicher Bestimmung nicht immer erreichbar. Der heute allgemeine

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0239

märk. Gebrauch als Zahlwert von 15 Stück, namentlich Eier, begegnet bereits 1514 in Driesen für Hechte bei Riedel I 18, 360.

Als Grundlage des märk. Oost, Aust m. Ernte kommen drei mndl. Formen des nndl. *oogst* Ernte in Frage: das flandrisch-seeländ. *oest*, *oust*, das westbrabantisch-antwerpische *oost* und das ostbrabantische *oghest*. Die erste besitzt $\hat{o}^1$, was die Reime auf Wörter mit $\hat{o}^1$, die westfläm. Belege *hoest* 1282, *oeste* 1314, *oest* 1461 bei Joz. Jacobs, Vergelijk. klank- en vormleer der middelvlaamsche dialecten 284, Maerlants *oust* und die modernen Mundarten (vgl. u. a. nordbeveländisch *ūəst;* diese Form hat auch das Gebiet von Löwen, vgl. *oeësten* Tuerlinckx 430) beweisen; die zweite $\hat{o}^2$: *oost houden* Brüssel 14. Jahrh. Meijers, Westbrabantisch erfrecht, Beil. 49; *oost* wird heute über die angegebenen Gebiete hinaus im mittleren Stromgebiet und in der Veluwe gesprochen, auch kennt es der Osten. Die dritte Form ist als *ookst*, *oochst* im Ostteil von Nordbrabant zu Hause, vgl. die Karte bei Weijnen, Onderzoek 77. *oogst* war den nördlichen Niederlanden ursprünglich nicht eigen; hier galt *bouw:* in holl. Bibelübersetzungen des 14. und 15. Jahrhunderts vertritt dieser Ausdruck das westfläm. *oest*, *oust* (Tijdschr. v. Ned. taal- en letterk. 43, 230; 247). Das ndl. Wort entspringt von dem vulgärlat. *agustus;* als Vorstufe liegt **âgust*, **âust*, wie Frings, Germ. Rom. 165 zeigt, zu Grunde, und *oest* und *oost* gehn daraus durch Kontraktion und folgende Monophthongierung hervor, wobei in Flandern eine Lautentwicklung wie im nordfranz. *aoust*, der auch *roest* Rost zu verdanken ist, zu *oe* führt, während der Weg zu *oost* von *âust* über *oust* geht. Mit diesem Ansatz hat Frings für alle Abkömmlinge des roman. Wortes eine einheitliche Unterlage[1] geschaffen: für alle roman. Dialektformen, für die ndl., westdeutschen und md., einzig das obd. *Augst* ausgenommen, in dem der Monatsname *augustus* einwirkt. Diese Ursache verschuldet auch das Auftreten des *-g-* in dem mndl. *oghest* und dem schriftsprachlichen nndl. *oogst* wie des Diphthongs in dem westnd.-md. *ouwest*. Das märk. Paar *Oost*, *Aust* scheidet sich als südliche und nördliche Form; der ersten gehört das Gebiet im Süden der Havel-Spree-Linie, den Oberbarnim ein-, den Nordteil der Zauche ausgeschlossen; rechts der Oder erstreckt sich *Oost* weiter nach Norden, und zwar bis zu einer Linie, welche vom Haff dem Stepenitz- und der ostwärts gerichteten Teilstrecke des Völzerbaches folgt, sich danach nordwärts bis zum Fienebach bei Muddelmow hält und von dieser Stelle in ungefähr gerader Linie auf Körlin zu verläuft (Teuth. 4, 145). Die Alleinherrschaft von *Aust* in seinem Gebiet ist jüngeren Datums: 'Getreide einfüren im *Ost*' (Alt-Ruppin 1525 Riedel I 4, 156), ein meckl.-schwerinscher Beleg von 1572 und ein rostockscher um 1800 (Quellen im Meckl. Wb. 1, 490 mitgeteilt) bezeugen das Vorkommen der Südform im nördlichen Gebiet. Diese darf daher als die einzige in der märk. und der von

[1] Der Hinweis auf die westripuarischen Lautformen *ǫ·u.s*, *ǭ:st*, die unmittelbar **âust* fortsetzen, wirkt überzeugend. Der Wortakzent verschuldet bei dem gleichen Ausgangspunkt **âust* den Gegensatz von franz. *août* und fläm. *oest*.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0240

ihr einbezogenen meckl. Sprachsphäre[1] gelten, die unmittelbar auf die Siedler zurückgeht. *Aust* ist durch den Einfluß des Monatsnamens in der schriftlichen Form *ouwest* des Westnd. und der Verkehrssprache an der Ostseeküste allmählich von Norden her vorgedrungen und hat die mit der meckl. Sprachentwicklung, wenn auch nur lose, verknüpften nordmärk. Gebiete mit erfaßt. Kanzlei und Fachliteratur verwenden auch im *Oost*-Gebiet bis an die Schwelle der Gegenwart eine Form *Augst*, die zum Siege des *Aust* im Nordbezirk mithilft. Das westmndl. *oest* kommt als Vorstufe dieses *Aust* nicht in Frage, da es den Diphthong *au* wohl in Mecklenburg-Schwerin, nicht aber in der Nordmark und dem Lande Stargard, wohin es allein eingeführt worden ist, erklärt. Die Form *ôgest* scheidet ebenso aus, da sie sich im *dräue* 'trocken'-Bezirk der südlichen Mark hätte in *Aust* umwandeln müssen. Somit ist das westbrabantisch-antwerpische *oost* als Vorläufer der märk. Form *Oost* und als einzige Lautgestalt des Siedlerwortes erwiesen.

Zu Schock vgl. ob. S. 134.

Über Dunk m. Bund Werg auf dem Wocken zum Abspinnen ist ob. S. 65 und 168 und über Härdel f. Bast des Flachses und Hanfes ob. S. 63 gehandelt.

Für Räke f. ein Garnmaß von sechs oder acht Stück oder Strähnen, auch ein Stück Leinwand von zwölf Ellen gibt es anscheinend nur märkische Zeugnisse; ein Berliner Beleg von 1452 findet sich bei Fidicin, Hist.-diplom. Beitr. z. Gesch. Berlins 1,264: 'Und sy scholen nemen van der *reken* tu wefelene, it sy vlessen odder werken, teyn penninge'. Beziehung zum ndl. *reek, reke* f. Reihe, Strecke liegt nahe.

Der Flachs wird in altherkömmlicher Weise geerntet, indem die reife Pflanze mit den Händen aus der Erde gezogen wird. Unter den germ. Ausdrücken für den Erntevorgang, die Ragnar Jirlow, Zur Terminologie der Flachsbereitung in den germanischen Sprachen, erster Teil (Göteborg 1926) 5ff. zusammenstellt, taucht am mfrk. und ndfrk. Rande des deutschen Sprachraums das rom. Wort plücken pflücken (S. 9) auf.[2] Der deutsche Grenzstreifen ist Teil des südndl., Limburg und Brabant mit den Kempen umfassenden Gebietes, in welchem *vlas, hennep (kemp) plukken* gebräuchlich ist; die übrigen ndl. Landschaften haben das germ. Wort *slijten*. Alte Belege für *vlas plukken* bietet das Mndl. Wdb., für den Niederrhein steht des Teuthonista gleichwertige Angabe *cruyt plucken uyt der erden* 198ᵃ. Das rom. Wort geht aus vulgärlat. *piluccare* pflücken, abbrechen, loszupfen, abrupfen, einem Diminutiv des lat. *pilare* enthaaren, hervor und erscheint in den Formen ital. *piluccare* Trauben abbeeren, provenz. *pelucar* rupfen, nfranz. *éplucher* ausklauben, auszupfen, vom Ungeziefer reinigen (aus *espelucher*) und nordfranz. *pluquer* (normann., picard. *pluké* pflücken, knappern, picken, wallon. *plokî* Hopfenfrüchte abzupfen, Wolle auszupfen, Körner picken), der Vorstufe des ndl. *plukken* sowie des aengl.

[1] Ob. S. 144. [2] Das Rhein. Wb. 6, 765 kennt es in Ripuar. und Ndfrk.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0241

pluccian pflücken[1] und des anord. *plokka* Vögeln die Federn ausrupfen. Der römische Wein- und Obstbau und die römische Geflügelzucht haben *piluccare* in Gallien und den germ. Randstreifen, der im Süden von Trier beginnt, eingeführt, wie Frings, Germania Romana 202 bemerkt; weitere Literatur verzeichnet Gamillscheg, Etym. Wb. d. franz. Sprache 374[b]. Von hier hat es sich in Norddeutschland verbreitet, während Oberdeutschland an seinem *brechen* festhält und selbst Rhein- und das östliche Moselfranken *plücken* auf bestimmte Objekte beschränken, vor allem auf Erbsen (Frings a. a. O.), für Obst und Blumen pflücken aber das obd. Wort gebrauchen. Auf die Flachs- und Hanfernte scheint *plücken* nur im südndl.-niederrhein. Gebiet angewandt worden zu sein; diese Sonderbedeutung verknüpft die ndl.-rheinische Heimat und ihre Siedlungsländer im Osten, die Mark und Siebenbürgen; außerhalb dieser Gebiete ist *pflücken* als Ausdruck der Flachs- und Hanfernte unbekannt.

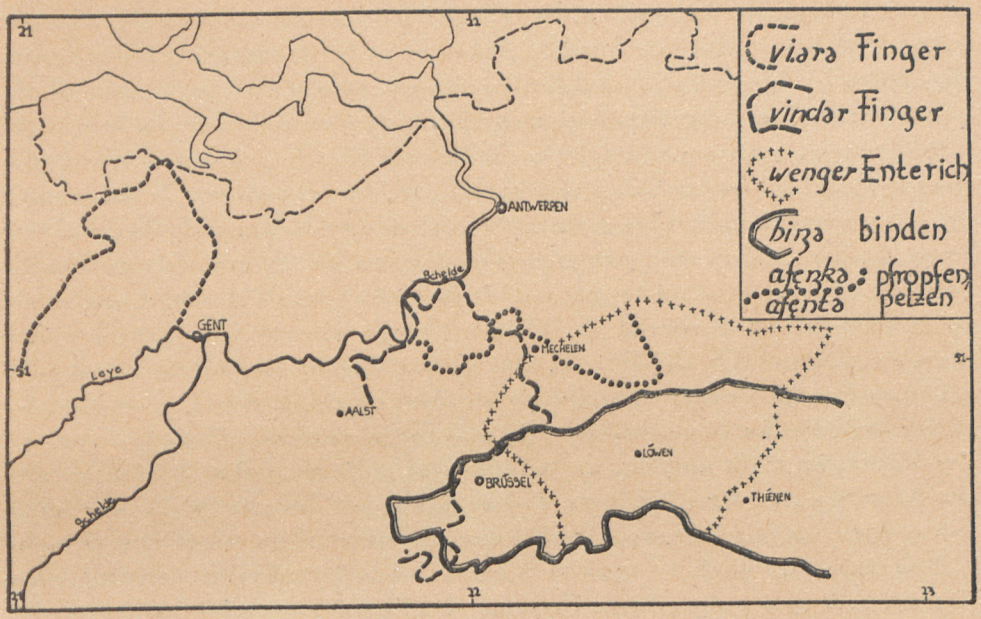
Zu der von Th. Frings, Germania Romana 136 aufgestellten Behauptung, daß Riste f. Bündel Flachs zum Hecheln das lat. *restis* Tau, Strick, Schnur von Zwiebeln fortsetze, trägt der Befund in den Siedlungsgebieten der Niederländer nichts Neues bei. Das Wort ist wie in Ober- und Mitteldeutschland so auch in allen nd. Mundarten bekannt, und das Vorkommen in den Marschen an der Unterweser und -elbe und im märkischen Raum läßt sich daher nicht besonders aus dem Ndl. herleiten. Selbst aber wenn eine unmittelbare Verbindung bestünde, besagte diese nichts über die Fringssche Ansicht. Von dem nd. *Wrist* m. Handgelenk hebt sich *Riste* überall im Anlaut ab.

„Die Schwaben und andere Hochteutsche brauchen das wort Peltzen, in unser Mark aber und den Niederteutschen Provintzen heisset es *Encken*, welches aus dem Frantzösischen *Enter* . . . gebrochen ist", schreibt Joh. Sig. Elsholtz, Vom Gartenbau (Cölln 1672) 194, und diese Ableitung des Wortes enken pfropfen, einen Obstbaum durch das Einsetzen eines Reises veredeln wiederholt ohne Kenntnis der Elsholtzschen Deutung Emil Mackel in einem Briefe an mich. Auch ich bin unabhängig von den beiden Vorgängern auf diesen etymologischen Zusammenhang geraten, nachdem die Bemühung, mit dem von Aug. Gebhardt im Nd. Kbl. 28,28 vorgeschlagenen *Anke* m. Gelenk, f. Genick, Nacken weiterzukommen oder ein anderes germ. Wort auszumachen, fruchtlos geblieben war. Das rheinhess. Winzerwort *Anke* bei P. Kadel, Beiträge zur rheinhessischen Winzersprache (1928) 29 überträgt jenes *Anke* auf die Stellen der Reben, in denen die Augen sitzen, die Knotengelenke, hat aber nicht den Sinn Pfropfreis. Ein anderes, aus dem vorigen stammendes *Enke* kommt vom afrk. **ankjōn-*, gleich ahd. *encha* Schenkel, Knochenröhre, her und lebt in franz. *anche* Mundstück, Mühltrichter, Röhre, Weinpipe, Abflußrohr[2] fort. Da der Begriff Röhre

[1] Das aengl. Wort endet im mengl. *plicchen* und nengl. dial. *to plitch;* das schriftsprachliche nengl. *to pluck* stammt aus neuer Einfuhr aus dem Normannischen.

[2] Gamillscheg, Etym. Wb. d. franz. Sprache 35[a]; v. Wartburg, Franz. etym. Wb. 1,98; Gamillscheg, Romania Germanica 1,276.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0242



Karte 23

den wesentlichen Bedeutungskern bildet, steht auch dieses Wort dem märkischen Ausdruck inhaltlich fern. Doch trug ich noch geraume Zeit Bedenken, den Ansatz *enken* aus franz. *enter* endgültig zu wagen. Ein Grund hierfür war die besondere Bedeutung, welche das Subst. Enke f. an der Mittelelbe und im westlichen Teil der Mark besitzt, die Bedeutung Absenker, Steckling, Setzreis von Topf- und anderen Pflanzen, die die ursprüngliche zu sein scheint, da sie dem Siedlungskern eigen ist; ein anderer der Umstand, daß in dem Osten der Mark die anscheinend umlautlose Form *Anke* f., *anken* auftritt, eine Erscheinung, die an einem Wort romanischer Herkunft an sich ungewöhnlich ist und es noch mehr wird, wenn der Stammvokal ein aus *i* gesenktes *e* ist; und zum dritten schien es mir fast unvorstellbar, einen Lautwandel *-nt-* > *-nk-*, von dem in der ndl. Buchsprache kein und in den Mundarten, wie es aussah, kaum merkliche Anzeichen vorhanden sind, in das 12. Jahrhundert zurückzuverlegen. Denn nicht mehr das franz., sondern das ins Ndl. übernommene Verbum *enten* ist als Grundlage des märkischen *enken* anzusetzen. Darf man sich die Lautfolge *ent-* im 12. Jahrhundert zu *enk-* gewandelt denken? Einen schriftlichen Beleg für diesen Vorgang aus so früher Zeit gibt es nicht, gibt es m. W. für die ganze Folgezeit nicht. Und doch ist wo nicht der vollzogene Lautwandel, so doch die Anlage dazu schon im 12. Jahrhundert mit Gewißheit dagewesen. Wenn in bezug auf die Lautgruppe *end-* kein Zweifel besteht, daß in ihr der Keim zu der späteren Umbildung zu *eng- (eŋ-)* vor dem Abzuge der märkischen Siedler lebenskräftig war; wenn allgemein zugegeben ist, daß die Siebenbürger aus ihrer moselfrän-

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0243

kischen Heimat die Anlage für die eigenwillige Lautgestalt ihrer Mundarten mitgebracht haben, dann ist dieselbe Annahme auch für *ent-* erlaubt. Sie findet eine Stütze an der Tatsache, daß der Konsonantenstand im wgerm. Gebiet, im besondern aber im fries.-ingwäonischen Küstenstreifen längs der Nordsee stark mouilliert war und somit in sich die Bedingung für die kommende Gutturalisierung trug. Wie weit sich nun aber später der Wandel von *ent-* > *enk-* räumlich ausgebreitet hat, ist schwer zu bestimmen; immerhin liegen die Fundstätten eines heutigen *enken* weit genug auseinander, um als die von diesem Wandel betroffene Fläche sich fast das ganze südliche Gebiet der Niederlande vorstellen zu können: es ist einerseits ein kleiner Grenzstrich zwischen Kevelaer und Straelen (Rhein. Wb. 3,1092) im rheinischen Niederfranken, anderseits ein größerer Bezirk nördlich Mecheln, dessen Südgrenze die Karte 23 angibt. An dieser steht im Westen nördliches *afɛŋkən* gegen südliches *afɛntən, -intən*, an der Oststrecke stößt *afɛŋkən* an südliches *(af)grɛfələn*. Daher könnte an sich die Annahme zulässig erscheinen, daß im Osten der Wandel *-nt-* > *-ŋk-* noch weiter nach Süden reiche, doch spricht der Linienverlauf im westlichen *afenten*-Gebiet dagegen. Somit ist *-ŋk-* vom romanischen Sprachraum getrennt, eine Tatsache, die den germanischen Ursprung der Erscheinung offensichtlich macht. In dem gekennzeichneten brabantischen Gebiet war die Lautform *enken* bereits aus dem antwerpisch-kempischen Wörterbuch von Cornelissen-Vervliet bekannt; aus ihm aber ist nach dem Zeugnis vieler ndl. Lehnwörter und ihrer besonderen Eigentümlichkeiten die Hauptmasse der Ostfahrer ausgezogen. Das ndl. *enten* bedeutet pfropfen, das Subt. *ente* f. ist das Pfropfreis; der Teuthonista beschreibt so: geschot of eyn *ynte* of griffel op en groenen afgesnedenen stock gepait of dat uterste laidken van eynen twijghen. Der zweite Teil der Erklärung wird wohl dasselbe besagen wie der erste, aber er kann auch einen abgeschnittenen oder abgebrochenen Ableger meinen. Im Ndl. Wdb. ist für die Bedeutung Ableger, Steckling kein Beleg vorhanden, das Mndl. Wdb. aber bringt für *ente* f. die Bedeutung jonge boom, stek. Dadurch ist erwiesen, daß das Mndl. für *ente* f. auch diese Bedeutung besaß, und deren Auftreten im ndl. Siedelungsraum an der Mittelelbe und auf dem Fläming verliert somit den Schein der fehlenden Begründung in der ndl. Sprache. Die Altmark südlich bis etwa zur Höhe von Gardelegen und der Kreis Jerichow 2 besitzen *Enke* f. Absenker einer Topfblume sowie ein Verbum *afenken* einen Ableger von einer Pflanze machen[1]; im südlichen Teil der West- und Ostprignitz sind beide Ausdrücke üblich, und sie kommen im Kreise Teltow und sogar vereinzelt im Oderbruch und in der Neumark vor. W. v. Schulenburg nennt die Kirschenzweige, welche man in einen Topf mit Wasser hinter oder auf den Ofen stellt, damit sie zu Weihnachten blühen, *Kirschenenken* (Nuthegegend). Anderseits sind *Enken* bei Colerus, Öconomia 1,194, dessen sprachliche Ausdrücke aus der Wittenberger Gegend her-

[1] Briefliche Mitteilung Bischoffs.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0244

rühren, Pfropfreiser, und Elsholtz spricht von 'aufsetzung einer *Encke*' (Vom Gartenbau 317)[1], er kennt aber auch 'Schnittholtz', das man von den besten Weinstöcken schneiden und 'zu Fechser oder *Encken*' in Sand legen solle (ebda 301). Die Doppelbedeutung hat sich nach dem letzten Zeugnis gut miteinander vertragen und ist offenbar erst allmählich in die einfache übergegangen; diese ist in der Mitte der Mark und in der Neumark noch jetzt nicht durchgedrungen. Hat der Westen geneuert, indem er den Bedeutungsumfang verminderte, so ist bei diesem merkwürdigen Lehnwort der Osten im Lautlichen zu einer Neuerung geschritten: er schuf die Lautform *Anke* f. und *anken*. Die *a*-Form gehört in der Hauptsache nur dem Raum rechts der Oder an[2], ein westlicher Vorposten ist Blankensee westlich Trebbin um 1870 gewesen. Auch Dähnert hat *anken* pfropfen, impfen, womit 1781 als Altersangabe gewonnen ist. Ein Grund zu dieser lautlichen Umformung liegt weder in der Lauthaltung des Ostgebietes, noch ist er einer einleuchtenden Analogie zu entnehmen, da man in den geläufigen Paaren *edel — Adel, Hände — Hand* nicht den Anstoß zum Lautwandel finden kann. Die Neuerung *Anke* bleibt in ihrer Ursache unerklärt, aber auch die nunmehr erzielte Lautgleichheit mit dem obd. *Anke* erlaubt nicht, das ndl. Lehnwort von seinem romanischen Urgrunde zu lösen. Das antwerpisch-brabantische *enken, Enke* und das märkische Paar *enken/anken, Enke/Anke* sind ein Sproß des lat. *imputare*, dessen Verzweigung in die deutschen Formen nd. *poten* (aus *[im]potare)*, obd. *impfen* (aus ostfranz. **imp[e]are* > *emper*), rheinfrk. *imten*, ahd. *impitôn*, mhd. *impfeten* (aus ostfranz. **impodare*), ndl. *enten* (aus nordfranz. *enter* über **impotare*) und obd. *pelzen, pfelzen* (aus einer Nebenform **impeltare*) Th. Frings, Germania Romana 60; 70; 168 f. dargestellt hat. S. 70 weist Frings auf die Doppelbedeutung pfropfen und setzen, pflanzen bei obd. *pelzen* und rhein.-nd. *poten* hin; danach ist diese Doppelheit dem ganzen Wortstamm ursprünglich eigen gewesen und auch auf den Zweig *enten/enken* übergegangen. Die Form *empen* ist oben in Holstein nachgewiesen worden.

Im Spätwinter stutzt der Landmann seine Weidenbäume an den Wegen, um Brennholz für sich und seine Tagelöhnerfamilien zu gewinnen; er nennt dies Verfahren kröppen[3], und die gestutzten Bäume heißen nun *Kroppwiden*. Das Verbum *kröppen* bedeutet also soviel wie *köpfen*. Diesen Sinn hat *kröppen* in der Mark, in Pommern, Mecklenburg und dem Herzogtum Lauenburg sowie in Westfalen. Das Rheinland besitzt nach dem Rhein. Wb. 4, 1563 f. nur Spuren dieser Verwendung: *Kröppken* Kopfweide (Essen) und die Verbindung *ene Duwe kröppen* schlachten (bei Köln). Nahe steht aber das westfäl.-rhein.-ndl.

[1] Auch bei Peucker, Wohlkling. Pauke 486 hat das Verbum diesen Sinn: 'Der Garten ward aufs neu mit einem Zaun ümschrenckt Und hie und da ein Stamm, ein wilder Stamm, *geenckt*' (1654).

[2] Im Oderbruch verläuft die Grenze *Enke/Anke* von Alt-Küstrin *(e-)* im Norden nach Süden in starken Windungen östlich an Wriezen vorbei auf Seelow zu, vgl. meine Darstellung in: P. F. Mengel, Das Oderbruch (1930) 1, 258.

[3] Das Kompositum *abkröppen* gebraucht 1654 Peucker, Wohlkling. Pauke 487.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0245

een Kropp Salat, Kohl, das sich im ags. *cropp* Kropf der Tiere und Baumwipfel fortsetzt. Aus dem Obersächsischen läßt sich *kröppen* die Getreidespitzen als Futter abschneiden heranziehen. Weitere Gleichungen sind nicht bekannt, und die Vermutung, daß der märkische Wortsinn aus dem Westen stammt, darf wohl begründet gelten. Für den geläufigen Gebrauch des Wortes in Mecklenburg und noch weiter westlich müßte jedoch erst eine Erklärung gefunden werden. Auch ist das Verbum selber noch im Ndl. aufzuspüren.

Eine beträchtliche Anzahl landwirtschaftlicher Geräte und Gerätteile trägt ndl. Namen. Dazu gehört die Börje f. die Tragbahre für Steine und Dung, auch die Leichenbahre. Der Beweis ist ob. S. 70 für das bremische *Borge* erbracht. Sache und Wort werden von der Alt- bis zur Neumark, vom Fläming bis zum Südrand Mecklenburg-Schwerins, zum Lande Stargard und zur Uckermark gebraucht; als Totenbahre kennt *Börje* die Westprignitz und die nördliche Neumark. In Ostpommern ist *Börje* die durchgängige Form, allein der Belbucker Abteibezirk hat *bǭr* (Teuthonista 4, 150). Aus dem Kreise Jerichow 1 meldet Gustav Krause Nd. Jb. 22,31; 26,72 die wichtige umlautlose Form *Meßborje*, die der bremischen gleichsteht. Das Rheinische besitzt *Börje*, nicht aber das Westfälische. Die Verbreitung der Form *burrie* in den Niederlanden folgt dem fränkischen Bewohnerstande, die südlichen Landschaften gebrauchen sie allein. Wenn die Wortkarte 'Mähre' in Kloekes Taalatlas van Noord- en Zuid-Nederland 1, Karte 9 mit *merrie/mère* einen Vergleich zuläßt, wäre sie im Westen eigentlich zu Hause; doch spricht ihr rheinisches Vorkommen für Verbreitung über das gesamte südndl. Gebiet. Auch die Mitte mit dem Osten Nordbrabants, der Niederbetuwe und der Bommelerwaard hat *burrie*.

Dem ndfrk. und ripuar. Gebiet auf der einen und der märkischen Siedlungssphäre auf der anderen Seite ist der Ausdruck Hülpe f. und *Helpe* f. als Name für einen breiten Trageriemen gemeinsam, völlige Übereinstimmung besteht aber nur zwischen dem Westteil der südlichen Niederlande und der Mark, indem beide Gebiete die Ablautsform *Hülpe* gebrauchen und nur die Bedeutung Traggurt kennen, während Brabant und Limburg vorwiegend die Form *helpe* und zur ersten noch die zweite Bedeutung Hosenträger haben. Mit dem Ostgebiet geht das ndfrk. und ripuar. Rheinland ohne die Nordspitze von Xanten an. In der Mark versteht man unter *Hülpe* einen breiten Leder- oder Hanfgurt, den man an den Armen einer Schubkarre befestigt und über die Schultern legt, um den Armen die Last zu erleichtern, man spricht von einer *Karrenhülpe*. Vereinzelt begegnet im Teltow *Hülpe* als Gurt der Tragekiepe. Frisch versteht unter *Hülpe* das Schulterholz, sonst *Dracht* f. genannt, mit dem man beiderseits je ein Wasserfäßchen oder Eimer trägt, ein jetzt unbekannter und anderweit unbezeugter Wortgebrauch; bei Jacobsson, Technol. Wb. (1781—84) ist die *Hülpe* der Küpenriemen, den die Bleiarbeiter nehmen, wenn sie etwas zu tragen haben. Diese Bedeutung wird in den Niederlanden und im Rheinland ergänzt, indem auch der Ledergurt so genannt wird, mit dem das Pferd über den

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0246

Rücken die Wagenschere oder die beiden Karrenbäume trägt, und nach Angabe des Rhein. Wb. 3,138 schließlich auch der Riemen, der unter dem Pferdeleib her von einem Karrenbaum zum andern geht und verhüten soll, daß die Karre vorn in die Höhe schlägt. Das Rheinland gebraucht wie der östliche Teil der südlichen Niederlande vorwiegend die Ablautsform *Helpe* f. und verwendet das Wort auch für den Hosenträger, nur ein kleiner ndfrk. Bezirk um Mettmann und Mörs hat in diesem Sinne die Ablautsform *Hülpe*, und rechtsrheinisch erscheint bis südlich der Ruhr das Synonym *Drageband;* vgl. die Wortkarte des Rhein, Wb. 3,135f. Die Form *Hülpe* wird im Rheinland als Abstraktum verwendet und hat daneben die sinnliche Bedeutung Vorspann.

Der Pflug, diese wichtige Erfindung der Germanen, verdankt seinen Schöpfern auch das Radvorgestell und das Pflugmesser, die ihn erst zum vollkommenen Kulturgerät machten; diese Tatsache stellt Bruno Schier in der Zeitschr. f. d. Geisteswiss. 2,338 fest, ohne dabei die aus dem mittelmeerländischen Raum entlehnten Namen der beiden Verbesserungen zu übersehen. Wenn somit Ursprung und Name sowohl in die nord- wie in die südeuropäische Kultursphäre weisen, so kann der Name nur besagen, daß die nordeuropäisch-germanische Erfindung durch das fortgeschrittene römische Schmiedehandwerk verbessert worden ist und ihre letzte Gestalt bekommen hat. Mit dieser Einschränkung ist hier die doppelte römische Benennung des Pflugeisens *Sech* und *Kulter* in Deutschland zu behandeln. *Sech* n., f., auf lat. *secum*, *seca* zurückgehend, ist über die Alpen gekommen und hat sich über ganz Deutschland verbreitet. Die nd. Form *Seck* (mnd.-meckl. *plochzeken* Pl. Schiller-Lübben 3,352[a], westfäl.-waldeck., holst. *Sick*, ostfäl. *Seck*) beweist, daß das Wort vor der Lautverschiebung den Norden erreicht hat. Auch am Oberrhein hat sich *Sech* eingenistet; es hat noch die Pfalz und die Osthälfte des Mosellandes bis Bernkastel und zur Hohen Eifel erfaßt. Von Lothringen ab jedoch nach Norden erstreckt sich über Teile des Saarlandes und die Westeifel der Bereich des Wortes *Kulter* n. und erhält nördlich der *Sech*grenze in Ripuarien, dem bergischen Lande, dem südlichen Westfalen und Niederfranken seine volle Ausdehnung[1]. Das rheinisch-südwestfälische Vorkommen hängt mit dem ndl. zusammen; dort tritt *couter* m., f., n. im Mndl. auf und gilt in allen Mundarten von heute. Die gallische Romania ist die Heimat dieses *Kulter*. Ein Vorbruch über den Rhein aus dem römischen Provinzialgebiet hat nur wenig Raum gewonnen, da inzwischen sein Wettbewerber über Waldeck und den Thüringer Wald nach Norden eingedrungen war. Böhmen und Obersachsen besitzen ebenfalls *Sech*. Eine neue Heimat aber fand das westdeutsch-ndl. Wort im märkischen Raum: von der Elbe mit Einschluß der Altmark bis nach Ostpommern trägt das Pflugeisen den Namen Kolter m.; an der Mittelelbe scheidet Coler die märkische Benennung *Kolter*

[1] Vgl. Th. Frings, Germania Romana 153; Rhein. Wb. 4,1712; D. Wb. 9,2772f.; die Angabe über Westfalen verdanke ich E. Nörrenberg, Woeste führt beide Wörter an.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0247

von der obersächs. *Sech;* Frisch findet *Kolter* in der Mark und im benachbarten Pommern. Ostpreußen gebraucht *Sech* und *Kolter* n. Ein früher Beleg für *Kolter* von 1517 aus der Gegend westlich Landsberg a. W. findet sich bei Riedel I 24, 229.

Ein wgerm. Wort **krat-* Korb, Wagenkorb (ahd. *chrezzo*, nhd. *Krätze*, ags. *cræt*, *crat*, woraus anord. *kartr* Lastwagen, ndl. *krat*, *kret*) muß dem Nds. früh abhanden gekommen sein. Das Ndl. bewahrt hier wie öfter den wgerm. Wortbestand besser als das Nds. Dem Obd. und Md. in der verschobenen Lautgestalt mit *-tz-* eigen[1], tritt es als *kratt*, *krett* nur im Ndl. und in der Mark auf: *krat van de kotsie* capsus rhedae, locus rhedae in quo vector sedet Kilian 323[a], *kret* n. achterschot van een boerenwagen, voorschot Boekenoogen 513, *krat* achterhek van een wagen Schothorst 159 u. a.; die märkische Form ist Krett n. Sie bezeichnet eine hinten am Wagen lose angebrachte Klappe, welche Sachen, die im Wageninnern keinen Platz finden, aufnimmt; diese heißt auch *Schottkelle*, hd. *Schoßkelle*. Auch als Sitzplatz für den Fahrer vorn über der Deichsel ist ein *Kratt* früher in den Niederlanden üblich gewesen. Ursprünglich war der Schlag geflochten; darauf deutet die im Deutschen vielfach begegnende Bedeutung Korb, Rückenkorb, Wagenkorb, wovon die ndl.-märk. einen Sonderfall darstellt. Jetzt ist sie aus Latten zwischen gebogenen Seitenhölzern gebaut. Der im Obd. durch Umlaut erzeugte *e*-Vokal kann im Ndl. aus fries.-ingwäonischer Palatalaussprache herrühren; die märk. Lautgestalt wäre dann aus den Seelandschaften eingeführt, in denen *a* palatalisiert ist. Mecklenburg, dessen Westen die holst. Lautform *Kritt* fortführt, hat dem Augenschein nach Wort und Bedeutung aus Holstein bezogen; *Krett* gilt im übrigen Lande. Mensing kennt *Krett*, *Kritt* n. als das vordere und hintere Verschlußbrett am Wagen, das eingesetzt wird, um das Herausfallen von losen Dingen wie Rüben, Kartoffeln, Torf zu verhüten, also was in der Mark *Schütte* f. genannt wird. Das Vorkommen im Fürstentum Lübeck, der Hohnerharde, Stapelholm, Dithmarschen, Nordfriesland nötigt zur Annahme einer alten und jungen Lehnbeziehung zu den Niederlanden. Lautlich fern steht dem ndl.-märk. Wort das hd. *Kratte* m. (ahd. *chratto* m.) Korb, das mit dem ags. *cradol* Wiege übereinstimmt. Kluge-Götze halten hd. *Krätze* und *Kratte* für nicht verwandt.

Micke f. Astgabel ist im Westen dem ndl.-rhein.-westfäl. Gemeinschaftsgebiet, im Osten der Mark Brandenburg eigentümlich. Das Wort, dessen etymologischer Ursprung dunkel ist, lebt in den Niederlanden und der Mark im vollen Gebrauch, tritt aber im Rheinland nur noch vereinzelt und verstreut an Orten des Mittel- und Ndfrk. auf, auch in Westfalen gibt es nur wenige, aber über fast die ganze Provinz verstreute Stellen, wo man es kennt; im Osnabrückischen, im Paderbornischen ist es bezeugt. In der Altmark tritt es nach Bischoff Zeitschr. f. Mundartforsch. 14, 217 nur in den stendalschen Elbedörfern, im Südteil des

[1] D. Wb. 5, 2073 ff.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0248

Kreises Stendal und im Kreise Wolmirstedt auf, auffälligerweise begegnet man ihm häufig südlich der Ohre bis in die Kreise Oschersleben und Wanzleben, vereinzelt findet es sich noch weiter südlich in den Kreisen Wernigerode, Quedlinburg und Calbe und nördlich im südohreschen Teil des Kreises Gardelegen. In Aken, Vockerode und Wörlitz erscheint ein kleiner anhaltischer Bezirk links der Elbe. Rechts der Elbe nimmt die Geläufigkeit zu, in der Zusammensetzung *Mickfack* reicht *Micke* in Ostpommern bis in die östlichen Bezirke. Aus der Grundbedeutung Astgabel, gegabelter Stamm oder Zweig, die u. a. in Ostflandern, in der Provinz Antwerpen und in Brabant, in dem kleinen anhaltischen Bezirk, in der Zauche und im Teltow eigens bezeugt wird, sondern sich eine Menge abgeleiteter Verwendungen ab: furca Kilian; bei Koblenz zweizinkige Heugabel; westfläm. *hooimikke* Dach auf vier Stangen über einem Heuhaufen; brabant. de gaffel eener wip op welke men de groote houten vogels steekt; groning. de houten arm van de pomp, waar de swengel in draait; übertragen haspengauisch Oberschenkel des Pferdes; in Aachen eine Stange zum Aufhängen des Fleisches im Metzgerladen; in der Magdeburger Börde der gabelförmige Griff der Gummischleuder und ein Gabelstock an der Hamsterfalle (Nd. Kbl. 43, 44); in Berlin die alte Bezeichnung der Gewehrstützen vor den Militärwachen; besonders häufig eine oben gegabelte Stütze für Stangen, für die Wagendeichsel, für Obstbäume, für Netze und die Wäscheleine im Raum von Magdeburg beiderseits der Elbe und weiter östlich in der Mark; im Teltow war die *Kachelmicke* die Ofengabel, mit der man die Glut auflockerte; im Barnim ein hölzerner, oben in eine Gabel auslaufender Stock, womit man bei der Eisfischerei das große Netz von einem Eisloch zum andern zieht; *Hêd'mick* nennt Parisius das Gestell, in welchem die Spinnerinnen das Werg hatten, *Schellmicken* waren Stützen, in welche die Stangen zum Abschälen gelegt wurden, *Mickwerk* war bei Parisius ein schwaches Bauwerk; bei Ahrweiler ein Gestell zum Aufbewahren des Brotes; im Oderbruch das Untergestell der Heumiete (Abbildung in der Zeitschr. d. Ver. f. Volkskunde 10,279 und in Friedel-Mielke, Landeskunde der Provinz Brandenburg 3,125); um Berlin hießen die Wanderställe *Micken*, weil sie auf Pfosten von Gabelform errichtet wurden; in Westfalen ist die *Schüermicke* die Stütze eines Zaunpfahls oder einer Klafter Holzes, sodann als *Mickebaum* ein über ein Wagenrad gelegter Baum, der vorn befestigt war und an den man sich beim Fahren auf abschüssiger Bahn hängte, um so das Rad zu bremsen[1]. Im Sinne von Wegegabelung war *Micke* früher im Nuthetal des Teltow gebräuchlich. Ein Verbum *micken* mit einer Astgabel hochstützen, überhaupt aufrichten, spreizen kannte man um 1870 in der Nordspitze des Kreises Jüterbog-Luckenwalde. Schließlich gehört hierher die ostpommersche Bezeichnung des Raums über der Tenne mit *Mickfack* im Süden, *Nickfack* in der Mitte und im Südosten und *Mittfack* im Nordstreifen Ostpommerns (Teuthonista 4,234).

[1] Mitteilung E. Nörrenbergs.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0249

Die 'Rechen'-Wortkarte des Teuthonista 1. Jahrgang zeigt drei Gebiete mit Riwe f., das ndl., das nordfries. und das märkische. In den Niederlanden tritt *Riwe* in einem geschlossenen Bezirk in der Provinz Antwerpen auf, Streuvorkommen gibt es in Seeländisch-Flandern, auf Beveland, in Südholland, Nordbrabant und Groningen[1]. Damit stimmt, was den südndl. Anteil angeht, überein die Karte 'Rechen' von J. L. Pauwels in den Handelingen voor toponymie en dialectologie 6, und die Beschreibung S. 158 ermöglicht, die *Riwe (rijf)*-Fläche auf die große Nordwesthälfte der Provinz Antwerpen, ein Stück von Nordwestbrabant und den Hauptteil des Landes Waas zu bestimmen. Von Groningen greift *Riwe* nach Ostfriesland über. Auch Nordfriesland und die angrenzenden Gebiete Eiderstedt und Angeln besitzen *Riwe*. Die gesamte Verbreitung entspricht dem afries.-ingwäonischen Besitzstande von den nordfriesischen Harden bis zum Swin. In der Mark belegt es die Teuthonistakarte in Strodehne (Westhavelland), Kuhhorst (Osthavelland), Alt-Garz, Wildberg und Kränzlin (Kreis Ruppin); außerdem liegt nach der Auskunft B. Martins ein allgemeiner Hinweis auf die Gegend von Templin vor. Diese Orte liegen alle außerhalb der Siedlungsstriche des Großen Kurfürsten; somit wird das Zugeständnis in der Monatsschrift Brandenburgia 41,2, daß *Riwe* erst im 17. Jahrhundert eingeführt sein könnte, hinfällig. *Riwe* stammt von afries. *hrîvia* harken, rechen, das mit anord. *hrîfa* greifen nach, kratzen und mengl. *rîve* Heurechen in einem nord.-ingwäonischen Verbande steht. Urverwandt ist das lat. *scribo* ritze, schreibe. An der ndl. Südgrenze ist *rijf, rijven* auf ingwäonischem Boden stehn geblieben, ein Umstand, der die Festigkeit der sprachlichen Besitzverhältnisse gewährleistet und für das 12. Jahrhundert eine unveränderte Lage anzunehmen erlaubt.

Ein starker Eroberungsdrang zeichnet den Ausdruck Schake f., auch m., *Schak* n., *Schaken* m. Kettenglied aus, weniger im Süden und Westen als im Norden des märkischen Raums (s. Karte 5 S. 131). Die ganze Neumark mit Züllichau-Schwiebus ist sein Besitz, Beeskow-Storkow, der Fläming gehören ihm an; von Wittenberg bildet die Elbe bis Wolmirstedt seine Grenze, nur bei Barby und Schönebeck in geringer Tiefe überschritten, danach die Ohre bis Neuhaldensleben, wo die Grenze in nordöstlicher Richtung umbiegt und zur Elbe bei Arneburg strebt[2]. Diesem Flusse folgt sie bis zur Alandmündung und läuft nun östlich an Lanz und Lenzen vorbei in Mecklenburg hinein. Von diesem Land erfaßt *Schake*, ausstrahlend vom märkisch durchsetzten Eldebogen und dem Lande Stargard, die Osthälfte; einzelne Vorstöße sind bis in den Kreis Wismar gelangt. Vorpommern ohne den Küstenstreifen bis Greifswald im Osten und Ostpommern bis östlich Köslin, Pollnow und Rummelsburg sind ihm zugefallen; Westpreußen hat das Wort aufgenommen. In derselben Form begegnet das

[1] Wozu nach dem Ndl. Wdb. 13,223 Drente und Overijsel zu fügen sind.

[2] Die Westgrenze hat K. Bischoff in der Zeitschr. f. Mundartforsch. 14,212 f. beschrieben und gezeichnet.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0250

Wort in der ndl. Heimat nur bei De Bo für Westflandern, der es mit *schaak* m. schakel of ring van eene keten verzeichnet. Alle übrigen Belege, auch die alten, bringen nur das Diminutiv *schakel* m. Kettenglied, Netz, Netzmasche. Aus Berlin ist einmal *Kettenschäkel* überliefert, eine Form, die neben der anderen aus alter Zeit herrühren kann. Das holst. *Schackel* m. Holzklotz als Fußfessel für weidende Pferde stellt sich zu ostfries. *Schakel*, ags. *scacol* m. Kettenglied, Pl. Fessel, anord. *skǫkull* m. Gabeldeichsel. Außerhalb der Niederlande kommt *Schakel* im ndfrk. Teil der Rheinlande vor.

Einer der seltenen Fälle, daß Synonyme als Siedlungsgut in die Mark gelangt sind, betrifft das Paar *Schake/Schalm*. Schalm m. Kettenglied ist das Fachwort der Altmark. Bischoffs Karte in der Zeitschr. f. Mundartforsch. 14, 213 zeigt es westlich *Schake* im Restgebiet der Altmark, meine Karte fügt den Westzipfel der Westprignitz hinzu. Leider ist die Verbreitung in den ndl. Mundarten nicht bekannt; das Wort scheint zum Teil der Aufmerksamkeit der ndl. Mundartforscher entgangen zu sein. Es ist mir nur in Arbeiten über die Nordwest-Veluwe und Geldern-Overijsel begegnet. Außerdem bietet das Mndl. Wdb. einen unsicheren alten und das Ndl. Wdb. reichliche jüngere Belege. Die Aussicht, mit Hilfe der beiden Synonyme zwei verschiedene Heimatbestimmungen zu treffen, muß vertagt werden, bis über die wortgeographische Lage des ndl. *schalm* Klarheit herrscht. In Ostfriesland ist das Wort im Gebrauch, Holstein hat es nicht.

Wenn auch der Gebrauch des Schlittens keineswegs erst durch die Leute aus den Niederlanden in die Mark gebracht worden ist, so läßt sich doch nicht daran zweifeln, daß der Schlitten im Hauptteil der Mark mit einer ndl. Wortform bezeichnet wird. Diese lautet Schledde f. Keine gleichartige Bildungsweise in den märkischen Mundarten gibt es, die einen Lautwandel aus wgerm. **slidan-* zu einer solchen Wortform anzusetzen ermöglichte, wohl aber steht das Kilianische *sledde, slidde* gleich. Daß diese Lautgestalt aber in der Heimat Kilians und in den benachbarten Bezirken wirklich gegolten hat, ergibt sich aus ihrem Auftreten in den dortigen Mundarten, vgl. *slet* f., Pl. *sletten* Cornelissen-Vervliet 1119; *slette, sledde* f. De Bo² 896ᵇ. Die undurchsichtige Lautgeschichte der Wortform sollte im Zusammenhange untersucht werden; ich weise noch auf *wadden* waten bei Kilian hin. Das südliche Ostflandern einerseits und die nordwestliche Veluwe haben keinen Anteil mehr an der Gemination des *-d-*. Das Mndl. Wdb. hat *sledde*-Belege vor Kilian, darunter einen aus Antwerpen. In der Mark hat sich *Schledde* f. an der Elbelinie festgesetzt; die Scheidelinie zwischen weiblichem *šlędə* rechts und männlichem *šlęnn* links der Elbe und in einigen Orten gegenüber Magdeburg zieht Gustav Krause im Nd. Jb. 22,10; 25, 43. *Schledde* f. erstreckt sich von hier bis in das südliche Ostpommern, wo ich Teuth. 4,235 die Grenze zwischen männlichem *slęrə, slędə* im Norden und weiblichem *slęrə, slędə* im Süden roh bestimmt habe. Auch das Ostfälische besitzt *sledde*, doch männlichen Geschlechts; von ihm stammt *šlędn* in der Börde und *šlęnn* bei Magdeburg, auch *sląd*, flektiert *slędn* m. im Havelland. Das

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0251

uckermärk. *slędn* m. ist Mischform von nds.-vorpomm. *slēdn* m. und mittelmärk. *šlędə* f. Lautgestalt und weibliches Geschlecht beweisen die Gleichheit mit dem antwerpisch-westfläm. Wort, der Geschlechtsunterschied scheidet das märk. Wort vom ostfälischen.

Eine Schaufel ist nach dem Wortsinn ein Gerät, mit dem man schiebt, darüber hinaus aber dient sie dazu, Korn, Feldfrüchte, Erde, Sand, Kohlen weiterzuwerfen. Dieses Handgerät hat am Stiel eine vorn gerade, an den Seiten hochgebogene Blechplatte. Eine zweite Art Schaufel indessen, in der Mark Schuffel f. genannt, wird nur so verwendet, daß man sie schiebt. Es ist, wie ten Doornkaat Koolman 3, 130[b] zur Unterscheidung von der ersten Schaufelart sagt, die Platt- oder Schrägschaufel. An ihrem Stiel sitzt schräg zu dessen Richtung und parallel zur Erdoberfläche eine breite, vorn geschärfte Eisenplatte von etwa 10 cm Tiefe. Diese Platte schiebt der Arbeiter dicht unter der Erdoberfläche vorwärts, dadurch die Wurzeln der Unkräuter zerschneidend und eine dünne Schicht des Bodens abhebend und lockernd. Bei sonnigem Wetter dorren die Unkräuter schnell und sicher. Das Verfahren leistet bei geringerer Anstrengung wegen der größeren Breite des Schaufeleisens mehr als die Hacke. Die Breite der eisernen Platte richtet sich nach der Bestimmung des Gerätes. In der Mark ist sie so bemessen, daß sie zwischen den Sämlingsreihen der Runkel- oder Zuckerrüben vorwärtsgeschoben werden kann, ohne die Pflänzlinge zu beschädigen. Für Gartenbeete wählt man *Schuffeln* mit schmäleren Platten, Gartensteige erfordern wiederholtes *Afschuffeln* in Reihen nebeneinander. Die Schneide der *Schuffel* muß stets scharf gehalten werden. Die Verbreitung der beiden Schaufelarten läßt sich zur Zeit nicht genau bestimmen, weil es in der landwirtschaftlichen und gärtnerischen Fachliteratur keine Übersicht darüber gibt, und die mundartlichen Arbeiten fügen selten der Bedeutungsangabe eine sachliche Beschreibung hinzu. Dem Bearbeiter des Artikels 'schuffeln', 'schüffeln' im D. Wb. 9, 1834 fallen jedoch Belege aus linksrheinischen Weistümern auf, in welchen vom *Schiffeln* des Heiderasens die Rede ist. Nach G. Hanssen, Agrarhist. Abhandl. 1,119 wurde bei den Bodengenossenschaften der Gegend von Trier noch in neuerer Zeit im Anschluß an die Holz- und Lohenutzung nach dem Holzabtrieb im Herbst der Rasen zwischen den Stöcken mit der *Schüffel* abgeschält, in Haufen gesetzt und verbrannt, dann die Asche ausgebreitet und der so gedüngte Boden zu Winterroggen bestellt. Das Verfahren heißt *schiffeln;* es entspricht dem *Schuffeln* oder *Afschuffeln* der Mark völlig. Das dabei verwendete Gerät kann nur die Schrägschaufel gewesen sein; diese ist auch heute noch im Rheinland im Gebrauch. Sp. 1835 hebt der Bearbeiter des D. Wb. die Beschreibung, welche Danneil von der altmärkischen *Schüffel* gibt, als gegensätzlich zu den übrigen, die er anführt, hervor. In der Tat steht das altmärkische Gartengerät, wie es Danneil im Einklang mit der oben gegebenen Beschreibung schildert, unter den deutschen Geräten gleicher Benennung einsam da. Soweit ich sehe, besitzen weder die Schweiz noch Ober-

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0252

und Mitteldeutschland, auch Norddeutschland nicht dieses Schiebegerät zum Abschälen der oberen Bodenschicht mit ihrem Pflanzenbestand. Aus Westfalen, wo sich die beiden Gerätarten treffen, zeugt ein Verbum *schüfeln* Gras und Unkraut aus Gartenwegen entfernen von dem Gebrauch der Schrägschaufel. Jenseit des rheinischen Gebietes ist sie in den Niederlanden beliebt und in allgemeiner Benutzung, vgl. die sprachlich-sachlichen Nachweise: *schoefel, schoffel* werktuig om te wieden Schuermans; *schœfel* f. schoffel: met de schoefel schoefelt men de hofpaden af Cornelissen-Vervliet; *schoffel* f. Gerät, womit Unkraut abgeschoben wird Ndl. Wdb.; *schovvel* 1. spade, 2. schoffel, om het onkruid af te 'schovveln' ter Laan; ostfries. *Schöffel* f. (s. ob.). Somit ist ein ndl.-rhein.-westfäl. und ein brandenburgisches Gebiet der *Schuffel* nachgewiesen, zu denen sich nach dem Stande des jetzigen Wissens kein drittes gesellt. Die geschichtliche Verbindung besteht hier wie in allen Fällen, die dieselbe geographische Lage besitzen. Treu hat der niederländische Bauer in der neuen Heimat sein Gerät und seine Arbeitsweise bewahrt, den Siedlern aus den deutschen Landschaften gefiel beides, und sie nahmen es an. Über die Grenzen der Mark aber drangen sie nicht hinaus. Sache und Name sind im ganzen märkischen Raum in Gebrauch. Doch liegen aus Ostpommern keine Angaben über die Anwendung des Gerätes vor; Mecklenburg kennt es nicht oder hat da, wo es ein ähnliches Arbeitsgerät benutzt, dafür die Bezeichnung *Schrubber* m.

Das vorhin erwähnte Gerät zum Aufnehmen und Fortbewegen von Erde, Sand, Kohlen, Korn und Feldfrüchten trägt außer der Bezeichnung *Schaufel* (mundartlich auch *Schuffel, Schüffel*) f. den Namen Schüppe f. in einem Gebiet, welches nach P. Kretschmer, Wortgeographie der deutschen Umgangssprache 410ff. Nord- und Westdeutschland umfaßt, wo es nach Südwesten weit ins Obd. vorgedrungen ist. Doch ist in Mecklenburg, Lübeck, Schleswig-Holstein, Hannover, Braunschweig, Bückeburg *Schuffel, Schüffel* zu Hause, auch Thüringen und Obersachsen gebrauchen nur diese Benennung. Im Osterland und Westfalen stoßen beide Benennungen aufeinander; die Karte 81 'Schaufel' bei W. Ebert-Frings, Kulturräume zeigt *Schippe* in der Halle-Leipziger Bucht, südlich davon herrscht *Schaufel*. Das Rheinland, Nassau und Hessen sind altes *Schüppe*-Gebiet, das sich nach Süden in die fränkischen Ränder Badens, Württembergs und Bayerns, sowie in das nördliche Elsaß erweitert. *Schüppe* ist schließlich in der Mark allgemein üblich. Vergleicht man dieses wortgeographische Bild mit denen, die von ndl. Siedlungswörtern entworfen sind, so tritt die Übereinstimmung mit ihnen vor Augen. Noch deutlicher wird die Gleichung, wenn man die beiden Schaufelarten räumlich scheidet. Dann zeigt sich, daß *Schüppe* zwangsweise mit der Schrägschaufel zusammengehört. Überall nämlich, wo das Wort *Schuffel, Schüffel* zur Bezeichnung dieses Arbeitsgerätes gebraucht wird, ist der Name *Schuffel, Schüffel* für die Grabe- und Aufnehmeschaufel unmöglich, muß man sie *Schüppe* nennen. Danach ist der Name *Schüppe* ursprünglich in den Bezirken, welche die Schrägschaufel gebrauchen, beheimatet. Dieses sind

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0253

aber, wie die obige Aufzählung erweist, die Wohngebiete der Franken mit Einschluß eines Teils von Westfalen und das ndfrk. Siedlungsgebiet der Mark. Wo *Schüppe* heute über deren Räume hinaus gelangt ist, ist es durch kulturelle Ausbreitung dorthin gekommen; dort ist nun eine überschüssige Doppelbezeichnung entstanden, die ihrerseits zur bequemen Scheidung verschiedener Unterarten der Aufnehmeschaufel Gelegenheit bietet. Die märkische Siedlungssphäre hängt aber offenbar mit dem fränkischen Gebiet der *Schüppe* geschichtlich zusammen, das bedeutet nach den bisherigen Erfahrungen, daß ihr das Wort aus den Niederlanden überkommen ist[1]. Ndl. *schuppe* f. ist früh und gut bezeugt, die Mundarten haben es in der Form *schup*, woneben das westfläm. *schip* steht. Ablautend erscheint *schoep*, wieder ein Mittel, um zwei Arten zu scheiden, so ist im Antwerpischen *schup* f. die Grabe-, *schoep* f. die hölzerne Getreideschaufel. Der gleiche Gegensatz tritt auch im Groningischen mit *schop* und *schuppe* auf. Die Form *schop* der Schriftsprache bereitet der Erklärung Schwierigkeit, sie sieht nach Mischung zwischen *schoep* und *schuppe* aus. Zu trennen ist *schuppe* f. Schöpfkelle, das aus dem Stamm *skapp-* abzuleiten ist, während *schuppe* und *schoep* Schaufel von **skūƀ-* schieben herrühren. In der grammatischen Bildungsweise entspricht das gleichfalls ndfrk. *gruppe* kleiner Graben völlig, auch ein *groep* stellt sich dazu. Die groben Umrisse der Kretschmerschen Angaben lassen sich genauer ziehen: um Bremen und in Mittelholstein ist *Schüppe* anscheinend seit alters im Gebrauch, bei Bremen in der umlautlosen Form[2]. Alte Einfuhr des Wortes kann für beide Bereiche angenommen werden.

Die älteren Zeugnisse für den Spaten fließen spärlich: drei as. Glossen *spado* sarculum, rastrum, davon zwei in der Werdener Handschrift, kein mhd. Beleg, einmal *spat* in einem Baseler Zeughausinventar von 1469, danach die Glossare und Wörterbücher seit dem 16. Jahrhundert meist mit der nd. Form *spade*, nur die schweizerischen schreiben *spatt;* die heute gültige Form *spaten* hat sich erst im 18. Jahrhundert durchgesetzt, nachdem ihr 100 Jahre vorher ein *spate* m. voraufgegangen war[3]. Anders zeigt sich das Bild der nd. Überlieferung;

---

[1] Alte Belege im märkischen Raum: '4 spaden, 4 *schuppen*' (Stettin 1486) Klempin, Diplomatische Beiträge 482; '1 Misthacken, 1 Heugabel, 2 geschüete *Schüppen*' (Hohenfinow Kr. Oberbarnim 1674) Siegfr. Passow, Ein märk. Rittersitz (1907) 2, 151; 'mulden, *schipfen*' (Amt Köthen 1563) Reinhold Specht, Die anhaltischen Land- und Amtsregister des 16. Jahrhunderts 1, 308.

[2] *Schuppe* Spade, Schaufel Brem. Wb. 4, 715; *šųp, šųpm* Grabespaten und Schaufel in den Marschgebieten Rud. Warnecke, Haus und Hof in der nd. Sprache zwischen Weser und Hunte 67 und Karten 80 und 81; Mensing 4, 438. Außer der Bezeugung in Westfalen verdient das Vorkommen im Lippeschen, im Göttingisch-Grubenhagischen, verstreut in Mecklenburg Beachtung. Überall Verkehrseinfluß.

[3] Die Belege sind nach Wadstein, dem Schweiz. Idiot. 10, 583 und dem D. Wb. 10, 1, 1989 f. aufgezählt. Lexers mhd. Beleg aus dem Deutschenspiegel geht auf den Sachsenspiegel zurück. Wenn Götze in Kluge-Götzes Etym. Wb. auf Grund des unsicheren, zumal auch der Einfuhr verdächtigen Baseler Belegs dem Hd. ein eigenes *Spate* zuschreiben möchte, so stützen seine Behauptung die obd. Mundarten nicht; das Schweiz. Idiot. nennt das Wort nicht überall volkstümlich und stellt schriftdeutsche Aussprache des Vokals fest; in Bayern, Schwaben und dem Elsaß ist es offenbar jung.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0254

den as. Belegen folgt eine Stelle der 4. deutschen Ausgabe des Sachsenspiegels Landrecht 3, 68, 1: 'den graben unde den berch sol men ebenen mit *spaden*'; sie gehört nach Magdeburg und zeitlich vor 1270; nach 1270 liegt der Beleg von Gottfrid Hagens Boich van Colne 976 (Chron. dtsch. Städte 12, 49); von 1474 stammt aus Garz im Lande Ruppin ein Inventar bei Riedel I 9, 215: '1 *Spade*, 1 Exe und 1 Hacke'; derselben Zeit gehören mittelpommersche Belege an: '4 *spaden*, 4 schuppen' (Stettin 1486) Klempin, Diplomatische Beiträge 482; 'einen *spaden*' (Stettin 1491) 531; älter sind die Belege aus hamburgischen und lübischen Quellen im Mnd. Wb. Die wortgeographischen Verhältnisse Norddeutschlands prüft H. Jellinghaus im Nd. Kbl. 9, 14; er gelangt zu dem Ergebnis, daß *Schute* f. das einheimische Wort West- und Ostfalens, *Äscher* m. an der Nordsee und in Nordalbingien sei; Spade hält er für einen Eindringling aus Holland oder Mitteldeutschland. Die letzte Annahme muß in bezug auf Mitteldeutschland aufgegeben werden, da das Wort dort nirgends heimisch ist. Somit bleibt die andere, daß *Spade* aus den Niederlanden eingeführt sei, zu prüfen. Hier ist das grammatische Geschlecht ein wertvoller Fingerzeig: das Fem. kommt im Ags. neben dem Mask. vor (*spœdu*, *spadu*, *spade* f., *spada* m.), es herrscht allein im Ndl.; mask. sind die as. und afries. Wörter; dem Anord. fehlt das Wort; in den deutschen Wörterbüchern des 17. Jahrhunderts begegnet vorwiegend das Fem., Frisch bringt es aus der Mark; Just. Möser schwankt; noch Campe läßt beide Genera zu[1]. Die mundartlichen Formen des nördlichen Westfalens, die ostfälischen und die schlesw.-holst. sind mask., im Brem. Wb. sind beide Genera angegeben[2]. Ausschließlich das weibliche Geschlecht herrscht, wie in den Niederlanden, in der Mark; die Uckermark und das Land Stargard haben das männliche, auch Pommern. Ich trage kein Bedenken, in dem weiblichen Geschlecht an beiden Stellen einen genügenden Grund für die Annahme einer geschichtlichen Beziehung zu sehen. Denn nicht nur dieses Wort und das oben besprochene *Schledde* weichen in dieser Weise von der deutschen Geschlechtswahl ab, vielmehr gibt es eine ansehnliche Gruppe solcher Feminina, so daß Willkür und Zufall ausgeschlossen erscheinen müssen.

Für Holstein ist ob. S. 70 Spriët n. m. als ndl. Lehnwort erwiesen worden; in der Mark stammt es ebenfalls von den Siedlern des 12. Jahrhunderts, was sich aus der Verbreitung innerhalb der bekannten Grenzen ergibt. Das Wort kommt von der Elbe, wo den mundartlichen Verhältnissen gemäß *šprēt*, *šprīət* und *šprīs* auftreten, bis nach Pommern, das die Form *šprēt* hat, vor. Unter *Spriët* versteht der Landmann das Dreieck, welches vom Hinterwagen ausgeht und dessen Spitze durch den *Spannagel* in der Mitte des vorderen *Schämels* mit dem Vorderwagen verbunden wird. Wenn der Ackerwagen als Erntewagen *(Austwagen)* zurechtgemacht wird, schiebt man eine lange Stange, den *Lang-*

[1] D. Wb. 10, 1, 1990.
[2] Das Fem. 3, 514.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0255

wagen, durch Vorder- und Hinterschemel und befestigt sie vor am Vorderschemel und etwa in ihrer Mitte an der *Spriëts*pitze[1]. Ob auch die brandenb. Bezeichnung der Dehnbäume, der von Bord zu Bord der Flußschiffe quer verbindenden Balken, der Siedlungsperiode zugewiesen werden darf, läßt sich nicht klären; wahrscheinlicher gehört sie der landschaftlich kaum gebundenen Sprache des Schiffsbaus an, in der *Spriët* ein bekannter Begriff ist. Ost- und Westfalen besitzen *Spriët*, *Spreet* nicht.

Mit dem bremisch-holsteinischen *Stöne* f. (ob. S. 49) deckt sich Stœne (lautlich *štǭänə*) f. Leiterstütze am Erntewagen, das im Teltow und in der Zauche vorkommt und so für das nördliche Vorland des Fläming gesichert ist. Dieser Ausdruck geht auf das ndl. *steunen* stützen zurück. Der ndfrk. Niederrhein (ein Beleg *gestuynt* von etwa 1500 aus dem Geldernschen ist im Nd. Kbl. 46,13 mitgeteilt) und Westfalen besitzen *stünen*, *stönen* aus **stunian;* am Teutoburger Wald bezeichnet *stönɒ* eine Stütze zum Halten langen Holzes an der Drechslerbank, in Waldeck ist *Stünele* f. eine Stütze, *stünelen* stützen, B. Martin gibt *štündəl* m. Leiterstütze am Erntewagen an[2], auch sonst ist *stünen* (lautlich *stüönən*, *stüənən*) stützen bekannt; im Ravensbergischen hat es den übertragenen Sinn einer Wöchnerin Geschenke darbringen. Das thür. *Stöhne* f. aus Erfurt 1622, worunter das D. Wb. 10, 3, 178 eine Schranke oder Sperre versteht, stellt sich zum häufig gebrauchten *stöhnen* stützen Luthers und seines Kreises. Die an diesem Orte geäußerte Auffassung, daß Luther das Wort dem Nd. entnommen habe, würde besagen, aus dem Westfäl., da es dem übrigen Nd. fremd ist. Eine Beziehung des Thüringisch-Mansfeldischen zu Westfalen aber, das eine solche Entlehnung erklärte, ist durch Zeugnisse nicht gestützt. So ziehe ich es vor anzunehmen, daß Luthers Gebrauch seiner heimischen Mundart zu verdanken ist und daß diese wie die Stadt Erfurt, wo eine ndl. Kolonie mit Grund angesetzt wird, das Wort von den ndl. Einwanderern ins thüringische Gebiet bezogen hat.

Sprachlich nahe dem vorigen *Stœne* steht Stünze *(stǖəntsə)* f. Stütze als Leiterstütze, jeder schräg oder senkrecht gestellte und zum Stützen verwendete Stock oder Pfahl, insbesondere an Obstbäumen. Dies Wort kommt von der Elbe im Zerbstischen bis in den Kreis Teltow vor. Schon dieser Umstand weist auf ndl. Herkunft hin. Eine gleiche Wortform ist im Ndl. jedoch nicht belegt, wohl aber ein mndl. Verbum *stunen* op iets staan, zich kanten of verzetten tegen, das nach Verwijs-Verdam 7, 2370 nur im Flämischen begegnet; die heutige Mundart besitzt dies Verbum nicht mehr. Es tritt aber noch in zwei Randzonen des deutschen Sprachgebietes auf: in der Schweiz als *stūnen* starr sein und bei dem Ostpreußen Nikolaus von Jeroschin als *stūnen* gegen etwas anrennen, an-

---

[1] Gute Skizze eines *Austwagens* im Mecklenburgischen Wörterbuch 1,503/504; auf ihr sind die beiden *Hinnerarms* dem brandenb. *Spriët* gleich. Für die Altmark führt *Sprêt* die dünnen gabelförmigen Stangen am Hinterwagen Parisius 73 an.

[2] Das *ü* wird geschlossen gesprochen, worin sich die Kürze des Stammvokals anzeigt.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0256

stürmen, eigentlich sich mit Gewalt dawider stemmen (vgl. die Belege im D. Wb. 10, 3, 180). Das Bildungssuffix in *Stünze* scheint auf ein hd. *-ze* zu deuten, was der Ableitung aus dem Ndl. widersprechen würde. Man könnte an ein Suffix *-is-* wie in as. *lunisa* f. Lünse, Achsnagel denken, dann sollte aber wohl ein stimmhaftes *-s-* auftreten. Oder wäre ein Wortausgang *-isjō-* anzusetzen? Das lautlich sich darbietende norddeutsche *stunzen* mit dem Stoßeisen Futter zerstoßen paßt nicht zum langen Stammvokal. Auffällt freilich noch die ständige Aussprache *-ŭə-*, entrundet *-īə-;* deren *-ə-* aber kann man als Übergangslaut vom *-ŭ-* zum *-n-* deuten. Ein Stamm *stŏn-*, *stüen-* mit wgerm. *ô* ist ja nirgends faßbar. Vom Subst. ist ein Verbum *stüenzen* eine Stütze unterstellen (bei schwertragenden Obstbäumen) abgeleitet (Zauche, Fläming, Teltow).

Die Belege für Tine f. kleines Holzgefäß mit zwei Handhaben, die zum Anfassen Löcher haben, im Mnd. Wb. sind ndl., westfäl. und livländisch, dazu tritt ein Beleg aus Wismar; das Urkundenbuch der Stadt Hildesheim 1, 139 hat *tina* aus den Jahren 1258—60. In Schleswig-Holstein, in der Gegend von Bremen ist Sache und Wort bekannt, Mecklenburg besitzt *Tine*, wenn auch diese Art Holzgefäß wenig mehr im Gebrauch ist. Auch Dähnert verzeichnet das Wort. Nur im ostfälischen Gebiet begegnet es nicht oder nicht mehr, wenn wir dem hildesheimischen Beleg Gewicht beilegen, der aber auch der in Hildesheim beglaubigten Niederländerkolonie entstammen kann. So hält es schwer, das in der Mark sehr geläufige *Tine* Gefäß für kleine Wäsche, Versandgefäß für Kirschen, Vorratsgefäß für Butter als ein Erbstück aus der Periode der Ansiedlung von Niederländern zu bezeichnen. Jedoch ist sein Vorkommen früh gesichert durch die Eintragung 'eyn *tŷne* boteren 1 p.' von 1397 im Berliner Stadtbuch (Fidicin Hist.-diplom. Beitr. z. Gesch. d. Stadt Berlin 1, 12); spätere Belege finden sich 1673 bei Peucker, Wohlkling. Pauke 477 und 1674 bei Passow 2, 150. *Tine* ist aus dem roman. *tina* Weingefäß in dieser Bedeutung ins Ndl. und Rheinländische übergegangen; Verbreitung und Bedeutungsentfaltung, die sich vom Ursprung wenig entfernt, stellt Th. Frings, Germania Romana 170f. dar. Spuren reichen südlich bis Prüm. Die Sonderverwendung in der Mark hat den alten Gebrauch als Wasch- und Milchgefäß noch nicht verdrängt. Das rheinische *tīnen* tränken (ein Kalb) lebt in der Verwendung der *Tine* als Tränkgefäß des jungen Kalbes in der Mark fort.

Haus und Hof

Das Haus und seine Einrichtung tragen Namen aus der Siedlersprache. Dazu gehört Deise f. der Rauchfang, ein Wort, welches sich aus den *Decsebömen* des Oderbruchhauses, den quer durch den oben zum Schornstein offenen Küchenraum laufenden Balken, über welche die Holzstäbe *(Späēte)* mit den Würsten und Speckseiten zum Räuchern liegen, gewinnen läßt. Dieses *Deise* gehört dem Hessen, Nassau, das Elsaß und das Rheinland einnehmenden westdeutschen Gebiet, in

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0257

dem *Deise* gilt, an. Dort bezeichnet das Wort den Rauchfang im Rheinland mit dem Westerwald und einem Teil des bergischen Landes, in der Wetterau und Oberhessen[1]. Im östlichen Ober- und in Niederhessen hat *Deise* die abgezweigte Bedeutung Hühnerstiege, Hühnerstall[2]. Es wird als ein hölzernes Gerüst über dem Ofen, dem Herd oder der Feuergrube zum Trocknen von Brenn- und anderem Holz beschrieben für die Rhöngegend, das Elsaß und Kärnten[3], als Trockenboden für Holz in Salzkoten belegt *Tehse* f. Frisch, Lat.-teutsch. Wb. 2, 365^{b}. Mittel- und niederrheinische Glossare führen *deyse* siccinum (Diefenbach, Gloss. 532^{b}) und siccarium (Nov. Gloss. 338^{a}) sowie *deyse* suspensiva (Diefenbach, Gloss. 569^{b}) und *diesse* suspendissina (Nov. Gloss. 357^{a}) an, ebenso ein Haarlemer Glossar und ein Beleg im Mndl. Wb.[4]. Als Heulager über der Tenne erscheint die *Dês* in Luxemburg. Zusammenfassend stellen wir mit Weigand-Hirt 1, 340, wo noch auf ein thüringisches Zeugnis des 15. Jahrhunderts verwiesen wird, als ursprüngliche Bedeutung Gestell im oder am Schornstein zum Trocknen von Holz oder Fleischwaren fest. Der Nachdruck liegt auf der Einwirkung der Wärme eines unter dem Gerüst brennenden Feuers. Damit ist bedeutungsmäßig die Brücke zu ndl. *eest* m. Trockenofen für Malz, Flachs, Tabak, Tee, südndl. Schmiedeherd, mndl. *eest*, *eeste*, mnd. (münstersch) *eist* m., aengl. *ást* f., nengl. *oast* Darre, Trockenofen[5], aber auch zu mndl. *ast*[6] m. Darre und schließlich zu *Ase* f. Trockengestell für Holz und Fleischwaren[7] geschlagen. Indem diesem *Ase* eine umgelautete Form *Esse* f.[8] zur Seite tritt, sind wir

[1] Rhein. Wb. 1, 1310; H. Schmoeckel, Das Siegerländer Bauernhaus (Diss. Bonn 1912) 106; Crecelius 1, 109; Vilmar 68; Hess.-nass. Volkswb. 2, 783/4 Karte: südliches *Deise* stößt nördlich Marburg auf *Ase*.

[2] Vilmar 68; Fritz Hofmann, Niederhessisches Wb. 77^{a}; E. Dittmar, Die Blankenheimer Mda. (Diss. Jena 1891) 28.

[3] Schmeller-Frommann 1, 546 (für Weihers an der Rhön); Martin-Lienhart 2, 719^{a}; M. Lexer, Kärntisches Wb. (1862) 10: *âsen*, *dâsen* f. mit den umgelauteten Nebenformen *ēsə*, *dēsə*.

[4] Aus der Gemma gemmarum in der Kölner Ausgabe von 1507 bringt Diefenbach, Gloss. 532^{b} die hd. Formen *teyse*, *teyß*, *test* bei; *een darre* of *een deise* (limburg. 13./14. Jahrhundert) Hor. belg. 7, 11. Den mndl. Beleg hält das Mndl. Wdb. zu Unrecht für unsicher: 'Ich wijs pand an zijn tilber goet ende an zijn koeyen, an sijn speck, an zijn deysen'.

[5] Ferner *eyste* siccarium Diefenbach, Nov. Gloss. 338^{a}; aridarium *dare*, *este*, *dayr men malt op droeget* Teuthonista 71^{a}.

[6] Kilian 134^{a} stellt *eest* Holl. neben *ast*, ebenso: *ast*, *est* ustrina, concameratus fornax, focus frumento torrendo sive exsiccando idoneus 26^{a}. Die Mundarten haben auch *nast* (De Bo u. a.); derselbe Vorschlag eines *n*- erscheint nach Ausweis des Ndl. Wdb. 3, 3932 auch bei *eest*.

[7] *Ase* ist in allen Teilen des deutschen Sprachgebietes bekannt: mhd. *ase*, *asel* f.; suspensiva j. cratis super ignem *ase*, *harstwyme* (Diefenbach, Gloss. 569^{b}); suspensiva *aze* (Nov. Gloss. 357^{a}); schweiz. *Asen* f., *Asne*, *Asme*, *Hasme*, *Asli*, *Rasle*, *Rasli*, *Răsi*, *Rasler* f. m. (Schweiz. Idiot. 1, 504); schwäb. *Ase* f., *Assel*, *Essel* m.; bair. *Ase*, *Asen*, *Asem*, *Nasen*, *Rasen* f. (Schmeller-Frommann 1, 155); hess. *Ase* f.; nass. *Ase*, *Oas* f.; westmnd. *ase* f.; westfäl. *asse* f.; götting.-grubenhag. *âsse* f. (Schambach 14^{b}); — lippisch *ôsse* f. (Frommann, Dt. Mdaa. 6, 360), *ôste* f. (Nd. Kbl. 22, 8; dazu Mitt. d. W. Busch-Ges. $^{11}/_{12}$ (1940), 46; 50); Heepen bei Bielefeld *ôhsen* f. (H. Jellinghaus, Westfäl. Gramm. 140); vogtländ. *ôst* f. (Plauen), *ôse* f. (Liebengrün; Osk. Böhme, Beitr. zu einem vogtl. Wb. Progr. Reichenbach i. V. 1888 S. 18).

[8] Davon ist wegen des Ausbleibens der Konsonantendoppelung mnd. *ese* f. Esse, Schmiedeherd zu trennen, auch darf es wegen der offenen Aussprache des Stammvokals in den modernen

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0258

zum schriftsprachlichen *Esse*, das man heute wegen des finnisch-germ. *ahjo* aus germ. **asjō-* mit Umlaut-*e* statt, wie früher, mit germ. *e* ansetzt, gelangt und stellen für *Ase* germ. **asō-* als Grundlage daneben. Daraus geht mit *t*-Erweiterung *ast* hervor, wie anderseits *eist* aus *eise*[1] gebildet ist. Zwei idg. Wurzeln liegen diesen Wörtern zu Grunde: **as-* in griech. ἄζω trockne und in lat. *āreo* bin trocken und **aidh-s-* in lat. *aestus* Hitze, Brandung und *aestas* Sommer, das sich zu germ. **ais-* vereinfacht. Drei Wörter gehn eine lautliche Verbindung mit dem Artikel ein, indem sie dessen *-n* und *-r* aus den gebrauchssprachlichen Fügungen 'die Wurst hängt, das Holz liegt auf *den Asen*', 'auf *der Ase*'[2] und 'schütte das Korn auf *den Ast, den Eest*'[3] dem Anlaut verschmelzen. Auch das vierte Wort *eise* hat in der Fach- und Gebrauchssprache eine Satzform erzeugt, die Form *Deise*, deren Ursprung aus dem Satzzusammenhange der Art 'leg die Wurstspieße auf *die Eise*' nach dem Muster der anderen drei Wörter nunmehr offensichtlich ist und überdies durch das kärntische Doppelpaar *âsen: dâsen* und *ę̄sə: dę̄sə* gesichert wird. *Deise* ist nichts anderes als *d'Eise*. Sprachliche Abstammung und sachliche Beziehung verbieten, *Deise* von *eist* zu trennen. Wenn *eise* selbst nicht sicher faßbar ist, so liegt das an dessen Verschwinden in der Satzform *Deise*. An einer oder mehreren Stellen des heutigen *Deise*-Gebietes ist es zu einer festen Satzform *Deise* gekommen, diese ist über *Eise* siegreich geblieben und hat die ursprüngliche Form verdrängt. Die Geschlossenheit des Gebietes erleichtert es, sich den sprachumbildenden Vorgang in der angedeuteten Weise vorzustellen. In dem großen *Deise*-Gebiet ist die engere Heimat des märk. Wortes mit dem Anhalt, den die Bedeutung bietet, nicht ausfindig zu machen, der Vokalstand weist auf einen Bezirk, in welchem das alte *-ei-* früh als Monophthong auftritt. Das aber ist der Westen der südlichen Niederlande.

Als Erinnerung an das ndl.-rhein.-westfäl. *Dürpel* m. 'Türpfahl' (nach *duropullus*, d. i. *duripalus* lex Salica 58, 1), die untere und obere Türschwelle lebt Dörpel m. in der bescheidenen Rolle eines Schutzbrettes gegen das Herausfallen der Körner beim Flegeldrusch auf der Scheunentenne, welches zwischen die beiden Türpfosten gestellt wurde, fort im Raume Elbe (ohne Zerbst), Havelland, Zauche, Teltow, Fläming, Barnim, Oderbruch (s. Karte 17 S. 210), vielfach

---

Mundarten, bezeugt u. a. durch das Brem. Wb. 1, 319, durch Dähnert 3[b] und Mensing 3, 922, nicht dem *eise* von oben gleichgesetzt werden, was bei Falk-Torp, Etym. Wb. 179 geschieht, vielmehr muß hier die Schwundstufe **is-* der im Folgenden zu nennenden germ. Wurzel **ais-* herangezogen werden, so daß sich als Grundlage germ. **isā* > **esō* ergibt.

[1] Für *eise* finde ich keine sicheren Belege, da Kilians *ese* 141[a], obgleich durch das daneben angeführte *est* wohl auch lautlich mit mndl. *eest* verbunden, doch dem mnd. *ese* entsprechen kann und das kärntische *âsen, ę̄sə* von Lexer, Kärnt. Wb. 10 selbst nur vermutungsweise mit *ei* angesetzt wird. Näher liegt in der Tat das mhd. *ase* als Ausgangspunkt für die kärntischen Formen (ob. S. 252 Fußn. 7). Im Anord. stellt sich dazu *eisa* f. Feuer, im Ahd. *ganeista* f. Funke.

[2] Vgl. die bair. und schweiz. Satzformen *Nasen, Rasen, Rasle* usw. ob. S. 252 Fußn. 7.

[3] Vgl. ndl. *nast* und *neest* ob. S. 252 Fußn. 6.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0259

bedroht durch Ersatzausdrücke wie *Schlag-*, *Schünbrett*, *Schünholt*, *Fällholt*. Der deutsche Westen besitzt das Wort in Ripuarien, Niederfranken und Westfalen mit Iserlohn als Ostpunkt. Von den Niederlanden gehört ihm der Süden, während nördlich Leiden—Utrecht—Kampen das fries. *Drempel* m. herrscht. Dieses kommt in der Form *Drümpel* auch in Geldern-Overijsel und jenseits der Reichsgrenze an der Vechte über Neuenhaus, Nordhorn, Schüttorf östlich vor, anderseits auch in Aachen wohl durch ndl. Zufuhr; nach Norden hat es über bremisch *Drumpel* mit dem nordfries. *Drümpel* Verbindung, während in Ostfriesland *Drüppel* (als Mischform von *Dürpel* und *Drümpel* oder aus *Dürpel* durch Metathese?) gilt, also das südliche *Dürpel* wieder auftaucht. Da das ostfries. Wort den Zusammenhang zwischen dem ndl. und dem nordfries. *Drempel*, *Drümpel* unterbricht und Warnecke[1] zwischen Hunte und Weser *Drempel*, *Drümpel* nicht angetroffen hat, kann man das Wort in den bremischen Marschen unmittelbar mit dem Gebiet von Leiden-Utrecht verknüpfen, woher die holländischen Siedler gekommen sind. W. Peßlers Plattdeutscher Wortatlas (1928) scheidet leider die beiden Wörter nicht; die Karten S. 61 und S. 65 für die feste Schwelle an der Diele und die herausnehmbare Torschwelle im Einfahrtstor zeigen die Wörter in einem Streifen längs der ndl. Grenze ohne Ostfriesland; gerade in Ostfriesland aber ist *Drüppel* heimisch, wie eine Skizze H. Janßens in meinem Besitz lehrt, während zwischen Papenburg und Neuenhaus auf ihr *Sole (zǭlə)*, *Solle* eingezeichnet ist, was Peßlers Karten mit *Drömpel* in dieser Gegend widerspricht. Im Schleusenbau ist *Drempel* m. das Schwellengerüst aus zwei in einem stumpfen Winkel zusammengefügten Zimmerhölzern, woran die Schleusentore anschlagen (D. Wb. 2, 1400). Drempel steht dem hd. *Trempel* m. Stützpfahl, Schwelle (D. Wb. 11, 1, 2, 104), ahd. *trempil* gleich; dieses hd. Wort erscheint in der Sprache der Technik für Stützvorrichtungen im Minen-, Schiffs- und Schleusenbau; es begegnet in der Göttinger Gegend und in der Altmark als *Trempel*, *Tremper* für schiefstehende Stützen, welche die Zimmerleute verwenden. Einen besonderen Sinn hat es im *Trempel*, *Trämpel* m. des östlichen Harzvorlandes, des Kreises Zerbst, des Havellandes, des Niederbarnim und der Uckermark[2]; es ist ein in den Dachraum hineinragender Aufsatz der Hauswand, der einem Dachzimmer zur Hälfte eine senkrechte Wand verleiht oder, wenn dieses nicht ausgebaut ist, den Boden auf einer oder beiden Hausseiten mit einer senkrechten Mauer von ½ bis 1 m Höhe abschließt. Erst auf diesem Mauerfortsatz ruht das Dach. Der hd. Wortanlaut und der steirische *Trempel* Dachraum, gedeckter Viehstall in den Almen weisen das märk. Wort dem Bereich des md.-obd. Hauses zu. Der Stammvokal ist in Zerbst *-a-*, im Niederbarnim *-ä-*.

---

[1] Rudolf Warnecke, Haus und Hof in der niederdeutschen Sprache zwischen Weser und Hunte (1939) S. 35 und Karte 6.

[2] Ed. Damköhler, Nordharzer Wörterbuch (1927) 196*; W. Seelmann im Nd. Kbl. 39, 3.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0260

Die *Diele* f., mundartlich *Däle*[1], ist Merkmal des Niedersachsenhauses, das fränkische Haus in der Mark hat dafür den Flur und die Scheune den *Schünflur*. Links der Elbe geht ein Bezirk bis zur Dübener Heide und zum Mansfeldischen mit der Mark, nicht die Altmark, in der das nds. Wort herrscht. Durch Ostpommern läuft die *dēl/flōr*-Linie in einem nicht sehr großen Abstande von der Küste; sie ist Teuth. 4, 234 angegeben. Das Rheinland nimmt *Flur* erst aus der modernen Verkehrssprache auf, alt scheint nur ein kleines *Flur*-Vorkommen für den Hausflur am südndfrk. Rand zu sein. Die ursprüngliche Benennung des Hausflurs im Rheinland, *Ern* m., hat sich als germanischer Erbbesitz in vier geschlossenen, weit voneinander liegenden Bezirken zu beiden Seiten des Rheins[2] gehalten. Die germanische Quelle dieses *Ern*, ahd. *erin*, und die Unterbrechung durch die *Däle* des Niedersachsenhauses hat Th. Frings in der Festschrift Behaghel 209ff. und in Germania Romana 133f. darstellt. Auch *Flur* als Tenne geht dem Rheinland ab; das alte Wort *Denne* besteht fort. So bleibt nur der ndl. Raum, aus dem der Mark ihr Wortgut in diesem Falle geschenkt worden sein kann. Für die Tenne ist auch dort *den* weithin im Gebrauch, doch kennt Westflandern schon den *derschvloer; vloer* steht im gesamten ndl. Gebiet einschl. Ostfrieslands für den Hausflur, im Osten gilt *deel*. *Flur* gehört in der Bedeutung Fußboden in einen ags.-ndl.-nord. Zusammenhang. Das Obd. verwendet das Wort für die Feldflur. Ältere märk. Belege: 'Eine neue scheune . . . ., hat . . . fur die *flure* 5 fenster, da man ablett' (Amt Wulfen nach 1586) Specht, Register 1, 321; *den Scheunenfluhr* (1652) Peucker, Wohlkling. Pauke 357; *der Flohr* (eines Brauhauses, 1674) Passow 2, 145; *den . . . flohr* (einer Scheune, 1674) 2, 147.

Dem nordwestdeutschen Förste 'First'-Bezirk reiht sich das Vorkommen in der Mark an. Vorgelagert auf dem linken Elbufer ist ihm ein mansfeldisch-osterländisches *Forst*. Die umlautlose Form begegnet nach Nd. Jb. 22, 7 auch rechts der Elbe gegenüber Magdeburg. Die Grenze gegen das meckl.-küstenpommersche *Fast* m., das aus mnd. *verst* m. hervorgeht, deckt sich im Lande Stargard etwa mit der schwerinsch-strelitzischen Grenze (Teuth. 10, 9), in Ostpommern fällt sie mit der Hauptscheide mittenlands von Westen nach Osten, die den nds. und den märk. Teil sondert, zusammen.

Wie bei *Flur* gibt es einen fränk.-nds. Gegensatz, an dem wiederum das Rheinland außer seinem ndfrk. Zipfel um Rees und Dinslaken keinen Anteil hat, den das Wortpaar Gebind/*Fack* ausdrückt. Damit ist der Raum zwischen zwei Ständerpaaren bezeichnet, so daß ein Gebäude von zwei *Gebind* ein Ständergestell, ein solches von drei *Gebind* zwei Ständergestelle mit den dazu ge-

[1] Von *Diele* f. Fußbodenbrett, ahd. *dili* m., *dilla* f., durch den Stammvokal *-ë-* geschieden: *Däle* geht auf germ. **þelō* zurück, das mit lat. *tellus* urverwandt ist und den ebenen Boden bedeutet. Von diesem Wort ist nhd. *Diele* mit *-iz* und *-jōn* abgeleitet und bezeichnet das zum Fußboden gehörige Brett; vgl. E. Nörrenberg, Die Herkunft von mnd. *dele* f., in: Westfäl. Forschungen I 3, 326—357.

[2] Rhein. Wb. 2, 168.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0261

hörigen Sparrenpaaren besitzt. Diese Bedeutung ist auf den Raum übergegangen, da *Gebind*, wie der ndl. Sprachgebrauch erkennen läßt, zunächst den waagerechten Bindebalken von einem zum andern Ständer und danach den Balkenrahmen aus den Ständern und dem Querbalken bestehend, bedeutet. Den ursprünglichen Sinn des Balkenrahmens hat *Gebind* in Mecklenburg nach Ausweis des Artikels 'Bind, Gebind' im Meckl. Wb. bewahrt. Ein Gebäude von 7 *Facken* hat hiernach 9 *Gebind*. Im Lande Stargard, von wo das mndl. Wort über das ganze meckl. Gebiet ausgestrahlt ist, und dem angrenzenden Strich bis nach Güstrow und zur Küste hin hat sich der vorher erwähnte Raumbegriff entwickelt, der *Gebind* dem *Fack* gleichstellt. Im *Fack* oder *Gebind* wird das Getreide aufgestapelt. Der Scheunenraum für diesen Zweck wird nach *Fack* oder *Gebind* berechnet. In diesem Sinne ist auch das märk.-ndl. Lehnwort *Tass* in Stargard gebräuchlich. Ferner versteht man hier unter *Gebind* die Garbenlage auf der Scheunendiele, welche für den Flegeldrusch auf der Fläche zwischen zwei Ständerpaaren ausgebreitet wird. Das in den benachbarten Kreisen Ludwigslust und Hagenow als Synonym des im übrigen Lande verwendeten *Fitze* für ein Garnbund übliche *Bind*, *Gebind* n. wird indessen durch den rügischen Beleg des Mnd. Wb. als nds. erwiesen. Das fränk. *Gebind* zeigt die Karte 2 von W. Peßlers Plattdeutschem Wortatlas an der Reichsgrenze von Goch bis südwestlich Meppen in der Form *Gebund*, welche sich mit *gebont* der ndl. Grenzzone deckt, und als *Gebind* in der Gegend von Braunschweig sowie in dem oben bezeichneten meckl. Bezirk. Hieran schließt sich das halberstädtische und mittelmärkische *Gebind*-Gebiet. Das älteste märk. Zeugnis stammt vom Jahre 1356: 'ene kemenade von vir *Gebint*' (Brandenburg) Riedel I 10, 42; weitere Belege: 'eyn Erve . . . mit vier *Gebinden*' (Brandenburg) I 9, 66; 'Welk kremer in dat kramhus steit up den nygen markt, het he beslagen twe *gebint*, he geft daraf 1 schilling penn., steit he bynnen dryn *gebinden*, he geft 2 schillinge' (Berlin 1397 E. Fidicin, Hist.-diplom. Beitr. z. Gesch. d. Stadt Berlin 1, 20); 'schaffstal . . . von czwelff *gebinden*' (Cölln 1477) Riedel I 10, 348; '1 stall . . . 11 *gebint*' (Driesen 1503) I 18, 353. Das Schwanken der Pluralform tritt ebenso in den anhaltischen Land- und Amtsregistern des 16. Jahrhunderts auf: 'das neue wonhaus 45 *gebindt*' Reinhold Specht 1, 321; die Regel ist hier die Form des flektierten Dativs mit *-d-*: 'ein . . . kühestall . . . von 14 *gebinden*' 2, 105; ebenso 2, 57; 81. Dieselbe Erscheinung ist im Meckl. Wb. angegeben. Die Heimat des westelbisch-märk.-meckl.-pommerschen Vorkommens sind die Niederlande. Dort ist *gebinte* n. längs der Küste bis nach Brabant hinein, *gebonte* aber schon im südlichen Ostflandern üblich; anderseits reicht *gebinte* in die Veluwe und nach Geldern-Overijsel. Neben der Form *gebinte gebonte*, die an *gebind* das Kollektivsuffix *-te* fügt, hat schon im Mndl. das einfache Wort, kenntlich an flektierten *d*-Pluralen, bestanden. Diese Doppelheit ist also in den deutschen Siedlungsgebieten alt. Ob das *Bindwark*, das Rud. Warnecke, Haus und Hof in der nd. Sprache zwischen Weser und Hunte Karte 27 im Raum westlich und südwestlich Bremen

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0262

nachweist, mit dem ndl. Ausdruck verbunden werden darf, läßt sich nicht ausmachen.

Das lat. *granarium* Kornspeicher, -boden, -kammer hat nach den vorhandenen Zeugnissen die Niederlande erreicht, als es noch ein eigenes Speichergebäude bezeichnete, und diesen Gebrauch bis ins 16. Jahrhundert beibehalten, wenn Kilians Übersetzung horreum genau ist. Seitdem ist es bei De Bo zur haverkist herabgesunken. Im märkischen Raum stellt Gräner m. die Häckselkammer (Gegend von Soldin, Königsberg und Oderbruch), im sächsischen Kurkreise einen Hausanbau oder einen Raum zur Aufnahme von Holz dar. Neben *Gräner* begegnet *Gränder* und *Gränert*. Die verhältnismäßige Häufigkeit des Wortes macht seine Zugehörigkeit zum Sprachschatz der ndl. Siedler wahrscheinlich; in anderen nd. Gegenden ist es mir nicht vorgekommen. Woher das Mnd. Handwb. seine Angabe hat, entzieht sich leider der Kenntnis. Eine Vermutung, daß *Gräner* aus der lat. Wirtschaftssprache der Klöster herrühre, widerstrebt der reichlichen Verbreitung in der Mark. Trifft die Annahme ndl. Entlehnung das Richtige, dann wäre die Einführung aus dem Nordfranzösischen in das Ndl. zeitlich früher zu setzen, als bisher bekannt ist; die Wandelung des Begriffs vom selbständigen Gebäude zum Hausraum, wie sie sich im franz. *grenier* vollzieht, wäre dann in den Niederlanden und der Mark unabhängig voneinander erfolgt[1].

Hängel m., f. wird vom Nds. als selbständiges Wort gemieden, es erscheint nur als erster Teil von zusammengesetzten Substantiven, vgl. mnd. *hengelbôm, ·möle, -rôde* und *hangelböne, -kamer, -wagen* und ähnlich in den Mundarten. Für den Topf- und Korbhenkel ist im Nds. *Henk* n., *Henke* f., *Hänge* f. gebräuchlich. Dagegen tritt *Hängel* m. als der geläufige Ausdruck in der Mark und im Ndl. auf, hier zusammen mit *hangel*. Das rheinische und westfälische Gebiet bis zur Weser kennen es auch; bei Schambach hat es eine abweichende Bedeutung, es ist der Haken zum Einhängen, mit dem man eine Tür von innen verschließt; sonst scheint diese Bildung im Ostfälischen nicht aufzutreten; Danneil gibt nur *Henk*. Beachtung verdienen das finkenwärdersche und altenländische *Hingel;* im Alten Lande steht es neben *Hing*.

Wenn im vorigen Fall völlige Gewißheit über den geschichtlichen Zusammenhang mit dem Ndl. nicht erzielt werden kann, so leidet es keinen Zweifel, daß das nahestehende *Hängsel (hęŋksəl)* m. Gehenke an Kleidern aus den Niederlanden stammt; das Suffix *-sel* beweist es. Die Bedeutung ist im Ndl. reicher entfaltet als in der Mark: Mndl. Wdb. *hencsel* n. cardo; Korbhenkel; Ndl. Wdb. *hengsel* n. Korb-, Topfhenkel; Riemen zwischen Peitschenstock und -schnur; cardo; südostfläm. *hangsele, hengsele* n. Schnur, womit die Peitschensweep am Stiel befestigt ist; Riemen, womit der Flegel am Stiel hängt; ebenso hagelandsch; westfläm. *hengsel* m. knipwaag; Kilian *hengsel, hanghsel* hamus,

[1] Vgl. Th. Frings, Germania Romana 6.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0263

ansa; strophus, vinculum, de quo gladius appendet u. a. Im Rheinland ist das Wort wenig üblich; das Siegerland kennt es als Riemen zur Befestigung der Peitschenschnur und des Flegels; in Westfalen und an der mittleren Weser trifft man das Wort an. Auch die Marschen um Bremen besitzen es: *Hangsel* ein Gehenke, was man einhängt Brem. Wb.

Einen bedeutsamen Beitrag zur Geschichte des Kachelofens liefert das märkische Kachel m. Kachelofen, indem dadurch Wort und Sache für das 12. Jahrhundert in den südlichen Niederlanden bezeugt wird. W. Seelmann hat im Nd. Jb. 48, 75—77 aus dem märkischen Vorkommen die Folgerung auf eine ndl. Grundlage gezogen und als den Ausgangspunkt des märkischen Wortes das südliche Ostflandern bezeichnet, da dort das ndl. *kachele* der Kachelofen im Gegensatz zu dem femininen Geschlecht der anderen Landschaften als Maskulinum auftritt. Die alte Form findet er als *Kachle* noch im Wendischen, wohin das Wort aus der Mark gelangt sei, bevor es das *-e* abgestoßen habe. Ferner macht er auf *Kachel* Ofen im Hannöverschen Wendlande[1] aufmerksam. Der Blick auf die Karte 'Ofen' des Sprachatlas des Deutschen Reichs mit *Kachel* f. in der Vechtebucht westlich Nordhorn und Neuenhaus, mit *Kachel* m. am Niederrhein und längs der Westgrenze[2], dem märkischen und dem wendländischen Vorkommen zwingt zur Annahme eines Zusammenhanges und würde einen noch stärkeren Zwang ausüben, wenn auf der Karte das *kachel* der ndl. Schriftsprache, wozu sich noch das ostfries. *Kachel* gesellt, eingetragen wäre. Doch tauchen einige Fragen und Erwägungen auf, zwar nicht über das Alter des ndl. Wortes — dieses darf trotz der späten Bezeugung in das 12. Jahrhundert hinaufgerückt werden, wie wir das in anderen Fällen getan haben —, eher über den Geschlechtswechsel. Die Bezugnahme auf die Angabe von Teirlinck, der ausdrücklich das maskuline Geschlecht nennt und das feminine ausschließt, sollte nicht dessen Zusatz übersehen, daß nämlich *kachele* in Schwang komme in der Bedeutung großer, hoher, aufrecht stehender Herbergsofen, das besagt also in der Zeit von 1910—21, als Teirlinck sein Wörterbuch schrieb. Damit entfällt die Stütze der Meinung, das südostflandrische maskuline Wort sei als Nachweis des märkischen Wortes brauchbar. Aber man kann auf eine solche Bezeugung verzichten, ohne damit die Annahme einer Entlehnung zu gefährden. Denn sowohl

---

[1] E. W. Selmer, Sprachstudien im Lüneburger Wendland (Oslo 1918) 31 umgrenzt nach den Formularen des Sprachatlas das *Kachel*-Gebiet durch die Orte Bleckede, Ülzen, Salzwedel, Arendsee, Dömitz, Bleckede. Vorher bringt dieselbe Angabe nach einer Auskunft Wredes P. Diels im Jahresber. d. Schles. Ges. f. vaterl. Kultur 1914 1. Bd. IV 34. Die draväno-polabischen Sprachreste hg. von P. Rost kennen diese Verwendung noch nicht: *kachill* (S. 126) bedeutet die Kachel; für Ofen wird *komanóy* (Ofen) aus Stein angegeben (S. 141).

[2] Nach dem Rhein. Wb. kommt *Kachel* m. Kachelofen im Gebiet des nds. Bauernhauses um Geldern, Mörs, Kleve, Rees, Dinslaken, ferner als großer eiserner Stubenofen in Aachen und als Ofen in Witzerath (Monschau) vor, außerdem tritt noch einigemal das Femininum auf, dieses bezeichnet im Siegerland ein Gefach im Ofen zum Hineinstellen von Kesseln, Näpfen und dgl.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0264

am Niederrhein als auch in der Mark genügt die Vorstellung, daß das ndl. feminine *kachele* unter dem Einfluß des Wortes *Ofen* das Geschlecht vertauscht habe. Das ndl. *kachele*, wie es hier schon zur Zeit der Abwanderung ndl. Bauern angesetzt wird, ist das obd. *Kachel* f., ahd. *chachala* f. irdener Topf, und aus der ndl.-märk. Beziehung schließt Seelmann mit Recht auf die Verwendung eines solchen Topfes zu Heizzwecken, wie es der gleiche Vorgang bei *Ofen*, der nach dem aengl. *ofnet* kleines Gefäß ursprünglich in derselben Form erschien, an die Hand gibt. Th. Frings lehnt Germania Romana 82 Fußn. 1 die Ansicht ab, dem Mndl. sei eine Form *cakele* allgemein eigen gewesen, und bezeichnet das nur bei Kilian und im Teuthonista belegte *cakele* als spät und beschränkt und sieht darin eine verniederdeutschte Form; sie sei auch ins Nordische gedrungen. Den Grund für diese Behauptung findet er in der 'engen südlichen Fläche', aus der *Kachel* f. 'in die Schriftsprache hinaufgehoben' sei (S. 81), d. h. *Kachel* ist über die Alpen nach Süddeutschland gewandert und von dort in die Niederlande gelangt. Das vulgärlat. **cac(c)alus, -a* Kochgeschirr Klammerform aus **caccabellus* von *caccabus*, hat als ein italien. Wort die Niederlande nicht erreicht. Dieser Darlegung schließen wir uns an. Noch nicht als gemauerter Ofen mit aufgesetzten Tonscheiben mit Vertiefungen, welche die Heizfläche vergrößern, da diese Einrichtung erst im 13. Jahrhundert in Oberdeutschland bezeugt ist, wird die *Kachel* vor dieser Zeit in den Niederlanden verwendet und auch nur als Topf, der mit glühenden Kohlen gefüllt wurde, nach Art der heutigen messingenen *Kieken*, von den Auswanderern mitgenommen worden sein. Zu einem letzten Bedenken nötigt die eigenartige Verteilung des einfachen Wortes *Kachel* und zweier Formen der Zusammensetzung *Kachelofen* im märkischen Sprachraum. Von Süden nach Norden reihen sich aneinander *Kachel*, *Kacheln* und *Kachelān* (s. Karte 24), die mittlere Form als Überleitung von *Kachel* zu *Kachelān*, das die lautgesetzliche Entwicklung eines vorhergehenden *Kacheloven* darstellt. *Kacheln* ist, wie *Backen* Backofen aus *Backān* in den beiden südlichen Bezirken, aus *Kachelān* verkürzt. Die Gesamtfläche der *Kachel-* und *Kachelofen*-Formen zeigt eine bekannte Gestalt, ihre Nordgrenze nähert sich der *lēf/līəf*-Linie, wobei das Havelland nur zum Teil ein-, die Prignitz und Ruppin ausgeschlossen werden und die Uckermark und Pommern völlig außen bleiben; im Osten wird Landsberg nicht berührt und die Oder südlich der Warthe nur an einigen Stellen überschritten, an der Südgrenze liegt Guben an der Linie, der Spreewald wird umgangen, und Luckau, Dahme, Seyda, Zahna eben erfaßt. Zerbst gehört zum Teil dazu, eine Fläche gegenüber Magdeburg zwischen Barby, Burg, Loburg und Ziesar besitzt keinen Anteil, aber in der südlichen Altmark schließt sich ein Zipfel an. Der *Kachel*-Bezirk nimmt den Fläming und das Gelände nördlich davon bis Trebbin, Zossen, Wusterhausen ein; *Kacheln* erstreckt sich in einem schmalen Streifen vom Ostrande des Landes Zerbst bis in die Nähe Berlins; starke Krümmungen verraten die Laienschrift der Aufnahme. Den Rest füllt *Kachelān*, auch den zerbstischen Anteil. Seelmann hat aus diesem

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0265

der Kachel
der Kachelofen
der Kachelofen
der Kachelofen

Kartenbilde herausgelesen, daß die Besiedler des Fläming den neuen *Kachelofen*, richtiger die *Kachel* als Heizvorrichtung eingeführt hätten. Das Flämminggebiet wäre danach als ein Kernbezirk anzusehen, von dem die übrige Mark in diesem Falle Sache und Wort bezogen hätte, indem sie eine Mischung mit dem nds. *oven* vorgenommen hätte. Der Kernbezirk des Fläming ist eine vertraute Erscheinung, aber eine Abhängigkeit der nördlich, ja nordwestlich davon gelegenen Striche ist nicht vorstellbar, noch weniger kann man sich vorstellen, daß das Land Zerbst durch Ausstrahlung vom Osten her von einem ndl. Wort erobert worden sei. Vielmehr muß man sich auch in die beiden *Kachelofen*-Bezirke das ndl. Wort *kachele* eingeführt denken, nur mit dem Unterschiede, daß man es dort mit dem nds. *oven* zusammenstoßen und zu einer Wortverbindung zusammentreten läßt. Am Elbknie, im Lande Zerbst wird anfänglich reines *Kachel* bestanden, sich aber später mit dem linkselbischen *Ofen* zu *Kachelān* vereinigt haben. Eine früher von mir in der Zeitschrift Brandenburgia 30, 40 geäußerte Vermutung, die sich auf schriftliche Angaben stützte, daß *Kachel* lautlich aus *Kacheln* hervorgegangen sei, hat sich durch eigene Gehörsaufnahmen später als nicht genügend im Lautstande des *Kachel*-Bezirkes belegt erwiesen, da der Wandel von *-ln* > *-l* nur verstreut auftritt. Diese Meinung hätte an der Tatsache der Entlehnung nichts geändert, nur der Eigenbezirk des ndl. *kachele* wäre zu einem Teil des nds.-ndl. Mischgebietes *Kachelofen*, *Kachelān* herabgesunken.

Kettel f. Haken, Krampe zum Einhängen in eine Öse, um damit Fenster oder Türen von innen zu verschließen, wozu früher eine Kette diente, verrät sich durch seine Bildung als ein ndl. Wort: *ketel* Kette Tongern, *kettel* m. Kette Hageland; *kettels*, *kittels*, *kattels* in de Kempen smalle reepkens of bandekens van gekloven doorn of ander hout, om bessems meê te binden, of om er kaars (biekorven) meê te maken Schuermans 237[b]; die gewöhnliche Mundartform lautet *ketting*. Das lat. *catēna* hat im Ndl. vorwiegend *-t-*, *-tt-*; neben dem älteren *kedene* muß es von Anfang an *ketene*, *kettene* gegeben haben. Dessen Konsonantenstand kennzeichnet das märk. Wort zum Unterschied zum nds. *keden*, *kede*. In der Altmark gilt die nds. Form *Käd'*, aber Parisius trägt nach *Keddel*, *Kettel* Überwurf des Fensterflügels über den am Kreuz befestigten *Kettelhaoken*, wobei die *dd*-Schreibung auf Rechnung der nds. Erweichung geht. Das Osterland hat das Wort wohl aus eigener Zufuhr; es ist hier bis ins Erzgebirge gelangt. Rheinland-Westfalen besitzt das Wort nicht.

Klampe f. Klammer, Bindeholz muß dem Nds. mit Ausnahme des nordelbischen Gebietes vor dem 12. Jahrhundert abhanden gekommen sein, im Md. hat es sich zum Krankheitsausdruck entwickelt: mndl. *clampe* f., bair.-österr. *Klampfe* f., holsteinisch *Klamp* f. m. Klammer; thür.-obersächs.-schles. *Klampf*, *Klamm* m. Krampf. Das Rheinland besitzt das Wort, Westfalen und Ostfalen nicht; die Belege des Mnd. Wb. weisen in den Westen und nach Dithmarschen. Im Got. ist es unbezeugt, im Engl. tritt es nicht vor dem 15. Jahrhundert auf,

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0267

es ist nach seinem Vorkommen in den Mundarten als Entlehnung aus dem Mndl. anzusehen (Skeat, Bense). In der Mark, die *Klampe* aus den Niederlanden bezogen hat, ist es vor dem hohenzollernschen Siedlungswerk bezeugt: 'anordnen, daß die Zäune oben mit *Klampen* zugemacht . . . werden' (1622) Mylius, Corp. const. Marchic. 4, 1, 530. Die Grundbedeutung ist in den Sonderanwendungen erkennbar: in der Mark Querholz, mit welchem die zu einer Plätze, d. i. einem Verband von vier bis acht Baumstämmen, gehörenden Stämme verbunden sind; Klammer an Holzklaftern, an Zäunen; Eisenband zwischen Runge und Achsrunge (Lünsstab) am Erntewagen; in den Niederlanden Bindelatte (Antwerpen und andernorts); Fersenstück eines Schuhs (Westflandern); Riemenspange eines Kleides; im Rheinland *Klamp* m. Haken, Stütze an den Seiten des Holzschiffes der Saar. Reichlich verwendet das Wort die Seemannssprache, vgl. Kluge, Seemannssprache 452. Steg über einen Graben bedeutet es im Brem. Wb. und in holsteinischen Flurnamen.

Für Kramme f. Krampe, Klammer, Haken verzeichnet das D. Wb. 5, 2004 Belege aus der Mark und den norddeutschen Marschen, ferner das schwed. *krammel* m. Holzstücke, womit die Flachsbündel beim Rösten im Wasser festgehalten werden, das sich in Sache und Form als eine Entlehnung des Marschenwortes *Kramme* f. hölzerner Pflock mit Haken, das Stroh an den Deichen zu befestigen oder zu *krammen*, ausweist. Damit hat das D. Wb. die beiden ndl. Siedlungsherde gekennzeichnet, denen die besondere Lautform eigen ist. An der Mittelelbe trifft nds. *Krampe* auf märk. *Kramme* (Nd. Jb. 22, 11 und die linkselbischen Belege einschließlich des altmärk.). Im gesamten nds. Raum, in Mitteldeutschland, auch im Rheinland herrscht *Krampe*, nur Hamburg hat nach dem Brem. Wb. auch *Kramme* gebraucht neben *Krampe*, welches Richey angibt. In den Niederlanden kannte Kilian beide Formen, sie sind nebeneinander im Ostfries. im Gebrauch; *kramme*, *kram* ist die Form Flanderns, Brabants, der Provinz Antwerpen, der Veluwe, Groningens; die Ostprovinzen haben *krampe*, wozu *cramp* des Teuthonista stimmt.

Allein in der Landsberger Gegend der Neumark ist eine Spur des westdeutsch-ndl. Leie f. Schiefer in dem Worte *lēətsījəl* m. Schieferplatte zum Dachdecken zu Tage getreten. Sie ist zuverlässig von mir erkundet und steht für eine größere Zahl von Zeugnissen. Das Verbreitungsgebiet von *Lei* erfaßt das Rheinland und die Niederlande, Westfalen, Nassau, Hessen, die Pfalz, das Saarland, Lothringen und das nördliche Elsaß. Die genauen Angaben hat W. Krogmann, Die Heimatfrage des Heliand im Lichte des Wortschatzes (1937) 128 ff. zusammengetragen. Frings und Krogmann sehen das Rheinische Schiefergebirge als Ausgangsstelle des Wortes an und geben ihm daher Schiefer, Schieferplatte als ursprüngliche Bedeutung, woraus sich bei der weiteren Ausbreitung die Bedeutung Fels, Stein, die bereits der Heliand gebraucht, abzweigte. Als germ. Grundform hat man *laiiō*, woraus as. *leia* und westfäl. *läʒʒə* entspringen, anzusetzen.

Vor der Einführung der Öllampe wurden Wohnraum und Küche in den

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0268

Häusern des mittleren Elbegebietes und des Fläming durch besonders harzige, schmalgeschnittete Kienspäne erleuchtet, welche in einer mit einer Holztür verschließbaren Wandnische mit Rauchabzug zum Kamin angezündet wurden. Diese Nische hieß der Polder, Kienpolder. Von Anhalt bis zur Altmark, im Lande Jerichow, auf dem Fläming und seinem nördlichen Vorgelände ist Brauch und Wort bekannt, nur in der Trebbiner Gegend scheint der Name in Vergessenheit geraten zu sein. Das Spreewälderhaus hat die Leuchtnische ohne das Wort übernommen[1]. Seelmann, der zuerst auf den *Polder* aufmerksam gemacht hat (Nd. Jb. 47, 41f.), erwähnt eine Zeitungsnotiz aus Magdeburg, daß im Weltkriege der *Kienpolder* in den Flämingdörfern wieder zu Ehren gekommen sei. Er bezieht das Wort auf das ndl. *polder* m. afgesloten plaats, hol, boven-, zolderkamerken (Schuermans). Dieses Wort ist nun aber nicht, wie Seelmann meint, nur in Ostflandern bekannt, sondern zumindest im ganzen Südniederland. Als Platz für Stroh und Korn über dem Scheunflur (Haspengau), Bettplatz der Knechte im Stall (Antwerpen), hölzernes Gestell zum Aufbewahren, hölzerne Roste auf einem Steinflur und Hühnerreck und Schlafplatz der Hühner (Ndl. Wdb.) wird es von den Wörterbüchern verzeichnet; die beiden letzten Bedeutungen kommen in allen Landschaften vor. Diese Verwendung als Hühnerstange, Ruheplatz der Hühner ist von den übrigen nicht zu trennen. Nicht einen Geflügelhof wie das rom. *pullarium*, franz. *poulailler* bezeichnet das ndl. Wort, sondern die Stange, auf der die Hühner nachts sitzen. Das macht schon Kilian durch seine Übersetzung pertica gallinaria, neben der gallinarium ein verschwommener Ausdruck ist, deutlich. Frings, Germania Romana 193 Fußn. 1 brauchte also dem spätmndl. *polder* zuliebe kein Eindringen des lat. *pullus* ins Ndl. anzunehmen. Alle Bedeutungen des ndl. *polder* lassen sich mit dem Ndl. Wdb. 12, 3106 in eine einzige zusammenführen: Balken. Dafür hält das Ndl. Wdb. germ. Ursprung für möglich, während Franck-van Wijk vom lat. *poletrus* Balken ausgehn. Das dritte ndl. *polder* m. eingedeichtes Wattenland steht für sich. Ndl. *polder* in der zweiten Bedeutung ist auch in die Mark gelangt; ich habe es als Polder m. Hühnerstall in einem alten Dorfe des Oderbruchs angetroffen; vgl. Brandenburgia 41, 8 und bei P. F. Mengel, Das Oderbruch 1 (1930), 268.

Das lat. *regula* Richtscheit; Stab, Scheit, Brett tritt in der doppelten Form *rĕgula* und *rēgula* in die germ. Randzone ein; daher mndl., nndl., fries., ostfries. *richel* Latte, Verbindungslatte, Querlatte; Rand, Leiste als Nachkomme von *règula*, und mndl. *rijghel*, *rijchel*, das aus lat. *rēgula* stammt. In der Provinz Antwerpen und in Brabant gilt heute die Vokallänge, während *richel* aus der Veluwe, Nordholland und *riggel* aus Groningen belegt werden. Die Form mit langem Vokal ist als Riechel m., f. in die Mark übertragen worden. Die Be-

[1] Nachweise: Nd. Jb. 47, 41 f. (s. ob.); für Land Jerichow Bathe brieflich, Bischoff in der Zeitschr. f. Mundartforsch. 14, 223; ebda für Aken; für die Altmark Parisius 65.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0269

deutung hat sich verengt, es ist ein Brett mit hölzernen Pflöcken, an welchen Kleidungsstücke aufgehängt werden, in diesem Sinne 1674 bei Passow 2, 144; 146 vermerkt. Das vorwiegende männliche Geschlecht ist in dem ndl. *rīchel*-Gebiet heimisch. Verschieden von dem ndl.-märk. Wort ist schles. *Richel* n. Gestell, Schrank, das Diminutiv von oberlaus. *Rich* Teller- und Topfbrett ist. Im ndfrk. Rheinland herrscht *Richel;* vgl. Th. Frings, Germania Romana 137, wo die lat. Vorstufen klargelegt werden. Westfalen und Holstein besitzen für Bort, Regal, Lattengestell Nachkommen des mnd. *rîge* f.

Spinde, Spind n. Schrank nennt der Berliner Dichter Freiherr von Caniz ein märkisches Wort[1], und bei P. Kretschmer, Wortgeographie 471 ist sein Verbreitungsgebiet in der norddeutschen Umgangssprache innerhalb der märkischen Sprachsphäre angegeben; aus dem Gebrauch der Kasernensprache verbreitet es sich nach Kretschmers Feststellung allmählich über diesen Raum sprunghaft hinaus. Früh müssen außer Ostpommern und dem Stettiner Bezirk auch Vorpommern und Mecklenburg diese Bedeutung angenommen haben, was aus den Greifswalder und Wismarer Belegen des Mnd. Wb. folgt. Im westfälisch-nordnds. Raum einschließlich Ostfriesland begegnet *Spind* n. als Schrank, Kleiderschrank allgemein, und es ist nicht zu bestimmen, ob Holstein von Anfang an diesem Sach- und Wortgebiet angehört hat. Westfalen aber kann sich auf alte Zeugnisse stützen, die zudem die alte Vollform *Spinde* aufweisen (Mnd. Wb. 4, 328[a]). Auch im Rheinland ist das Wort nach Th. Frings, Germania Romana 146 als Mauerschrank, Schrank gebräuchlich. Weit überwiegt indessen hier die Bedeutung Vorratskammer, Speisekammer, die sich mit der allgemein ndl. deckt[2]. Diese war früher auch in der Mark bekannt: als Brotschrank gebraucht es 1673 Peucker S. 227, ein *Milchspinde* wird 1674 im Oberbarnim erwähnt (Passow, Rittersitz 2, 151). Das Geschlecht ist in Nordwestdeutschland heute das Neutrum, eine Neuerung wie die Form *Spind*, eingeführt nach dem Synonym *Schapp*, älter war in Westfalen das Femininum, was ein münsterscher Beleg im Mnd. Wb. bietet, und dieses gilt noch allgemein in den Niederlanden[3]. Damit ist der romanische Ausgangspunkt erreicht, das mlat. *spenda*, welches Vorratsraum, Speiseschrank bedeutet hat und von dem lat. Verbum *dispendere* ausgeben in seiner Form beeinflußt worden ist, während die romanischen Sprachen von dem grammatisch regelrechten *dispensa* ausgehn. Das Eigenleben des

---

[1] 'Solange *dann und wann* und *Spinde* Märckisch ist', und sein Herausgeber Ulrich König (Leipzig-Berlin 1727) bemerkt dazu S. 216: '*Spinde* heist nach der Berlinischen Mund-Art ein Schranck' (zitiert nach P. Kretschmer, Wortgeographie 472 Fußn. 1). — Ein Zeugnis von 1491 aus Zossen findet sich bei Riedel I 11, 275. Der Berliner, aus Schlesien zugezogene Dichter Peucker verwendet das Wort 1673: 'Tischler machen Kasten, *Spinde*, Tisch und Stühl aus einer Linde' Wohlklingende Pauke (1702) 477.

[2] *Spinde* cella panaria, cella promptuaria Kilian; in den Mundarten etensbroodkast, bewaarplaats der eetwaren, die voor kelder dient u. ähnl. Den Rückgang des Wortes veranschaulicht die Karte in den Handel. voor topon. en dialect. 8 zu S. 37.

[3] Ndl. Wdb. 14, 2827.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0270

romanischen Wortes im rhein.-ndfrk.-westfäl. Raum von Trier bis zur Wesermündung (auch bis über die Elbe?), das sich in der Sonderform kundtut, ist innerhalb desselben Gebietes in der Abzweigung des neutralen *Spind*, *Spint* als Hohlmaß für Getreide, Kartoffeln noch weiter ausgeprägt und hat mit diesem Erzeugnis ganz Niederdeutschland erobert. Unabhängig von dieser großräumigen Bewegung ist die Verpflanzung des Wortes *Spinde* aus den Niederlanden in die Mark vor sich gegangen; der Westen Deutschlands hat an ihm ebenso wie der neue Heimatboden schließlich noch die Übertragung auf den Wäsche- und Kleiderschrank vollzogen.

Die dialektgeographische Lage von Sponde, Bettsponde f. Bettstelle gibt ein Rätsel auf. Die Wortkarte der Zeitschr. Teuthonista Jahrgang 6 zeigt es in den südlichen Niederlanden und im Raum Weser, Leine, Aller, Mittelelbe, Nordthüringen, Leipzig. Der rechtselbische Bezirk besteht aus dem Nordteil von Zerbst und dem Lande Jerichow bis zum Plauer Kanal, deckt sich also mit dem rechtselbischen Kerngebiet der ndl. Siedlung. Indessen muß die Verbreitung des Wortes im Ostfäl. bis nach Hildesheim den üblichen Ansatz eines märk. Lehnwortes aus dem Ndl. höchst bedenklich erscheinen lassen, und ein rückwärtiger Zug nach dem Westen von der Elbe aus ist durch keinen Anlaß nahe gelegt, wir dürften denn an eine wirtschaftliche Ursache glauben, die von einem Erzeugungsmittelpunkt, etwa Magdeburg, eine besonders beschaffene Einrichtung verbreitet hätte. Aber dafür fehlt es an einem Anhalt. Im ganzen Gebiet wiegt die Form *Beddespunnije*, eine ostfälische Bildung, vor. Ein oberbarnimsches *Himmelbett-Spande* von 1612 (Passow, Ein märkischer Rittersitz 2, 141) scheint aus *Sponde* und *Spanne* gemischt, könnte also das Wort auch für die Odergegend bezeugen. Die Bedeutungsentfaltung des rom.-ndl. *sponde*, die auch Rand einer Erhöhung, Rahmen ergeben hat, ist von Frings, Germania Romana 99 Fußn. 1 behandelt.

Die Entlehnung von Stil m. Pfosten in die Mark hat Th. Frings, Germania Romana 181 an der Karte 4 (S. 29) in W. Peßlers Plattdeutschem Wortatlas erkannt. *Stil* erreicht nach Peßlers Karte die Peene, im Lande Stargard ist es durch ein Ersatzwort beseitigt. Die Dübener Heide und die Elbe bei Magdeburg bilden die westliche Grenze, im Osten kommt das Wort noch in der Neumark vor. Einen pommerschen Beleg für Hauspfosten, Zaunpfahl bringt Frisch 2, 335^{b}. Außer Türpfosten bedeutet *Stil* m. in der Mark auch die Stützsäule einer Bodendecke; in der Dübener Heide bezeichnet es den Zaunpfahl. Ein früher Beleg in der Mark stammt aus dem Jahre 1696. Die Herleitung aus lat. *stêlum* gibt Frings a. a. O. 181. Im Rheinland erscheint das Wort im wesentlichen linksrheinisch. Das Heimatland des märk. Lehnwortes sind die Niederlande, die *stijl* m. Tür-, Eckpfosten des Hauses, Stütze in ihrer ganzen Ausdehnung besitzen; auch in Ostfriesland ist es üblich, und im Vechtewinkel tritt es im Anschluß an das Ndl. auf. Dem gesamten Nds. fehlt es.

Klicken eine Fachwerkwand mit Lehm bewerfen s. ob. S. 71.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0271

Entlehnte Ausdrücke der Hauswirtschaft sind *Brockel, Läper, Lemmer, Pungel, Schlœter, Splinter*. Von ihnen sind die meisten durch ihre bloße Form als ndl. kenntlich. Bei Brockel m. Brocken ist das Diminutivsuffix *-el* ndl. und zwar südndl. Merkmal, wie denn das Ndl. Wdb. 3, 1, 1496 das südndl. *brokkel* m. dem nordndl. *brokje* n. gegenüberstellt. Im Rheinland erscheint ein fem. *Brockel* geronnene dicke Milch, Brot in dicke Milch gebrockt als rhein- und moselfrk. Wort, dem ndl.-märk. ist das berg. *Bröckel* m. kleiner Brocken gleich. An der Dissimilation der Endung *-el* zu *-er* infolge des *l* im Stamm erweist sich die Gruppe Läper m. Löffel, Lemmer n. Messerklinge und Schlœter m. Schlüssel als ndl. Die Darstellung unt. S. 438 beweist, daß die Neigung zu diesem Lautwandel in einem Teil der südlichen Niederlande ungewöhnlich entwickelt ist; das Auftreten in der Mark an drei dort von ihm betroffenen Wörtern legt den Lautvorgang oder die Anlage dazu in das 12. Jahrhundert zurück.

Lat.-griech. *punga* Beutel, Tasche ist vom Gesamtgerm. aufgenommen worden: got. *puggs*, anord. *pungr*, ags. *pung*, mnd. *punge* m., mndl. *pong*. Mecklenburg-Pommern bewahrt *Pung'* m. Beutel, Sack noch; das Ostfries. und Bremen kennen es neben dem Diminutiv *Pungel* m. Dieses Pungel m. und ein umgelautetes Püngel m. sind allein in der Mark anzutreffen. Die erste Form begegnet nur in den Nuthedörfern, ist damit aber als ein Erbwort aus der Siedlungszeit beglaubigt; es stimmt mit ndl.-rhein. *pong* überein. Die dem übrigen märkischen Gebiet eigene Umlautform *Püngel* erklärt sich aus der Einwirkung von *Bündel*, das seinerseits im Lande Jerichow und im Westhavellande von dem Siedlerwort den Anlaut angenommen hat, wodurch *Pündel, Pünnel* entstanden ist. Die gleiche Doppelheit *Pungel* f., *Püngel* besteht im Rheinland, und das Rhein. Wb. findet für die umgelautete Form dieselbe Deutung. *Püngel* kommt noch im nördlichen und westlichen Westfalen vor.

Im rheinisch-ndl. Gemeinschafts- und im märkischen Siedlungsraum ist das Wort Splinter m. im Gebrauch. Die Niederlande scheinen es überall außer im sächsischen Ostteil zu verwenden, das rheinische Gebiet erfaßt die ganze Provinz; nach Westfalen hinein ist es kaum gedrungen, in Ostfriesland tritt es noch auf. In der Dübener Heide auf *Schiwwer* stoßend, erstreckt es sich über die Elbe bis zum märkischen Ostrand. Für die Torgauer Gegend zieht O. Kieser die Grenze *sich splintern/sich schiwwern* in westöstlicher Richtung[1]. Das Wort erscheint zuerst 1605 in des Hulsius Teutsch-ital. und Ital.-teutschem Dictonarium. Auffällt, daß in der Zusammensetzung mit *-naked* das Wort weiter verbreitet ist; das Adjektiv begegnet in Bremen, in Niederhessen, im Mansfeldischen und in Mecklenburg-Vorpommern. Von *Splinter* ist *Splint* m. Splitter, eiserner Keil oder Haken, das außer in Nord- und Mitteldeutschland im Nord. und Engl. vor-

[1] In: Meine schöne Heimat — der Kreis Torgau, hg. vom Kreisausschuß für Heimatpflege 1932 S. 47.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0272

kommt und auch dem Ahd. nicht fremd war, zu sondern. Vgl. zu *Splinter* Teuth. 1, 63.

Wortgeographie und Bedeutung reihen b ü ë n e undurchlässig, dicht (von Holzgefäßen) in die Liste der ndl. Lehnwörter ein, obwohl die ndl. Sprachgeschichte kein Adjektiv **boene* kennt. Mit *büëne* bietet sich der dritte Fall, daß die ndl. Sprachinsel im askanischen Raum zusätzlich zu einem Adjektivum gelangt. *Mudeke* edelfaul ist aus einem Substantiv zum Adj. geworden, *späne* entwöhnt aus der Zusammensetzung *Spänefarken* abgelöst, für *büëne* ist der Ausgangspunkt noch zu suchen. Ohne Bedenken dürfen wir die Verben hier und dort gleichsetzen: ndl. *boenen* und das ostnd. Lehnwort, das nur in der ostfäl. und md. Grenzzone auftritt und an der ersten Stelle die Lautform der *leif* 'lieb'-, an der zweiten die der *lēf*-Mundart aufweisen muß. Die erste lautet *beunen* (lautlich *bǫ̈u̯nən*), die zweite *bönen*. Das Adj. *büëne*, das gleichfalls die dem nds. Lautstande angepaßten Formen *beune (bǫ̈u̯nə)* und *böne* besitzt, tritt in einem von der braunschweigischen und thüringischen Ostgrenze und von der Schwarzen Elster bis in den Barnim sich ausbreitenden Gebiet auf. Ein Synonym dieses Bereichs ist *hărdig*, das Gegenteil stellt *spack* dar. *Spacke* Holzgefäße macht man *büëne*, indem man sie in Wasser stellt oder mit Wasser füllt und so die Dauben quellen und die Fugen zwischen ihnen sich schließen läßt. Für dieses Verfahren gebraucht man in Fallersleben das Verbum *beunen*, dessen Bedeutung in Frommanns Deutschen Mundarten 5, 50 in der eben angegebenen Weise beschrieben wird[1]. Für das ostthüring. *bönen* dagegen wird Verschmieren als das Verfahren des Dichtmachens vermerkt. Wir stoßen hier auf das wgerm. Verbum **bōnian, *bōnōn*, das im ags. *bónian* blankreiben, mndl. nndl. *boenen* blank reiben, färben, beflecken, mhd. *büenen* färben, mit einer reinigenden Flüssigkeit durchtränken, nhd. *bohnen, bohnern* mit Wachs blank reiben vorliegt. Nächst dem nhd. Wort wahrt das ndl. die ursprüngliche Bedeutung: *boenen* Fland. inquinare colore aut maculis Kilian 76[a], wozu stimmt: *boenen* Leinen färben, die Hände von Nüssen, vom Schälen der Kartoffeln beflecken De Bo. Nahe hält sich das Alem., welches zugleich den Gebrauch bei Gefäßen und die Mittel, mit denen *gebüent* wurde, kennen lehrt. Ein Absud von Wacholder oder Fenchel, auch heißes Wasser, in welches man Nußbaum- oder Pfirsichblätter getan oder Soda oder Alaun gelöst hat, wurde benutzt, um verdorbene, schimmlige Fässer zu reinigen; auf diese Weise wurde gleichzeitig ein leck gewordenes Holzgefäß zum Aufquellen gebracht; auch Wachs wird unter den Mit-

[1] Aus Nordsteimke bei Vorsfelde (zwischen Fallersleben und Öbisfelde) wird Nd. Jb. 23, 134[a] *sik tauboinen* berichtet; ebda ist *boine maken* üblich. Die Zugehörigkeit des eilsdorfischen *böənən* Wäsche und Flachs mit einem runden Holz, dem *böənəböttəl*, glätten, bohnen, wie R. Block Nd. Jb. 34, 53[b] angibt, offenbar das göttingisch-grubenhagensche *bǫ̊nen* mit dem *bǫ̊nholt*, der *treite*, einem gereifelten Brett den Flachs mürbe schlagen (Schambach) macht Ragnar Jirlow, Zur Terminologie der Flachsbereitung in den germanischen Sprachen (Göteborg 1926) 111 wahrscheinlich. Der *böənəböttəl* diente ursprünglich zum Glätten, danach auch zum Schlagen, Bleuen der Wäsche und des Flachses.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0273

teln genannt, wohl um dem Holz zuletzt den Glanz zu verleihen. Diese Angaben sind dem Schweiz. Idiotik. 4, 1321 f. entnommen, wo das Verb. *büenen* mit den Zusammensetzungen *īn-* und *ūsbüenen* sowie ein Subst. *Büeni* f., auch *Faß-*, *Hepfen-*, *Soda-*, *Salzbüeni* nebst einer Anzahl älterer Belege angeführt werden. Das Wort wird im Schweizerischen durch das synonyme *bicken* und *Bick* m. (ebda 1119; 1116) bedrängt, so daß nur bei *Büeni* einige moderne Lautangaben gemacht werden. Auf Grund dieser setzt der Bearbeiter irrig *ṻ* als Stammvokal an und weist die Verbindung mit dem mhd. *büenen*, nhd. *bohnen* ab. Aus diesem Irrtum erklärt sich der Lautansatz *bünen* und *Büni*, der richtigzustellen ist. Das Elsäss. Wb. 2, 55[b] verfügt über genügende mundartliche Lautangaben, welche den Diphthong *üe* sichern; der Monophong *ü* verdankt sein Dasein jungem Lautwandel, der auch zur Kürze führen kann, vgl. die lautlichen Schreibungen *pyènə*, *pìanə*, *píənə*, *pìènə*, auch *pínə* und *pînə*. Wichtig ist die umlautlose Form *buenen*. Mit und ohne Umlaut erscheint auch das Subst. *Büene*, *Buene*, *Buen*, *Buend* f. heißes Faßwasser mit einem Zusatz von Fenchel oder Salz, oder Wasser mit Reb-, Pfirsich- oder Nußblättern aufgekocht; *e Büene geben*, *machen* bedeutet mit solchem Wasser übelriechende Fässer ausspülen. Keisersberg, Bilgerschaft 151[c] geht auf dieses Verfahren: 'ein nüw Faß, womit man es zu dem ersten *binet*, do noch schmackt es ewiglichen'. Der mhd. Beleg Martina 26 führt zum Sinn färben, durchtränken zurück: 'diu varwe hât die bluomen garwe *durchbüenet*'. Übertragene Anwendung ist in der Schweiz und im Elsaß möglich: schweiz. jem. *büenen* beeinflussen, elsäss. *büenen* demütigen, klein machen; geschickt, tauglich machen, *gebüent* geschickt, tauglich. Weitere ältere Belege aus dem Elsaß enthält das D. Wb. 2, 226 und 510. Die geographische Verbindung zu den Niederlanden stellt der saarländische Beleg von 1833 des Rhein. Wb. 1, 868 *bonen* polieren; Fässer ausbrühen, ausfegen her, dessen Vokal indessen vom schriftsprachlichen Wort *bohnen* beeinflußt ist. Derselbe De Bo, welcher *boenen* für färben, beflecken belegt, kennt auch die Verwendung von Loheflüssigkeit, in welcher Häute zu Leder bearbeitet werden: de huidevetters *boenen* de huiden, als zij die in het taanwater reeden[1]. Von hier geht die Bedeutung des askanischmärk. Lehnwortes aus. In seinem Lautstande setzt dieses den Umlaut im Ndl. voraus, wozu auch das ostfries. *bönen* mit Wachs bohnen, reinigen und blank machen paßt. Jedoch muß im Ndl. auch der Umlaut gefehlt haben, entsprechend der wgerm. *ōn-* neben der *jan*-Flexion; dies beweisen die im Südteil des Kreises Jerichow 1 auftretenden Formen *bōnə und būənə* des Adjektivs (Nd. Jb. 22, 30). Dadurch wird das nds. *bônen* und dessen Entlehnung als dän. *bone* und schwed. *bona* verständlich. Das Wort tritt als eigentlicher Bestandteil der Mundart nur in nordnds. älteren Wörterbüchern auf: Richey *bohnen* mit einer steifen Bürste das polierte Holzwerk und Getäfel reinigen und blank reiben, *Bohnert* Bohnerbürste; ähnlich im Brem. Wb. und bei Schütze, die noch den *Bohnerlappen*

[1] Ein Subst. *boene* f. Loheflüssigkeit zum Weichen und Bereiten der Häute hat auch De Bo.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0274

nennen und das Abreiben mit einer nassen Bürste anführen. Das Ndl. Wdb. scheidet das Blankreiben mit Wachs, das es in Holland, Geldern, Seeland, Ostflandern, Brabant und Limburg belegt, vom Naßmachen mit Wasser und folgendem Schrubben, wofür es Nordholland, Friesland, Ostfriesland und Holstein anführt, also ein seemännisches Verfahren. Wie weit das Wort im Mnd. belegt ist, bleibt ungeklärt. Das einzige Zeugnis des Mnd. Wb., das aus einer braunschweigischen Quelle herrührt, scheint 'bühnen', mit einer Bodendecke versehen zu bedeuten. Unrichtig ist der Vokal im Mnd. Hdwb. von Lasch-Borchling als gedehnt bezeichnet. Heute scheint das Wort den Mundarten abhanden gekommen zu sein, dafür benutzt es die Umgangssprache ausgiebig, was sich bei P. Kretschmer, Wortgeographie 138, wo ein ostnd. *bohnern* dem nordwestd. *bohnen* hinzugefügt wird, nachlesen läßt. Als Quelle des Verbums *beunen* und des Adjektivs *büëne*, *böne*, *beune*, *buene*, *bone* im Bereich der Mittelelbe kommt das nds. Verbum wegen seiner abweichenden Bedeutung nicht in Betracht. Vom Obd., das bedeutungsgemäß gut in Beziehung gebracht werden könnte, führt kein geschichtlicher und geographischer Weg hierher; nur aus den Niederlanden ist es an die Elbe gekommen. Umlaut und Umlautlosigkeit bestanden nebeneinander. Schwierig ist der Versuch, sich die Entstehung der Adjektivform vorzustellen. Vom Subst. *Büene* des Obd. ließe sich auch im Ndl. ein solches annehmen; doch sehe ich keine Möglichkeit, dessen Übergang in adjektivische Verwendung zu erklären. Ein zusammengesetztes Wort, von dem sich *büëne* abgetrennt hätte, wie *späne* von *Spänefarken*, will sich nicht einfinden; ein **Büënefatt* müßte doch wohl den Zweck und nicht den Erfolg des *Büënens* ausdrücken. So bleibt der Werdegang der Adjektivform dunkel. Aber dieser Umstand beeinträchtigt die Sicherheit, mit der wir die Gruppe *bönen* und *böne* an der Mittelelbe mit dem ndl. *boenen* vereinigen dürfen, nicht; sie fließt aus den restlichen Belegen des Verbums, der wortgeographischen Einbettung und der Bedeutungsentfaltung.

Die Sippe rubbeln, ruwweln rauh reiben, scheuern, rubbelig, ruwwelig rauh, uneben, holperig bevorzugt den Westen und Nordwesten und den Osten; zwischen Weser und Elbe fehlt sie oder tritt in Randzonen wie der Altmark auf. Im Nordnds., in Pommern und der Altmark erscheint daneben eine *r*-Form *rubberig*, *ruwwerig*, in Westfalen auch ein Subst. *Rubbel* f. Unebenheit. Jenseits der Reichsgrenze schließt das Ndl. mit *robbel* Unebenheit, *robbelig* uneben und *robbeln* über eine unebene Fläche hinstoßen oder fahren an. Franck-v. Wijk 552[b] fügen ein engl.-nord. Verb *rub*, *rubbe* reiben hinzu.

Schleekvull gestrichen voll ist Teuth. 1,64 behandelt worden; voraufgegangen sind Bemerkungen im Nd. Kbl. 36,54 und in der Zs. f. d. Mdaa. 1916, 64[1]. Abschließend kann jetzt das dialektgeographische Bild genau umrissen und

[1] Das Wort ist viel beachtet worden; eine Meinung über etymologische Zusammenhänge zwischen den Wurzeln *slīk-* und *slīp-*, die ich nicht teile, ist im Nd. Kb. 50,55 vorgebracht.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0275

die Auseinandersetzung mit den gleichbedeutenden Wörtern beschrieben werden. Sprachlich gehört *schleek* als Wurzeladjektiv zu as. *slîkan* schleichen, wozu 'humi repens' bei Kil. 594* *sleyck* planus et aequus, solo aequatus, humi repens neben den entwickelten Bedeutungen eben, dem Erdboden gleich einen guten Übergang bildet. Lautlich gleich verhält sich engl. dial. *sleek* smooth, slippery (Wright, Engl. dialect dict. 5,510), und seine Bedeutung führt zu *slîk* in ndl. *slijk*, mhd. *slîch*, *slich*, nhd. *Schleich* Schlick und anord. *slîkr*, engl. *slick* glatt hinüber. Im märkischen Sprachraum breitet sich der Bereich des *schleek* (s. Karte 25) von der Elbe bis über die neumärkisch-ostpommersche Grenze und von der Schwarzen Elster bis zur Müritz und dem Haff aus. Auf dem linken Elbufer ist der Dessau-Wörlitzer Winkel bis zur anhaltischen Westgrenze, die Umgebung von Schönebeck und der südohresche Teil des Kreises Wolmirstedt und ein Streifen des Kreises Neuhaldensleben im Besitz von *schleek*. In der Altmark fehlt das Wort, die Prignitz, Westhavelland und Ruppin zeigen wenige verstreute Fälle, erst der Rand an der mecklenburgischen Grenze, die Gegend im Süden des Plauer Sees und der Müritz sowie das Land Stargard weisen es als vorherrschenden Ausdruck auf. Den Kreis Pasewalk meidet *schleek*, gilt aber im Kreise Randow und rechts der Oder bis zur Linie Gollnow—Stargard. Eine Mischzone reicht in Ostpommern auf den baltischen Höhenzug hinauf. Im Osten bildet wohl die Drage die Grenze. In der südlichen Neumark sind Zielenzig, Lagow und Schwiebus und der ostwestliche Oderlauf erreicht. Um den Spreewald schlägt die Südgrenze einen Bogen, durchquert den Kreis Luckau in nordsüdlicher Richtung und schließt noch Finsterwalde, Dobrilugk und Ruhland ein. Der Gebrauch des Wortes ist im schnellen Rückgange begriffen, da es sein wichtigstes Begriffsfeld, die Bezeichnung glattgestrichener Getreidemaße, infolge des jetzt üblichen Gewichtsmaßes verloren hat. Früher wurden die Scheffel zum Verkauf und als Zehntabgabe mit dem Streichbrett glatt gestrichen — sie wurden *schleek vull* gemacht —, während den Tagelöhnern der Drescherlohn oder das Deputat im gehäuften Scheffel — *de Schäpel is hüpig vull* — verabreicht wurde. Für die seltenere Bezeichnung von Gefäßen und Gräben, die bis zum Rande mit Wasser gefüllt sind, dringen Ersatzwörter ein. In der Mark hat die Umschreibung *gestrichen voll (jesträken vull)* die meiste Aussicht, an die Stelle von *schleek vull* zu treten. Dieser Ausdruck gilt auch im ostfäl. Grenzgebiet und Mecklenburg-Schwerin mit *sträken* oder *striken*, *strīk-* (Partiz. Präs.) *vull;* daneben werden *gerade-*, *randlike-*, *schier-*, *äbenvull* (das letzte namentlich in Mecklenburg) gebraucht. Dem meckl.-vorpomm. Gebiet muß früher *slicht vull* eigen gewesen sein, das jetzt noch in Ostpommern begegnet. Das gleiche trifft für die Kreise Calbe und Zerbst und die Dübener Heide zu; denn die Formen *schleecht vull*, *geschleechte voll* sind aus dem verschobenen *schleech* und *schlicht* zusammengewachsen. Weitere Einwirkung von der Vorstellung schleifen her hat das linkselbisch im Anhaltischen verstreut, z. T. geschlossen auf-

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0276



Karte 25

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0277

tretende *jeschleeft(e) voll* geschaffen[1]. An der ganzen übrigen Grenze gegen das Meckl. und Pomm., bisweilen auch recht weit von ihr entfernt sind auf der märk. Seite die *schlīk*-Belege anzutreffen, Kreuzungen zwischen nds. *slicht* und märk. *slēk*. Ein *šlīk*-Streifen zieht sich nach Teuth. 4,234 durch die Mitte Ostpommerns von Westen nach Osten. Hier gibt es auch eine Kreuzung *šlēχ* nördlich eines *šlēk*-Bezirks. Beachtung heischt das westprignitz. *slētfūl* (Nd. Jb. 31, 110), in dem nds. *slicht* mit *slēk* dieses Kreuzungsergebnis erzielt. Am Westufer der Müritz gibt es ein *schläken Maat*, zu dem *sträken* und *schleek* Pate gestanden haben. In diesem Bezirk macht sich *sträken* in einer Form *sleikenvull* wie *strikend* in *schlikend vull* bemerkbar. In dem *schlikevull* des Kreises Jerichow 2 und in der Gegend von Seehausen wird man eine Kreuzung mit dem nd. *like* eben sehen dürfen. Dieses *likevull* gibt es nicht nur in der Börde und im Havelland, sondern auch im Kreise Arnswalde als einen alten heimischen Ausdruck. Diesem farbigen Sprachbilde der Mark entspricht ein ebenso reizvolles rheinisches Panorama. Eine freundliche Auskunft vom Archiv des Rhein. Wb. setzt mich instand, folgende Angaben zu machen: *sleich*, ndfrk. *sleik* ist in einem großen geschlossenen Gebiet verbreitet, das das westliche Moselfranken von Saarbrücken einschließlich an, den Bezirk von Trier bis Bernkastel und die Westeifel mit Wittlich, Bitburg und Prüm umfaßt; von hier aus wird der ripuarische Westrand mit Malmedy und Monschau eingeschlossen, dann geht die Grenze über Schleiden, Euskirchen, Bergheim, Düren, Jülich und zieht sich über Neuß auf die rechte Flußseite, das bergische Land dem Adj. zuweisend, bis zur westfäl. Grenze hin. Im Moselfränk. herrschen die Formen *šlēχ-*, *šlęiχən-*, *šlęiχə-*, *šlēχə-*, *šlēχənts-*, *šlāx-*, *šlāxə-*, in Ripuarien *šlēx-*, *šlēχə-*, *šleiχə-*, *šliχə-*, nördlich der Benrather Linie *šlēk-*, *šlēks-*, *šlīəkfǫl (-fol)*. Von Saarlautern an treten im Saar-, Trierer und Eifelbezirk Formen mit *-t-*, *šlęt-*, *šlāt-*, *šlęχt-*, *šlęχdə-*, *jəšlę^{a}t-*, *jəšlęχdəfǫl*, auf, zu denen sich in der Solinger Gegend *šleitə-* gesellt. Diese beruhen auf einer Kreuzung mit *schlecht*. Eine Reihe weiterer Einzelheiten, die alle neue Mischungen mit *schlecht* voraussetzen, übergehe ich. Das rheinische Vorkommen steht mit dem ndl. in Zusammenhang. Das Wort ist nach dem Mndl. Wdb. südndl.; in Westflandern wird es für ein Glas, einen Graben, die bis zum Rande voll sind, gebraucht; neben *sleek vol* gibt es *sleeke vol;* weiter kommt es in der Provinz Antwerpen, im Hageland vor, an beiden Stellen tritt *sleikens vol* dazu, im Hageland noch ein Adj. *sleiksch;* in Brabant ist *sleekvol* üblich. Westflandern besitzt noch die Fügung *sleekende vol;* diese geht auf das von Kilian verzeichnete Verbum *sleycken* kriechen, schleichen zurück. Außer in der Verbindung mit *voll* ist im Ndl. auch das Adj. für sich gebraucht: *het water in de*

[1] Die Karte 32 in Bischoffs Studien zur Dialektgeographie des Elbe-Saale-Gebietes in den Kreisen Calbe und Zerbst bringt noch mehr aufschlußreichen Stoff, so *jəšlēkt* im *jəšlēχtə*-Bezirk, auch Einzelformen wie *jəšliχən(ə), jəšlīχtə, jəšleχt*. Das oben geforderte *šliχt* hat noch seinen eigenen Bezirk nördlich Calbe und einen zweiten westlich Staßfurt. An das Calber *šliχt*-Gebiet lehnen sich ein *šīr-* und ein *šlēpə*-Vorkommen an.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0278

gracht staat sleek met de straat (De Bo); das gilt ebenso für das Rheinland: südndfrk. *e schleeke Luət* (Lot), *Teller*, moselfrk. *e schleeche Sister* (Sechter), *de Koh get e schleech en Emer voll, et es schleech gewogt* (gewogen) u. a.; die Mark kennt diesen Gebrauch weniger, doch fehlt er nicht: *de Schäpel is schleek;* gewöhnlich ist *geschleechtes Maß*. Die durch die Verbreitung und die sachliche Beziehung zum Ackerbau gesicherte Verknüpfung mit der ndl. Bauernsiedlung des 12. Jahrhunderts bestätigt überdies ein sprachliches Zeugnis, das aus der Zeit vor des Großen Kurfürsten Holländerkolonisation herrührt: 'Kuster hat von jeder huefen 3 *schlehe* virtel' (Barnim 1541) Riedel I 11, 479; auch: 'Von 2 Hufen 7 *schleichen Viert*' (Krenzlin Kr. Ruppin 1682) Ruppiner Flurnamen 59.

Die ob. S. 80 berührte nds.-ndfrk. Doppelbedeutung von spack greift noch eben in die Mark hinein, indem im Lande Ruppin neben dem ndfrk. *spack* undicht, rissig die nds. Wörter *spak (špǭk), spakig* brüchig (von Holzgefäßen) und *spaken* brüchig werden treten. Der ganze märk. Sprachraum kennt sonst nur *spack* und das Verbum *spacken* im ndfrk. Sinne. Übertragen kommt *spack* für abgemagert, elend, matt in der Odergegend und der Neumark vor. Diese war früher weiter verbreitet; im Havelland gebraucht sie 1596 Gulich in seinem Antiochus: 'Dat eim nicht werdt die buck tho *spack*' (Nd. Jb. 28,55). Der Ostfläming und der Kreis Luckau besitzen die Form *spak (špōᵃk)*, worin sich möglicherweise eine räumlich begrenzte Sonderform der ndl. Heimat erhält; *špǭᵃkən* platzen (von Ziegelsteinen beim Brennen) gibt es im Oderbruch.

Bucht f., Verbalsubstantiv zu *biegen*, ist Krümmung, Bogen: ags. *byht* m., mengl. *boght*, mnd. *bucht*, nndl. *bocht*. Vornehmlich bezeichnet es in der mundartlichen Sprache die Wegkrümmung: holst. *de Weg maakt väl Buchten;* daraus übertragene Wendungen wie *in de Bucht springen* den Pferden in die Zügel fallen, für jem. in die Bresche springen u. a.; auch der von einer Krümmung eingeschlossene Raum, die Ecke einer Koppel heißt *Bucht*, z. B. in Holstein (Mensing 1,558). Dazu stellt sich in der Seemannssprache, nach Trübners Deutsch. Wb. 1,457ᵃ ziemlich gleichmäßig im Engl., Ndl. und Nd. ausgebildet, der Begriff des von einer Krümmung der Strandlinie eingeschlossenen Meeresraumes in hd. Texten. Weitere seemännische Verwendung führt zur Bedeutung aufgerolltes Tau (ebda). Sodann ist *Bucht*, gewöhnlich im Plur. *Büchte* eine Benennung kleiner Münzen (Lasch-Borchling 1,364), wahrscheinlich ursprünglich kleiner verbogener oder doch biegsamer alter Münzen (Nd. Kbl. 13,5; 29, 31). Im Mndl. tritt ferner *bocht* m. für Pferch, eingefriedigter Platz auf der Weide auf (Stallaert 1,262ᵇ; Horae belg. 7,19; *bocht, bucht* sepimentum clausum Kilian). Dieser Sinn ist in den ndl., namentlich südndl. Mundarten allgemein bekannt, meist in dem entwickelten Begriff eines eingehegten Verschlages für Schweine, Schafe und andere Haustiere, der sich vor dem Stall befindet, vgl.: antwerpisch, westfläm., brabant. *bocht, bœ̈cht* m. eene afgeheinde plaats onder de opene lucht vóór eene verkenskot, waar men de verken in laat loopen. In denselben Landschaften ist auch die Bedeutung Biegung gebräuchlich, im Ant-

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0279

werpischen aber mit fem. Geschlecht, woraus sich verschiedene Bildung beider Wörter erschließen läßt: *bocht* f. Biegung, aber *bocht* m. Pferch aus **gebocht* gebogene, geflochtene Zweige. Das erste Wort wird auch in übertragenem Sinne gebraucht: *in de bocht springen* neerstig werken. Auf Nordbeveland begegnet *bocht* Kirchenbank, was sich aus Winkel, Ecke herleiten läßt. In den holl. und den nördlichen Mundarten bedeutet das Wort nur Biegung, so auch in Ostfriesland. ten Doornkaat Koolman 1, 245[b] bemerkt ausdrücklich, daß *Bucht* als eingezäunter Raum im Brem. Wb., bei Danneil und Dähnert, nicht aber im Ostfries. vorkomme. Mensing hat vorwiegend Belege für Biegung, aus Schütze führt er *Bucht* ein durch Recken (Lattenzaun) abgezäunter Platz auf der Weide an, weiter aus Ranzau abgetrennter Stallraum für Kälber, Schafe und Fohlen und aus Südholstein *Bucht* Nische, in der sich die Wandbettstellen befinden. Die dürftige und örtlich beschränkte Bezeugung des Wortes in diesem Sinne fällt auf. Sie nötigt im Verein mit dem bremischen Vorkommen die Vermutung auf, daß sich hierunter das ndl. Wort verberge. Daß wir uns hierbei auf dem rechten Wege befinden, lehrt die deutsche wortgeographische Lage. *Bucht* Biegung, Krümmung ist im Wesentlichen auf das Nds. mit rheinisch Niederfranken beschränkt, als eingehegter Raum erscheint es zuerst im Südmndl. und hält sich heute auf diesem Gebiet. In Deutschland tritt es nicht im Rheinland auf, aus verschiedenen Gegenden Westfalens ist es bezeugt; im lübeckischen Gebiet, in Mecklenburg, in Pommern wird es neben der ersten Bedeutung Krümmung gebraucht. Das große geschlossene Verbreitungsgebiet aber beginnt im Mansfeldischen, im Anhaltischen und der Altmark und erstreckt sich über den ganzen märkischen Siedlungsraum. Den deutlichen Zusammenhang mit dem südndl. Ursprungslande verrät die altmärkische Verwendung von *Bucht* als eingefriedigter Raum, in welchen das Weidevieh hineingejagt wird, als *Tüffel-, Kohlbucht* umzäunter Acker zum Anpflanzen von Kartoffeln und Kohl (Danneil 26*); die erste Bedeutung erscheint als *Bucht* oder häufiger *Nachtbucht* eingehegter Platz für ruhendes Weidevieh; eine solche *Bucht* ist auch der *Upstall*, falls er gehegt ist. Diese *Nachtbuchten* sind bis zur Oder gebräuchlich. Bathe[1] kennt *Bucht* auch als eingehegte kleine Wiesenfläche für Kälber und Fohlen. Jenseit der Oder und in Mecklenburg-Vorpommern wird *Bucht* meist nur als *Swinbucht* der eingezäunte Auslaufraum vor dem Stall gebraucht; der ältere Mantzel nennt *Bucht* eine Einschließung des Viehes, besonders der Schafe, auch das Gehege des Altars[2]. Der ursprüngliche Sinn ist somit nur im alt- und mittelmärkischen Raum anzutreffen; ringsherum gilt *Bucht* nur für den Schweineverschlag. Am östlichen Nordharz ist *Bucht* ein Abschlag im Stall für Schafe, wenn sie gemolken werden, was mit nds. *Bucht* Ecke, Winkel zu verbinden ist. Abgespalten hat sich davon auch lippesches *Bucht* f. Raum zur Aufbewahrung von

---

[1] Die Herkunft der Siedler in den Landen Jerichow (1932) 103.
[2] (E. J. Fr. Mantzel,) Bützowsche Ruhestunden (Bützow 1761—1767) 25, 58.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0280

Heu, Stroh und Getreide im unteren Stockwerke (Frommann, D. Mdaa. 6,55); auch schwalenbergisch (Nd. Kbl. 29,47). Wir stellen also zwei Kernbezirke der ursprünglichen Bedeutung von *Bucht* eingezäunter Raum fest: die südlichen Niederlande und die Mark. Nun gibt es ein zweites Wort *Bucht* f. schlechte Schlafstätte, schlechtes Lager (u. a. in der Oberlausitz). Dieses führt Weinhold[1] als schles. *bôcht, pôcht* n. f. das Unterste vom Düngerstroh, mhd. *bâht* n. Unrat, Kehricht, Kot; schlechtes Bettstroh, überhaupt Lager, Bett an; oberlaus.-obersächs. *Bucht, Pucht* sei zum Teil durch Mißverständnis entstanden, wir sagen dafür besser, durch Mischung mit dem märkischen *Bucht*, besonders *Schweinebucht* über die Niederlausitz und Leipzig hinweg. Obersachsen ist vor allem der Raum, wo sich *Bucht* als Schweineverschlag und *Bucht* Ecke, Winkel mit dem westmd. und obd. *Bôcht* zu einem neuen Einheitswort *Bucht* f. verschmolzen haben. Verstreutes, wirres Stroh, Heu; Abraum, Unrat; minderwertiges Obst; Abfälle von Stoffstücken, Fäden usw. (Schneider*bucht*); altes Gerümpel; Haufen, Menge *(än ganz Bucht Wäsch);* sodann Strohlager, Bett; Lagerstätte, kleiner Raum zum Schlafen oder Wohnen, elende Hütte; ferner Verschlag zur Mästung von Federvieh; Sau*bucht*; liederlicher Winkel u. a. ist der Umkreis an Bedeutungen, die sich in diesem obersächs. Wort vereinigt haben. Der Begriff der Unordnung ist dem alten *bucht* m. abgezäunter Weideplatz fremd; er ist erst aus dem obd. *Bôcht* hinzugetreten. Auch Ostpreußen gehört zu den vom Ostmd. her sprachlich abhängigen Landschaften; das geht aus dem Sinn des mundartlichen *Bocht* (für älteres *Bucht*) f. Lagerstätte, Bett, Stall hervor. Trübners D. Wb. bringt zwei schles. Belege von 1617 und 1629 für 'Säwkoben und *Bocksbocht*' und '*Pocht*'[2] für Pferch, Hürde; es liegt auf der Hand, daß beidemal das schles. *bôcht*, mhd. *bâht* und der Sinn Strohlager vorliegen. Aus dem 17. Jahrhundert wird ein niederlaus. Beleg für *Bucht* Schlafwinkel angeführt, der offenbar von Obersachsen vorgedrungen ist. Die obd. Abkunft des obersächs. *Bucht* folgt auch aus der Nebenform *becht, böcht*, die schon im Mhd. begegnet und im Obd. geläufig ist. Richtig ist die mhd. Grundlage im D. Wb. 2,201 bei *Bocht* n. m. Dreck, Kot beachtet, wo auf hess. *Bocht* schlechtes Strohlager verwiesen wird. Auch der sonst so ausschweifende Etymologisierfreund ten Doornkaat Koolman (1, 245[b]) hat vor einer Vermengung der verschiedenen Wörter gewarnt; er stellt das ndl. *bocht* m. Ausschuß, Dinge ohne Wert, verdorbene Sachen, Lumpen, verschlissene Kleidungsstücke zum md. *Bocht* des D. Wb. In der Tat ist die Annahme berechtigt und begründet, daß dieses ndl. Wort aus dem Deutschen entlehnt ist. Die Verbindung gibt das rhein. *Bächt* m. (mundartlich moselfrk. *bāxt, bǭxt, bę̄χt*, ripuar. *bāx, bāt*, ndfrk. *baxt, bǭx, bǫut, bęit*, kleverländ. *boxt*); das kleverländ. *boxt* bietet die geeignete Unterlage für das

---

[1] In: Sitz.-Ber. d. Akad. d. Wiss. Wien hist.-phil. Kl. 14 (1854) Anh. 11[a].

[2] 'Da lauffen etliche ihrem Nest oder *Pocht* zu' F. Seidel, Türckische Gefängnuß (1629) E 3[b]. 'Nest' beweist, daß *Pocht* Strohlager gemeint ist.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0281

südndl. Wort, daneben spielt die umgelautete Form eine Rolle in der südndl. Nebenform *beucht*. Angesichts dieses gesamten Tatbestandes steht die Angabe des Mnd. Handwb. von Lasch-Borchling, das mnd. *bucht* f. habe auch eingefriedigten Raum, Pferch, Hürde, Abteilung eines Stalls, Stall, Versteck eines wilden Tieres bedeutet, ohne Deckung da. Die Nachweise hierfür sind diesmal wie in anderen Fällen dringend nötig, um aufzuklären, was nds. und was ndfrk. ist. Das brem.-holst. Vorkommen in der Bedeutung Pferch, Hürde geht m. E. nicht im Nds. auf, sondern zählt zum ndfrk. Sprachgut.

Das neumärk. Hocken n. Verschlag für Hühner, Enten und Gänse stimmt mit ostpreuß. *Hock* m., *Hocke* f. eingezäunter Raum zur Aufnahme für das Vieh, Verschlag im Stalle, in dem das Jungvieh gehalten wird, mit holst. *Hock* n. Pferch, Koben, Verschlag für Schweine, Kälber und besonders Schafe (Halligen, Eiderstedt, Schwabstedt, Rendsburg) überein und geht auf ndl. *hok* n. kleiner abgeschlossener Raum für Gegenstände oder Tiere zurück. In Holstein hat das Wort die jüngere wirtschaftliche Durchdringung der Westküste herangeführt, im mittleren Bezirk kann es aus den Marschen eingewandert sein. Auf Finkenwärder kommt das Wort neben *Hocke* f. Garbenstand vor. Es ist auch im Friesischen heimisch. Verwandt ist oldenburg. *Huck* Gelaß. Im Rheinland ist *Hock* m. nur als Restwort in Düsseldorf in der Bedeutung Verkaufsplatz auf dem Hofe, besonders für Kohlen belegt. Die nds. Landschaften besitzen das Wort nicht; auch der Altmark fehlt es. Aus dem übrigen märkischen Gebiet liegen noch keine Angaben vor.

Polder m. Hühnerstange, -stall s. ob. S. 263.

Unsere Kenntnis von der Verbreitung des Wortes Pütte, Pütten m. gegrabener und mit Feldsteinen ausgemauerter Schöpf- oder Ziehbrunnen in Westdeutschland ist dank mehrerer günstiger Umstände[1] fast ebenso gut wie für das ostnd.-märk Gebiet[2]. Die deutschen Lande kannten ursprünglich nur den Quellbrunnen. Dessen Namen waren *Sod* m. und *Born* m. Den Hauptteil des nds. Gebietes beherrscht heute *Sod*, im Süden greift *Born* an zwei Stellen, an der mittleren Weser und der mittleren Elbe, kräftig ins *Sod*gebiet ein und hat auch auf dem rheinischen und westfälischen Boden einen beachtlichen Raum inne. Diese Kraft des südlichen Wortes nimmt nicht wunder, wird sie doch vom großen süddeutschen *Brunnen*gebiet, von dem sich der *Born*bereich lediglich durch eine frühe lautliche Sonderentwicklung abgespalten hat[3], genährt. Es ist

[1] Auskünfte von den Archiven des Rhein., Westfäl. und Niedersächs. Wörterbuchs, von Dr. Janßen ferner eine Kartenskizze für diese Untersuchung; außerdem seine Wortkarte in einem Bericht des Niedersächsischen Wörterbuchs; Karte 3 (S. 25) in W. Peßlers Plattdeutschem Wortatlas von Nordwestdeutschland; Karte 64 bei Rud. Warnecke, Haus und Hof in der nd. Sprache zwischen Hunte und Weser (1939).

[2] Ergänzende schriftliche Angaben Bischoffs, die Grenzziehung durch E. Mackel für die Westprignitz (Nd. Jb. 31, 73), durch R. Blume für das Land Stargard (Teuth. 9, 28) und durch R. Holsten, Sprachgrenzen im pommerschen Plattdeutsch (2. A. 1928) Karte treten zu meiner Wortkarte hinzu; im Kreise Neustettin habe ich die Wortgrenze selbst im Jahre 1921 Ort für Ort festgestellt.

[3] Vgl. Emil Küppersbusch, Born und Brunnen. Teuth. 8, 55—94.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0282

überhaupt aus sprachgeschichtlicher Erwägung nicht fraglich, daß *Born* ehedem auch dem nds. Sprachverband eigen gewesen ist; als einen Beweis dafür sehe ich das *Born*vorkommen südlich Bremen an und rechne das Auftreten dieses Wortes als Bezeichnung der Brunnen der Wasserversorgung in nd. Städten als ein Zeugnis dieser Zugehörigkeit. Der nd. Raum zerlegt sich in bezug auf die Benennung des Ziehbrunnens in drei Teilbezirke: den westdeutschen, den mittleren und den ostdeutschen. Den Inhalt dieser drei Bereiche kennzeichnet der Ausdruck *Pütte*. Den Westen hat *Pütte* neben den beiden alten Wörtern inne, die Mitte beherrscht *Sod* allein, und im Osten gilt *Pütte* neben jungen Wörtern. Sachlich gedeutet besagt dieser wortgeographische Tatbestand, daß der Westen und der Osten den Quellbrunnen und den künstlichen Brunnen sprachlich scheiden, der mittlere Bezirk nicht; in der Mitte fehlt der Name des künstlichen, im Osten eine alte Benennung des natürlichen Brunnens. Im südlichen *Born-Brunnen*-Gebiet hat *Pütte* so wenig wie in der nördlichen Mitte eine Rolle gespielt. Dem gesamten westlichen Abschnitt diente *Pütte* als Name des gegrabenen Schöpfbrunnens, den wirtschaftlicher Zwang neben den natürlichen Quellen anzulegen erforderte, aus dem Grunde, weil mit dem Wort eine verbesserte Form, besser als man sie selbst bisher herzurichten verstand, der aus Feldsteinen gemauerte Schacht, ins Land kam; die Mitte lernte diesen Namen nicht kennen, und so diente der heimische Name des Quellbrunnens auch als Bezeichnung der künstlichen Anlagen; dem Osten wurde der fremde Name des gegrabenen und befestigten Brunnens in so überwältigender Masse zugeführt, daß daneben die beiden nd. Namen des Laufbrunnens sich nicht durchzusetzen vermochten. So ist es gekommen, daß die beiden *Pütte*gebiete Deutschlands einen verschiedenen Wortbestand haben. Im Westen besaß die römische Provinz die künstliche Wasserstelle, als die germanischen Stämme sie gewannen, und die kölnische Kirchenprovinz Westfalen hat Anlage und Namen von hier erhalten; auch die friesischen Gebiete, die Siedlungsländer der Angelsachsen und die nordischen Völker haben beides übernommen; über die Weser aber sind sie nicht gedrungen. Erst das 12. Jahrhundert führte Sache und Wort in die märkische Siedlungsphäre mit den ndl. Einwanderern ein. Im Lichte der skizzierten geschichtlichen Entwicklung gewinnt die Überschichtung des Westabschnittes mit zwei sachlich verschiedenen Bezeichnungen des Brunnens ihren Sinn[1]. Das Rheinland scheint *Born* vom Süden her erhalten zu haben; das geht aus der geographischen Lage hervor, welche Ripuarien und Niederfranken ausschließt[2]. Die Niederlande be-

[1] Die Bemerkungen in der Zs. f. Mdaforsch. 15, 44 treffen daher die Sachlage richtig, wenn sie das Nebeneinander von *Sod* und *Pütte* in Westfalen, im Harlingerlande und in Ostfriesland auf die Sachverschiedenheit zurückführen. Verdrängungsvorgänge haben an verschiedenen Stellen den Ausdruck *Pütte* beseitigt; so kann R. Warnecke zwischen Hunte und Weser (S. 56 a. a. O.) nur noch Spuren von *Pütten* erkennen.

[2] Die Nordgrenze von *Born* verläuft nach dem Rhein. Wb. 1, 784 über Adenau—Daun—Malmedy—Monschau—Schleiden—Sinzig— den nördlichen Westerwald— das Siegerland und das oberbergische Gebiet. Eupen steht in Verbindung mit den Niederlanden.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0283

saßen *Born* in der Sprache der fränkischen Stämme, die dieses Gebiet in Besitz nahmen. Der Vorteil einer Scheidung der beiden Wasserstellen aber war so einleuchtend, daß Ripuarien aus dem romanischen Wort eine Bezeichnung des Naturbrunnens abzweigte, das Diminutiv *Pützchen*. Westfalen hatte in *Sod* den bodenständigen Ausdruck für den Brunnen mit fließendem Wasser, ebenso Nordniedersachsen und Ostfalen. Den geschichtlichen Zusammenhang mit dem nd. Altlande erweist dasselbe Wort in Mecklenburg-Schwerin, in Vorpommern und dem ostpommerschen Küstensaum bis zum Vietzker See. Die Auseinandersetzung zwischen *Sod* und *Born* auf dem nd. Boden, die sich aus den oben angeführten Tatsachen erschließen läßt, hat eine unruhige Südgrenze zurückgelassen; ich sehe in der westfälisch-ostfälischen *Born*spitze und in dem braunschweigisch-lüneburgischen *Born*rand keine südlichen Einbruchstellen, sondern nördliche Restränder. Eher kann der Paderborner *Sod*keil als Vorstoßform in altes *Born*gebiet gelten, und zwar ist dieser Vorstoß früh erfolgt. Davon zeugen die Ortsnamen *Relikensoth* des 12. Jahrhunderts bei Salzkotten, *Silresethen* von 1231, jetzt die Flur *Silkensode* bei Brenken, ein Brunnen *Silkensothe* bei Paderborn, zuletzt 1580 erwähnt, und das Gut *Weltsöden* bei Salzkotten[1]. Wirtschaftlicher Verwendung nicht zugeführte Quellen tragen heimische Namen, in erster Linie den Namen *Spring*, das in der Mark vielfach vorkommt und im Rheinland in der Form *Sprung* auftritt; daneben heißt der Quell, dessen Wasser in Röhren ausläuft, im Rheinland *Zipp*. Auch *Quelle* f. ist in der Mark üblich; in Nordwestfalen und Braunschweig gebraucht man *Welle* f. Zeugnisse für den Gebrauch des Wortes *Born* als Namen der Verteilungsstellen der städtischen mittelalterlichen Wasserleitungen liegen u. a. aus Berlin[2] und anderen märkischen Städten sowie aus Rostock vor. Das Gebiet des rheinischen *Pütte*, südlich der Benrather Linie im Moselfränkischen heute *pets*, im Ripuarischen *pöts*, im Niederfränkischen *pöt* lautend, erstreckt sich von der rheinfränkischen Saar und dann von der Bopparder Linie nach Norden, Westen und Osten bis an die Provinzgrenzen; es kommt darüber hinaus auch in Nassau vor. Das rheinfränkische Nahetal und der Hunsrück entsenden ihr *Zeichborn* Ziehbrunnen ins *Pütz*gebiet der Saar; anderseits erscheinen einige *petsbǭrə* an Nahe und Saar[3]. Darin scheint die alte *Born*unterlage des rheinfränkischen Saargebietes durch. Westfalens östliche *Pütte*grenze liegt am Ostrande der Kreise Büren, Wiedenbrück, Halle und Herford; in dem letztgenannten Kreise wird die Weser erreicht. In der Mark ist die Altmark ohne einen Streifen am linken Ohreufer und ein rechtselbischer Strich zwischen Schönhausen—Döberitz und Genthin—Ziesar—Gräben eine Mischung zwischen *Born* und *Pütte* zu dem Wort *Püttborm* eingegangen. *Born* gilt im Süden noch in Treuenbrietzen und auf dem Fläming; es

---

[1] H. Jellinghaus, Die westfälischen Ortsnamen nach ihren Grundwörtern (3. A. 1923) 157.
[2] E. Fidicin, Hist.-diplom. Beitr. z. Gesch. d. Stadt Berlin 1, 26; 32.
[3] Nach der Auskunft vom Archiv des Rheinischen Wörterbuchs.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0284



Karte 26

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0285

herrscht in der Niederlausitz, in Beeskow-Storkow und in der südlichen Neumark. Die Nordgrenze von *Pütte* durchschneidet die Westprignitz, folgt der Landesgrenze, teilt einen breiten Oststreifen des Landes Stargard ab und trifft an der Zarow auf das Haff, ohne die beiden Oderinseln zu berühren; rechts der Oder liegt sie im Urstromtal der Ihna, des Guben-, Zampel-, Krebs- und Schwarzbaches, des Krummen Wassers, der Persante und Damitz und trennt den Südwestteil des Kreises Neustettin ab[1]. Die Süd- und Ostgrenze von *Sod* bildet das Urstromtal der Leitznitz, Hassel, Kautel, Radüe, Grabow und Wipper. Als grammatische Form gilt *Pütte* südlich Werder—Berlin—Neudamm—nördlich Landsberg a. W., nördlich ist *Pütten* links der Oder und auf dem rechten Flußufer in einem Winkel, dessen nördlicher Schenkel bei Stettin beginnt und dessen Spitze bei Berlinchen liegt, in Ostpommern *Pütt* gebräuchlich (s. Karte 26). Feminines Geschlecht, aus *Pütte* f. Pfütze, Wassertümpel, das früher in der Mark allgemein vorhanden gewesen sein dürfte und jetzt noch im Zerbster Land und an einigen Stellen des *Pütte* 'Ziehbrunnen'-Gebietes, im übrigen aber außerhalb davon verbreitet ist, bezogen, herrscht im Ostteil des Barnim, im Kreise Lebus und in der nördlichen Neumark, soweit hier die Form *Pütte* gebraucht wird. Ein Zeugnis von 1672 bietet J. S. Elsholtz, Vom Gartenbau 32: '*Püt*wasser, welches aus gegrabenen Ziehbrunnen geschöpft wird'. Die westfälische Form ist vorwiegend *Pütt* m., in Sümmern, Evingsen, Iserlohn (Kr. Iserlohn), Altena, Endorf, Müschede (Kr. Altena) *Pütt* n., aus Rheine (Kr. Burgsteinfurt) wird *Pütte* m. und aus Rixen (Kr. Brilon) *Pütte* n. angegeben, in Metting (Kr. Tecklenburg) gilt *Püdden* f.[2] Das westdeutsche und ndl. *Pütte, Pütz* m. beruht auf lat. *puteus*. In den Niederlanden sind stellenweise, wie im antwerpischen *börreput* m., das rom. und germ. Wort zusammengewachsen. Das Obd. hat bis in die nhd. Zeit ein fem. *Pfütze, Bütze* Laufbrunnen besessen (ahd. *puzza, buzza*, mhd. *pfütze, bütze*); dieses stammt aus dem ital. *pozza* f. Lache; Weißenburg als Heimatland Otfrids, der 2, 14, 8 *puzzi* gebraucht, ist südlichster Punkt des mask. Wortes[3]. Im Elsaß verwendet Keiserberg, Passion (1514) 34[c] das fem. *Pfütze;* doch muß nach Ausweis des schweiz. *Butz* m. Ziehbrunnen, Cisterne[4] auch das ital. *pozzo* m. Brunnen entlehnt worden sein. Davon nach der Bedeutung zu trennen ist das hd. *Pfütze* f., nd. *Pütte* f. Pfütze, Lache, Tümpel, das sich auch in die Gebiete des mask. *Pütte* eingedrängt und in ihnen stellenweise gut gehalten hat. Im Saargebiet, in der Mark reicht der Geschlechtsunterschied zur Scheidung aus. Diesen hat auch das Mndl. besessen, das Nndl.

---

[1] Die Grenzbeschreibung schließt sich bis zum Pielburger See an die Linie auf der Karte bei R. Holsten an; von dort soll die Grenze auf Neustettin zu verlaufen, was ich nicht bestätigen kann. Im Neustettinschen *Pütte*bezirk ist überall *Born* Quelle bekannt. Meine eigene Wortkarte zeigt *Pütte* auf dem rechten Oderufer im Vorrücken über Holstens Linie.

[2] Auskunft E. Nörrenbergs.

[3] Dazu Th. Frings, Germania Romana 13 und Fußn. 2; D. Wb. 7, 1818.

[4] Schweiz. Idiotik. 4, 2027.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0286

aber aufgegeben. Das Nds. kennt *Pütte* f. Pfütze wohl überall[1]. Einen besonderen Sinn hat das Wort um Bremen, nämlich gepflasterte und ausgemauerte Gosse[2]. Die schwierige Herkunftsfrage des fem. *Pfütze* ist seit Frings, Germania Romana 13 Fußn. 2 nicht gefördert; er sieht darin eine Mischung des mask. lat. Lehnwortes mit einem fem. deutschen Worte, etwa *Gosse*. Das vorliegende Material gestattet keinen Aufschluß. Abzulehnen jedoch ist die Ansicht, die das mask. und fem. *Pütte*, *Pfütze* mit dem merkwürdigen westfäl. *Pōt* m. Pfütze und dem norweg. *poyta* Schlammpfütze verbindet und als germ. Erbwörter anspricht[3]; ihr widerstrebt die Wortgeographie.

Die germ. Wurzel **taþ-*, nhd. in *Zatte*, *zetten*, *Zettel* vertreten, erzeugt durch das Stammelement *-t-* im Got. *ungatass* ungeordnet, ungeregelt und im Fränk. *tas* m. Haufe, wozu das mndl. *getes* sich fügend, passend tritt. Aus dem Fränk. ist *tas* ins Französ. und Provenzal. gelangt. Das ndl. *tas* m. steht für Haufen von Holz, Heu, Korn, Ziegelsteinen; in Südholland, Seeland und den südlichen Niederlanden mit Ausnahme von Flandern hat *tas* die Bedeutung Platz in der Scheune, wo das Getreide gelagert wird; Schuermans 712[a] gibt Limburg, Hageland, Brabant und Antwerpen als die Verbreitungsgebiete dieser Bedeutung an; Tuerlinckx und Rutten, auch Teirlinck bringen die gleiche Bedeutung, während De Bo, aber auch Cornelissen-Vervliet nur die gemeinndl. kennen. Südostflandern geht also mit dem Ostgebiet, in der Provinz Antwerpen treffen beide Bedeutungen zusammen. Das Mndl. Wdb. hat die Sonderbedeutung nicht, und doch muß sie im 12. Jahrhundert schon bestanden haben, da sie in die ndl. Siedelzone der Mark ausgeführt werden konnte. Anteil am Worte *tas* hat das fränkische Rheinland, aber sein Gebiet ist ungewöhnlich beengt, hat es doch nur ein kärgliches Dasein in der Diminutivform *Tässel* m. *(tắsəl, tęsəl)* Holz-, Stroh-, Heuhaufen der Kreise Saarlautern, Saarburg, Saarbrücken und Merzig sowie in dem Verbum *tässelen* die Getreidegarben aufeinander legen des Kreises Bitburg[4]. Um so gesunder ist das Leben des Wortes Tass m. im märkischen Gebiet (s. Karte 27). *Tass* mit Beimischung von *Banse*, das im Rückgang begriffen ist, gilt in der Altmark außer dem Kreise Wolmirstedt, der braunschweigischen Exklave Calvörde und der südlichen Hälfte des Kreises Gardelegen. Nach Süden zu bildet die Elbe die Grenze, das Gebiet von Burg und ein Streifen auf dem rechten Ufer gegenüber Magdeburg haben das Bördewort *Banse* angenommen An der Mündung der Schwarzen Elster tritt *Banse* wieder auf, in

---

[1] Einige Belege führe ich an: Brem. Wb.; Richey; Mensing; Colm. Schumann, Die Flur- oder Koppelnamen des Lübecker Staatsgebietes 29; John Brinckman, Plattd. Werke 1, 96; H. C. Bierwirth. Die Vokale der Mda. von Meinersen (Diss. Jena 1890, ostfäl.) 64; Schambach; Dähnert.

[2] R. Warnecke a. a. O. 45; Brem. Wb.; W. Peßler, Plattd. Wortatlas 24.

[3] Vertreten u. a. von Falk-Torp, Norweg.-dän. etym. Wb.[2] 2, 861.

[4] Auskunft vom Archiv des Rheinischen Wörterbuchs.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0287

Karte 27

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0288

Triestewitz bei Torgau[1] aber ist *Tast* gebräuchlich. *Tass* reicht im Süden bis Dobrilugk *(Bansen)* —Finsterwalde—Kottbus—Guben—Oderknie—Lagow; reines *Tass*gebiet ist allein der Kreis Weststernberg. Im Norden überschreitet *Tass* die Provinzgrenze nur, um das Land Stargard ganz der märkischen Siedelung zuzuweisen, und folgt dann dem Landgraben und der Zarow. Der Linienverlauf bezeugt in seiner zweiten Hälfte die nachwirkende Kraft der alten Siedelungs- und Volkstumsscheide, die erste Hälfte aber ebenso entschieden den späteren Ausgleich innerhalb der politischen Gebilde. In Ostpommern überschreitet *Tass* die *Püttelinie* ein wenig, beigemengte *Fack* im überschießenden Streifen erweisen diesen als junge Eroberung. Nördlich Köslin erreicht *Tass* die Küste; es tritt aber im Kreise Rummelsburg vorherrschend auf. Die Koschneiderei besitzt das Wort, in der Rösseler Gegend Ostpreußens ist es bezeugt. Verstreut über die Mark tritt *Tast* auf, häufiger in Zerbst und im Havellande; ganz selten erscheint *Tass* mit neutralem Geschlecht, so in Prenden (Niederbarnim) und in Groß- und Klein-Lübbichow (Weststernberg). Der Plural lautet *Tässe*. Ein überall gebräuchliches Verbum *tassen*, auch *in-* und *uptassen* verrät durch seinen Sinn das ungedroschene Getreide in den Taß packen den Zusammenhang mit der alten ndl. Bedeutung Haufe; bei Colerus, Oecon. (1604) 1, 161 heißt es *tasten* in Übereinstimmung mit dessen *Tast;* aus Peucker, Wohlkling. Pauke 224 sei angeführt: 'in die Scheune *getasset*' (1663). Alte Zeugnisse liegen reichlich vor: 'dat sy nu vorbath nümmer . . . sommertiides in dem oweste in dy schüne tu *tasse* ghan scholden' (Werben in der Altmark 1460) Riedel I 6, 65; 'die Cosseten . . . müssen . . ., wan man im Augste einfueret, uf den *Tasse* arbeiten' (Alt-Ruppin 1525) 4, 151; '(die Gerste) wird in den *Tast* gelegt' (1609) A. Tharäus, Lob der Gerste 224 (Randnote zu 203); 'Wann Gott ein reiches Feld und vollen *Taß* bescheret' (1652) Peucker, Wohlkling. Pauke 455; (Oberbarnim 1674) Siegfr. Passow, Ein märkischer Rittersitz (1907) 2, 150; (südwestl. Ostpommern 1693) Nd. Jb. 19,128. Im Norden grenzt das nds. *Fack* n., im Westen und Süden das nds.-md. *Banse* f. an, beides von Haus aus reine Raumbezeichnungen, wozu *Tass* erst nachträglich geworden ist. Die frühere starke Beimischung von *Banse* in der Altmark hat dort ein fem. *Tass* verschuldet (Zs. f. Mdaforsch. 14, 199). Südlich der Altmark gilt *Banse*, beiderseits der oberen Bode *Fäk* n., um Ballenstedt *Stadel*.

Dem hd. *Steg* m. (ahd., mhd. *stec* m.) kleine Bachbrücke, Fußsteig entsprechen mnd. *stech* n., ndl. *steg* m. in derselben Bedeutung, dem hd. *Stege* f. (ahd. *stega*, mhd. *stege* f.) Treppe, der Raum unter der Treppe als Aufbewahrungsort für Gerümpel oder Schweine- und Gänseverschlag das mnd. und mndl. *stege* f. Während aber das mnd. *stege* dasselbe bedeutet wie das hd. *Stege*, hat

[1] O. Kieser, Aus dem Volksmund der Heimat. Wörterbuch der Dübener Heide und der angrenzenden Gebiete. In: Mitt. d. Ver. f. Heimatk. der Kreise Bitterfeld u. Delitzsch 16 (1940), 36.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0289

das mndl. *stege* den Sinn Fußpfad, enge Straße in einer Stadt. Dieser ist allein dem ndl. Pflanzwort Stege f. in der Mark eigen, und zwar in der Beschränkung auf eine Seitengasse im Dorf, die aufs Feld führt. Von der Altmark, wo Danneil *Stâg* und *Stägel* angibt, erstreckt sich *Stege* über das Land Jerichow, das Havelland, Ruppin und den Barnim nach Ostpommern hinein. Das Prillwitzer *Stegebruch* im Kreise Pyritz hatte keinen Schweinepferch, wie Holsten annimmt[1], sondern es ist nach der Dorf*stege*, die zu ihm hinausführt, genannt worden. Obwohl mir mehr ostpomm. Zeugnisse noch nicht bekannt sind, zwingt das Vorkommen des Wortes in der Koschneiderei[2], da diese von Ostpommern aus besiedelt ist, eine größere Verbreitung in Ostpommern anzunehmen. Die Aussprache in der Mark lautet im Westen *stâ^{i}j, stâ^{i}*, im Osten *stâ* gemäß dem Lautvorgang der Vokalisierung des *-g-* und des *e*-Schwundes. Da der Westen *-d-* in *-j-* wandelt, hat *stede* f. Stätte dieselbe Lautform; es muß daher die aus dem Niederbarnim berichtete Lautform *stâ^{a}* zur Frage nötigen, ob nicht *stede* vorliege. Diese Frage aber wird durch das oberbarnimsche *stâ* entschieden, das nur *stege* zur Grundlage haben kann. Im Niederbarnim hat offenbar *stede* eingewirkt. Eine Kartenskizze liefert M. Bathe, Herkunft (Pause XXIX j'). Belege von 1544 aus Lenzen finden sich bei Herold, Kirchen-Visitations-Abschiede: 'an der *mullerstege*' 1, 467; 'in der *mittelstege*' 483. Aus dem obersächsischen Gebiet, zweifelhaft, ob in siedlungsgeschichtlicher Bindung, stellt sich hierzu *štâχ* schmaler Fußweg bei Müller-Fraureuth 2, 558^{a}. Westfalen besitzt ein *stiəʒə* f. Fußweg, Pfad. Aus dem Rheinland fehlen mir Angaben.

Das Leben

Das ndl. *peuteren* stochern, herumstochern in etwas führt zum märk. pœtern *(pǫ̃tərn)* stochern, hantieren in etwas, Obst mit der Stange abschlagen, den Finger in die Nase stecken. Danneil hat *päötern*. Der Nachbarschaft fehlt das Wort. Schambachs Zeugnis steht anscheinend im Ostfäl. vereinzelt da und hängt mit dem westfäl.-waldeckischen Vorkommen zusammen. Zu scheiden sind kursächs. *petern* unverwandt bitten[3], das ich aus einem lat. *petere* bitten der Schülersprache ableite, und *pettern* mit Feuer spielen im Gebiet zwischen Harz und Elbe, das W. Seelmann im Nd. Kbl. 37, 61 auf franz. *péter* krachen, explodieren bezieht.

Die Gleichung von neumärk. prumen unordentlich nähen und ndl. *pruimen op iets* veel moeite, inspanning moeten gebruiken aan een werk (A. Joos, Waasch Idioticon 538^{b}), auf etwas starren, ohne zu arbeiten (Schuermans 511^{b}) scheint nicht zufällig, da sie im Ndl. durch zwei Gewährsmänner gestützt wird. Ausgangspunkt ist *prûnen* unordentlich nähen, das sonst in der Mark und im

[1] Mitt. d. Ver. d. Kgl. Sammlung f. deutsche Volksk. 5 (1918), 77.

[2] Jos. Rink, Die Orts- und Flurnamen der Koschneiderei. In: Quellen und Darstellungen zur Geschichte Westpreußens 12 (1926), 105; 128; 139.

[3] K. Bruns, Volkswörter d. Prov. Sachsen (Ostteil) 52^{a}.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0290

Nds. vorwiegt. Der *u*-Vokal tritt bei J. Regehr, Die langen Vokale in der nd. Mda. der Tiegenhöfer Niederung (Diss. Königsberg 1902) 39 wieder auf; er ist damit sehr wahrscheinlich dem Ndl. zuzurechnen.

Der geringe Formunterschied von *schnippeln* und *schnippern*, da beides Diminutive zu *schnippen* in kleine Stücke schneiden sind, ist wortgeographisch gebunden: ndl. und märkisches schnippern steht *schnippeln* im übrigen Nd. gegenüber; vgl. *snippen*, *snipperen* resecare, secare, incidere Kil.; *snipper* f. kleines Stückchen Holz, Papier; *snippermes* Schuermans; *afschnippern* erkennt bereits Frisch 2,215^c als „belgisch"; viel und in kleinen Teilen an etwas schneiden wie auch in kleine Teile schneiden Chn. Sam. Theod. Bernd, Die deutsche Sprache im Großherzogtum Posen (1820) 273; *schnippern* in kleine Stücke schneiden Frischbier. Das Brem. Wb. hat *snippeln* und *snippern*. Die Dübener Heide besitzt noch *schnippern*. Vgl. D. Wb. 9,1336; 1338. West- und Ostflandern kommen wegen ihres *snippelen* als Heimat nicht in Betracht.

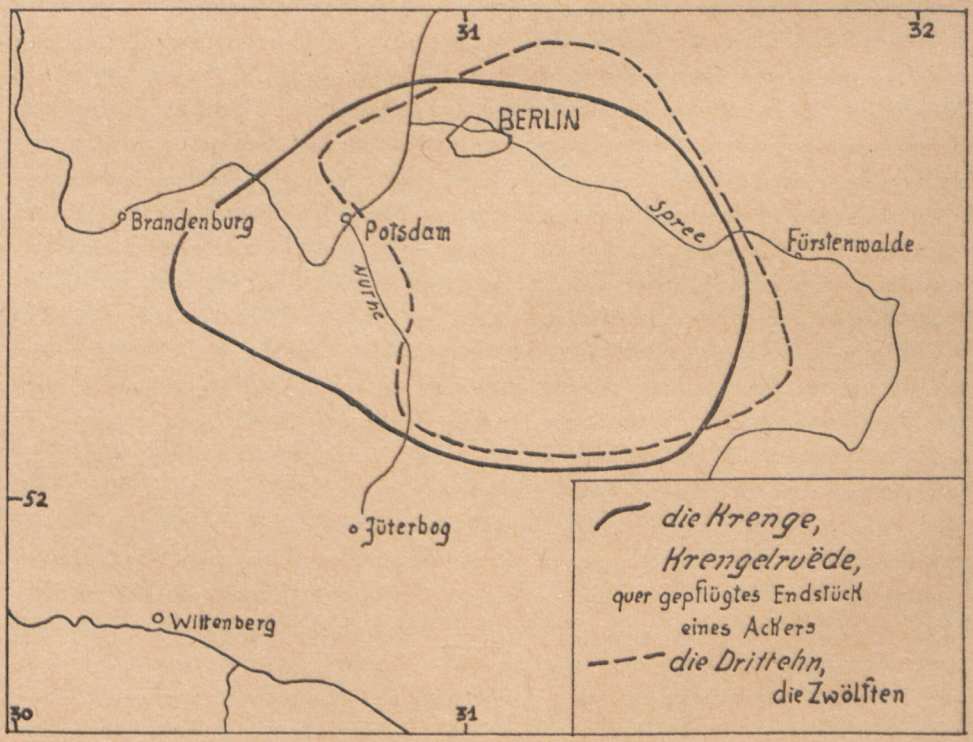
Ebenso verteilen sich *schränken* und *schranken* die Zähne einer Säge auswärts biegen, um den Schnitt zu verbreitern. Die umlautlose Form schranken ist ndl. allgemein, nur Kil. hat auch *schrencken*, im Nds. findet sich nur *schränken*. Das Wort bedeutet im Ndl. durch Schranken abschließen; kreuzen; abwechselnd etwas tun; hin- und herwackeln; Teirlinck hat für das südliche Ostflandern die besondere Bedeutung des märkischen Wortes bezeugt.

Die Wortbildung des märk. Halfachter n. Vesperbrot, Nachmittagessen und halfachtern das Vesperbrot essen hab ich Teuth. 1, 60 beschrieben. Danach ist das Wort aus dem südndl. *halfachternoen* f. Vieruhrmahlzeit verkürzt. A. a. O. hab ich die Ableitung aus dem deutschen *halbacht* erwogen und bin von der Annahme ausgegangen, es habe eine Bildung *zu halbacht Uhr essen* im Sinne von *Vieruhressen* gegeben. Dabei ergäbe sich jedoch nach dem Muster eines märk. Verbums *middachen* die Mittagspause machen und das Mittagessen einnehmen nur eine Verbform *halfachten* und kein *halfachtern* und auch kein Subst. *Halfachter*. Nun ist aber überhaupt eine solche Bildung *halbacht Uhr* für 4 Uhr nirgend bekannt. Ich habe weiter erwiesen, daß das Subst. *Halfachter* das Ursprüngliche und das Verbum von ihm gebildet ist. Den Beweis liefert eine Stelle aus des Brandenburgers Joachim Fromm Nomenclatura rerum quae Brandenburgi sunt (Brandenburg [1679]) E 4^b: '. . . fragte ich weiter, ob nicht bald gespeiset würde; ich bekahm zur antwort: i ja, *halff achter*', in der *Halfachter* keine Zeitangabe, sondern die Bezeichnung des nächsten Mahls ist und syntaktisch als Subjekt steht. Es bedeutet also: das Vesperbrot. Syntaktisch ebenso verwendet wird das Wort in einem Gedicht des Jahres 1652 von Nik. Peucker, Wohlklingende lustige Pauke 417: 'Ihr lieben Pferde, zieht, Seid doch etwas bemüht! Ihr sollt euch wieder dicke fressen, Solange wir *halbachter* essen'. Die südndl. Belege aus einer Auskunft von L. Grootaers sind Teuth. 1,61 mitgeteilt. Danach ist *halfachternoen* f. Vesperbrot allgemein bekannt, es beginnt aber an einzelnen Orten sich an das Zahlwort *acht* anzunähern, indem in

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0291

Wilsele, in Sterrebeek bei Löwen und in Caggerinne-Assent bei Diest (Brab.) *halfachtenoen*, in Kessel bei Lier (Antw.) und Hersselt bei Aarschot (Brab.) gar *halfachtnoen* gesprochen wird. Die märk. Aussprache bewahrt das Svarabhakti der Heimat, indem durchgängig *Hallewachter* gesprochen oder bei schnellem Sprechen wenigstens das *f* zur zweiten Silbe gezogen wird: *Halwachter*. Verändert ist die Bedeutung, was bei der Undurchsichtigkeit der Wortbildung nicht wunder nimmt, in einigen Teltowdörfern. Der ursprünglichen Bedeutung war früh zur Seite getreten die des zweiten Frühstücks. Diese fand ich allein vor in Klein-Beeren und Thyrow, sogar das Mittagessen versteht man in Klein-Beeren darunter. Zu erwägen ist, ob das seltsame ostpomm. *halvęχ* m. zweites Frühstück (Teuth. 4,227) aus *Halfachter* herrührt. Über die Verbreitung in der Mark unterrichtet ob. S. 143.

Romanische Zählweise führt in den Niederlanden dazu, daß die Zwölf Nächte *de dertien nachten* genannt werden. Daher heißt der Dreikönigstag *dertiendag* oder *-nacht*. Aus diesem Brauch stammt das märk. Drittehn, auch Dreetehn her, dessen von der Karte 28 angedeutetes Gebiet ob. S. 143 beschrieben ist. Schon C. Walther hat Nd. Jb. 1,113 diese Beziehung erkannt. Ältere Nachweise aus dem rheinischen Gebiet hab ich in der Monatsschrift Bran-



Karte 28

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0292

denburgia 41,10 zusammengestellt. Im Bergischen findet den *Drüttehndag* noch das Rhein. Wb. 1,1474; in die Karte 45 des Atlas der deutschen Volkskunde ist nur das märk. Vorkommen eingezeichnet. Nach W. Lademann im Teltower Kreiskalender 1931, S. 96[a] wird die zweite Silbe betont.

Das fränk. **kadōn-* Kade, Griebe ist im gesamten ndfrk. Raum erhalten und durch die Siedler in die Mark verpflanzt worden. Alte Belege des mndl. *cade* f. bietet das Mndl. Wdb. und der Teuthonista sowie Kilian, dieser daneben schon die jüngere Form *kaeye*, welche zum ndl. dialektischen *kǭjə* und *kaaikes* weiterführt; die übliche Form des Ndl. ist *kaan* und *kaantjes*, die nach dem Schwund des *-d-* entstanden ist. Das Verbreitungsgebiet[1] zeigen die Wortkarte 'Griebe' der Zeitschrift Teuthonista 3, der Mededeelingen van de Zuidnederlandsche dialectcentrale Nr. 8 (1930), S. 161 und das Rhein. Wb. 4, 22f. Aus ihnen ist ersichtlich, daß in den Niederlanden *Kade* allgemein herrscht, Westflandern aber mit dem lautmalenden *krakeling* geneuert und Südlimburg das bedeutungsnahe *krappe* eingetauscht hat; dieses *Krappe* setzt sich in einem rheinischen Bezirk nördlich Aachen fort, während die beiden Ufer des deutschen Niederrheins *Kade* in der Form *koi*, Pl. *kojen* besitzen. Das Afranz. hat das **kadōn-* als *chaon* übernommen.

Außer dem fem. *Kante* ist ein mask. Kant oder Kanten über das Ndl. ins Deutsche eingedrungen; beide gehn auf ein gall. **kanto* Rand, Ecke zurück, das im breton. *kant* Reif und kymrisch *cantal* Rand eines Reifens erhalten ist. Der Weg führt über das Franz., wo *cant*, *chant* m. Schmalseite, Winkel die Vorstufe von *Kante* bildet und aus *chanteau* m. abgeschnittenes Brotstück, Zwickel, Mondviertel über ein afranz. Verbum *eschanteler* ausbrechen, eigentlich den Schildknopf (afranz. *chantel* < gallorom. **cantellus*) weghauen dasselbe gall. Wort als Grundstock erschlossen werden kann; vgl. E. Gamillscheg, Etym. Wb. d. franz. Sprache 205. Während aber *Kante* f. ganz Niederdeutschland als Seite und durch Handarbeit der Frauen gefertigte Spitze erobert hat, ist das zweite Wort nur eben noch ins Rheinland gelangt und hat sich im Ndl. auf den südlichen Teil zurückgezogen, worüber hinaus es auch nur wenig nach Norden vorgedrungen war. Alte Zeugnisse enthält das Mndl. Wdb. Kilian hat *kant broodts* frustum praecidaneum; Schuermans, Tuerlinckx und Rutten kennen *kant* m. für snede broods, homp. Im Rhein. Wb. 4,144 sind *en Käntche Brut* ein abge-

---

[1] Da mit dem Aussterben des märk. Wortes in kurzer Zeit zu rechnen ist, geb ich die Fundorte der Teuthonistakarte und meiner Aufnahme einschließlich der Belege der Fachliteratur: in der Altmark *Kaoj'n* neben *Grêb'n* Danneil 69[b], *Kaun* Dähre, *Koin* Einwinkel (Salzwedel), *K͡aoin* Schäplitz (Stendal), in der Westprignitz *Koien* Söllenthin, in der Ostprignitz *Koiken* Teetz, *Kåiken* Rossow, *Kojen* Zernitz, im Westhavelland *kåjən* Strohdehne (S. Hildebrand in Minneskrift till Axel Erdmann 1913 S. 262), in Ruppin *Koayen* Segeletz, in der Prenzlauer Gegend *kǭədən*, im Kr. Anklam *Kôd'n* Plöwen, im Kr. Angermünde *kǭ[a]jən* Lunow, im Kr. Königsberg *kǭ[a]jən* Alt-Rüdnitz, Nahausen, im Kr. Greifenhagen *kǭjən* Marienthal, Wollin, *Kåjeren* Rosenfelde, im Kr. Satzig *kǭjra* Schwanenbeck, im Kr. Arnswalde *kōjra* Schlagenthin; alle Formen im Plural.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0293

schnittenes Stück Brot (Kr. Köln), *e Käntche Tuback* Rest Tabak in der Pfeife (Kr. Daun) und letzter Rest im Lagerfaß (Köln) mitgeteilt; die Fälle werden zu dem fem. Wort gestellt, was wegen des ndl. und märk. Maskulinums nicht zutreffen kann. Im Gegensatz zu der rückläufigen Verwendung des mask. Wortes im Ndl. und Rheinischen erfreut sich dieses im märkischen Raum eines kräftigen Lebens; es drängt über die alten Grenzen hinaus und hat Mischzonen mit den Nachbarwörtern geschaffen (s. Karte 29). Eine *Knust-Kanten*-Zone ist der Nordgrenze, die früher der Landesgrenze, dem Landgraben, der Zarow und dem als Rand des *Pütte*-Gebietes bekannten Urstromtal in Ostpommern gefolgt ist, vorgelagert. Das Land Stargard gehört zum alten Besitzstand. Infolge sprunghafter Verbreitung sind einige Orte im Innern Mecklenburgs und Vorpommerns mit Rügen zu dem Worte *Kanten* gelangt[1]. Hierin äußert sich der Druck der Umgangssprache Berlins und anderer brandenburgischer Städte. Dieselbe Ursache hat das Auftauchen des Wortes in Wiesbaden und Frankfurt, wo es sich nach der Angabe bei P. Kretschmer, Wortgeographie der hochdeutschen Umgangssprache 252 vorfindet, verschuldet. In der Altmark gewinnt *Kanten* stark an Boden, die Börde, die recht fest an *Knust* hält, ist in der Nähe Magdeburgs und im Südosten vom Akener Winkel dem Angriff des Ausdrucks *Kanten, Kant* ausgesetzt. Überall gibt es hier und in der Altmark Ortschaften, in denen beide Wörter vorkommen, *Knust* aber als veraltet angesehen wird; die Städte gehn den Dörfern in der Aufnahme von *Kanten* voran[2]. Alter Besitz von *Kant* ist der Streifen zwischen der Elbe von Torgau an und dem Unterlauf der Saale; die Dübener Heide grenzt im Süden ab. Eine Auseinandersetzung mit dem md. *Ranft* hat hier zur Mischform *Kanft, Kamft, Kämft,* geführt[3]. Östlich der Elbe ist die alte nd.-md. Grenze über Dobrilugk, Finsterwalde und die Spree vom Spreewald abwärts im ganzen gehalten, der Kreis Weststernberg hat *Kanten.* Doch weist das *Ränftchen*-Gebiet der Kreise Kottbus und Guben vielfach den neuen neben dem alten Ausdruck auf. Westpreußen sowie weniger häufig das ostpreußische Natangen und Samland besitzen *Kanten.* Die Wortform wechselt in der Mark: *Kant* m. als älteste Form wird noch gebraucht an der Elbe von Torgau bis Magdeburg, in Zerbst und vom Hohen Fläming bis zur Havel, verstreut im Teltow, im Oderbruch und beiderseits der Warthe. Die vorherrschende Wortgestalt ist *Kanten.* In der Altmark, Prignitz, Westhavelland und östlich Schivelbein—Dramburg erscheint ein umgelautetes *Känten,* ostpomm. *Kenten,* lautlich *kēntə, kẹntə, kịntə,* welches aus dem Diminutivum *Käntken,* so bei Landsberg a. W. gebräuchlich, entwickelt ist. *Kanten* bezeichnet das abgeschnittene Endstück des Brotes, womit das märk. Wort der ursprünglichen Bedeutung, die durch die keltische Abstammung vorgezeichnet war, treu geblieben ist, während das ndl. und rhein. ein wenig abgewichen sind. Die Rinde des End-

[1] Vgl. auch die Karte IV 30 im Atlas der pommerschen Volkskunde von K. Kaiser.
[2] K. Bischoff in der Zs. f. Mdaforsch. 14, 200 f.
[3] O. Kieser, Wortgrenzen in der Dübener Heide 18 und Karte 53.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0294

Karte 29

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de
/rosdok/ppn860231771/phys_0295

stücks bietet den jungen Leuten, solange sie recht knusprig ist, einen Anreiz, schreckt aber die älteren ab, da sie sich schwer kauen läßt, und so spielt sich um die beiden *Kanten* eines Brotes immer wieder ein Gefühlsausbruch ab. Daraus erklärt sich letzten Endes der gesicherte Bestand der Wörter, welche das Brotende benennen, damit aber auch das feine Gefühl in der Wahl eines allgemein üblichen und anerkannten Ausdrucks. Diesem verdankt das märk. *Kanten* seine Überlegenheit über die Wörter der angrenzen Länder.

Sachlich verschieden von *Kade* und *Griebe* ist das ndl. und märk. Krappe, gewöhnlich Speckkrappe f. Während unter *Kade, Griebe* der zusammengeschrumpfte Rest ausgelassener Speck- und *Flom-* oder *Liësen*würfel verstanden wird, ist eine *Speckkrappe* eine gebratene Scheibe Speck, welche als Beilage zu einem Eiergericht oder anstatt Fleisch zu Kartoffeln oder auch als Auflage für eine Scheibe Brot gegeben wird[1]; auch die in den Roggenteig des Speckkuchens eingedrückten Speckstücke sind *Krappen, Speckkrappen*[2]. Der Unterschied kommt auf der Wortkarte 'Griebe' in der Zs. Teuthonista 3 nicht zum Ausdruck, da *Krappe, Kade* und *Griebe* auf ihr als angebliche Synonyme verzeichnet sind. Schuld an dieser Ungenauigkeit haben die Auskünfte der Gewährsleute, obwohl die Frage eindeutig den 'beim Ausbraten von Rinds-, Schweinefett usw. zurückbleibenden festen Restchen' (S. 63) gegolten hatte. Vermutlich waren es Männer, während die mit dem Küchenwesen vertrauten Hausfrauen die richtige Antwort erteilt hätten. Daß es aber auch möglich ist, durch Fragebogen Auskünfte zu erhalten, welche die Begriffe *Griebe* und *Krappe* scheiden, lehrt das Ergebnis meiner Umfrage. Die Nr. 30 meines Fragebogens fragte nach 'Griebe (Rest eines ausgebratenen Fettwürfels)', die Frage 31 bezog sich auf 'das gebratene Stück Speck als Speisebeigabe'. Auf der 'Griebe'-Karte tritt *Krappe* 19 mal, davon 8 mal zusammen mit *Griewe, Grewe* am selben Ort, über die ganze Mark verstreut auf, *Griebe, Griewe* seinerseits findet sich auf der Wortkarte 'Krappe' im geschlossenen *Krappe*-Gebiet nirgends, südlich davon begegnet es einigemal in Beeskow-Storkow und der Niederlausitz neben dem hier heimischen *Mecksel* als Verlegenheitsangabe. Die Gewährsleute, welche *Krappe* für die Griebe gesetzt hatten, wiederholen *Krappe* in der Frage 31, oder sie geben den umschreibenden Ausdruck *Brad'speck*. Das letzte geschieht überall im Norden des geschlossenen *Krappe*-Vorkommens im Anschluß an die hier gebräuchliche Benennung. Im Land Stargard, in der Uckermark und im mittelpommerschen Gebiet links der Oder ist also *Krappe* zum Synonym von *Griebe* geworden, was offenbar da nicht der Fall ist, wo man das Wort als Name der gebratenen Speck-

---

[1] Dieser Wortsinn steht nach der Berichtigung durch A. Kiekebusch in Brandenburgia 41, 11 fest, und auch ich erinnere mich seiner bestimmt aus meiner Jugend. Die Angabe 'ausgebratener Fettwürfel' Zs. f. d. Mdaa. 1909, S. 134 ist unrichtig; eine *Krappe* wird nicht ausgelassen, sie wird nur gebraten. Ich habe mir auch die Bedeutung gebratene Scheibe Specks in Ortschaften des Teltow selbst bestätigen lassen.

[2] W. v. Schulenburg, Hirtenwesen 39.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0296

scheibe trotz vorheriger Verwendung für die Griebe anführt. Den Grund für die ersichtlich irrige Doppelangabe *Griebe* und *Krappe* als Name der Griebe läßt die Bezeichnung *gebrad't Speck*, die nur beschreibt, und deutlich die falsche *utgebrad't Speck*, welche selten neben der ersten links der Elbe und als einzige im Südbezirk begegnet, erkennen: die gebratene Speckbeilage ist in Abgang geraten, wie denn überhaupt der bäuerliche Speisezettel auf den Speck mehr und mehr verzichtet und zum wenigsten die gebratenen Speckscheiben abgesetzt hat. Erst indem nach den beiden Begriffen unmittelbar aufeinanderfolgend gefragt wurde, sahen sich die Gewährsleute genötigt, die Bezeichnung des ihnen ungeläufigen Gerichts bei den alten Leuten zu erfragen. So darf nur die hier abgedruckte Wortkarte (s. Karte 30) den Anspruch auf eine verhältnismäßig genaue Wiedergabe des Sachbestandes erheben, sie tritt an die Stelle der Karte der Zs. Teuthonista. Der auffälligste Unterschied zwischen beiden zeigt sich in Ostpommern: dort *Krappe* lediglich im mittelpommerschen Keil, auf meiner Karte dagegen gehört das ganze Gebiet mit Ausnahme des äußersten Ostens und eines Striches zwischen Schlawe und der Ostsee, wo das meckl.-vorpomm. *Brad'speck* auftaucht, dem Worte *Krappe*. Ostpommern bewährt hier von neuem seine natürliche Rolle als Reliktlandschaft. Die auffällige Gestalt des heutigen geschlossenen *Krappe*-Bereichs mit den beiden Westflügeln aus dem Zerbster Lande und aus der Mirow-Rheinsberger Gegend ist das Erzeugnis verhältnismäßig jungen Wandels des bäuerlichen Speisezettels. Die beiden Flügel besitzen geringen Ackerboden, daher ist hier der Fortschritt gering, und der alte Lebenswandel bleibt bei Bestand. Ein starker Einbruch vom Westen hat das Wort *Krappe* weit von der Elbe abgedrängt, während es im Süden nur wenig von der alten Grenze zurückgewichen ist. Wir dürfen jene Fehlauskünfte auf die Frage 30 für Griebe wohl im Sinne eines früheren Vorkommens von *Krappe* im Lande Stargard, in der Uckermark und längs des linken pommerschen Oderufers auslegen. Daß dem Worte *Krappe* nicht von Anfang an die Widerstandskraft gegen den sprachlichen Wettbewerb in der Mark und ihrer Einflußsphäre im Norden gemangelt hat, folgt aus dem Sieg, den es über das nds. *Brad'speck* im ostpommerschen Küstensaum errungen hat; von dem Kampf, der hier ausgefochten worden ist, kündet die Mischform *Brad'-krappe, -krabbe*, die vom Haff bis zur Ostgrenze des Kreises Köslin auftritt. Wie in der Mark erscheint *Krappe* auf der 'Griebe'-Karte der Zs. Teuthonista in einem rhein.-ndl. Grenzsaum, der einen Randstreifen des ndfrk. Übergangsgebietes zwischen Dülken und nördlich Aachen, Erkelenz und Linnich einschließend, umfaßt[1] und jenseits der Reichsgrenze Limburg einbezieht. In beiden Bezirken gilt die Bedeutung Griebe, sowohl durch die Angabe Reste ausgebratenen Fettes, Schmalzes, Speckes im Rhein. Wb. 4, 1387 wie bei Schuermans be-

[1] Ergänzende Beschreibung auf Grund der Wortkarte 'Griebe' des Rhein. Wb. 4, 21/22. Das Wort ist früher noch in Hessen bekannt gewesen; das D. Wb. 5, 2062 bringt einen Beleg aus Burkard Waldis Esop, wo es abgeschnittene Speckscheiben bedeutet.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0297

Karte 30

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de
/rosdok/ppn860231771/phys_0298

stätigt, und somit muß derselbe Vorgang wie in der Mark hier schon zum Abschluß gelangt sein, so daß alle Spuren des älteren Zustandes verwischt sind. Fest aber steht die Tatsache, das *Krappe* auch hier vordem den Sinn abgeschnittenes Stück Speck, das gebraten wird, gehabt hat. Die älteste Bedeutung setzt das Mndl. Wdb. als abgeschnittenes Stück an, und das Ndl. Wdb. führt auf: abgeschnittenes Stück Leinen, Kattun, Tuch usw., Lappen; Stück Schweinefleisch mit Knochen daran, Kotelett; dazu stimmen der Teuthonista 62ª mit *braide, crap, harst* massa, massula, 194ª *crap gefrijt of gebraden* carbonella, frixa und 458ª *vleischkrap op die kailen to braden* sowie Kilian 323ª *krappe* carptus, carptura, res decerpta, frustum decerptum sive abscissum, pars abrasa sive abscissa; pars carnis abscissa und Schuermans *krep* Stück Speck, Fleisch (Kempen), *krappe* Essigtunke mit kleinen Speckstücken (Antwerpen). Kilian führt auch ein sonst unbezeugtes Verbum *krappen* abschneiden, abreißen an, das im rhein. *Krapp* m. Kerbe, Ritze, Einschnitt in einen Gegenstand und *kräppen* einen Einschnitt in Holz machen (Rhein. Wb. 4,1386f.) eine Stütze findet. Der einzige Kilian fügt nun aber noch hinzu: crustum . . . et placenta (kleines Backwerk . . . und Kuchen), wodurch das mndl. *krappe* dem hd. *Krapfen* Schmalzgebäck, das man vom ahd. *krâpfo* Haken herleitet, gleichgestellt wird. Das Ndl. Wdb. legt mit Recht auf diese Angabe kein Gewicht und stellt fest, daß *krap* nur von Fleisch und Speck gebraucht werde.

Das lat. *lōra* f. Nachwein, Tresterwein, im Deutschen ein Lehnwort des karlingischen Weinbaus (Frings, Germania Romana 71), ahd. *lûra*, mhd. *lûre*, nhd. *Lauer* m., auch ahd. *lûrra* aus *lōrea*, mhd. *liure*, nhd. *Läuer*, ist auf seinem Wege aus Süddeutschland (schweiz. *Glöri*, schwäb. *Leuer*, pfälz. *Leier*) nicht ins Nd. gelangt. Frings hat, dem Zeugnis des unzuverlässigen Chyträus vertrauend, dessen angeblich mecklenb. *lower* dem Mnd. zugesprochen. Wohl aber kannte man in den südlichen Niederlanden *lore, leure, leurenwijn* lora, vinum secundarium Kilian, hergestellt aus Obst. Kölnisches *Lőrche* n. fades Getränk (Rhein. Wb. 5,179) zeugt von altem Vorkommen. In Hessen war *Lurch, Lorch* m. früher allgemein verbreitet, Vilmar fand es nur mehr im Fuldischen vor; Niederhessen hat es noch. Nordthüringen besitzt ein *Lurich*, auch *Lorke* wässeriger Birnensaft beim Essigbereiten, schlechter Kaffee. Vom Mansfeldischen ost- und südostwärts beginnt ein geschlossenes Gebiet, welches das Osterland umfaßt, bis nach Dresden ausgreift und die ganze Mark einschließt. Dieses Lurke f., *Lorke*, in der Prignitz Ende des 18. Jahrhunderts *Lurike*, auch *Lurche*, bezeichnet jetzt in der Regel verächtlich eine schlechte Kaffeebrühe, früher einen Aufguß auf Weintrester oder Pflaumenkernen, jenes Zeugnis der Prignitz 'ein Getränk, das die gemeinen Leute aus Obst machen'. Die gute Bezeugung im Osterländischen und in der Mark spricht für kräftiges Fortbestehen eines heimischen Verfahrens. Dieses kann wegen der wortgeographischen Lage der Prignitz nicht über das Osterland mit Oberdeutschland in Beziehung stehn, vielmehr muß *Lurke* an beide Stellen durch die ndl. Siedler eingeführt sein.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0299

Als Ausdruck einer feineren Mehl- und Brotbereitung war vulgärlat. *micca* an den Niederrhein gelangt und hatte sich in der Kölner Kirchenprovinz einschließlich Westfalen ausgebreitet. Die Gleichsetzung des franz. *miche* Semmel aus lat. *mica* Laib Brot und des mndl., nndl. *micke* feines und grobes, kleines und großes Brot, fries. *mik* kleines Brot aus gemengtem Roggen- und Weizenmehl, ndfrk.-ripuar. *micke*, westfäl. *micke* Wecke, Semmel aus diesem *micca* verteidigt Th. Frings, Germania Romana 186. Den ursprünglichen Bedeutungsstand findet er an beiden Rändern des köln-klevischen Verbreitungsgebietes, und dieser ist Brot aus feinerem Roggenmehl, Semmel. Dem neuen Verfahren gegenüber blieb südlich der kölnischen Zone die alte Mehlbereitung und Backweise bewahrt, wie die hier verlaufende Grenzscheide zwischen Weiß- und Schwarzbrot beweist; hier standen *Brot* als Schwarzbrot und *Micke* gegenüber. In Westfalen dringt Micke bis zur Weser vor, nach Lippe könnten es auch die niederrhein. Siedler des 12. Jahrhunderts gebracht haben; sein Auftreten im Bremischen, sein Fehlen in Holstein sichert die holländ. Herkunft für die untere Weser. Wie aus der Provinz Holland das Wort als Name eines groben Brotes bekannt ist, so gebrauchen es auch die Lipper für ein Schwarzbrot kleiner Form, besonders für Dienstleute auf den Meiereien. *Micke* ist nicht gemeinnd., wie noch Frings meint — die Belege des Mnd. Wb. weisen nach Westfalen, Pommern und Mecklenburg —, denn Holstein und Ostfalen haben es nicht kennen gelernt. Seine ostnd. Verbreitung hat die Mark als Kerngebiet. Bekannt ist *Micke*, gleich *Nacke* als Teil einer mehrteiligen Semmel noch in einigen Dörfern der Uckermark und des Teltow und war es ausgangs des 18. Jahrhunderts in der gesamten Mittel-, der Ucker- und Neumark. Dähnert verzeichnet 306[b] *Migge* ein Schönroggenbrot der Losbäcker, das zu einem Schilling verkauft wird, vormals auch Stücken Weizenbrotes, eine Art Brot für arme Leute. Eine besondere Rolle hat die *Micke* als Brotportion bei den Diensten der Bauern gespielt; ein Friedeberg-Gurkower Rezeß vom Jahre 1592 (Jahrb. „Neumark" 3, 91) sichert den Bauern während der Ernte eine *Micke* Brot und einen Käse zum Morgenbrot zu, zum Mittagessen eine *Micke* Brot, Zugemüse und entweder ein Stück Schaffleisch oder ein Stück Speck von ¼ Pfund und zum Abendbrot auch eine *Micke* Brot, einen Löffel Butter nebst einem Käse. Etliche meckl. Städte wie Neustrelitz, Malchin und Sternberg kannten die *Micke* als kleines, eiförmiges, oben und unten abgestumpftes Weißbrot[1]. Die Hofordnungen der meckl. und pomm. Herzoge führen es häufig als Ration des Gesindes an[2].

Der Streußelkuchen ist wohl in Obersachsen aufgekommen; dort findet sich das älteste mir bekannte Zeugnis: 'Wir essen Christwecken oder *Streusselen*' (1584) bei Müller-Fraureuth 2, 575[b]. Jetzt ist er in der Mark und den Nach-

[1] Jb. d. Ver. f. meckl. Gesch. u. Alt. 36, 113.

[2] A. a. O. 115; Arth. Kern, Deutsche Hofordnungen des 16. und 17. Jahrhunderts 1, 137; 166; 227; 237; 255; 260. Derselben Sphäre gehört ein Stettiner Beleg von 1490 bei Klempin, Diplomatische Beiträge 511 an.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0300

barländern sehr beliebt. Das Wort *Streußel* ist nach Bildung und Bedeutung ndl. Einfuhrgut: ndl. *strooisel* n. Streu für den Stall, Blumen auf die Straße, Dungerde auf den Acker gestreut und märk. *Streußel, Streißel* n. Stallstreu aus Stroh, Laub, Schilf, Heidekraut, Kiefernadeln, Sand auf den Fußboden der Stube gestreut; kleine Klümpchen aus Mehl, Butter und Zucker, die auf den *Streußelkuchen* gestreut werden. Vgl. zum Suffix *-ßel* S. 97 ff. und 460.

Die Scheibe Brot hat im Südwesten der Mark im Anschluß an Thüringen, Vogtland und Obersachsen den Namen *Bemme, Pamme* f., im Südosten, in der Niederlausitz wie auch in Schlesien sagt man *Schnitte, Schnede* f. dafür; dieser Ausdruck herrscht in der Form *Snär, Snäj* f. in der Altmark, neben *Stulle*, in der Prignitz, in Ruppin sowie vereinzelt noch in Mecklenburg, hier durch das junge *Botting*' fast verdrängt; die übrige Mark gebraucht das Wort Stulle f. *Pamme*, das nach Fr. Panzer in der Festschrift Kluge (1926) 99 ff. aus wend. *pomazka* Butterschnitte entlehnt ist[1], wird auf der Karte 30 bei Bischoff[2] durch eine Linie Calbe—Barby—Ladeburg—Leitzkau—Nedlitz vom nördlichen *Stulle* geschieden; also das Land Zerbst hat *Pamme*, weiter östlich ist es nach Luckenwalde vorgedrungen, ohne daß es in den Dörfern südlich davon das ältere *Stulle* beseitigen konnte; auf dem Fläming und im Ostrand des Kreises Luckau ist es im Gebrauch. Von hier ab gilt nach Osten zu das schles. *Schnitte; Stulle* herrscht in Teilen der Altmark, wo es der Ostaltmärker Bratring um 1800 *(eine Butterstulle)* und Danneil 1859 *(Stull, Botterstull, Semmelstull, Plummôsstull, Smaltstull, Honnigstull)* verzeichnen, es ist auch in die Börde eingedrungen (K. Bischoff in „Sachs. u. Anhalt" 16,203); es ist der Ausdruck der gesamten Mittelmark mit dem Lande Jerichow ohne dessen Südrand, dem Havellande, der Zauche, dem Teltow, dem Barnim, dem Lande Beeskow-Storkow und kommt in der nördlichen und dem Nordrand der südlichen Neumark, wo es auf das schles. *Schnitte* stößt, sowie in Randstrichen Ostpommerns vor. Mecklenburg lehnt *Stulle* ab, es kennt aber *Stoll, Stollen* m. eine Art Festsemmel in länglicher Form, die auch mit Butter gestrichen gegessen wurde, vgl.: *Ehn Stoll mit Botter schmeert* D. G. Babst, Allerhant schnaaksche Saken 2 (Rostock 1789), 153 und *en groten Stoll* Reuter 5,67 Seelmann, auch *Stollen* eine Art Semmel Mi 87[a], wo der Druckfehler *Stellen* durch den richtigen Platz in der alphabetischen Ordnung berichtigt wird; s. auch Meckl. Wb. 1,731. Auch in der Altmark ist nach Danneil 213[a] *Stoll* ein ungesäuertes Weizenbrot von länglicher Form vorhanden gewesen. Das meckl.-altmärk. Wort ist mit Stolle f., meist Stollen m. länglicher Kuchen von der Gestalt einer geteilten Gurke, der Rosinen, Zitronat u. a. Zutaten enthält und als *Christstollen* zu Weihnachten steigende Verbreitung erfährt, zu vereinigen. Beim *Stollen*reiten der männlichen Jugend im Belziger Gebiet, auf

[1] Das wend. Wort ist mit der Vorsilbe *po-* von einem Verbalstamm gebildet, der in abulg. *mazati* schmieren wiederkehrt; es bedeutet ursprünglich Aufstrich; s. Panzer a. a. O. 105 und ob. S. 170.

[2] Studien zur Dialektgeographie des Elbe-Saale-Gebietes.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0301

dem Fläming, im Kreise Luckau und in der südlichen Hälfte des Teltow, welches sich mit dem Erntefest verband, aber auch im Frühling abgehalten wurde, war eine *Stolle* dem Sieger als Preis gesetzt. *Stulle* und *Stolle* halten sich, mit Ausnahme des südlichen Teltow infolge Aufnahme des Reiterfestes, räumlich geschieden; *Stulle* ist dialektgeographisch deutlich als ein märkisches Wort kenntlich, ihm geht jede Beziehung nach der Leipziger Gegend und Obersachsen ab. Das Vorkommen eines gleichen Wortes im Ndl. angenommen, muß es sogar als ein ndl. Pflanzwort ausgegeben werden. Das ist aber der Fall. Darum darf die Behauptung von Ag. Lasch[1], *Stulle* sei der Form nach ein obersächs. Wort, das in Berlin eine neue Bedeutung angenommen habe, als verfehlt bezeichnet werden. Der Vorstellung, die hier obwaltet, das berlinische Wort habe die ganze Landschaft Dorf für Dorf über die Elbe in die Altmark und über die Oder in die Neumark erobert und Grenzen abgesetzt, die aufs genaueste mit den Grenzen der ndl. Siedlungswörter zusammenfallen, nachgeben, hieße die Augen vor den dialektgeographischen Tatsachen verschließen. Auch darf weder der Formunterschied außer acht gelassen noch der Bedeutungsabstand als so geringfügig betrachtet werden, daß man ihn mit semasiologischem Regelwerk meint überspannen zu können. *Stolle* und *Stulle* sind sprachlich verschiedenen Ursprungs: das erste geht aus dem mask. *Stollen* Stütze, Pfosten, ahd., wohl auch as. *stollo*, mhd., wohl auch mnd. *stolle*, hervor; wenngleich in den älteren Stufen des Nd. unsicher bezeugt, ist dieses Wort durch mundartliche Belege, wie den des Schlesw.-holst. Wb. (*Stoll* m. Eckpfeiler des Bettes), als nd. gesichert; somit ein gesamtdeutsch. Wort, das heute vor allem im Obd. verbreitet ist, vgl. schweiz. *Bettstollen* m. Bettpfosten, *Stollen* Absatz des Schuhs, der am Schuh festhaftende Schneeklumpen, ähnlich das elsäss., schwäb. und bair. *Stollen;* von den im D. Wb. 10, 3, 200 vorgeschlagenen Etymologien befriedigt die von Ed. Sievers, welche von vorgerm. **studh-lón*, urgerm. **stud-ló* mit dem Begriff Stütze ausgeht, am meisten. Von der Bedeutung Stütze sind der *Stollen* der Meistersinger, der Bergwerks*stollen*, der *Stollen* des Hufeisens und zuletzt auch der *Christstollen* — eigentlich *Christkindstollen*, wie ich vermute, d. i. Kuchen in Pfostenform, zu Weihnachten als Symbol für Christus als Wickelkind gebacken (Kluge-Götze 596[b]) — abgezweigt. *Stollen* als längliches Gebäck für ein Geschenk der Paten an die Kinder vermerkt das Elsässische, *Stolle* als Gebäck für den Leichenschmaus das Schwäbische und *Stollen* als Gebäck jeder Art in länglicher Gestalt das Bayerische Wörterbuch. Einen urkundlichen Beleg aus Naumburg von 1329, der den *Christstollen* schon damals als üblich erkennen läßt, bietet das D. Wb. 10, 3, 199: 'in vigilia nativitatis Christi duos panes triticeos longos, qui *stollen* dicuntur, factos ex dimidio scephile tritici.' Einen Dresdener Beleg von 1746 für *Stollen* als Kuchen hat Müller-Fraureuth; er bemerkt das mask. *Stollen* im Erzgebirge, in Dresden und in Zwickau und Umgebung, dagegen das fem. *Stolle*

[1] „Berlinisch" 211.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0302

in Leipzig; hier ist also das Wort unter den Einfluß von *Semmel* geraten und hat das fem. Geschlecht und die Endung *-e* erhalten. Adelung, Wb.[2] 4, 398 scheidet danach die *Butter-* und *Christstolle* vom mask. *Stollen*. Seine *Butterstolle* ist nach 1, 1284 ein Gebackenes, worauf man Butter streicht, wenn es aus dem Ofen kommt, oder ein Gebackenes von Weizenmehl, Eiern, Butter und Hefe in Gestalt einer *Stolle;* er erwähnt das Wort schließlich als einen an einigen Orten gebräuchlichen Ausdruck für die *Butterbämme,* das bestrichene Butterbrot. Ältere Belege für *Butterstolle* von 1647 und für *Honigstull* von 1652 enthält die Gedichtsammlung des Nik. Peucker, Wohlklingende lustige Pauke (Berlin 1702); beide bezeichnen als märkische Wörter die gestrichene Scheibe Brot. Nur die Form des zweiten Belegs bietet den mundartechten Stammvokal; die Stellung des Wortes in der Versmitte hat ihn bewahrt, jedoch das metrische Erfordernis das Endungs-*e* abgestoßen (S. 405); *Butterstolle* aber steht in Reimbindung zu *wolle* (S. 55) und mußte daher einen lautlichen Eingriff erdulden, ein Sprachverstoß, der dem Reimschmied nicht schwer gefallen ist. Peucker wechselt zwischen *-stolle* und *-stulle* also nur aus Reimnot, nicht, wie es Ag. Lasch, „Berlinisch" 212 hinstellt, in freier Wahl zweier gleichberechtigter Sprachformen. Für ihre Behauptung, die *o*-Form sei im literarischen Gebrauch lange Zeit beliebter gewesen als die andere, bringt sie keine Zeugnisse bei. Eine Nachprüfung ergibt Folgendes: noch ein zweiter Landfremder, der Wörterbuchschreiber Frisch 2, 339[b], gibt *Butterstolle* für die bestrichene Brotscheibe an, ferner hat es der Ostpreuße E. Th. A. Hoffmann, Werke 12, 120 Grisebach und der Schlesier Eichendorff einmal im Taugenichts neben zweimaligem, seiner heimischen Sprache entstammendem *Butterschnitte* im selben Werk; Stieler 2134 dagegen versteht unter *Brotstolle* ein längliches Brot ('panis in formam columellae diductus'). Alle Belege aus märk. Quelle weisen *-u-* für die bestrichene Scheibe Brot auf. Dähnert 465[a] führt nun außer *Stolle* auch *Stulle* an für ein großes Weißbrot mit Butter und Gewürzen, welches zu Feierlichkeiten oder zu Geschenken gebacken wird. Ist daraus zu schließen, daß ihm beide Wortformen fremd waren, so daß er das obersächs. und das märk. Wort für gleichbedeutend hielt? Dann wären auch die meckl. Fälle von *Stolle* ein Zeugnis für die Übernahme Leipziger Kuchenarten, was gut zu Beobachtungen über die Zuwanderung von Universitätsprofessoren und höheren Beamten aus Obersachsen stimmt. Doch ist ja Dähnerts *Stolle* kein Hinweis auf ein märk. *Stolle* betrichene Scheibe Brot. Die Unsicherheit in der Lautform spricht nicht von einer Grundform mit *-o-* im märk. Wort, sie zeugt lediglich vom literarischen Einfluß des Leipzig-Haller Wortes auf Landfremde. Damit ist die schon lautgeschichtlich unbegründete Behauptung, ein obersächs. *Stolle* sei im Munde der Brandenburger zu *Stulle* umgeformt worden, zu Fall gebracht. Der Zweifel H. Pauls im Wb.[3] 528[a] an der Gleichsetzung von *Stolle* und *Stulle* hätte warnen müssen. Das D. Wb. 10, 4, 368 hält gleichfalls beide Wörter auseinander und vermutet, daß *Stulle* zum westlichen nd. *Stulle* f. Stück, Brocken, unförmliches Stück, Klumpen gehöre. Dieser

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0303

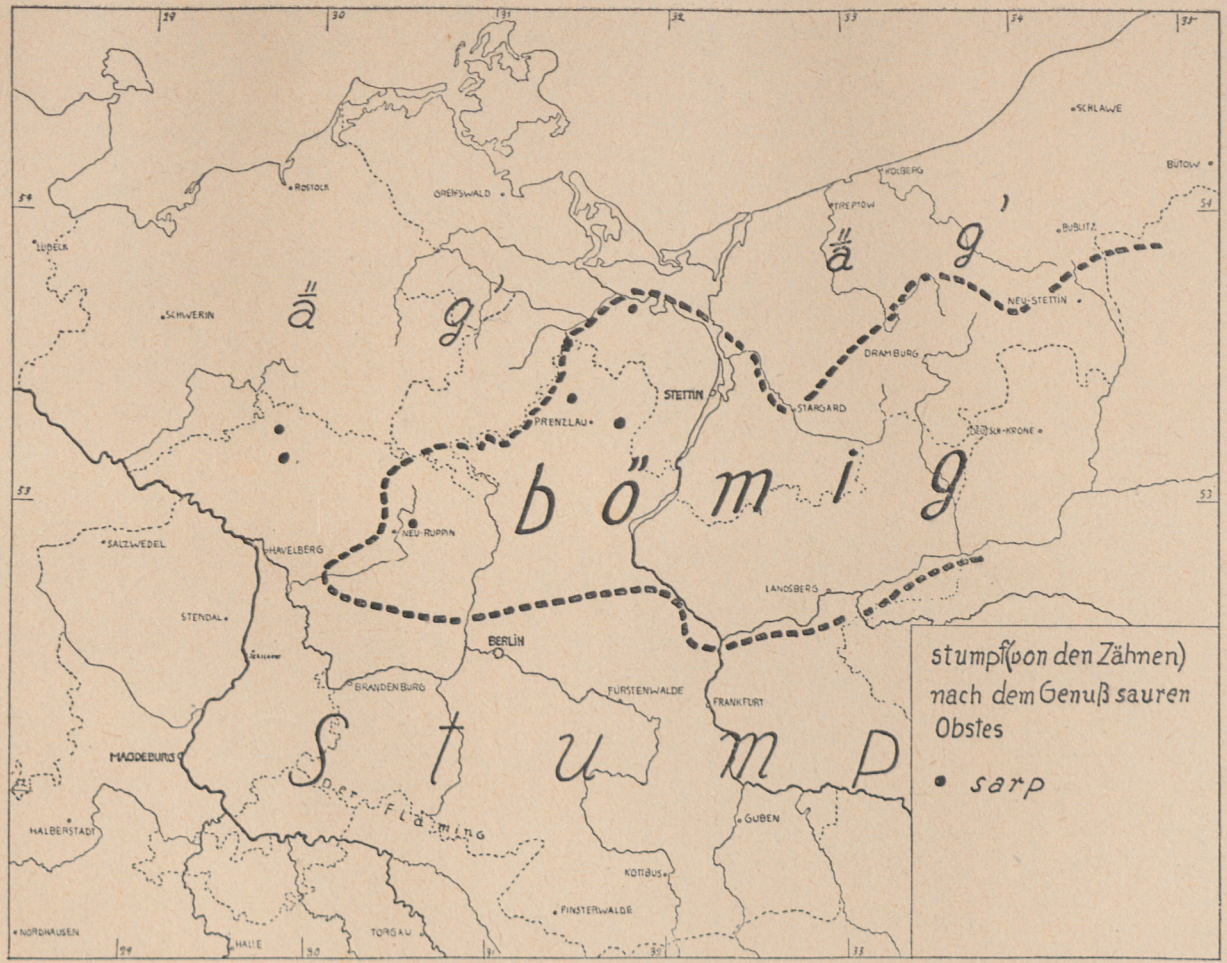
Vermutung schließen wir uns an, nur müssen wir darauf aufmerksam machen, daß dieses Wort nicht nd., sondern ndl. ist; vgl.: *stul* m. Brocken, Stück, Lappen; ein für den Verkauf geformtes Stück Butter (beide Bedeutungen in Flandern); eine Art Torfkloß (in Drente); Kohlpflanze für die Saat (Nordholland) Ndl. Wdb. 16, 377; *stolle, stulle, stuck, lap* frustum, pars assuta Kilian; *stul* m. Butterklumpen Teirlinck; *stul* m. dasselbe De Bo; *stulle* Stück Brocken, unförmliches Stück, Klumpen ten Doornkaat Koolman. In der Bedeutung Stück erscheint die Nebenform *stolle*, sie ist in der Gruppe *(van, met) stucken ende (of) stullen* gleich beliebt, vgl. Ndl. Wdb. 16, 377 und Mndl. Wdb. 7, 2196 (zu *stolle* m.). Beide ndl. Wörter, die sich durch Ablaut scheiden, trenne ich vom deutschen *Stollen*, ohne eine Etymologie aufzustellen. In die Mark ist nur *stulle* m. eingeführt; die Bedeutungsverengung liegt im begrifflichen Rahmen des abgelösten, abgerissenen Stückes. Das D. Wb. 10, 4, 368 sieht in dieser Begriffsnähe eine Stütze seiner Vermutung. Sie allein wird dem Lautstande und dem Sachverhalt gerecht. Der Geschlechtswandel geht auf die Einwirkung der märk. Synonyme zurück.

Das stumpfe Gefühl, welches man nach dem Genuß unreifen Obstes oder saurer Speisen an den Zähnen spürt, bezeichnet die märk. Mundart mit b ö m i g: *de Tähne sin bömig*. Das entsprechende nds. Wort Mecklenburg-Vorpommerns und des ostpomm. Küstenrandes ist *äg'* (lautlich $\bar{e}^{a}x$ < *ege*), daneben kommen in Mecklenburg *slee* und verstreut als Ersatzausdrücke *struw* in Mecklenburg-Schwerin, *eng* in Stargard, *sarp* in der Prignitz, *dof* in der Mark, überwiegend aber *stump* vor, das fast die ganze Mittelmark erobert hat. Das Verbreitungsgebiet von *bömig* hat im Westen und Süden starke Einbuße erlitten. Die Karte zeigt es (s. Karte 31) nur noch zwischen der unteren Havel und dem Haff und nördlich der Linie Berlin—Warthelauf. In Ostpommern hat es anscheinend den alten Raum, den die *leif/lēf* 'lieb'-Linie begrenzt, behauptet, ist sogar, altem Besitzstand der Markgrafen folgend, bis nach Schivelbein vorgestoßen. Dies ndl. Wort belegt das Mndl. Wdb. bereits aus dem 13. Jahrhundert, das Ndl. Wdb. aus dem 16.; Kilian 81[b] bietet eine Etymologie: *boomighe tanden* dentes stupidi q. d. arborei; provenit enim dentium stupor usu fructuum immaturorum et acerborum; 135[a] nennt er das Wort holländisch. Die Kiliansche Deutung leuchtet ein: die Zähne 'bäumen sich', 'sie stehn einem auf', wie Aug. Gebhardt Nd. Kbl. 28,28 treffend bemerkt, und der Widerspruch des Ndl. Wdb. ist unberechtigt. Aus den ndl. Mundarten scheint *boomig* geschwunden zu sein, im Rheinland erinnert vielleicht daran der Ausdruck *kürbömig* empfindlich im Essen (Sieg, Mülheim-Rhein, Euskirchen, Zülpich) und *kürbömen* unentschlossen, zu lange wählen des Rhein. Wb. 4, 1759.

Mäkelnd, heikel, wählerisch beim Essen heißt in der Mark k i s ä t i g oder ähnlich. Dem Synonym *küm* vorbehalten sind die Altmark[1], die Prignitz mit

[1] Einige *kiesfrätsch* und *kisätig* kommen in der Altmark und im Land Stargard verstreut vor.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0304



Karte 31

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0305

Karte 32

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0306

dem Westrand Ruppins, das Havelland und der Kreis Jerichow 1 (s. Karte 32). *kisätig* schließt sich von hier nach Osten an, wobei die Landesgrenze gegen Land Stargard und Pommern beachtet wird; ganz Ostpommern ist von dem Worte durchsetzt, nur im äußersten Osten fehlt es. Links der Elbe gehören die Kreise Wolmirstedt und Neuhaldensleben und der Akener Winkel ohne die Börde ihm an. Die Dübener Heide wird von der Südgrenze durchschnitten[1]; diese beläßt dann Treuenbrietzen innerhalb, Jüterbog außerhalb des Gebietes, holt an Dahme vorbei nach Süden aus und strebt längs der Spreelinie auf Fürstenberg zu, das Land Sternberg wird eingeschlossen und die Drage berührt; über ein östliches Vorkommen fehlen Angaben. Die Hauptform ist *kisätig* (lautlich *kīzę̄ᵃtiχ*); sie gilt im Westen und in der Uckermark löst sie *kisätsch* (lautlich *kīzę̄tš*) ab, und diese Form ist rechts der Oder außer auf dem Rande des Oderbruchs verbreitet. Anhalt links und rechts der Elbe und die angrenzenden Striche haben *kisäte*, der Bezirk an der unteren Ohre *kisefrätsch* (lautlich *kīzəfrę̄tš*, *-frę̄ᵃtš*). Bei Brandenburg tritt, beeinflußt vom benachbarten *küm*, *küsäte*[2] und *küsettig*, um Beelitz *kisäterig* auf, das von einem hier vorkommenden Substantiv *Kisäter* stammt. Die nördliche Uckermark und der vorpommersche Anteil links der Oder weisen *kijätsch* (lautlich *kījętš*) auf. In der Börde herrscht eine Form *kör-*, *kehr-* und *kesefrätsch*[3]; vereinzelt tritt in Westerhausen westlich Quedlinburg ein *käsefrätsch* und in der Gegend von Reppen und Sternberg rechts der Oder *keufräßig* auf. Die Belegdichte ist in der ganzen Mark und noch mehr in Ostpommern gering; das junge Ersatzwort *mäklig* ist überall vertreten; andere sind *finmülig*, *finschmeckig*, *finnäst* ('feinnasig'), *dünnäsig*. Von alten, bodenständigen Ausdrücken seien hervorgehoben am Oberharz bei Ilsenburg *milern*, *tür* zwischen Parchim und der Westgrenze von Stargard, in Stargard und auf dem Westufer der Müritz sind *krüdsch* und *kangkörsch* (aus *kagenkörisch*) im Gebrauch. Südlich Stettin erscheint *misern*, *miserig* im Gebiet von *kijätsch*, in Ostpommern kommt *miden* neben *kisätsch* vor. Für die viel bemühte Frage der Etymologie von *kisätig* ist auszugehn von der Angabe des Diakonus und Rektors in Werder an der Havel Johann Christoph Vollbeding in seinem „Wörterbuch der plattdeutschen oder niederdeutschen Mundart" (Zerbst 1806) S. 36: ſieſätig der beim Essen immer wählt, nicht alles gern ißt. Die Schreibung mit Schluß-ſ inmitten zweier Vokale ist nicht von ungefähr gewählt, sondern, weil der Verfasser in Werder aus dem Munde der Sprecher ein scharfes *s* gehört und weil er selbst so gesprochen hat[4]. Damit ist unmittelbar zu verbinden das Schriftbild ſieſ-aetigh, ſieſ-etigh curiosus in edendo, curiosus cibi

[1] S. Karte 55 bei O. Kieser, Wortgrenzen in der Dübener Heide 1938.

[2] *küsäte* gilt in Strodehne (S. Hildebrand in: Minneskrift till Axel Erdmann 1913 S. 245); *kügätsch* delikat, der nicht alles ißt, gibt Schobelt um 1800 an, abgedruckt in Märk. Forsch. 1, 158.

[3] *kēr-*, *kēzəfrę̄tš* Edm. Roloff, Der Konsonantismus des Niederdeutschen in der Magdeburger Börde. Phil. Diss. Leipzig 1902. S. 22.

[4] Über die Glaubwürdigkeit der Angabe hab ich mich Brandenburgia 41,4 ausgelassen.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0307

bei Kilian 292ª, welches, wo nicht über die Aussprache, so doch über die etymologische An- und Absicht Kilians Auskunft gibt, die nämlich, daß der erste Bestandteil auf *-s* ausgehe. Die heutige Aussprache hat sich sogar bis auf Vollbedings Zeit und wohl nicht nur in Werder behauptet. Welches Wort diesen ersten Teil bildet, erfahren wir gleichfalls bei Kilian; es ist sein *kies* curiosus, affectator, delectu gaudens 292ª. Dessen Sinn für unsern Zusammenhang wird jedoch erst aus der Stelle *niet kies* nullius cibi fastidiens, circa victum indifferens ebda deutlich. In *kies* ist die volle Bedeutung des zusammengesetzten Wortes enthalten. Dieses ndl. *kies* wird in etymologisierender Absicht seit Hooft und Vondel *kiesch* geschrieben, wogegen sich das Ndl. Wdb. 7, 2802 wendet, da der Ausgang ein stimmloses *-s* sei. Selbständig scheint *kies* nicht mehr vorzukommen; nur in der Zusammensetzung *kies-*, *kieschkeurig* wählerisch im Essen begegnet es[1]. Doch im Ostfriesischen ist es noch am Leben, vgl. ten Doornkaat Koolman: *kîs* wählerisch oder wählend und prüfend, das Auserlesenste und Beste liebend und aussuchend, delicat, eigen, ekel usw. a) in bezug auf das Essen oder die Speise . . .: *hê is so kîs, dat hê hêl nêt wêt, wat hê mag of äten wil . . .*; b) wählerisch und delicat in bezug auf Reinheit und Sauberkeit, so daß aller Schmutz und jede Befleckung (auch in moralischer Beziehung) ängstlich vermieden und verabscheut wird, oder auch in bezug auf Umgang und Gesellschaft usw.; daher auch: Ekel und Scheu vor jeder unangenehmen oder befleckenden Berührung (empfindend); vorsichtig, zurückhaltend, sittsam, keusch usw. Es nimmt nicht wunder, daß der phantasievolle Verfasser bei dieser Bedeutungsnähe auf 'keusch' als etymologische Grundlage von ndl. *kies* rät, eine ansprechende Vermutung, solange der Blick innerhalb des Ndl. verweilt; denn *kiesch*, *kies* läßt sich sehr wohl als eine Form der südlichen Küstenmundarten, entwickelt aus **kûski*, vorstellen; sie wäre wie *kies* Backenzahn gebildet. Diese Beziehung aber wird zerstört, wenn man das ags. *cís*, mengl. *chis*, *chise* fastidiosus, e. g. in eating, dainty as to eating, dessen Zugehörigkeit zum ndl. Wort offensichtlich ist, hinzunimmt. Nun bleibt nur ein Ansatz *kîs*, wie ihn das Ostfries. zeigt, übrig. Mit ihm läßt sich das fläm. *kijzen* im Essen wählerisch sein[2] verbinden, und auch das rhein. *kīskāzən* wählerisch im Essen sein Rhein. Wb. 4, 462 stellt sich dazu. Die bisher übliche Ableitung des Wortes *kies* vom Verbum *kiezen* wählen jedenfalls darf angesichts der eindeutigen märk. Lautform, deren Stammvokal sicher *-ī-* ist, nicht länger von Bestand bleiben. Läge mndl. *-ie-* vor, so müßte in der *līəf*-Mundart *-īə-* und in der *lēf*-Mundart ein *-ē-* auftreten. Denn das mndl. *ie* ist als Diphthong übernommen worden und hat in der *lēf*-Mundart die Monophthongierung zu *ē* durchgemacht. Nur in der Börde, wo *kisätig* erst spät vorstößt und unter den Einfluß des ostfäl. *kör-* im Wortanfang gerät, setzt

[1] Vielleicht tritt es auch im fries. *kieskau* zoetigheid, snoeperij; onooglijke of onsmakkelijke spijs, zu dem ein Subst. *kieskauwer* m. gebildet wird, auf.

[2] Vgl. J. H. van Lessen, Samengestelde naamwoorden in het Nederlandsch. Proefschrift Groningen 1928. S. 38—43.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0308

sich die Verbindung mit *kiesen* durch und erzeugt die lautlich hier zuständige Form *kese-*. In bezug auf die Wortbildung ist von dem märk. *kisäte* als einem ursprünglichen Substantiv auszugehn; davon leitet sich dann das Adj. auf *-ig* Kilians und der Mark her. Vergröbernd gelangt die Mda. sodann zu *kisefrätsch*.

Als zweites Lehnwort für den behandelten Begriff hat küme ein eigenes Gebiet im westlichen Kernbezirk der ndl. Siedelung; dessen Umfang ist vorhin S. 298f. dargestellt. Das gemeindeutsche ahd., as., afrk. *kûmi*, das gemeinhin schwach, kränklich, matt bedeutet, hat im westlichen Südndl. den Sinn wählerisch im Essen entwickelt, vgl. *kiem* j. *kips*, *kies* curiosus cibi Kilian; *kiem* kieschkeurig op eten en drinken (Antwerpen). Eine unentrundete Form *kῡme*, die vor den beiden *kieme*-Zeugnissen liegt, ist in die Mark gelangt; auch das dithmarsische und ostholst. *küm* zimperlich, prüde, bescheiden tuend, wählerisch im Essen (Mensing 3, 384), welches sich deutlich von dem nds. *küm* schwach, matt, kränklich abhebt, entstammt derselben Quelle. Im Bergischen tritt das Verbum *kümen* nicht durchessen (Wermelskirchen) auf.

Das im Ahd. so häufige, im Mhd. noch begegnende *sarpf*, *sarf* scharf, herbe, rauh ist ausgestorben. Dem Mnd. fremd, hat *sarp*, *serp* im Mndl. und Nndl. mit der engeren Bedeutung beißend, herbe, sauer einen festen Platz gefunden; von dort stammt das märk. sarp als Synonym zu *bömig* und in weiterer Verwendung. Nach Mecklenburg und Pommern hat es Vorstöße gemacht.

Wie im Bremischen hat sich in der Mark das ndl. Drageband m. Hosenträger verbreitet und behauptet. Wenn auch nach dem Ndl. Wdb. 3, 3187 *draagband* erst vom Ende des 17. Jahrhunderts belegt ist und die etwas abweichende Bedeutung Gehenk über der Schulter, Bandelier besitzt, so leitet sich der neue Sinn leicht vom älteren her, und das Auftreten desselben zusammengesetzten Wortes in den drei Niederländergebieten kann keinem Zufall verdankt werden. Das Alte Land kennt das Wort auch[1]. Im rheinischen Niederfranken rechts des Rheins tritt es auf der Karte des Rhein. Wb. 3, 135/136 auf.

Linte f. oberes Band zur Einfassung der Falten am Frauenrock und der Schürze, unteres an den Hemdsärmeln (Barnim, Ucker- und Neumark) deckt sich mit westfläm. *linte* f. reef, streep, mndl., nndl. *lint* n. gewebtes Zierband, ostfries. *lint* n., brem. *lind*, *lint* n. Besatz-, auch Wickelband, westschlesw. *lint* n. Bündchen an Hals und Händen bei der Männerkleidung, rhein. (Köln, Kleve) *lint*, *lent*, *lenk* n. Band, Bast, Borte und westfäl. *lind* n. leinenes Band und geht auf lat. *linteum* zurück. Im Rheinischen ist die Bedeutung weiter entwickelt, vgl. Th. Frings, Germ. Rom. 171 und Fußn. 2 und Rhein. Wb. 5, 488. Zu trennen sind nord. *linde* Gürtel, deutsch *lind* Baumbast zum Flechten und engl. *lint* Flachs, Scharpie, s. Frings a. a. O. Fußn. 2. Unter den Belegen des Mnd. Wb. bietet nur der stralsundische das romanische Wort, der goslarische enthält das deutsche *lind*.

[1] O. Furcht, Wörterbuch der Sprache des Alten Landes bei Stade. Beilage zum Stader Archiv N. F. 24. S. 7*.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0309

Die Frage, woher flämsch den ungünstigen Sinn mürrisch, unfreundlich, böse, verdrießlich (*flämsch* aussehn), grob, plump, schwerfällig, flegelhaft bekommen habe, da doch die *vlæmische hövescheit* (Neidhart 54,36) dem Hochmittelalter als Muster galt, hat seit Jac. Grimm, D. Wb. 2, 1711 eine Antwort nicht erhalten. Die einzige Ausnahme der Schweiz, die mit dem Worte den Sinn fein, zart und weich verbindet, ist nur scheinbar; denn in diesem Wortgebrauch wird der Eigenschaft der zarten Wolle des flämischen Schafes gedacht, während *flämsche Gesichter* wie anderswo verdrießliches Aussehen meinen. Dem Charakter und Benehmen der in den Osten ausgewanderten flämischen Bauern solch unfreundliches und unhöfliches Wesen eigen nennen, wäre voreingenommen und unbeweisbar. So bleibt keine andere Ausflucht als in nachbarlichem Scheelsehen und Neid die Ursache der Sinnesverschlimmerung zu sehen. Im Kreise Teltow fügt sich dem Worte das verstärkende *un-* vor: *ət i̧s u̧nflę̄mš* (mächtig, sehr) *kǫlt* (Nd. Jb. 39,95[b]).

Das D. Wb. 4, 1, 1914 nennt geck närrisch, töricht, Narr, Tor im Mnd. völlig entwickelt, doch hat das Mnd. Wb. nur westliche Belege, ein Befund, dem das Vorkommen in den heutigen Mundarten entspricht. Da das Wort in Ostfalen und Holstein sowie in Mitteldeutschland nicht heimisch ist, fällt sein Auftreten in der Mark ins Gewicht und ist als Entlehnung aus dem Ndl. zu werten. Die grammatische Entfaltung, die das einfache Verbum *gecken* necken, reizen, dessen Kompositum *vergecken*, das Vollbeding auch reflexiv anführt, und die Form *Geckerei* hervorruft, stützt die Annahme, daß es in der Mark eingewurzelt ist. Die Aussprache ist regelmäßig *jeck*, auch die Schreibung im märk. Schrifttum wählt meist *j*. Einen alten Beleg bietet Peucker 75: 'Von solcher *Jeckerey*'; in die Frühzeit der Niederländersiedlung führt der Berliner Straßenname *Geckhol* 'Narrenloch' der jetzigen Neuen Friedrichstraße, den im 14. Jahrhundert das Stadtbuch *Gekhol*, Kämmereirechnungen 1504 *Jeckholl* schreiben; vgl. Ag. Lasch, „Berlinisch" 53; 314; 324.

Gludern böse, scheel, von unten finster ansehen s. S. 81.

Das germ. *queþan* sprechen ist nur noch in Randgebieten am Leben geblieben, als Simplex in den skandinavischen Sprachen und im Fries., in einzelnen Formen im Engl. und in der Schweiz, als zusammengesetztes Wort im Engl. und im Hochalemannischen; Ableitungen sind das schweiz. *chette* und das ndl. *kweelen*[1]. Das ndl. Wort, dessen mndl., heute noch im Groningischen vorhandene Form *kwedelen* ist, bedeutet schwatzen; lieblich singen; häßliche Töne ausstoßen[2]. Dieses quedelen taucht als *queil'n* viel weinen, querulieren bei Parisius auf. Daneben hat sich ein Iterativ quiddern unter Lachen reden, töricht und rasch reden (Mark, Ostpreußen) gebildet, das als ostfries. *quiddern* schwatzen, plaudern, zwitschern und *quittern* öfters einen leisen oder feinen

---

[1] S. Singer, Verlorene Worte. Zs. f. d. Mdaa. 1924, 226.

[2] Ahd. entspricht *quitilôn* lebhaft sprechen, mhd. *quitteln* zwitschern.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de
/rosdok/ppn860231771/phys_0310

und scharfen Ton oder Schall hören lassen, knistern, knittern, zwitschern, brem. *quittern* spitz lächeln und kichern und ndl. *kwetteren* schwatzen, kakeln, einen singenden Ton erzeugen vorkommt. Unmittelbare Beziehung zwischen der Mark und den Niederlanden liegt vor.

Das altfriesische Botding, eine außerordentliche Gerichtsversammlung mit allgemeiner Dingpflicht[1], das in Holland und Drente begegnet, hat im Lande Stade und in der Altmark fortgelebt. Wie offensichtlich das bei Riedel I 9, 2 bezeugte *Botting* in Havelberg vom Jahre 1170 eine heimische Einrichtung ist und die drei jährlichen *Botdinge* des Burger Landrechts um 1300 auf sächsisches Recht gegründet sind[2], so ist auch anzunehmen, daß die Dingpflicht zu den *Bottingen*, von welcher Kaiser Otto IV. im Jahre 1209 die Bürger von Stade befreit[3], derselben Rechtsgrundlage entsprossen war. Damit sind als Erbe aus dem altfriesischen Rechtsgebiet der holländischen Siedler nur die Deichgerichte an der Unter- und der Mittelelbe anzusetzen. Als ein solches wurde das *Botding* für die Seehausenschen und Werbenschen Wischen einmal des Jahres zu Werben am Montag nach Michaelis gehalten. In Stade bestand das *Botding* bis in das 18. Jahrhundert. Es wurde jährlich am Montag nach Dionysius (9. Oktober) auf dem sogenannten Bischofshof in Stade, und zwar auf einem Hügel von Steinen unter freiem Himmel gehalten[4]. Die dazu gehörigen Landgebiete waren das Land Kehdingen, das Kirchspiel Osten und das Alte Land[5]. Es war das Oberdeichgericht, vor ihm brachten die Landgeschworenen die dahin gehörigen Straffälle zu Register, es entschied die Strafsachen und hatte die Oberacht oder 'mulctarum indictio' und die 'cura suprema' über die Deiche und Dämme[6].

Dem altfriesischen *liudthing*, *liodthing*, dem ordentlichen Volksgericht, entspringt das Lotding der holländischen Siedlungsgebiete in der Altmark und der Kremper und Wilstermarsch. An beiden Stellen tritt es als die zweite Instanz auf, in der Altmark des *Botdinges*, an der Unterelbe der bäuerlichen Dingversammlungen oder Kirchspielgerichte. Das altmärkische *Lotding* wurde am Mittwoch nach St. Gallen (16. Oktober) oder Simon und Judas (28. Oktober) gehalten, 'und was nun im *Bodding* ausgeklagt wird, hat paratam executionem im *Lodding*' (1602 Mylius 2, 1, 78). Besetzt war das *Lotding* der beiden Elbmarschen mit ursprünglich 32, dann 16 Hausleuten, d. i. Bauern, Leiter war der gewählte Dingvogt. In der Stadt Wilster wurde es noch 1750 unter freiem Him-

[1] Borchling-Muuss, Die Friesen 117.

[2] 'Dy voget heft dry *botding*, so schal on dy burmester dy cost geven. Swi den voget in dat dorp ladet, dy schal ôm dy cost geven' Burger Landrecht, abgedruckt in den Neuen Mitt. aus d. Gebiet histor.-antiquar. Forschungen hg. v. Thür.-sächs. Ver. f. Erforsch. d. vaterl. Alt. 11 (Halle-Nordhausen 1867), 166; neu von Markmann und Krause (1938) 12.

[3] 'addimus . . . eisdem burgensibus, ut a *bottinghis* omnino sint liberi, ita ut eos *bottinghis* nemo considere et eos ibi jurisdictione stare de cetero possit coarctare' H. G. Gengler, Deutsche Stadtrechtsaltertümer (1882) 457.

[4] Pratje, Altes und Neues aus den Herzogtümern Bremen und Verden 4, 256 f.

[5] Ebda 4, 258; 294.

[6] Ebda 4, 259.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0311

mel, in Krempe dagegen im Vogteigebäude gehalten. Die Gerichtspersonen saßen auf vier im Quadrat stehenden Bänken[1]. Auch Ostholstein hat diese Einrichtung besessen; 1533 hält der Amtmann von Kiel und Neumünster *Lothdynck* auf der Straße in Neumünster (Westphalen, Monumenta inedita 2, 519). Dieselbe aus *liodthing* über **ljodthing* entwickelte Benennung trägt eine dreimal jährlich stattfindende Dingversammlung in Drente; sie muß früher auch in Holland gegolten haben. Der rechtliche Begriff und die Lautform findet sich in dem Lotweg (P. van Nießen, Geschichte der Neumark 1905 S. 153) oder Lotstieg (1525 Riedel II 6, 345; 1532 ebda I 10, 175; 1564 ebda I 24, 287), der öffentlichen Heerstraße, die an der Grenze zwischen dem Lande Bahn und der Neumark bei dem Orte Schönfließ entlang führt, wieder. Der Name deckt sich in der Bildung mit dem oldenburgischen *lûdewech* des Mnd. Wb., ist aber wie *Lotding* aus dem ingwäonischen Sprachgebiet des Ndl. herzuleiten, wo sich das afries. *liudlona* f. Volksweg, Heerstraße vergleichen läßt. Die geschichtliche Beziehung des Landes Bahn zur Altmark wird durch die lautliche Gleichheit des ersten Bestandteils von *Lotding* und *Lotweg* gesichert; weitere Zeugnisse unt. S. 429 und 481.

Das mndl. *vierschare* f. die vier 'Scharnen', d. i. Bänke für die Schöffen, Richter und Schultheiß, die Gerichtsstätte, das Gericht selbst und weiter der Sprengel, für welchen das Gericht zuständig war, kommt außer in den Niederlanden, wo es im ganzen Gebiet gebraucht wurde, nach W. Seelmanns Nachweis im Nd. Jb. 52,37 nur noch in der Mark vor. Seelmann stellt fest, daß die Angabe des Mnd. Hdwb., welches das Wort anführt, auf einer Konjektur Chn. Walthers beruht. Zu den Belegen, die Seelmann aus einer Handschrift des 15. Jahrhunderts (Riedel I 9,252), die Schöffenwahl in der Altstadt Brandenburg betreffend, und einer anderen vom Jahre 1412 anführt, bringt K. Bischoff im Nd. Kbl. 48,22 zwei Magdeburger Schöffensprüche bei, deren einer, vom Jahre 1437, nach Zerbst ergangen ist und deren zweiter aus der zweiten Hälfte desselben Jahrhunderts Verhandlungen vor dem Dessauer Gericht erwähnt. Vierschare ist damit in den Siedlungskernen an der Mittelelbe nachgewiesen; Berlin hat nur die nds. Formel 'gehegede bank' verwendet.

Im 12. Jahrhundert hatte sich nach der Darstellung von Henri Pirenne, Geschichte Belgiens, deutsch von F. Arnheim 1,325 die Lage der ländlichen Bevölkerung Brabants wesentlich gebessert, ihre Unfreiheit war fast ganz geschwunden. Bislang unbebauter Boden wurde urbar gemacht und gab freien Bauern Lebensunterhalt und gutes Auskommen. Dem vermehrten Bedürfnis an Arbeitern kam die Seßhaftmachung von Landarbeitern entgegen. „Es ist eine Klasse von ländlichen Arbeitern *(kossaten, kotters)* entstanden, die eine Hütte und ein kleines Stück Ackerland besitzen. Ihre Lage ist anscheinend eine günstige. Das Weiderecht an den Rändern der Straßen und der Deiche sowie

[1] Detlefsen, Die Elbmarschen 2,345 ff.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0312

das Fischereirecht hat man ihnen vorbehalten . . . Im übrigen liefert die auf dem platten Lande betriebene Wollspinnerei ihnen einen ansehnlichen Zuschuß an Einnahmen" (Pirenne 1,343). Der Name Kossät ist in Brabant aufgekommen und dort vom ältesten Zeugnis vom Jahre 1152 bis zur Gegenwart üblich geblieben. Vornehmlich ist er im Gerichtssprengel Ukkel zu finden gewesen. Außerhalb Brabants begegnet er nur wenig[1]. Dem Personenstande nach gehörte im Mittelalter der *Kossät* zu der Klasse der *voogtlieden* (homines advocatiae); anstatt des Kriegsdienstes hatten die Kossäten eine Abgabe *(bede)* zu zahlen und hießen daher auch *bedelieden*. Ihnen stand die Klasse der *meysseniede lieden* (homines mansionatae = homines familiae) gegenüber, welche Kriegsdienste leisteten[2]. Die *Kossäten* waren Hörige und außer der jährlichen Abgabe zur Entrichtung der *Kurmede* (mndl. *keurmede*), des *Besthauptes* im Erbfall, verpflichtet. Im Erbrecht ist der *Kossät* ungünstiger gestellt als der *meysseniede man*, indem nach Ukkelschem Recht der überlebende Gatte die Hälfte der beweglichen Güter erhält und den Nießbrauch von einem Viertel hat, während diesem alle beweglichen Güter zufallen[3]. Eigenes Land besitzen sie nicht, sondern arbeiten für Lohn[4]. Die älteste Lautform des Wortes zeigt noch wgerm. *ê*[1], dem später durchgehends *-ā-* entspricht, und *-t*, womit der sprachliche Ursprung als 'Kotsasse', d. h. Bewohner einer *Kote*, mndl. *cote*, nndl. *cot* Hütte, geringes Haus gegeben ist. Berührung mit dem gleichlautenden, jedoch nicht nur die-

[1] Kilian 318[b] nennt den *kossate* einen 'cliens ducis Brabantiae' und bezeichnet 382[b] Brüssel und Löwen als die Bezirke, in denen *Kossäten* vorkamen; nach G. Marez, Le problème de la colonisation franque et du régime agraire en Belgique (in: Mémoires de la classe des lettres de l'Académie Royale. 12e série, tome IX. Brüssel 1926) 51 sind *Kossäten* außerhalb des Geltungsbereiches des Rechts von Ukkel fast unbekannt. Nach Ostflandern, ins Land Waas, greift ein Zeugnis von 1241 über, in welchem bestimmt wird, daß die *Kossäten* bei Deichbruch drei Tage lang mit ihren Spaten auf eigene Kosten arbeiten müssen (Warnkönig, Flandrische Staats- und Rechtsgeschichte 2,2 Urk. 197); diese Anordnung wird im Jahre darauf nach dem Delfland in Südholland übertragen (Beleg im Mndl. Wdb. 3,1965). Stallaert bringt nur brabantische Zeugnisse: aus Bevern, der Umgebung von Brüssel, Mecheln, Nispen; das Mndl. Wdb. 3,1964 versteht unter *Kossät* einen kleinen Landbauer vornehmlich in Brabant und stellt 3,1991 das sächs.-fries. und limburg. *coter, cotter, cater, keutter* dem flandr.-brabant. *cossate* gleich. Aus der jüngsten Zeit stammt das Zeugnis von Schuermans, der den Namen in Brabant und der Provinz Antwerpen heimisch nennt und darunter einen kleinen Bauern versteht, der ein Stück eigenes Land bebaut, kein Pferd, doch wohl bisweilen einen Pflugochsen und höchstens vier bis fünf Kühe besitzt.

[2] Die Keure des Ambachts Brüssel von 1292 (zitiert von P. Bonenfant in Revue belge de philologie et d'histoire 14, 1935, 800) sagt darüber: '*meysseniede lieden*, die ons (dem Herzog von Brabant) bedeliken dienst doen' und 'lieden, die ons bede gelden' oder 'bedelieden', wofür eine französische, für das Land Nivelles bestimmte Fassung sich so ausdrückt: 'gens de nos maisnie, qui nous font franc service' und 'gens, qui nous paient taille' oder 'gens taillables'.

[3] Dargestellt und aus den Rechtsbestimmungen erläutert von E. M. Meijers, Het ligurische erfrecht in de Nederlanden. Deel 1: Het Westbrabantische erfrecht. Haarlem 1929. S. 24; dazu Beilagen S. 33; 46; ferner S. 28; ebda weitere Angaben über das Recht auf Wohnung und die Einbeziehung der Aussteuer verheirateter Kinder zur elterlichen Erbteilung.

[4] '*cosati*, i. e. qui . . . terram non habent' (Land Waas 1241) Warnkönig 2, 2 Urk. 197; 'qui . . . agriculturam non habent' (1252) Stallaert 2, 104; '*cossaten* die niet en seyen' (Nispen 1421) 105. Kilians *meersenier, merssenier, mercenier* scheint den Lohnarbeiter zu meinen.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0313

selbe wirtschaftliche Lage ausdrückenden roman. *casatus* kommt mehrfach vor, aber abhängig davon ist das mndl. Wort in seiner Bildungsweise nicht[1]. Gleichgebildet ist das aengl. *cotsœta*, nahesteht aengl. *cotsetla*, ferner das anord. *kotungr* und *kotkarl*. Auf germ.-rom. *cotarii* geht *cottiers* im Nordwesten Frankreichs[2] und das aengl. *cottars* sowie das fries.-sächs. *koter*, *kotter*, *kötter* zurück. In die Mark und an die Mittelelbe sind mndl **cotsete* und *cossete* übertragen worden; die erste Form hat sich einerseits bei dem Akzent auf dem Anfangsbestandteil zu *Kotste*, *Kotzde* und *Kotze*, anderseits unter Verlagerung des Akzents und md. Lautverschiebung zu *Kotsesse* umgewandelt; *cossete* hat ebenso sowohl *Koste* wie *Kossesse* ergeben. Die heutige Verteilung weist vorwiegendes *Kossät* in der Mittelmark und Anhalt, *Kotze* in den nördlichen Strichen mit dem Rande Mecklenburgs und dem mittelpommerschen Keil bis zur Koschneiderei auf. Für Pommern gibt Holsten in der Zs. f. Mundartforsch. 12, 224 eine tabellarische Übersicht, worin das nds. *Käter* mit erfaßt wird. Seinem Aufsatz, den ich nach der Feststellung der ndl. Abkunft des Ausdrucks *Kossät* zu Gesicht bekam, entnehme ich die alten Belege für Pommern[3]. Daß die

---

[1] *cosseten* (1252); *cossaet* (1152) enthält wohl noch wgerm. *ê*; auch die latinisierten *cocseti* (Ducange 2, 410[c]) und *cotseti* (2, 636[c]) geben den alten Lautstand wieder und bezeugen den Konsonanten *t*, den ebenso das mndl. *cotzaten* (Bevern 13. Jahrhundert) bietet, während die Schreibung *cosati* der Keure für das Land Waas und noch deutlicher deren Übersetzung für das Delfland *cassaten* den Einfluß des lat. *casatus* erkennen lassen.

[2] In Franz.-Flandern, im Artois, im Gebiet von Cambrai, Boulogne, im Ponthieu und der Picardie.

[3] Den Anfangsakzent weist noch *Kossēd* in den Nuthedörfern auf (v. Schulenburg, Hirtenwesen 102[a]). Alte Belege der angeführten Wortformen: 'vier *cotzten* hove' (Zachow bei Brandenburg 1384) Riedel I 8, 346; 'dy *kotzten* howe' (Spandau Ende 15. Jahrhundert) 11, 507; *kotzendeenst* (Land Bellin 1521) 7, 102; — *kotseter* Pl. (Späningen und Schernikau Kr. Osterburg 1375) Landbuch der Mark Brandenburg von 1375, hg. von Joh. Schultze 287; 297; in hd. Wortlaut: 'ider *Cothses*' (Plaue 1541) Riedel I 10, 34; (Barnim 1541) 11, 475; 'von einem *Cothsessen*' (Land Glin 1540) 7, 225; '1 *cotsesse*' (Weddelitz, anhalt. Amt Nienburg um 1563) Specht, Register 1, 368; *kotsesser* Pl. (Nienburg um 1563) 1, 378; 'ein *cotses*' (Groß Paschleben, Amt Köthen 1563) 1, 275; *cotsessen* Pl. (Bernburg 1563) 2, 4; *kotses*, Pl. *kotsessen* (Badeborn, Amt Ballenstedt und Hoym 1563) 2, 142; *kotsässer* Pl. (Welbsleben bei Aschersleben 1563) 2, 111; *kotses* (Plötzkau 1556) 2, 70; — *costenhove*, *costenlant*, *costenworde* vielfach in Dorfgemarkungen der Uckermark im Landbuch der Mark Brandenburg von 1375; 'uppe deme *kosten* have' (Wittstock 1436) Riedel I 7, 90; 'eynen *kostenhoff*' (Britz bei Berlin 1473) 24, 454; *Kostenerbe* (Kurkreis 1474) E. O. Schulze, Kolonisierung 227; — *kossessen* Pl. (Poley, Amt Bernburg 1563) Specht, Register 2, 18; *kossesser* Pl. (Neundorf, Amt Warmsdorf 1537) 2, 42; *kossesse* (Wittenberg 1474) E. O. Schulze, Kolonisierung 228 Fußn. 2; — 'dry *kosseten* hove' (Spandau 1383) Riedel I 11, 65; *kosseten* (Berlin 1397) Fidicin, Hist.-dipl. Beitr. z. Gesch. d. Stadt Berlin 1, 36; *kosseter* (Amt Dessau 1547/49) Specht, Register 1, 10; 75; 80; öft.; *kosset*, Pl. *kossetter* (Törten, Amt Dessau und Lippehne 1563) 1, 102; *kosseten* (Griesen, Amt Wörlitz 1548) 2, 284. Im Register des Amtes Harzgerode und Güntersberge kommt das Wort nicht vor, das Register des Amtes Sandersleben gebraucht überwiegend *handfröhner;* im Amt Freckleben ist *kodtsassen* üblich. Nach E. O. Schulze, Kolonisierung 228 finden sich im 15. Jahrhundert *Kosten*, *Kossessen*, *Kossaten* in der Gegend von Wittenberg—Belzig, an der Elbe und Elster aufwärts bis gegen Herzberg—Schweinitz in großer Anzahl. Zu *koter* bietet ein Weistum von Hasserode bei Wernigerode die Varianten *kottzeten* und *kottsaten* Jac. Grimm, Weistümer

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0314

Eutiner Siedlung den mndl. Namen erhalten hat, geht aus *kotsatere* (Genin bei Lübeck 1283) Lüb. Urkundenbuch 313 hervor. Die wirtschaftliche Lage hat sich im Laufe der Zeit wesentlich gebessert, so daß Dähnert den *Kossate, Kosse, Kötner, Kotze* einen Halb- oder Viertelsbauer nennen kann. Ausgangs des 19. Jahrhunderts hatten die *Kossäten* durch Zukauf von Ländereien vielfach die Stellung von Vollbauern erreicht.

Das alt viel bezeugte Wissel m. Wechsel, wisseln wechseln, das mndl. *wissel, wisseln*, hat sich bis zur Gegenwart gehalten, vgl. *Wyssel* Wechsel Vollbeding, Wb. d. plattd. Mda. 75 für Werder an der Havel, *jewisselt* Engelien-Lahn, Volksmund 6 für Blankensee im Kr. Jüterbog-Luckenwalde, *wickseln* für Loppow Kr. Landsberg a. W. Eine Erklärung aus dem Md., die Ag. Lasch, „Berlinisch" 319 für möglich hält, muß mangels sprachlicher Belegung scheitern.

As. *brengian* bringen teilt sich im Mnd. in westliches *brengen* und östliches *bringen* (Sarauw, Nd. Forsch. 1, 95). Osnabrück-Ravensberg-Lippe gehn heute mit dem Osten. Westfalen und Rheinland stehn mit den Niederlanden in Verband. Nordniedersachsen kennt wie Ostfalen nur *bringen*. Das Md. weist überwiegend *-e-* auf, auch in Obersachsen-Osterland gilt diese Form. Dem märk. Raum ist brengen eigen, das im Nordteil gewiß unabhängig vom Md. ist, zumal in der östlichen Altmark. Der Westteil der Altmark und die Halberstädter Gegend hat *bringen*. Diese dialektgeographische Verteilung hier und im gesamten Ostnd. fordert die Annahme ndl. Einfuhr. Einen alten Beleg für *brengen* liefert der Havelländer Gulich 1596 (Nd. Jb. 28, 53).

Der ostfäl.-meckl.-küstenpommersche und märk. Gegensatz *fęln/failn, fēln* fehlen hält sich deutlich an die geläufige Sprachgrenze, so daß darin ein alter Unterschied vorliegen muß. Im Raum von Magdeburg bildet die Elbe die Grenze zwischen *-ę̄-/-ai-, -ē-*, die Altmark und Jerichow haben *-ai-*, die Prignitz und Ruppin stellen sich zu Mecklenburg, das Havelland und die Uckermark gehn mit der Mittelmark; die ostpommersche Scheidelinie ist Teuth. 4, 138 angedeutet. Die Insellage der Mark macht der obersächs. Damm mit *fälen* vollständig. So ist Grund vorhanden zur Annahme, daß das märk. *feilen*, woraus südliches *fēlen* kontrahiert ist, durch die Siedlersprache eingeführt worden ist. Das Wort *fehlen* erreicht den deutschen Boden um 1200 als modische Entlehnung aus dem Westen (Trübners D. Wb. 2, 310[b]); zu Grunde liegt franz. *faillir* aus lat. *fallere*. Ins Westdeutsche treten die Formen *vœlen* und *feilen* ein und sondern sich allmählich nach Landschaften oder bleiben nebeneinander im Gebrauch. Während das Rheinland durchaus *-ä-* bevorzugt, herrscht in Westfalen die alte Doppelheit bis heute fort. Westfäl. Bezirke mit *feilen* beliefern den Süden Ostpommerns, dessen *fejələ* begründend. Bremen hat beide Formen

---

4, 679 f. Pommersche Belege: *cosseten* (Buslar bei Belgard 1306), *cossati* (westlich Pasewalk 1314), *cothsati* (Brietzig Kr. Pyritz 1322), *cossati* (Schillersdorf Kr. Randow 1322), *cossati* (Kremzow Kr. Greifenhagen 1322), *Kotzenwiesen* (Petznick Kr. Pyritz 1591).

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0315

(Brem. Wb. 1,367; 370), ebenso Holstein; Dithmarschen und Südschleswig besitzen *feilen*. In älterer Zeit war auch der meckl. Mundart *feilen* nicht fremd, wie Laurembergs Scherzgedichte 1, 409; 2, 744; 4, 17; Nd. Kbl. 21, 33 (Rostock 1621) und Nic. Gryses Leienbibel 3, S1ª lehren. Ein alem. *feilen* kennt das Mhd., und Luthers Sprache neigt zu dieser Lautform. Sie ist heute aus Eisleben und Thüringen insgesamt verschwunden. Dieselbe zwiefache Vertretung des Wortes wäre in der Mark vorstellbar, doch findet eine solche Annahme an den Sprachzeugnissen kaum eine Stütze. Darum darf Entlehnung nur der Form *feilen* als sehr wahrscheinlich gelten. Die ndl. Verhältnisse lassen sich schlecht übersehen. Die Wörterbücher geben mndl. *falen*, *faelgen*, *faelgeren*, seltenes *feilen* und nndl. *feilen* als nordndl. Form im gehobenen Stil; Kilian hat *feyl*, *feylen* und *fael*, *faelen*. Aus der dialektgeographischen Verteilung im Ostnd. läßt sich für die Mark Zufuhr der ndl. Form *feilen* erschließen.

Verbreitung und Werdegang von glibberig schlüpfrig, glatt läßt sich im D. Wb. 4, 1, 5, 1 gut übersehen: ndl., märk. *glibberig*, engl. *glibbery* entsteht über ein frequentatives Verbum ndl., märk. *glibbern*, engl. *to glibber* aus dem Verbum *glippen* gleiten. Erst jung faßbar, ist *glibberig*, *glibbern* an den drei Stellen nur denkbar als Sproß eines gemeinsamen Stammes und Triebes. Das ostfries. *glibberig* gehört dem ndl. Sprachkreise unmittelbar, das dithmars. durch die Wirtschaftsverbindung der letzten drei Jahrhunderte an. Der Beleg des Mnd. Wb. stellt die Halberstädter nd. Bibel zur märkischen Sprachsphäre.

Das märk. klabbern auf Bäume klettern steht mit linksrhein.-ndfrk. *klavern* mühsam, ungeschickt auf Bäume klettern und ndl. *klaveren* mit beiden Armen hochklettern in geschichtlichem Verbande. Die dem Märk. entsprechende ndl. Form *klaveren* tritt bei Kilian, in Flandern und Brabant auf, der Westteil Brabants und eines Teils Flanderns hat mit Seeland die ingwäonische Vokalerhöhung zu *-e-* gemeinsam; dieser Strich scheidet damit als Heimat des märk. Wortes aus. Bei Strodtmann erscheint *klawwern*.

Den ndl.-ndrhein. Ursprung des Verbums knielen niederknien, knien erkennt das D. Wb. 5, 1429. In den Niederlanden gehört es jedoch nur dem Westen an; das Mndl. Wdb. bringt viele brab. und fläm. Belege für *knielen*, während es aus dem Osten nur die Form *cnieën* belegt. Dazu stimmt einerseits Kilians *knielen*, anderseits des Teuthonista *knyen*, auch daß *knielen* in Hasselt nur die Kirchensprache gebraucht. Das Rhein. Wb. hat nur *knien*. Dem Nds. geht die *-l-*Form ab; Westfalen und Holstein besitzen sie nicht; die Belege des Mnd. Wb. beruhen auf ndl. Vorlage. Nur in Dithmarschen ist es früher aus den wirtschaftlichen Beziehungen zu den Niederlanden vorgekommen. Die skandinavischen Formen dän. *knæle*, norw. *knele*, schwed. *knäle* müssen aus dem Ndl. bezogen sein. Ags. *cnéowlian*, engl. *kneel* schließt sich mit dem Ndl. zum nördlichen Kreise des Wgerm. zusammen, einen südlichen bildet Alemannien mit dem schweiz. *chnüle*, *chnüwle* und dem schwäb. *kniele*. Die märkische Sprachsphäre

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0316

reicht von der Dübener Heide bis ins Posensche[1].

Verhärteten Anlaut weist *gaukeln* im ndl.-rhein. und im märk. Gebiet auf. Das limb. Glossarium Bernense (Hor. belg. 7,6[a]) des 13./14. Jahrhunderts bietet *cokelere* hariolus, magus, Kilian *kokeler* ludio, gesticulator, histrio, mimus , . . ., circulator, ventilator und *kokelen* Sax. Fris. Sicamb. Holl. histrionem agere, das Mndl. Wb. *cokelare* und *gokelare* Gaukler. Im Ndl. Wdb. ist *kokelen* ursprünglich soviel wie fremdartige Bewegungen mit den Gliedern machen, Schuermans hat *kokelen* Purzelbaum schlagen, Gallée für Geldern-Overijsel *kôkelen* goochelen. Dazu stellt sich ndfrk.-rhein. *kōkeln* gaukeln, täuschen, blenden, etwas vormachen; torkeln, purzeln, Purzelbaum schlagen. In Köln begegnet gegen Ende des 16. Jahrhunderts *kokeler* Schauspieler häufig (Zs. f. d. Mdaa. 1914, S. 287); *cokelen* praestigiari hat die Kölner Gemma von 1507, wofür die Straßburger Gemma *gaucklen* bietet (Diefenbach, Glossar 457[b]). Der *k*-Anlaut erscheint danach im Ostmd. bei Luther neben *gaukeln* (D. Wb. 4, 1, 1, 1550 und 1553). In Nordthüringen begegnen wir zuerst der Sonderbedeutung mit Feuer spielen, leichtsinnig mit Feuer umgehn, welche von hier weiter nach Osten verbreitet ist und einerseits in Obersachsen mit Nordböhmen, Lausitz und Schlesien-Posen, anderseits in der Mark und Ostpreußen auftritt. Sie ist in Eisleben und dem Mansfeldischen bekannt. Daneben gibt es in Obersachsen *kökeln, käukeln, gäukeln* sich überschlagen, Purzelbaum schlagen. Der Gesamtbefund stellt das märk. kokeln mit Feuer spielen lautlich zum Ndl., der Bedeutung nach zum Ostmd., so daß sich eine Entscheidung über die Herkunft nicht treffen läßt, wenn auch das Ostmd. seinerseits Beziehung zum Niederrhein und den Niederlanden hat. Die märk. Sonderbedeutung ist auch dem Schwäbischen nicht fremd, wie v. Schmids Wörterbuch bezeugt. Der Lautstand des Ndl. ist durch ein verwandtes *guichelen* scherzen, gaukeln beeinflußt; so erklärt sich *koichler, coechler* neben *cokelaer* des Teuthonista. Der Sippe ist früher zu Unrecht das lat. *ioculari* zu Grunde gelegt worden, wovon man zu Gunsten deutschen Ursprungs abzusehen hat.

Krabben kratzen, mit den Fingernägeln kratzen deckt sich mit ndl. *krabben*, das seit Kilian bezeugt und im gesamten Ndl. heute bekannt ist. Im nördlichen Rheinland besitzen es das klevische und geldernsche Gebiet; einen größeren Bezirk hat das abgeleitete rhein. *krabbeln* auf der Erde kriechen; gelinde mit den Fingerspitzen kratzen, krauen, das auch im Westfäl. auftritt. In der Mark ist von der Altmark[2] bis nach Hinterpommern hinein *krabben* üblich. Aus dem Südwesten Ostpommerns bringt einen Beleg von 1693 das Nd. Jb. 19,128.

Der auffällige, scharf durchgeführte Gegensatz des märk. *Piß-miere* / meckl. *Mīg-eemk* / md. *Sēch-ämmesse* f. Ameise, der sich im schlesw. *Pißmüre* und

[1] O. Kieser, Wortgrenzen 38; Chn. Sam. Theod. Bernd, Die deutsche Sprache im Großherzogtum Posen (1820) 133 bezeichnet *knielen* als märkisch. Ein früher Beleg von 1397 ist bei Fidicin, Hist.-diplom. Beitr. 1,143 abgedruckt.

[2] *krabben* Danneil 168[a]; *krapp'n* Parisius 61.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0317

holst. *Mīgreem* wiederholt, führt zu der Vermutung, daß pissen der Mark sich darum von dem nds.-meckl. *migen* abhebt, weil es hierher eingeführt worden sei. Dem Ndl. ist nun in der Tat *pissen* als der vorwiegende Ausdruck eigen, wogegen *mijgen* sich auf die sächsischen Provinzen beschränkt und *zeiken* zurücktritt. Das Rheinland und Westfalen bevorzugen *pissen*, Ostfalen *migen*, in der Altmark treffen beide Wörter aufeinander, wozu sich noch das md. *seichen*[1] gesellt. Aber da Holstein und Mecklenburg auch *pissen* neben *migen* gebrauchen, sind offenbar die alten wortgeographischen Verhältnisse, wie sie sich in den zusammengesetzten Namen der Ameise spiegeln, verwischt, so daß sich aus der Verbreitung in den Mundarten kein klares Bild mehr ergibt. Darum möchte ich mehr als eine Vermutung nicht vorbringen. Sie würde gut zu dem romanischen Ursprung von *pissen*, der allgemein angenommen wird, und seinem Auftreten im Fries., Engl. und Nord. passen.

Von *pûlen* ist ein diminutives Verbum polken mit der Hand im Sand, in der Erde, in der Nase, im Haar klauben über die Ablautstufe *pol-* gebildet. Dieses *polken* kommt im Ndl., im Ostfries., im Ostholst. und im Märk. vor. Danneil bietet daneben *pölken*, De Bo ein *pulken*, das bei Cornelissen-Vervliet mit *pullen* zusammen auftritt. Darin zeigt sich eine Nebenform der Ablautstufe *pol-*, die auch dem ags. *pullian*, engl. *to pull* zu Grunde liegt, während ein ostfries. *of-*, *utpůlken* von *pûlen* ausgeht. Dähnert hat *polken*.

Das hd. *häuten* die Haut abziehen, göttingisch-grubenhagensches *ne Gās stöppeln* die Federstoppeln der Gans ausziehen und westfläm., schon Kilian geläufiges *de schapen vlieschen*, *vliesen* die Schafe scheren, den Schafen das Vlies nehmen sind verkürzende Ausdrucksweisen von Berufssprachen, in welchen nur der Gegenstand, den die Tätigkeit erfaßt, genannt, diese selbst aber unterdrückt wird[2]. Derselbe gedankliche Vorgang hat dem Verbum pulen die Bedeutung klauben, zupfen, zerren, mit den Fingern oder den Zähnen Fleisch vom Knochen abziehen, Bohnen mit den Fingern aus der Hülse nehmen eingebracht; *pulen* steht für *af-*, *utpulen*, die ihrerseits vorkommen, aber überflüssig werden. Sie sind es im nds. Sprachgebiet geworden, wenigstens unterscheiden sich das Simplex und die zusammengesetzten Verben nicht in ihrem Sinne. Auch in das ndfrk. Gebiet ist dieser kürzende Sprachausdruck eingedrungen, vgl. *puilen*, *uitpuilen* (Kempen), ostfries. *pulen*, *utpulen* die Bohnenhülsen öffnen und die Bohnen herausnehmen, groning. *pulen* mit den Fingern an etwas pflücken. Aber hier ist auch der ursprüngliche Begriff des Hervorquellens, den das Nomen *Pule* f. Hülse in sich trägt, bewahrt geblieben: mndl. *pulen* hervorquellen (von Augen oder Geschwüren), *puylen* tuberare, extuberare, protuberare, inflari,

[1] Nds. *seiken* ist stark in den Hintergrund geraten und wird durch neu eingeführtes hd. *seichen* belebt.

[2] Umgekehrt kürzt die Berufssprache die gedankliche Tätigkeitsvorstellung in den Beispielen *die Retorte ziehen* statt *die Kohlen aus der Retorte ziehen* und *gezogener Sammet* statt *Sammet, aus dem die Nadeln nur gezogen sind, ohne daß die Noppen vorher geschoren werden*, indem der Gegenstand, auf den sich die Tätigkeit richtet, unterdrückt wird; vgl. D. Wb. 15, 949.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0318

turgere, pullulare, prominere, eminere Kilian, nndl. *puilen* naar buiten zwellen, uitsteken, uitzwellen, südostfläm. *puilen* hervorquellen (von den Augen), *puil-oogen* hervortretende, -stehende Augen Kilian, Cornelissen-Vervliet, wozu *puyle* tuber Kilian tritt. Im ndfrk. durchsetzten Hauptgebiet der Mark gilt diese Bedeutung weiter: das Brot *pult*, wenn es an den Seiten im Backofen herausquellende Höcker bekommt (Blankensee bei Trebbin), die Betten *pulen* werden locker und heben sich, wenn sie in der Sonne liegen (nördliche Neumark); dazu *Pulback* eine Backe, die an sich oder durch darauf wachsende Haare oder Federn rund ist Parisius. Im übrigen gehn die Altmark und die Westprignitz mit dem Nds. Ein abgeleitetes Adjektiv *pulstrig* aufgedunsen gibt Parisius an.

Nördliches, bis zur Havel—Warthe-Linie reichendes, auch in den Südrand Mecklenburgs[1] eingedrungenes pruschen (lautlich *prūšn*) niesen, laut in Lachen ausbrechen beim Versuch, es zu unterdrücken, geräuschvoll aus einem Rohr herausbrausen steht südlichem prusten (lautlich *prūstn*) niesen gegenüber. Gülpe im Westhavelland und Berlin im Anfang des 19. Jahrhunderts[2] weisen eine Mischform *prūštn* auf. Dem märk. *pruschen* liegt westliches *pruischen* der südlichen Niederlande zu Grunde: *pruis(ch)en* een bruisend geluid gelijk kokend water of brieschende peerden maken, proesten Cornelissen-Vervliet 1003. Dieses Wort entspricht dem fläm. *pruuschen, pruischen* aufbrausen (De Bo, Teirlinck, Schuermans, *pruyschen* Fland. bullire, fervere Kilian) in Verbindung mit dem ndl.-nds. *proesten, prûsten* niesen. Schon das Mndl. hat beide Verben einander genähert, wie Belege des Mndl. Wdb. lehren; einerseits ist *pruusten* in die Begriffssphäre von *pruschen* eingetreten, vgl.: 'sulc wijn als int vat is moet ymmer uten bongate pruusten (Var. *pruyschen, uutpruysten*)' Mndl. Wdb. 6, 759, anderseits hat *pruuschen* die Bedeutung schnauben angenommen, vgl.: 'nesegate blasende al tongemate met *pruschene* (nares spirantes injurias)' ebda. Auch nach den holsteinischen Marschen ist *pruschen* niesen, brausen gelangt, das zeigt die leider dialektgeographisch unbestimmte Angabe Mensings *pruuschen, pruusten* schnauben, fauchen, in Lachen ausbrechen, niesen.

Märk. *rōst, rūᵒst, rūᵊst* m. Rost, aerugo deckt sich mit ndl. *roest* m. Es enthält *ô*[1], wie die mundartlichen Formen (westprignitz. *roust* m. Rost, *roustrix* rostig, *färoustän, faroustn* verrosten, altmärk., uckermärk. *rōst*, mittelmärk. *rūᵒst, rūəst*[3]) beweisen. Nun aber läßt sich wohl die Länge des Vokals im ags. *rúst* aus einem germ. Stamm **rusta-*, der das deutsche *Rost* liefert, durch den Ansatz einer Nebenform **rûsta* herleiten, nicht aber der Vokal *ô*[1], d. h. germ. *ô* erklären. Die ndl. Grammatik schwankt in der Auffassung ihres *oe;* van der Meer, Histor. Grammatik der ndl. Sprache 1, 54 und van Haeringen, Supplement zu Franck-van Wijk 138[b] neigen zur Deutung als Reliktschreibung für

[1] In Warnemünde ist diese Form bei Seeleuten üblich.

[2] Ag. Lasch, „Berlinisch" 123.

[3] Danach ist die Angabe einer niederbarnimschen Form *rūst*, die sich als nicht zutreffend erwiesen hat, in der Zs. f. d. Mdaa. 1909, S. 168 richtigzustellen.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0319

û, und einige Dialektgrammatiken setzen geradezu *û* an, während sich die übrigen einer Erklärung enthalten oder wie Verschuur, Klankleer van het Noord-Bevelandsch 138 für *ô*[1] entscheiden. Ohne die Möglichkeit eines *û* in Abrede stellen zu wollen, da sich die mundartlichen Verhältnisse zur Zeit noch nicht sicher beurteilen lassen[1], kann ich doch feststellen, daß in dem Ursprungsgebiet des märk. *Ruëst*, also im Brabant-Antwerpischen, *ô*[1] oder eine Vorstufe dazu gegolten hat. Unter dieser Vorstufe ist ein Zustand zu verstehen, in dem sich das ursprünglich kurze *o* zu dehnen beginnt. Dehnung vor *-st* scheint J. Franck, Mndl. Grammatik[2] 46 in einigen Mundarten unverkennbar; dehnende Wirkung des auslautenden *-st* finde ich Nd. Jb. 33,41 in einer uckermärk. Mundart, und die bei Chr. Sarauw, Nd. Forschungen 1,136 aufgezählten nd. Fälle von Dehnung meiden offensichtlich das ostfäl. Gebiet und treten häufig in Bezirken der ndl. Siedlung auf. So seh ich in ndl. *roest* ein auf germ. **rusta-* beruhendes **rost*, dessen Vokal gedehnt worden ist und im 12. Jahrhundert mindestens Ansätze zur Dehnung zeigte.

Rätselhaft hebt sich märk. schöddern schütteln aus dem heimischen Lautstande, welchen *schüdden* schütten veranschaulicht, heraus. Die Vokalsenkung findet in den Lautgesetzen keinen Anhalt. Sie wird wohl der überkommenen Lautform zur Last gelegt werden müssen, und diese wäre in dem südndl. *schodderen, schoddelen*, das neben *schudden* steht, zu suchen, vgl. südostfläm., antwerp., haspeng., nordholl. *schodderen* schütteln (trans.), mit schüttelnder Bewegung gehn, limb.-brabant. *schoddelen* den Körper in den Kleidern reibend bewegen. Schambachs Nebenform *schöddern* zu *schüddern* kann aus Nordthüringen, wo *ü* vor *dd* zu *ę* wird (vgl. *sędə* f. Schütte, *šędələ* schütteln Alfred Schirmer, Beiträge zur nordthüringischen Dialektgeographie 1932 S. 25) herrühren.

Nicht sicher läßt sich märk. schubben die Haut reiben, um ein Juckgefühl zu vertreiben, mit dem ndl. *schobben* verbinden, da das Wort anscheinend, wenn auch nicht in weiter Ausdehnung, in Ostfalen bekannt ist. Genaue Feststellung des ostfäl. Vorkommens wird die Frage beantworten. Danach erhielte auch das bremisch-holsteinische *schubben* seinen Platz.

Märk. dalen (lautlich *dǭ^{a}ln*) umherirren, *verdalen* refl. sich verirren geht auf südndl. *dolen* irren, *verdolen* in die Irre gehn und führen zurück. Im 14. Jahrhundert stehn sich südndl. *dolen* und nordndl. *dwalen* gegenüber (Tijdschr. voor Nederl. taal- en letterk. 43, 248). Die nordwestliche Veluwe hat noch *dolen*. Die Belege für *verdolen* bei Schiller-Lübben gehören dem Westen an. Die Uckermark stellt sich mit *vertwǭəln* zum Nds.

Das neumärk., nur aus meinem Heimatdorf Loppow bei Landsberg a. W. bekannte verhissen vergessen, versäumen, übergehn beziehe ich auf das ndl. *vergissen* verpassen, versäumen. Die Bedeutungsgleichheit sichert diesen Ansatz, und aus der Lautentwicklung des Nordbeveländischen, welches der

[1] Hierauf deuten mndl. *ue*-Schreibungen.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0320

Hauptzone der Auswanderung nächst benachbart ist, ergibt sich noch eine Stütze dafür. Verschuur führt Belege für den Übergang des anlautenden *g* in *h* an (vgl. *haᵒlhə* Galgen 122, *haᵒstə* Gerste, *hos* Gras, *hlaᵒs* Glas 161), während anlautendes *h-* schwindet (*iŋst* Hengst 123). Die unt. S. 437 erwogene Lautsubstitution, wonach *h-* für das stimmlos spirantische mndl. *g-* eingetreten wäre, erschüttert die Annahme der Entlehnung aus dem Ndl. nicht.

Das Adjektivum brock hinfällig, gebrechlich (von Personen) stellt sich zum rheinfränk. *brock* brüchig (Rhein. Wb. 1,1000) und dem ndl. *brok* brüchig, zerbrechlich, dessen Alter somit entgegen seiner jungen Bezeugung in das 12. Jahrhundert hinaufgerückt werden darf.

Die Bedeutungsverschiebung des ndl. *gemelijk* mürrisch aus dem germ. *gaman* n. Lustbarkeit, Spiel vollzieht sich nach Th. Frings, Germania Romana 229 auf der Linie lustig, spaßhaft, wunderlich, sonderbar. Das Ndl. Wdb. 4, 1412 merkt das Fehlen der Bedeutung lustig, fröhlich im Ndl. an. Weiteres Absinken führt zur Bedeutung schwach, matt des ostfries. *gamelig* (neben mürrisch), des groning. *gammel* flau im Magen, gähhungerig, des rhein.-ndfrk. *gämelig* ungewohnt, unbehaglich, *gämelig söt* widerlich süß, des erzgebirg. *kǎmliχ* übel zum Erbrechen (Zs. f. d. Mdaa. 1914, S. 143). Hiervon ist das märk. gämlich (lautlich *jēᵃmliχ*) matt, schlecht, unwohl, widerlich süß abgezweigt. Ein einheitlicher Zug hat die Sonderbedeutung, der gegenüber das Nds. bei spaßhaft, lustig, kindisch, läppisch verharrt, in das osterländisch-obersächs. Gebiet und die Mark gebracht. Weiter ist sie bis nach Schlesien gelangt.

Geringes und örtlich enges Vorkommen macht für fies widerlich, ekel, wählerisch im Essen, loi matt, müde und mooi schön spätere Einfuhr über See und flußaufwärts wahrscheinlich. Die beiden ersten sind nur aus dem Oderbruch belegt, das erste als *fiestänig* zahnlückig (Rubehn 52), woneben *fis, fisig* übermäßig scheu, ängstlich, delicat bei Berghaus, Sprachschatz der Sachsen 1, 463ᵃ zu fügen ist, das zweite in der Verbindung 'es ist mir *loi* in den Knochen'. Ndl. *vies* widerlich, ekel, wählerisch im Essen, ostfries. *fîs* prüde, ekel, lecker im Essen, Brem. Wb. *fyß, fyst* ekel, lecker, dem nicht gleich viel ist, was er isset; der nicht alles isset oder anrühret aus Beisorge, daß es nicht rein ist, hat *-î-*, wie H. J. van Lessen, Samengestelde naamwoorden (1928) 40 nachweist. Ndl. *lui* faul, träge, müde, dessen dialektische Sonderformen *loi, looi, lue* u. a. das Ndl. Wdb. 8, 2, 3195 zusammenstellt, ist an der Küste nach Schleswig und Dänemark vorgedrungen und hat sich im westlichen Westfalen eingenistet; osnabr. *lögge* bedeutet kein heimisches Dasein. Für Hamburg merkt Richey die Herkunft 'ex Belgico' an.

Auch bei mierig geizig, kleinlich, schäbig, schmutzig von Gesinnung *(sich mierig maken* sich knauserig und dadurch verächtlich zeigen), das in der Mark, in der Provinz Sachsen und bis zum Harz (Nd. Kbl. 25,65) bekannt ist, kann spätere Aufnahme vorliegen, wenngleich die dialektgeographische Verbreitung und der reichliche Gebrauch in der Mundart und der niederen Umgangssprache

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0321

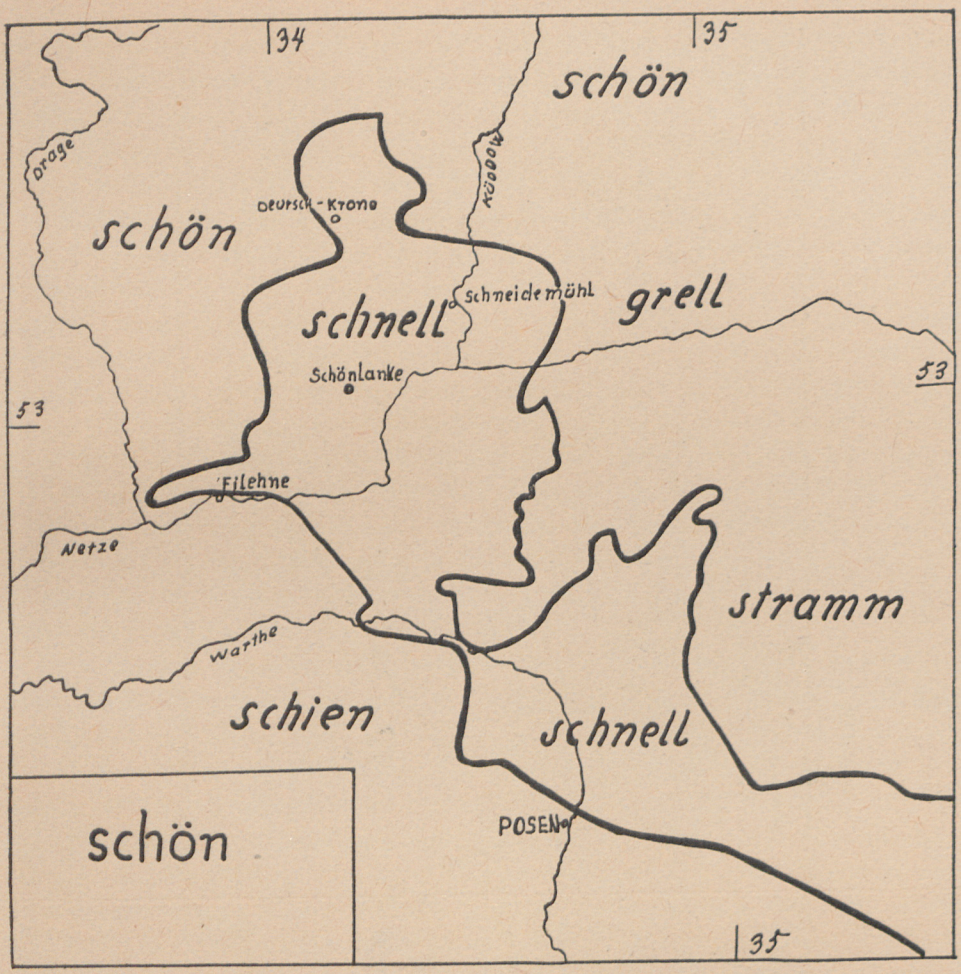
dem Worte eher ein hohes Alter zuspricht. Ich leite das märk. *mierig* aus dem ndl. *mierig* kwaad, nijdig, dessen Etymologie strittig ist, her.

Vom ndl. *nieuwsgierig* ist das märkische wie das brem.-holst. (s. S. 79) nieschierig neugierig ausgegangen. Der Anfangsteil weist im Westen und im Osten *-t* auf: *nīt-* Ostharz, Altmark, *neit-* Westhavelland, *nit-* Ostpommern. Der Stammvokal *ī* weicht in der Uckermark einem *ē*, in Ostpommern einem *ǖ* (Teuth. 4, 226), Anzeichen dafür, daß *ī* dem Nds. fremd ist. Das Kurzadjektiv gier gierig (von Menschen), breitgestellt (Fachausdruck des Pflügens: das *Gierholt*, ein durch Keile verstellbares Querholz, wird für breite Furchen links verkeilt und für schmale rechts; im ersten Falle faßt der Pflug *gier* oder gibt eine *giere* Furche, im zweiten *nippe*) begegnet außer in der Mark und in Anhalt in der Weichselniederung (Regehr 47).

Das mnd. *quât* bedeutet böse, schlecht, arg, zornig; im Mndl. hat es außerdem den Sinn elend, gering, wertlos. Die Mark Brandenburg gebraucht quade nur für unerheblich, unbedeutend, schwächlich, kränklich, mager, namentlich aber für klein von Kindern und Tieren, selten von Sachen, vgl.: ein entzündeter Finger ist *kvǭat* (nördliche Neumark, Gegend von Potsdam), ein Kind ist *kvōᵃdə* schwach, kränklich (gesamte Mittelmark und die Uckermark), ein Stück Vieh ist *kvǭt* mager (Havelland); im Sinne von klein von Körper kommt es in der Mittel-, Neu- und Uckermark sowie in Stargard vor, gewöhnlich von Kindern, während von Sachen *klein* üblich ist, vgl.: *quod Mariechen*, aber *'n kleinen Büdel* Max Lindow, Bi uns to Hus 57 (uckermärk.), doch schreibt der Neumärker Gustav Rühl (Gegend von Landsberg) in seiner anonymen Schrift „Wiedertaufe oder Taufe?“ (2. A. Berlin [1861]) 74: 'in dem *quaden* Katechismus Lutheri'. Diese Bedeutungserweiterung hängt mit dem Mndl. zusammen. Dort erscheint *quade* im Sinne von minor; so wird um 1300 und früher die Partei der Handwerker in den Städten Flanderns *de kwaden* im Gegensatz zu den Patriziern, den *goede lieden*, genannt; in Gelände- und Ortsnamen ist dieser Sinn besonders deutlich, vgl.: *de quade beke* 1430 Name des kleineren Baches zum Unterschiede vom größeren, der Nijverzeelbeek (J. Lindemans, Toponymie van Opwijk, arr. Brüssel, 1931, S. 101), und *Quaedypre* in Franz.-Flandern trägt den Namen im Gegensatz zur großen Stadt Ypern. Dazu stellt sich der vielfache Gebrauch in Ortsnamen der Mark, z. B. in *Quaden-Schönfeld*.

Die Karte 49 des Deutschen Sprachatlas bietet unter den Synonymen von 'schön' in der Verbindung 'schöne Häuser' das Adjektiv schnell in der Gegend von Filehne, Deutsch-Krone und Schneidemühl (s. Karte 33), dessen Lautform *šn̥ā̆l* aus Putzig zwischen Filehne und Czarnikau Zs. f. d. Mdaa. 1913, S. 42 erwähnt ist. Offensichtlich in Rückzugstellung, ist *schnell* in bezug auf Menschen früher und wohl noch jetzt weiter im Westen gebräuchlich gewesen; Dähnert gibt an: *ene snelle Deern* ein hübsches Mädchen. Obgleich aus der Mark selbst keine Belege bekannt sind, ist doch auch hier mit älterem Vorkommen zu rechnen. Die

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0322



Karte 33

Bedeutung entstammt dem Ndl.: fläm. *snel* schön, hübsch von Menschen ist von De Bo und Teirlinck verzeichnet, während die Wenkersätze bei Frings-Vandenheuvel (Marburg 1921) als Attribut zu Haus nur *schoon* enthalten.

Der menschliche und tierische Körper

Die Synonymenkarte 8 des Deutschen Sprachatlas weist für 'Füße' zwei Bezirke auf, in denen *Beine* gilt: ein rechtsrheinisches zwischen Rothhaargebirge und der Lippe und ein ostthüringisch-osterländisch-märkisches, das sich in der Mark an die *lēf/līəf* 'lieb'-Linie hält, aber sich auf dem rechten Oderufer bis an Breslau heran erstreckt (s. Karte 34). Streuvorkommen verraten die Neigung zur Ausdehnung über Erfurt hinaus und nach Mecklenburg[1]. Zwischen Mulde

[1] Doch belegt das Mecklenburgische Wörterbuch nur einen einzigen Fall, in dem *Bein* für *Faut* gebraucht wird.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0323

Karte 34

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de
/rosdok/ppn860231771/phys_0324

und Elbe bezeichnen sie die ndl.-obersächsische Mischzone. Beziehung zu den Niederlanden scheint Frings[1] gegeben und ist gewiß vorhanden. Die märkische Bedeutung beweist, daß Bein schon im 12. Jahrhundert in dem westlichen Teil der südlichen Niederlande für *voet* stehn konnte, obgleich die Wörterbücher *been* nur für den Schenkel angeben. Doch hat Teirlinck *been* für Fuß.

Buknagel m. Nabel ist nach W. Seelmann Nd. Jb. 48,78 ndl. Im Ndl. ist es in Französisch-Flandern und im Antwerpischen belegt; das Rheinland besitzt es im ndfrk. Teil. Sein Auftreten in der Wilstermarsch spricht für frühe Entlehnung, wenn auch nachträgliche Entstehung in Holstein und im märkischen Gebiet aus der mitgebrachten Lautanlage, die zwischenvokalisches *-v-* und *-g-* einander nähert, nicht ausgeschlossen erscheint. Aber in diesem Falle bleibt ebenso die ndl. Abkunft sicher. Die heutige Aussprache *būknāl* in der Mittelmark läßt die Verbindung mit Nabel und Nagel zu, doch weist die Zusammensetzung mit *Buk-* auf das zweite Wort hin, da sie für den Begriff Nabel überflüssig war. Selbst wenn auch die Zusammensetzung im Ndl. und im Märkischen getrennt erfolgt wäre, bliebe doch in der lautlichen Neigung *-v-* und *-g-* zu vokalisieren und im Gefolge davon zum Schwinden zu bringen, der Anlaß zur Zusammensetzung, also ein ndl. Anstoß, gegeben.

Als Elsterauge benennt das Hühnerauge, die durch Druck des Schuhs entstandene Hautverdickung an den Zehen, das Ndl., das Rhein. in seinem ndfrk., ripuar. und nordmoselfrk. Gebiet, der Westteil Westfalens und die Mark Brandenburg. Der Anfangsteil des Wortes wechselt gemäß den landschaftlichen Namen der Elster: ndl.-rhein.-nordndfrk. und mittelwestfäl. gilt *ekster-*, rhein.-südndfrk. und südwestfäl. *ę̄ster-*, ripuar. und nordmoselfrk. *elster-;* das altmärk. Elbufer, das Havelland, Ruppin, die Uckermark und die Kreise Randow und Greifenhagen haben *Häster-* (lautlich *hę̄stər-*), die Mittelmark *Elster-* (s. Karte 35). Als Synonym erscheint in der Eifel nach der Wortkarte des Rhein. Wb. 4, 1339/40 *Krähenauge,* dieses tritt links der Weser westlich Hoya und Nienburg wieder auf und begegnet in der westlichen Hälfte der Altmark von neuem, es überschreitet bei Burg und Magdeburg die Elbe und bleibt zwischen Saale und Mulde stehn, worauf das Gebiet des *Hühnerauge* nach Osten zu außerhalb der Mark beginnt. Zerbst und der Hohe Fläming gehn mit der Mark, der niedere Fläming besitzt bereits das südliche Wort. Beeskow-Storkow und Weststernberg gebrauchen *Elsterauge.* So ist *Elster-* auf die Mittelmark beschränkt. Überall setzt sich *Hühnerauge* dazwischen. Um Arendsee in der Altmark nimmt der nds. *Likdurn*-Bereich Mecklenburgs und Pommerns seinen Anfang, in Ostpommern stark von *Hühnerauge* bedrängt. *Krähenauge* schließlich kommt noch im Kreise Königsberg vor.

Das germ. **hupi-* m. Hüfte ist im Nds. früh durch das hd. *huf* verdrängt worden; dies tritt schon im Mnd. auf und begegnet heute so oder als *hüff* in

[1] In Ebert-Frings, Kulturräume und Kulturströmungen im md. Osten 232.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0325

Karte 35

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0326

nordnds. Mundarten. Die Niederlande, das rhein. Niederfranken und Westfalen bewahren dagegen die alte Form als *höp, höpe, hop*, westfäl. *huəp, hop*. Vom ndl. *heup* stammt das von Parisius bezeugte *Hääp*. Diesem Hœpe als dem einzigen Überrest der ndl. Siedlersprache stellt die Mark ihr *Huffe* gegenüber.

Kaldunen Pl., selten Sg. *Kaldune* f., schriftsprachlich *Kaldaunen*, sind Eingeweide der Schlachttiere, besonders das als Speise zubereitete Gekröse, das jeden Darm umgibt. Nach P. Kretschmer, Wortgeographie 249 ist es ein nord- und md. Wort und reicht südlich bis Schlesien, Sachsen, Thüringen, Aschaffenburg, Koblenz, Zweibrücken. Die md. Mundarten aber weisen das obd. *Kutteln*, als Gericht *Kuttelflecke*, auf; doch ist schles. *Kaldunken* neben häufigerem *Kutteln* bezeugt. Ein geschlossener Bezirk *Kaldaunen* mit den Nebenformen *Kalaunen, Galaunen, Kallunen* liegt im Osterland; er erstreckt sich bis zu einer Südlinie Grödiz—Oschaz—Borna und tritt westlich wenig über die Grenze des Regierungsbezirks Merseburg; vgl. die Karte bei Karg, Flämische Sprachspuren S. 9. Um Leipzig setzt sich *Pipen* oder *Pipen und Flecke*, auch *Pipen und Lappen* dazwischen. Auf thüringischem Boden erscheint *Kallunen* bis zur Höhe von Langenberg—Roda—Weimar und zieht sich in breitem Strange die Saale und das Schwarzatal aufwärts etwa bis Lobenstein und zum Rennsteig, hier die Wortgestalt *Koläner, Kalänner* annehmend, greift aber auch ins Hennebergische hinein. Ihm begegnet und mischt sich ein der Ausdruck *Rampanjen*, der als *Rampen* in Hessen, Waldeck und Lippe herrscht. Das osterländ.-thüring. Vorkommen bildet den Rand des großen norddeutschen Gebietes, welches einhellig die Mark, Pommern, Preußen und alle nds. Länder umfaßt. Darüber hinaus haben die nordischen Gebiete das Wort aufgenommen. Die norddeutsche Mitte hat die Form *Kaldunen*, die auch allein in der Mark bekannt ist, an der Unterelbe ist *Klunen* häufig, in Holstein meist *Kallunen* neben *Kaldunen*. Im Rheinland kennt das Wort nur die städtische Umgangssprache, den Niederlanden ist es fremd. Karg wollte aus seiner Karte, die dazu einlud, westdeutsch-rheinische Herkunft von *Kaldaunen* ablesen; ein Zeugnis von 1336, das ein kölnisches Gericht dieses Namens anführt, bringt ihn zu der Ansicht, daß das Wort im Kölner Kirchenbezirk bekannt gewesen sei. Damals fand es sich auch schon in der Mark Brandenburg vor, wo es ein Beleg von 1331 ('eyne hamels- oder kalffes-*koltdůne* Cölln E. Fidicin, Hist.-diplom. Beitr. z. Gesch. d. Stadt Berlin 4,13) enthält. Inzwischen hat es nach den Zeugnissen im Mnd. Wb. ebenso die nds. Mitte besessen. Aus dieser geschichtlichen Lage heraus verbietet sich die Annahme einer gesonderten Zufuhr in die ndl. Siedelbezirke der Mark, des Osterlandes und Thüringens, und wir müssen *Kaldunen* als ein Wander- und Kulturgut bezeichnen, das zwar mit den Niederländern in die Grenzen ihrer Siedlungsräume eingerückt ist, aber auch unabhängig davon seinen Weg durch die Kanäle des Verkehrs in alle nd. Gebiete genommen hat. Den einzigen Nutzen ziehen wir aus Kargs Karte, daß wir das Alter des Wortes in das 12. Jahrhundert hinaufrücken und es den Niederländern gleichfalls zusprechen, sei es, daß es in der Heimat

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0327

damals als ein unbeachteter Ausdruck der niederen Volkssprache geläufig war, sei es, daß es den Auswanderern unterwegs bekannt geworden ist. Seiner sprachlichen Abkunft nach gehört *Kaldunen* dem Mlat. an: mlat. *caldūna*, das aus vulgärlat. **calidūmen* noch dampfendes Eingeweide frisch geschlachteter Tiere stammt und in ital. *caldune*, franz. *chaudun*, engl. *chaudron* fortlebt.

Das ndl. *knoesel* m. Fußknöchel ist in der Mark nur in Restbezirken erhalten (s. Karte 36): in der Form *Knüssel*, *Knissel* zwischen Burg und Barby auf dem rechten Elbufer mit Ausläufer über Möckern hinweg, als *Knüsel*, *Knüssel* in der Nordwestecke des Kreises Ruppin, als *Knüssel* in Vehlefanz (Kr. Osthavelland) neben *Knössel* im Nuthetal des Teltow und als *Klüëßel* in Klosterfelde (Kr. Niederbarnim). Kein Zweifel, daß diese Stellen früher verbunden waren, und wahrscheinlich hat sich das Gebiet weiter nach dem Osten erstreckt. Der Wettbewerber ist dem alten Worte in einer Mischform Knöksel, in Zerbst und der Zauche *Knücksel*, entstanden; diese herrscht von der Elbe bis zur Drage, von der Niederlausitz bis zur meckl.-pomm. Grenze. Die Altmark stellt sich mit *Enkel* zum Nds. in Mecklenburg-Pommern, in die Börde und über die untere Ohre stößt anhaltisches *Knöchel*, *Knüchel* vor. Das ndl. *knoesel* ist südndl. ohne Limburg, wo *enkel* üblich ist, zum Teil nordbrabantisch und seeländisch. Für den Fingerknöchel gebraucht Nordbeveland *knōkəl*, die nordwestliche Veluwe *knŏkəl*. Die Scheidung zwischen *Enkel* als Fuß- und *Knüchel*, *Knükel*, *Knückel* als Fingerknöchel ist dem Rheinland und dem West- und Nordnds. eigen, Ostfalen hat *Enkel* und *Knœwel*, das letzte Wort gilt auch in der Mark. Dithmarschen hat sein *Knüssel* von den Holländern seit dem 17. Jahrhundert angenommen.

War für das bremisch-holsteinische Siedlungsgebiet eine Entscheidung über die Frage, ob Kutte f. vulva der heimischen Sprachschicht angehört oder ndl. Siedlerwort ist, nicht zu gewinnen, so kann angesichts des Fehlens von *Kutte* im Nds. ein Zweifel an der Entlehnung aus dem Ndl. bei dem märkischen Worte ernstlich nicht bestehn. Denn es gilt in der gesamten märkischen Siedlungssphäre von der Altmark bis nach Pommern, den Ostharz hat es über die vorgeschobenen ndl. Siedlungen im Vorgelände erreicht. Einen mittelalterlichen Beleg aus dem „elbostfälischen" Gebiet teilt E. Rooth im Nd. Kbl. 55, 72 mit.

Bei Päserick m. Zeugungsglied des Ochsen und Ebers verschafft die Bildungsweise des Wortes die Gewißheit der Entlehnung aus dem Ndl. Die nds. Form ist *Pesel* (ostfries., brem., holst., meckl., vorpomm., ostfäl., altmärk.), *Pesik* (lautlich *piəzək*, ravensberg. *-iŋk*) westfäl. Nur je ein Beleg aus Rostock von 1337 und aus Stralsund für mnd. *peserik*, die im Mnd. Wb. angeführt werden, stören das Bild der heutigen Verteilung; der rostockische mag dem Seeverkehr mit den Niederlanden zuzuschreiben sein, der stralsundische ist in dem unt. S. 383 besprochenen Vokabular überliefert und als alte ndl. Entlehnung der märk. Sphäre zu werten. Dauer hat diese Wortform an beiden Stellen nicht bezeigt. Im Ndl. ist *pezerik*, seit dem Mndl. bezeugt, aus dem Antwerpischen

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0328

Karte 36

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0329

und aus Brabant belegt, Westflandern hat *pezel*. Aus Burgsteinfurt ist 1682 *Pesserick* angeführt (Nd. Kbl. 52, 54).

Toon m. Zehe beruht auf ingwäonischem *tâne* m., dem das afries. *tâne* gleich ist und das ags. *tá* f. im Vokal entspricht. Die Form *taan* des Brem. Wb. geht auf die Vorstufe des holl. *toon* zurück, die das hindelopensche *taaənə* bewahrt; dieselbe Grundlage hat *tǭn* der Wilstermarsch und Süddithmarschens. In den friesischen Mundarten lebt die afries. Vorstufe fort, doch weicht das Westfries. zu *ê* -Formen aus mit Ausnahme von Westterschelling, wie die Übersicht bei Siebs, Zur Geschichte der englisch-friesischen Sprache (1889) 273 erkennen läßt. Niederdeutschland hat sein *Toon* im Braunschweigischen aus seiner ingwäonischen Ursprache; von den bekannten Belegen rechne ich hierher *up den tonen* Koker 1105 und *tōn* in Bleckede. Dieselbe Form in Fallersleben, Eilsdorf und Quedlinburg jedoch weise ich der Sprache der ndl. Ansiedler zu. Das gleiche nehme ich für die Formen der Hamburger Gegend (Richey *tohn*, Alte Land *toun*, Altengamme *tǭun*, Horneburg *tɒun*) und die Masse der holsteinischen *tōn*-Fälle bei Mensing an; diese treten in den Elbmarschen und ihrer nächsten Nachbarschaft sowie an der schleswigschen Westküste auf, doch bleibt im mittleren Landesteil ein Bezirk, dem man ndl. Entlehnung oder Aufnahme solcher Formen nicht zuschreiben kann, wo daher gleichfalls die ingwäonische Form anzusetzen ist. An den Rändern des geschlossenen ndl. *toon*-Gebietes und seiner Kolonie am linken Elbufer geht *Toon* mit dem nds. *Tee* eine Mischung ein, indem sich die Kreuzung *Tǫ̊n* bildet; diese treffen wir in *teune* in Westerwolde (Groningen), im ostfries. *tǫ̊n*, dem *tône*, *tôn* und das nds. *tên* zur Seite stehn, im westaltmärk. *tǫ̊n* und dem *tǫ̊nə* von Lesse im Kreise Wolfenbüttel an.

Die Wortform Wratte f. Warze hat W. Seelmann Nd. Jb. 52,38 als ndl. erkannt, und K. H. Heeroma ist in der Tijdschr. v. Nederl. taal- en letterkunde 56, 260 an der Hand einer beigefügten Skizze der Ursache der merkwürdigen Konsonantenumstellung im Wortanfang nachgegangen. Am Saume des nds. Gebietes der Metathesis, welche *brennen* zu *bernen*, *Frist* zu *verst* macht, im Gebiet von Köln, gerät *warte* Warze in den Vorgang der Umstellung hinein; das neue *wratte* geht in Ripuarien wieder zu Grunde, hält sich aber in dem von ihm eroberten Bereich der Niederlande ohne Ost- und Westflandern und Seeland, in Südholland erreicht es die See, Nordholland, Friesland und Groningen bleiben frei. Diesem Kartenbilde entsprechen die Angaben der Wörterbücher: *wratte* Teuthonista, fläm. *wurte*, *worte* (Schuermans), *worte*, *warte* (De Bo), *warte* (Teirlinck), geldernsch-overijselsch *waorde*, groningisch *woat*. Aus dem ndl. *wratte*-Gebiet ist das engl. dialektische *wrat*, *wret*, *writ* zu Anfang des 16. Jahrhunderts entlehnt worden, vgl. J. F. Bense, A diction. of the Low-dutch element in the English vocabulary 603 und Skeat, Engl. dial. dict. 6,552*. Im märkischen Sprachraum ist der Beleg in der Halberstädter Bibel von 1522 das älteste und zugleich westlichste Zeugnis. Mecklenburg ohne die westlichen

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0330

Kreise Hagenow und Schönberg[1], Vor- und Ostpommern haben die Wortform angenommen; sie gilt auch in der Altmark und mit *f*-Anlaut in der Börde. Auf Bischoffs Karte 5 ist die Bode-Elbelinie die Scheide für die Metathesis; dem *fratə* der Börde und Jerichows steht zerbstisches *bratə* und diesem von Roßlau nach Osten *bratskə* gegenüber. Südlich der angegebenen Linie, Staßfurt, Calbe und Barby einschließend, erstreckt sich der Bereich von *wårtskə*, *wartskə*. Nach G. Krause, Drei Dialekte der Magdeburger Gegend (Progr. d. Oberrealschule Düsseldorf 1898) 7 sind auf dem rechten Elbufer die jungen hd. Wörter Kirche und Kirsche als *kriχə* und *kriʃə* dem Einfluß von *fratə* erlegen; s. auch Nd. Jb. 21,65; 22,9; 25,43.

Wgerm. **fliusa-* Schaffell, Fell entwickelt sich zu ags. *flýs*, afries. *fliûs*, nordmndl. *vlues*, *vluus*, *vluys*, *vluesch*, mnd. *vlûs*, *vlûsch*, mhd. *vlius*, frühnhd. *fleusz*, *vlüsz;* auch südmndl. *vlies* kann daher abgeleitet werden, wie es ebenso auch auf eine alte Form **fleos*, die im ags. *fléos* erscheint, zurückgehn kann. In den heutigen ndl. Mundarten besteht die mittelalterliche Scheidung weiter, für das südndl. *vlies* wird in Nordholland, Geldern, in der Veluwe, in Groningen *vluus* (lautlich *vlūs)*, in Friesland *fljūs* gebraucht. Im Ostfries. stößt das nordndl. *vlūs* auf das nds. *vlūs:* ostfries. *Flûs* und *Flůs* Büschel, Zotte, Flocke; östlich davon auftretendes *Flůs* stammt aus dem Holländ.: *Fl̨üs* Zopf, Wolle, *dat goldene Vlüs;* in der ländlichen Nachbarschaft der Grasanger oder die mit Gras bewachsene Oberfläche des Landes; Pl. *Flüsen* Fransen, kleine sich anhängende Härchen Br. Wb.; süddithm. *Flůs* m. Wolke; Wilstermarsch *Flůs* m. die Haut auf der gekochten Milch. Das Nds. kennt nur *ū:* holst. *Flûs*, vereinzelt *Flûsch* m. Flaus, Flausch; Bündel Wolle, Handvoll Haare; überjähriges, dürres Gras, das im Frühjahr, wenn das junge Gras knapp ist, vom Vieh mit abgeweidet wird; die Haut, die sich beim Kochen auf der Milch bildet (Dithmarschen, Stapelholm); rauhe Wolke; unordentlich sitzende Frauenhaube; meckl. *Flûsch* Flaus, Büschel, z. B. von Wolle; vorpomm. *Fluse* Büschel Haare, Flocke Wolle; preuß. *Flûsch* u. m. Flocke, Flöckchen von Wolle, Hede, Klunker, Haaren; Wisch, Handvoll; märk. und altmärk. *Flûsch* m. Flausch von Haaren, Wolle, Werg; Büschel, Handvoll; westfäl. *Fluse* f., Dim. *Flüseken* Fädchen oder Federchen, das auf das Kleid, den Hut oder Teppich geflogen ist; Pl. *Flusen* Flaumfedern, Bartflaum; aus dem Nds. osterländ.-obersächs. *Flausch* m. Büschel Haare u. a. Die Form *vlûs* gebrauchen bereits Albrecht von Halberstadt und Brun von Schonebeck auf nds. Grundlage. Entweder liegt also eine nds. Ablautform mit *û* vor, oder es ist wahrscheinlicher *iu* ohne *i*-Umlaut über die Stufe *i̯û* in *û* übergegangen; vgl. Emmi Mertes, die dieses Wort unberücksichtigt läßt, in Teuth. 6,141; 7,43; 268. Im ndfrk. Rheinland begegnen sich südndl. und nordndl. Vokal: *flī:s* Geldern,

[1] Vorgeschobene Ostpunkte, die die westliche Lautform *Woort* aber wohl durch Zuzug erhalten haben, sind Doberan und Cammin im Kr. Rostock, auf Poel ist *Woort* noch bekannt; der Ostrand des Kreises Hagenow ist von *Wratt* erfaßt.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0331

Mörs, Rees, *flis* Kleve, Kempen-Vorst, Krefeld, *flē:s* Orsbeck, Lobberich, Kaldenkirchen, München-Gladbach, anderseits *flüs* Calcar, Hüthum, *flűs* Emmerich; die Bedeutung ist Häutchen, Muskelhaut, Eihaut, Haut über der gekochten Milch Kleve; Nierenfett vom Schweine, Lünte allgemein; Dim. Flöckchen Krefeld, Bartflaum Kempen-Vorst. Über die Herkunft des deutschen schriftsprachlichen *Vlies* n. aus den südlichen Niederlanden, wo in Brügge 1429 der Orden des Goldenen Vlieses gestiftet wurde, herrscht Übereinstimmung. In bezug auf diesen Orden und auf die Argonautensage kommt das Wort im 16. Jahrhundert in Deutschland auf, s. Kluge-Götze 658[a]. Während im Nds. die Bedeutung Schaffell oder Flaus, Büschel von Wolle, Flaum überall durchgeht, entwickelt das Ndl. daneben den Begriff dünnes Fell so gut auf der *ie*- wie auf der *ű*-Grundlage: *vlies* vellus, pellis cum villis; *vliesken* membrana, membranula, cuticula; *vliesken op het melck* crustula, membrana lactis, id quod in superficie calefacti lactis aliarumque rerum coit atque concrescit Kilian; *vliesch* n. Vlies; *vlies*, Pl. *vliezen* dünnes Fellchen De Bo; *vlies* n., *vlieske* Fellchen Teirlinck; *vlies* f. Faser an der Schale der Erbsen und Bohnen Cornelissen-Vervliet; neben *vlůs* n. Schaffell auch *vlůs aover 't water* Gallée, Geldernsch-overijselsch; *vluus* f. dünne Haut auf der gekochten Milch, auf Brei und anderen Flüssigkeiten Boekenoogen. Dieser Sinn kommt schon im Mndl. vor als Gehirnhaut, Eihäutchen, Star auf dem Auge, Haut um eine Nuß; der Teuthonista hat 'dat *vluyss* dayr dat kynt in leghet in sijnre moeder licham' und 'die sack off *vluyss* dayr dat ingeweyde in leghet'. Beachtung verdient das weibliche Geschlecht des antwerpischen und hageländischen *vlies* und des zaandamschen *vluus*. Wenn auch nds. Mundarten das Femininum aufweisen, so hat das brandenburgische Femininum zu ihnen keine unmittelbare Beziehung, wohl aber zum femininen Geschlecht des antwerpischen und hageländischen Gebietes. Das Femininum ist überall, wo es auftritt, dem bedeutungsgleichen *liesche* entnommen. Diesem Wort verdankt das brandenb. *Fliëse* sein *-e*. Das brandenburgische Fliëse (lautlich *flīᵃzə*, *flīəzə*) f. kann bei der dialektgeographischen Verteilung der Wortformen und Bedeutungen nur aus dem Südndl. kommen, seine engste Heimat liegt in der Provinz Antwerpen und im Hageland. Wie schon im Ndl. die ursprüngliche Bedeutung Haut um das Nierenfett ihren Inhalt auf dieses Fett ausweitet, so besitzt *Fliëse* in der Mark außer der hauptsächlichen ersten die zweite Bedeutung. Zwei Sachkarten, die eine aus den Auskünften auf die Frage nach dem Namen für die Fettschicht um die Rippen und an den Nieren der Schweine und Gänse, die andere aus den Angaben auf die Frage nach der Haut um dieses Fett gezeichnet, geben ein klares Bild von der Verbreitung der beiden Bedeutungen und dem Verhältnis zu *Liëse*, dem eigentlichen Ausdruck für die Fettschicht. Als Haut um das Nierenfett ist *Fliëse* nach Westen und Nordwesten weit über den Raum, den sonst die ndl. Lehnwörter einnehmen, hinausgestoßen (s. Karte 37); auf beiden Seiten schließt die Karte mit diesem Worte ab, ohne die Scheide gegen die ostfäl. und meckl. Benennungen zu berühren oder zu überschreiten, ein An-

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0332

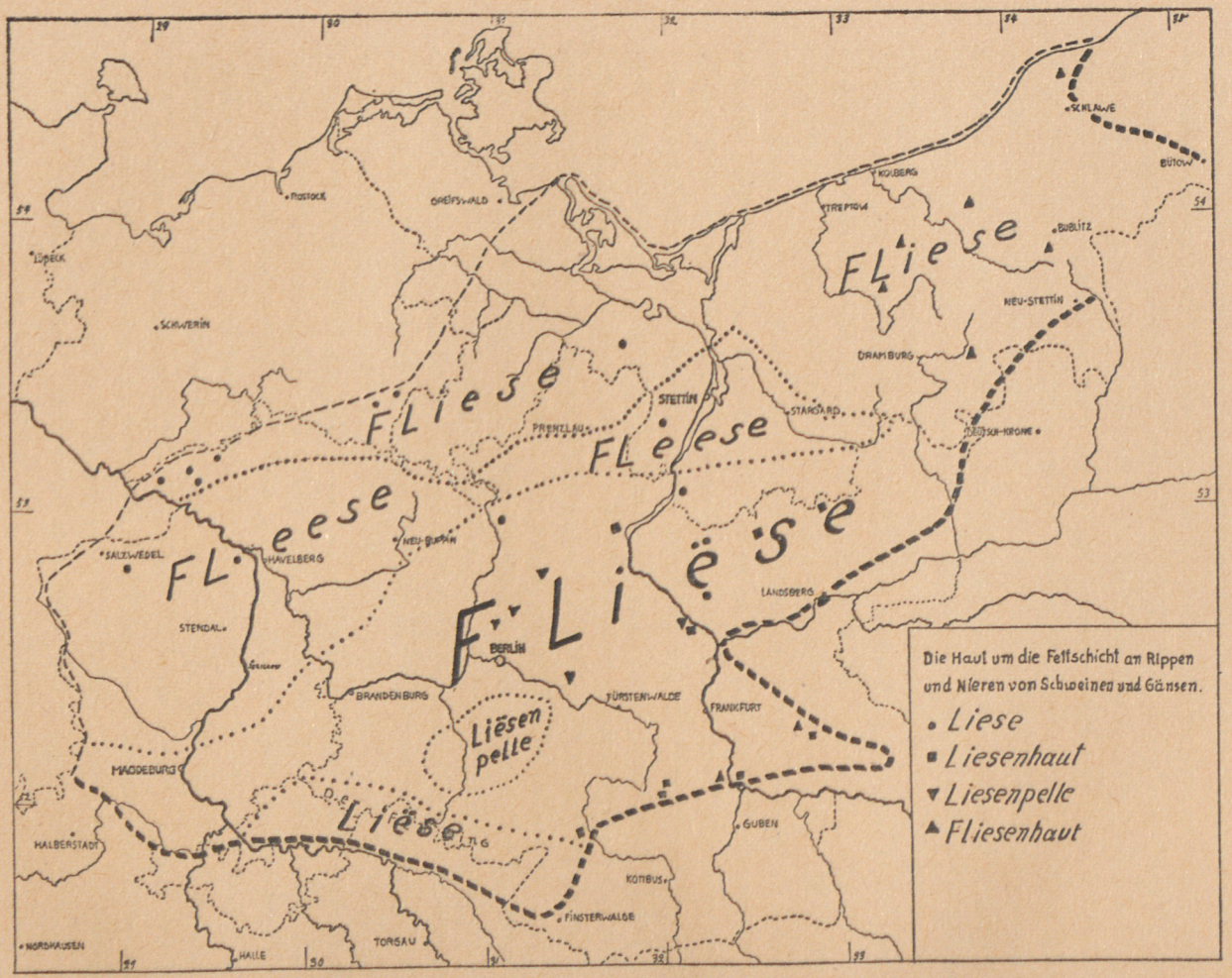
zeichen dafür, daß *Fliëse* noch außerhalb des abgefragten Gebietes auftritt. So mächtig ist die Kraft des brandenb. Wortes, kein Wunder, da sein Stoß keinen Widerstand findet; denn dem Nds. fehlt eine Sonderbenennung für diese Haut. Daß *Fliëse* am Außenrand, in der Altmark, in Mecklenburg und Pommern, als junger Eroberer auftritt, zeigt die unveränderte, der nds. Lautlage fremde Lautform. Wo *Fliëse* aber vom 12. Jahrhundert an Landstriche besetzt hält, welche statt des mittelmärk. *ië* ein *ē* aufweisen — es handelt sich um das Gebiet der *lēf* 'lieb'-Mundart —, hat es die Gestalt *Flēse*, woraus zu folgern, daß das südmndl. *ie* des 12. Jahrhunderts noch diphthongisch gesprochen ist[1]. Die Westpunkte der Karte *Fliëse* Haut um das Nierenfett liegen an der Linie Salzwedel—Helmstedt, durch Mecklenburg und Vorpommern läuft die erreichte Linie über Grabow—Waren—Malchin—Demmin—Greifswald, ohne daß damit, wie eben bemerkt, die wirkliche Wortgrenze bezeichnet ist. Ostpommern ist *Fliëse* ganz anheimgefallen bis zur Linie Stolpmünde—Stolp—Bütow. Einige Fälle von *Flēse* in der Altmark[2], in der Wische, überwiegendes *Flēse* im Bereich der märkischen *lēf* 'lieb'-Mundart — ohne die Westprignitz, die das Wort nicht von Anfang an besessen hat, jedoch die Ostprignitz, das Havelland, Ruppin, die Uckermark, der mittelpommersche Keil mit der Spitze am Haff und geringem Winkel links der Oder und rechts bis zur Ihna, dazu der Nordstreifen der Neumark — sprechen von altem Anwurzeln. In der Börde ist das Wort nach den Beobachtungen an anderen Lehnwörtern nicht alt; es wird aus den Kreisen Wolmirstedt und Neuhaldensleben eingedrungen sein. Die Börde spricht ihr heimisches *-ai-*. Im Raum von Quedlinburg, Staßfurt, Calbe darf man *Fliëse*, geringe Ausbreitung zugestanden, ebenso auf die Siedlungszeit zurückführen wie im Lande Zerbst, wo indessen *Liëse* fast ganz seinen Platz einnimmt. Überhaupt herrscht bis an Berlin und an die Oder durchaus *Liëse* vor, meist freilich in der umschreibenden Form *Liësenpelle, -hut*. Hier ist also *Fliëse* in seiner eigentlichen Bedeutung geschwunden. Verstreut begegnet noch *Flēsen-, Fliësenwo(r)st* im gesamten Gebiet; hierzu wird die Haut vom Fett abgezogen, beutelförmig zusammengenäht und in sie Wurstmasse eingestopft. Danneil kennt noch *Flês' up 't Og'* grauer Star. Auf der Karte Fettschicht (Karte 38) erscheint vorherrschend *Liëse*. Der Raum westlich der Spree und dem Oberlauf der Havel ist von *Fliëse* bis auf wenige Fälle dichtöstlich Zerbst frei; in der Uckermark und in Ostpommern, wo das nds. *Flom, Flaum* als bodenständig zu gelten hat, erscheint eingestreut, bis nach Anklam und den beiden Oderinseln, *Fliëse*, das sich durch seinen landfremden Vokalstand als Eindringling kennzeichnet. Gedrängt tritt es erst in der nördlichen Neumark und im Warthebruch auf. Wenigemal ist es in der Gegend von Beeskow, Fürstenberg an der Oder und von Reppen vertreten. Mit Ausnahme des

---

[1] Aus dem ndfrk. *ē* in dem oben umrissenen Bezirk des Rheinlandes läßt sich dieser Schluß nicht gewinnen, da es für dieses an einer Altersbestimmung fehlt.

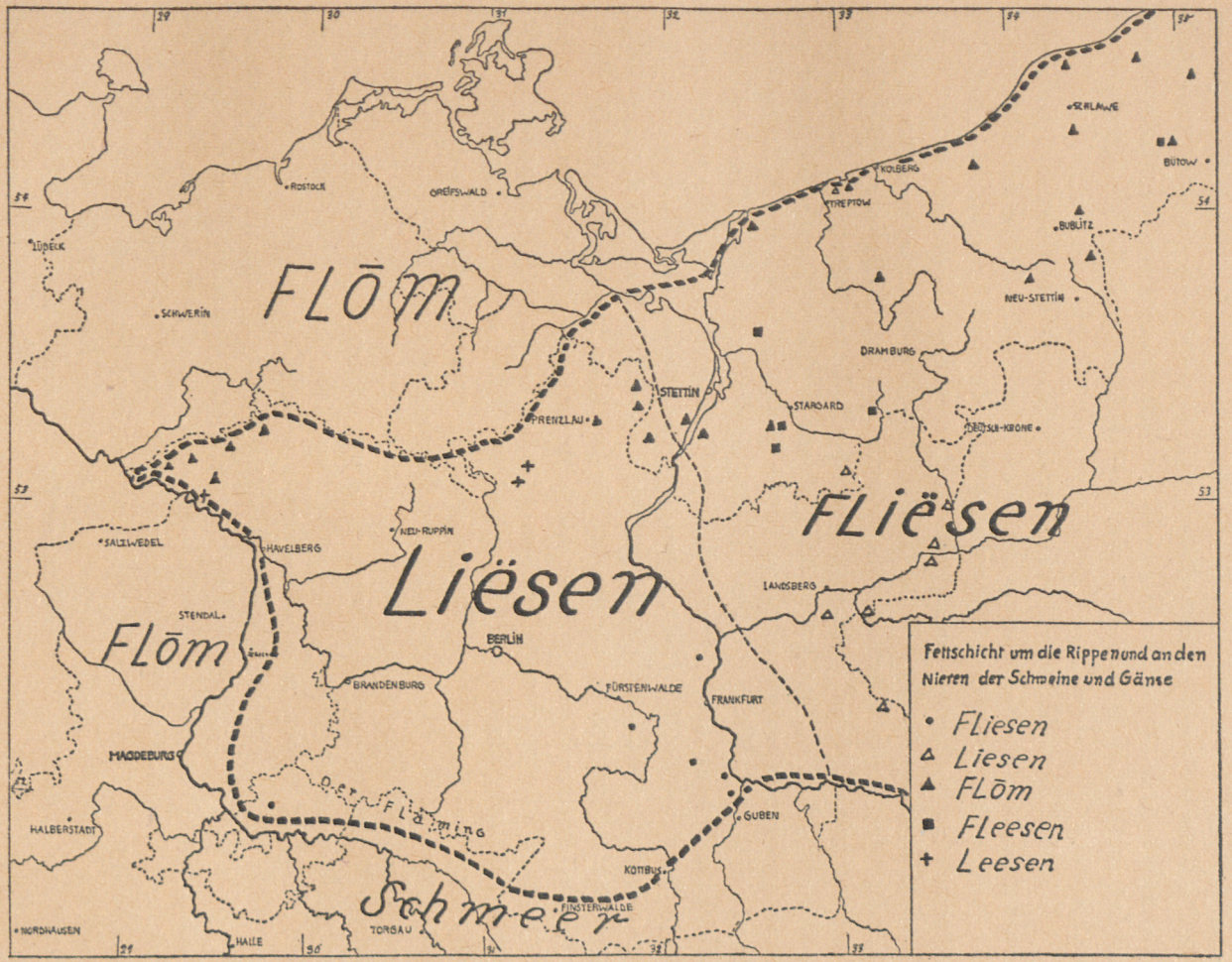
[2] Danneil hat *Flês'*.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0333



Karte 37

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0334



Karte 38

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0335

Zerbster Vorkommens, das einer Kernsiedlung angehört, und des neumärkischen, das sich mehrfach durch unmittelbaren Siedlerzug mit jenem verbunden gezeigt hat, geht die *Fliësen*-Streuung auf junge Ausstrahlung zurück. Zwischen jenen beiden Stellen ist der Verbindungsweg unterbrochen worden, wie Belege für die Fettschicht aus dem nördlichen Teltow, welche um 70 Jahre älter sind, erkennen lassen. Übernahme der erweiterten Bedeutung aus den Niederlanden scheint möglich, obgleich nicht beweisbar; sie kann auch im Lande aufgekommen sein.

Liëse f. Fettschicht an den Nieren von Schwein und Gans setzt das mndl. *liesche, liessche, leesche* f. das weiche Fleisch an beiden Seiten der Schamteile, die Weiche; Bauchfett von Mensch und Tier; dünne Haut fort. Schon bei Jan Yperman im 14. Jahrhundert ist der Auslaut zu *liese, liesse* vereinfacht, diese Form darf also unbedenklich auch im 12. Jahrhundert angenommen werden. Aus ihr ist in der Stellung zwischen Vokalen das stimmhafte *-s-* des Märkischen hervorgegangen, eine Entwicklung, wozu das Ndl. auch gelangt ist, da der Plur. nach dem Ndl. Wdb. *liezen* lautet. Die älteste Bedeutung scheint die ursprüngliche Lautform bewahrt zu haben: *liesche* inguen et membrana Kilian; südostflandr. *liesche* f. Weiche; ostfries. *lêske* Weiche; westl. Westfalen *leisken* Pl. Weichen, Lenden; doch bietet Kilian dafür auch *liese*, und *lī̆zən* Pl. Leiste ist in der Veluwe üblich. Das ndl. *liesche* steht mit dem anord. *lióski* m. und dem ags. *léosca* f. Weiche, Leiste im Verbande und läßt sich nach Falk-Torp 1,671 zu schweiz. *lösch* locker, nachlassend in Beziehung bringen. Die weiche Haut- und Fleischmasse dieser Stelle ist der Ausgangspunkt für die doppelästige Bedeutungsreihe, die sich ausbildet, einerseits Bauch-, Zwerchfell, Haut des Nierenfetts, Eihäutchen, Haut auf der gekochten Milch, anderseits Nierenfett. Die Mundarten vereinigen noch Teile beider Reihen: hageländisch *lies* dünne Haut, Eihäutchen, Hülle des Nierenfetts und dieses selbst; das Antwerpische scheidet *lies* f. Haut auf Flüssigkeiten (Kempen) und *lies* m. ausgelassenes Schweinefett, dessen Maskulinum dem Fachwort *reuzel* entnommen ist; brabant. ist Bauchfett, angegeben. Im Rheinlande, wo der Teuthonista noch die ursprüngliche Bedeutung *lyeschen baeven an den beyn* inguen anführt, ist nur noch der Sinn Haut auf einer eben heilenden Wunde, auf der gekochten Milch, um die Fettlage im Bauch, Überzug auf dem Auge beim grauen Star, besonders Haut des Eis vorhanden; das rhein. *li:s*, Pl. *lī:zə* f. kommt über einen schmalen Streifen des Ndfrk. und Ripuar. an der Reichsgrenze nicht hinaus. Bei dieser Sachlage steht in der Mark *Liëse* von Anfang an in echtem Wettbewerb mit *Fliëse*, und wenn auch die Fülle der Sonderfälle aufgegeben ist, der Begriff Haut um das Nierenfett hat sich doch im Zerbstischen, an der Schwarzen Elster[1] und die Elbe abwärts gehalten und begegnet auch verstreut in der West- und Ostprignitz, in der Ucker- und vorderen Neumark, meist freilich an dem Vokal als Wanderwort

[1] Hier ist *Liësenworscht* üblich statt des sonstigen *Fliësen-*.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0336

kenntlich. Durchaus vorherrscht indessen die Bedeutung Fettschicht um die Nieren (s. Karte 38), und indem mit dieser *Liëse* Fachausdruck der Schlachter geworden ist, setzt es sich gegen das im *lēf* 'lieb'-Gebiet heimische *Flom* mehr und mehr durch, kennzeichnenderweise aber mit dem mittelmärk.-berlinischen Vokalstand. Der Vokal -*ē*- ist daher wenig anzutreffen, ich bemerke ihn in Wentdorf bei Wittenberge, in Vietmannsdorf und Temmen (Kr. Templin), in der *līəf*-Mundart gilt die Aussprache *līäzə*, *līəzə*. Über die Elbe geht *Liëse* nicht, die mecklenb. und pommersche Grenze ist im ganzen erreicht, die Oder im Kreise Königsberg überschritten; einige Fälle von *Liëse* Fettschicht erscheinen durch junge Zufuhr bei Berlinchen und im Kreise Friedeberg. Im Süden hält *Liëse* Nierenfett die bekannte Grenze; in der Niederlausitz herrscht *Schmer*.

Dem mndl. *hese*, *hesene* f., welches dem bair.-fränk. *hächse*, *hechse*, *hesse*, dem nds. *hesse* f. Kniebug an den Hinterfüßen der Tiere, lat. *coxa*, entspricht, ersteht in den südlichen Niederlanden ein siegreicher Wettbewerber in *hespe* f. Hüftgelenk, Schenkelstück, Schinken. Seiner gemeindeutschen Bedeutung Türband, an der die Tür in den Angeln hängt, die noch eben in Hüftgelenk faßbar ist, entfremdet sich *hespe* gänzlich, da diese von *klampe* und *krampe* vertreten wird, und tritt an den Platz von *hesse*. Nur etwa in Westflandern, wo es G. Gezelle, Loquela 194 bezeugt, ist *hesse* noch nachweisbar. Das Rheinland hält an *hesse* fest, wie das gesamte Nds., aber das wenig übliche *Häspe* hat außer der ursprünglichen Bedeutung Haken, um den sich die Tür dreht, auch die neue: Sehne an den Hinterbeinen der Huftiere über dem Huf (Westerwald), Eisbein (Emmerich). Ins Westfälische greift der Bedeutungswandel von *Hespe* bis ins Osnabrückische, Münstersche und Arnsbergische hinüber: *Hespe* das Stück am Bein, wo der Schinken aufhört Strodtmann, übertragen: *laŋə hęspən* Endorf, Müschede (Kr. Arnsberg), *laŋə xęspln* lange Beine Drensteinfurt (Kr. Lüdinghausen). Die osnabrückische Bedeutung geht mit der südndl. zusammen; südndl. bezeichnet *hesp*, *heps* jetzt den Schinken selbst, wofür nordndl. *ham* gebraucht wird. Die Mark steht weitaus überwiegend auf dem Stande des Nds. mit ihrem *Hesse* f. Kniestück des Schinkens, Sehne von der Ferse bis zum Unterschenkel, Kniegelenk am Hinterbein des Pferdes, des Rindes und anderer Huftiere, Fußfessel[1], aber Hespe f. (s. Karte 39) kommt in derselben Bedeutung nahezu als einziger Ausdruck in der Prignitz, vereinzelt im Ruppinschen und an der Oder bei Fürstenberg, schließlich uneingeschränkt im Oderbruch und in der vorderen Neumark (in den Kreisen Königsberg, Soldin und Landsberg) vor. Es ist ein Wort, welches auf dem nördlichen Wanderwege nach Osten vorgestoßen und von der nördlichen Neumark oderaufwärts in die Fürstenberger Gegend gelangt ist.

---

[1] Im Havelland, in der Prignitz und Ruppin, auch im Weizacker erscheint eine Form *Hesten* Pl. (lautlich *hęstən*), in der der Stammvokal vor *ss* < *hs* gelängt ist, wie im Ostfäl., vgl. Torst. Dahlberg, Die Mundart von Dorste 107.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0337

Karte 39

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0338

Danneils altmärkisches Noll längere und hervorstehende Federn auf dem Kopf einiger Vögel, die einen Büschel bilden, stellt W. Seelmann Nd. Jb. 52,37 zum mndl. *nolle* f. m. Spitze, Scheitel, Hügel, was zutreffen mag, doch erweckt Andrees braunschweigischer Flurname *Nollen* Hügelspitze Bedenken. Als Flurname ist das Wort in Westfalen geläufig.

Tiere

Beier m. Eber ist die Lautform der *līəf*-Mundart; sie ist von der Elbe bis zur nördlichen Neumark verbreitet, während die südliche Neumark *bēr*, im Kreise Oststernberg *bę̄r* gebraucht. Da *Beier* dem Md. fehlt, kommt nur ndl. Herkunft in Frage. Aber im Ndl. läßt sich eine solche Form nicht auffinden, nur am deutschen Niederrhein begegnet 1201 (Lacomblet, Urkundenbuch f. d. Gesch. d. Niederrheins 2,2) ein *beier*. Ob die Schreibung *beyr* der Bremischen Statuten 130 gleichfalls auf das Ndl. bezogen werden darf, ist unsicher. Sarauw, Nd. Forschungen 1,159 sieht in *beir*, *beier* einen *i*-Stamm, E. Seelmann im Nd. Jb. 34,17 zieht das langobardische *sonorpahir* heran und vergleicht *švaiərzō̜ⁿnə* Schwiegersohn, dessen Vorderglied er mit ahd. *swehur* Schwäher verknüpft. Indessen *sonorpahir*, eine bloße Schreibvariante zu *-pair*, *-peir*, *-paiz* (s. D. Wb. 1,1368; Jac. Grimm, Gesch. d. deutsch. Sprache 1[3], 483; W. Bruckner, Die Sprache der Langobarden 103; 212[a]), sagt nur aus, daß wgerm. *ai* im Langobardischen vor *r* erhalten ist, und der Diphthong des zweiten Wortes ist nicht dem der Mundart fremden *swehur*, sondern dem wie mnd. *swîgen* schweigen behandelten schriftdeutschen *Schwieger-* durch Hiatdiphthongierung nach g-Schwund entsprossen. Die Schwierigkeit vermehrt noch das Auftreten der Form *beir* in der Quedlinburger Handschrift der Erstfassung des Sachsenspiegels 2, 40, 1, der gemeinhin ndl. Einschlüsse mangeln. Einen oberbarnimschen Beleg *beyer* von 1674 gibt Passow 2,152.

Das gemeingerm. **farrōn* aus **fars-ōn* junger Stier, welches ahd. *farro*, *far*, mhd., mndl. *varre*, *var*, ags. *fearr*, anord. *farri* junger Stier, Zuchtstier ergibt, ist im Nds. durch *bulle* verdrängt worden. Sein deutscher Bereich erstreckt sich von der Schweiz bis in die südlichen Niederlande, im Rheinland nach der Karte 'Stier' bei A. L. Brockmans, Untersuchungen zu den Haustiernamen des Rheinlandes (1939) S. 27 durch das moselfrk. *Stier* und ripuar. *Osse* unterbrochen, so daß *Farre* im trierisch-mainzischen Raum und am Niederrhein auftritt. Westfalen scheint keinen Anteil an *Farre* zu haben[1]. Das läßt sich auch aus der Karte 15 der 1. Lieferung des Kloekeschen Taalatlas ablesen, auf welchem das niederrhein. Vorkommen in das südndl. übergeht, während von Emmerich nach Norden das nordndl. *bolle*, *bol* an die ndl.-deutsche Grenze herantritt. Die Gestalt des ndl. Gebietes von *varre*, *var*, *vaar*, *ver* fällt auf: ein schmaler Streifen

[1] Vielleicht war es im Mittelalter mit dem niederrheinischen *Farre*-Bezirk in Verbindung, wie das der Beleg im Mnd. Wb. andeutet.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0339

zieht sich in Limburg maasabwärts über Nijmegen bis an Hertogenbosch, ein größerer Bezirk umfaßt das belgische Brabant; das südliche Limburg zeigt *duur*, *deur*, den gesamten freien Raum südlich von Maas und Waal mit Südholland beherrscht *stier*. Gegenüber der großräumigen Verbreitung des Maskulinums sieht sich das daraus abgeleitete feminine Färse die junge Kuh, das junge weibliche Rind, das noch nicht oder einmal gekalbt hat, entstanden aus germ. **farsiōn-*, auf Niederfranken beschränkt, wo es somit über den *Farre*-Bezirk hinausgreift; im obd. Gebiet wird dafür *Kalbe* gebraucht, wie *Färse* eine Bildung hohen Alters, was aus got. *kalbô* und ahd. *chalba* folgt. Das Holländ. zeigt die Lautung *vaars*, welche schriftsprachlich geworden ist, während die Mundart überall *veerse*, *veers* besitzt; auch das Ostfries. hat *Färse*. Das im Stadischen auftretende *Färse* wird ndl. Lehnwort sein. Dem Nds. und Md. ist *Starke*, *Stärke* eigen, dieses ragt von Westfalen ins Ndl. hinüber und stößt anderseits in Ostthüringen mit dem märkischen *Färse* zusammen, dessen Vorposten im Mansfeldischen stehn. Ein von L. Hertel, Thüringer Sprachschatz 94 in Salzungen bemerktes *Färse* hat nach Auskunft vom Ostfränkischen Wörterbuch in dessen Gebiet keine Spur hinterlassen. An der Dübener Heide liegt wie üblich die Westscheide; die Prignitz und die Uckermark stellen sich zum Nds.; von der Elbe bei Stendal zieht Bathe, Herkunft auf der Pause XIId eine Grenzlinie im nordwärts geschwungenen Bogen auf Rathenow zu und ins Luch hinein. Das älteste Zeugnis enthält die 4. Ausgabe des Sachsenspiegels, die um 1270 in Magdeburg geschrieben ist: *versne penninge* 3, 73, 3, ein zweites von 1485, *Verschenledder*, stammt aus Spandau (Riedel I 11, 524), andere von 1563 für *fersichen* finden sich in den Registern des anhaltischen Amtes Harzgerode (Reinhold Specht 2, 212; 233).

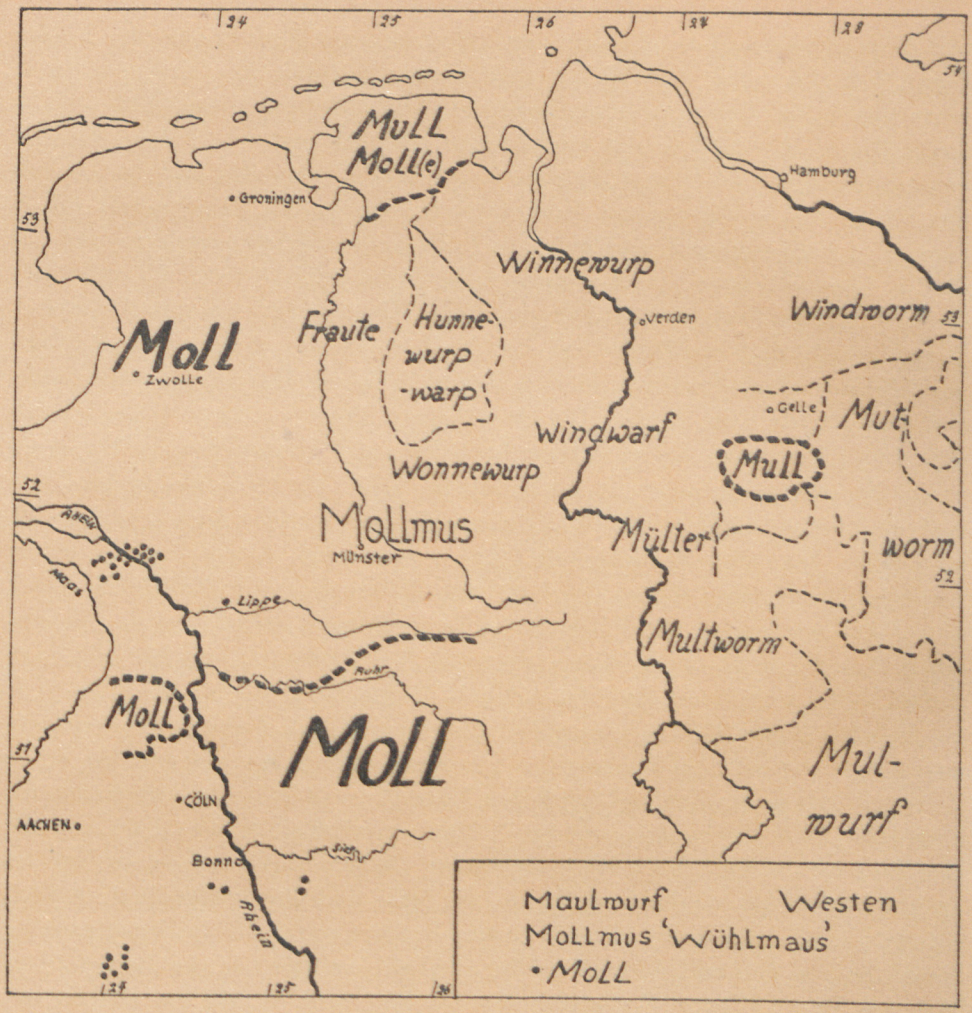
Unter den rheinischen Namen des Maulwurfs, denen Th. Frings in der Festschrift Behaghel (1924) 213—232 eine fesselnde wortgeographische Untersuchung widmet, zieht Moll m. unsere Aufmerksamkeit auf sich, da diese Benennung in der Mark gebraucht wird. Fremdartig in die ostnd. Sprachlandschaft eingebettet, findet der märk. *Moll*-Bezirk sein westliches Gegenstück im rhein.-ndl.-fries. Sprachgebiet (s. die Karten 40 und 41). Von der alten Südgrenze Ripuariens quer über die Eifel hinweg, heute durch die *dorf/dorp* 'Dorf'-Linie gekennzeichnet, erstreckt sich *Moll* nordwärts, nach Frings von altersher in Gemenglage mit *multwerp*. Die Auseinandersetzung mit diesem Mitbewerber, der Einbruch eines südlichen *moltwurf* und der Vorstoß eines mittelwestfäl. *Gör*, *Cür* an den Niederrhein haben das erstaunlich bunte Bild am Mittel- und Niederrhein, welches sich in der Karte des Rhein. Wb. 5, 1245/46 darbietet, hinterlassen: *Moll* hält sich nur auf dem rechten Ufer in einem größeren geschlossenen Bezirk zwischen der *dorf/dorp-* und der *machen/maken-* 'machen'-Linie, angelehnt an das südwestfäl. *Moll* im Siegerland und längs der Ruhr bis Meschede und Soest, linksrheinisch ist nur der kleine Streifen zwischen der Benrather und der Urdinger Linie übrig geblieben, und nur noch Reste im Süden in der Gegend nördlich Prüm und dann wieder im äußersten Norden in der Gegend von Kleve

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0340

und Rees künden von der Ausdehnung der ehemaligen *Moll*-Fläche; der Kölner Raum hat sich ganz dem Süden erschlossen. Nördlich der Ürdinger Linie herrschen linksrheinisch Abkömmlinge von *Mull-*, *Multwurm* und *Mull-*, *Muldwerp*. Bis hierher und in das benachbarte Limburg erstreckt Frings das alte condominium von *Moll-* und *Muldwerp* und beruft sich dafür auf das Zeugnis des limburgischen Glossarium Bernense aus dem 13./14. Jahrhundert (Hoffmann von Fallersleben Horae belgicae 7,6[a]), das *moldewerp* anführt, und auf die Liste *goere*, *gehoere*, *moll*, *molworm*, *moiltworm* des klevischen Teuthonista vom 15. Jahrhundert, ja er ist geneigt, dieses Nebeneinander wegen des mengl. Paares *molle* und *moldwerp* auf die Niederlande im ganzen und England auszudehnen. Darin freilich kann man ihm nicht folgen. Das mengl. *molle*, *mole*, *mol* stammt, wie Rich. Jordan, Die altenglischen Säugetiernamen (Diss. Heidelberg 1902) 76 erkannt hat und Bense bestätigt, aus Flandern. Überliefert ist als aengl. Name *wandeweorpe* mit der Kurzform *wand*[1], die im Mengl. in der Form *wont* und heute in südwestlichen Dialekten als *want* fortlebt. Dem mengl. *moldwerp* wäre das holst. *Mullwarp* als Stütze seines aengl. Alters dienlich, einem mndl. *moldwerp* aber ebenso der Umstand, daß es nicht mit *Moll* in die Mark eingeführt worden ist, abträglich. Diese Feststellungen erschüttern den Fringsschen Bau der afrk.-aengl. Wortgeographie für Maulwurf, und ich sehe, daß mein Zweifel vom Bearbeiter des Artikels *Moltwerf* im Rhein. Wb. 5, 1251 ff. geteilt wird, indem *Moll* in älterer Zeit das ripuar.-ndfrk. Gebiet als Alleinbesitz zugesprochen wird. Das Zeugnis des Glossarium Bernense gilt erst für einen Zeitpunkt, als dieser Zustand durch den Vorstoß von *Muldwerp* aufgehoben ist. Dem fries. *Moll*, das in afries. *mollesfôt* Maulwurfsfuß als Maß vorliegt, schließt sich das ostfries. *Mull*, *Moll*, *Molle* an, wovon die beiden ersten Formen Nomina agentis von *malan* mahlen nach der *a*-, die letzte nach der *an*-Deklination sind; wgerm. **mula*-, regelrecht zu *mol* entwickelt, kann unter *l*-Einwirkung auch *-u-* bewahren, wie *vull* voll. Längs der Ems zieht sich auf der mir von Janßen überlassenen Skizze *Fraute*, *Frote* südwärts bis Schüttorf, es tritt am Dollart mit *Moll* zu *Mollfreaut* zusammen und dringt über Leer ostwärts in der Form *Fröit;* jenseit der Reichsgrenze tritt es als *vrõte* f. in Geldern und Overijsel auf. Von der Ruhr an erstreckt sich im Anschluß an das geschlossene *Moll*-Gebiet des südlichen Westfalens und des bergisch-ripuarischen Bezirks rechts des Rheins bis nach Rheine und Ibbenbüren ein Bezirk, in welchem die Wühlmaus *Mollmus* heißt, in Paderborn als östlichstem Punkt in der Lautform *Mullmus*. Die Entscheidung der Frage, ob das erste Wortglied *Moll* Maulwurf, was ich annehmen möchte, oder *Mulde* Erde enthält, sei der westfälischen Forschung überlassen.

[1] Rich. Jordan 75 f.; ich fasse *wande* als Windung. Das aengl. Wort deckt sich mit nordwestfäl. *wannewurp* und steht den mittelwestfäl. *wandworm*, *wandgör* nahe; in lockerer Beziehung stellen sich dazu oldenburg. *winne-*, *windwurp*, brem. *windwarf*, holst. *winnwarp*, althamburg. *wintworp*, mnd. *wint-*, *windeworp*, deren erstes Glied dieselbe Bedeutung wie *wande-* hat. Jüngere Umdeutung nach *wint* Windhund hin macht daraus *hunnewarp*, *-wurp* im Gebiet westlich der Hunte.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0341

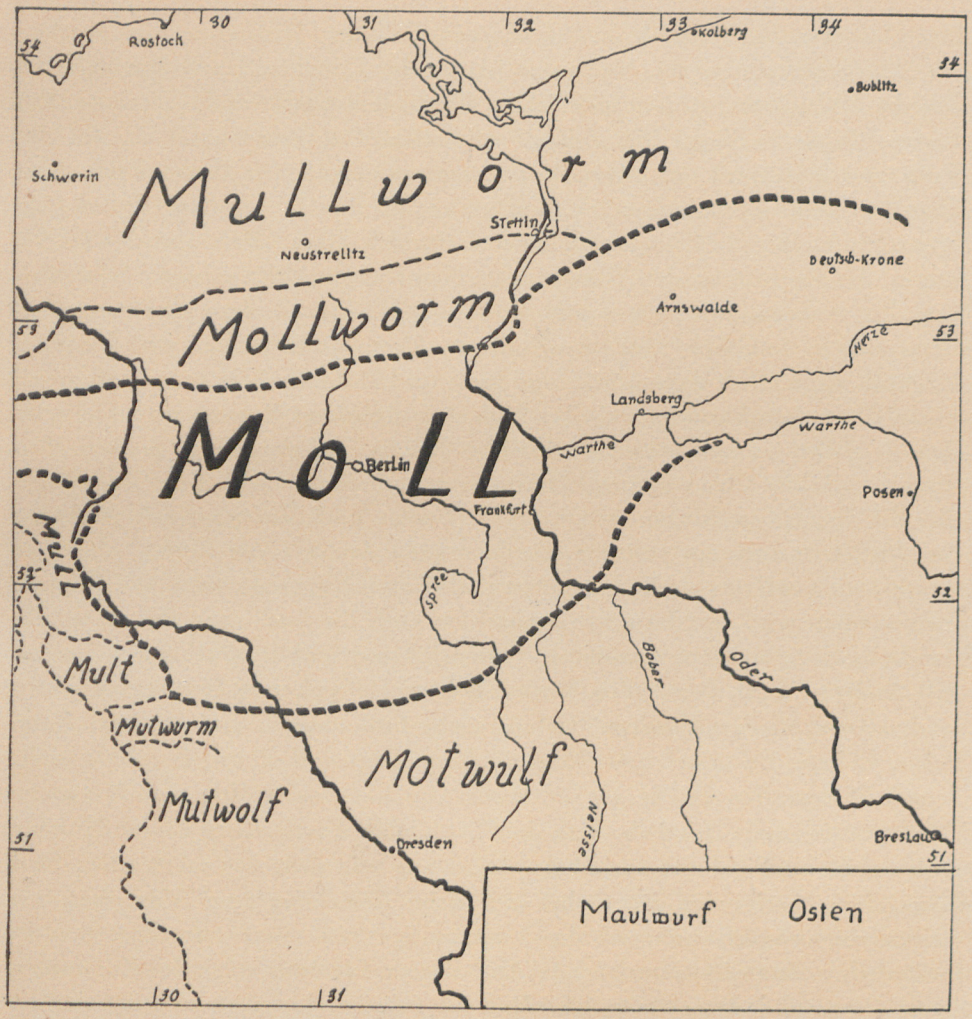


Karte 40

Nach Ausweis der Belege des 15. Jahrhunderts im Mnd. Wb. 5, 726[b] hat der *worp-*, *warp-*, *warf*-Typ früher weit nach Mecklenburg hinein bestanden; *winde-*, *winne-*, *wintworp* sind aus Hamburg, Lübeck und Rostock belegt, während sich heute im Raum Hamburg—Ülzen ein junges *Winnworm*[1] ausbreitet und in Mecklenburg *Mullworm* sich anschickt, die Alleingeltung zu gewinnen, und in ganz Pommern errungen hat. Doch zeugt noch das heutige *Winnwörp* neben *Mullwörp* und *-worm* in Lübeck vom alten Zustand, und in Mecklenburg ist *Wenn-*

[1] Die Übersicht im Raum Weser-Elbe vermittelt die Karte 44 des Mitteldeutschen Heimatatlas, welche K. Bischoff aus eigenem und ergänzendem Stoff der beteiligten Wörterbuchunternehmungen entworfen hat.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0342



Karte 41

worp, *Winnworm* durch die jüngeren *Mullwarp*, *-worp*, *-worm* noch nicht völlig verdrängt. Rechts der Weser hat sich *Windwarf* in einem bis zur unteren Oker ausgedehnten Bezirk erhalten, an der Mittelweser jedoch setzt am Solling ein *Multworm*-Vorkommen an, das zur oberen Oker, zum Harz und dem Eichsfeld ausläuft. Es ist zu fragen, ob dieser Namensform nicht auch eine *warp-* oder *worp*-Bildung zeitlich voraufgegangen ist. Ebenso muß *Mülter* zwischen Weser und Hildesheim, das sich zwischen *Windwarf* und *Multworm* legt, eine junge Bildung sein, die aus einem *mult*-Teil und dem Suffix *-er* hervorgegangen ist. Wie ein Riegel schiebt sich *Mulworm* mitten zwischen das früher wahrscheinlich einheitliche System der *warp-*, *warf-*, *worp*-Formen des Westens und den ndfrk. Kreis der Mark; er nimmt seinen Anfang am Nordharz und zieht sich nordwärts

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0343

über Halberstadt, Oschersleben, Helmstedt, Gifhorn, Wittingen, hier nordöstlich abbiegend zum meckl. *Mullworm* jenseit der Elbe hin. Durch ihn steht das südliche *Multworm* mit dem nördlichen *Wind-, Winnworm* in Verbindung. Von diesem *Mulworm*-Riegel löst sich ein schmaler *Mollworm*-Gürtel ab, der den West- und Nordrand der Altmark einnimmt und von der Havelmündung an längs der meckl.-vorpomm.-märk. Wortgrenze bis zur Oder verläuft. Seine Lage kennzeichnet ihn als Übergangszone des altmärk.-märk. *Moll* und des meckl.-pomm. *Mullworm*. In der Gegend von Neu-Ruppin, Rheinsberg, Zehdenick, Templin, Angermünde tritt dafür *Mollmus* auf. Eine andere Übergangsform bietet sich in dem linkselbischen *Mull* von Aken bis Letzlingen und Öbisfelde dar, auch das südlich davon zwischen Saale und Mulde begegnende *Mult* verrät seinen Übergangscharakter zwischen *Mull* und südlichem *Mutwurm* um Delitzsch; ebenso schlägt es auch eine westöstliche Brücke zwischen dem großen *Mul-, Maulwurf*-Gebiet Hessens und Thüringens und dem märkischen *Moll*-Raum, eine Brücke, die geschlagen wurde, als im Westen noch *Multwurf* galt. Nicht nur von *Mull* tritt hier ein anderer Werdevorgang deutlich vor Augen, als er gemeinhin vom ostfries. und verstreuten rheinischen Kurzwort derselben Prägung angenommen wird, sondern wir beobachten auch die Loslösung des ersten Bestandteils einer zusammengesetzten Namensbildung und dessen Verwendung als selbständiges Wort. Durch den *Mulworm*-Riegel abgetrennt, liegt eingesprengt in den Ostrand des *Windwarf*-Gebietes ein Außenbezirk mit *Mull* im Raum Peine, Lehrte, Burgdorf und Okermündung. Dieses *Mull* war bereits aus der Jenaer Dissertation von H. C. Bierwirth, Die Vocale der Mda. von Meinersen (1890) 60 bekannt. Ich habe nun den Laut- und Wortbestand dieser Mundart nachgeprüft und gefunden, daß der letzte eng mit dem der märkischen Siedlungssphäre verbunden ist, wobei sich nahe Beziehung zum Wortschatz von Fallersleben ergibt, während das Lautgepräge von einer ausgebreiteten ingwäonischen Zone bestimmt wird[1]. Aus diesem Ergebnis wäre der Zusammenhang dieses und des südaltmärk. *Mull* zu folgern. Indessen erweckt der beträchtliche räumliche Abstand, den der dazwischen geschobene *Mulworm*-Streifen hervorruft, Bedenken, auch empfiehlt der bloße Übergangscharakter der südaltmärk. Lautform nicht die Annahme eines so ausgedehnten *Mull*-Gebietes. Es ist daher ratsamer, in diesem Falle den ingwäonisch-friesischen Ursprung auch eines Wortes in der Gegend westlich der unteren Oker zuzulassen. Sein nächster Verwandter wäre das ostfries. *Mull*. Licht würde in diese Frage die Vorgeschichte des *Mulworm*-Streifens werfen. Dem *Mutwolf* der Leipziger Gegend und dem altenburgischen *Motwulf* sieht man ihre Abkunft aus dem thüring. *Mulwurf* in dessen vorausgesetztem Vorstadium *Multwurf* an. Weiterer Ausblick nach Osten zu muß mangels Unterlagen unterbleiben, da hier der Ost-

[1] Die Sprachverhältnisse dieses Teils Ostfalens werden unt. S. 474 Fußn. im Abschnitt „Ostfälisch" behandelt.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0344

rand der Bischoffschen Karte erreicht ist. Bei Aken überschreitet *Moll* die Elbe, dringt bis Bitterfeld und zur Dübener Heide vor, quert bei Torgau die Elbe von neuem und erscheint in Dobrilugk, in den Dörfern hartnördlich Senftenberg, bei Burg im Spreewald, am Einfluß der Neiße in die Oder, in Sternberg, Schwerin und Driesen als Südpunkten seines Vorkommens. Nach O. Kieser, Wortgrenzen Karte 56 liegt auch an der Mulde bei Düben ein *Mull*-Streifen als Überleitung vom nördlichen *Moll* zu südlichem *Maulwurf, Mutwurm, Mutwurf*. An der niederlausitz. Nordgrenze tritt vorwiegend *Mot-*, daneben *Multwulf, -wolf, -wurf* auf. Das märkische *Moll* ist einheitlich und herrscht unumschränkt. In Ostpommern fällt seine Nordgrenze mit der *leif-lēf* 'lieb'-Linie zusammen. Ob dem vereinzelten *Moll* in Todenhagen bei Köslin eine siedlungsgeschichtliche Bedeutung zukommt, erscheint zweifelhaft. Im Lauenburgischen tritt *Mollworm* auf, dessen Vokalstand wohl örtlicher Senkung zu verdanken ist. Vom südlichen Ostpommern hat die Koschneiderei ihr *Moll* bezogen (Zs. f. d. Mdaa. 1915, S. 154); nach Ostpreußen scheint es nicht gelangt zu sein. Die Heimat des märk. *Moll* sind die Niederlande, und zwar, wie die vorher besprochenen Fälle zur Genüge erhärten, deren südlicher Teil. Hier ist *mol* überall in den Mundarten zu Hause.

Der von Wilhelm Schwarz entdeckte Name Muggel f. Kröte kommt nach der Karte zu seinem ob. S. 3 besprochenen Aufsatz über „Die volkstümlichen Namen für Kröte, Frosch und Regenwurm in Norddeutschland nach ihren landschaftlichen Gruppierungen" (Zs. d. Ver. f. Volkskunde 5, 246—264) vor in dem Bezirk, welcher von der Elbe zwischen Burg und Havelberg und den von den beiden Endpunkten mit leichter Krümmung einerseits über Ziesar, anderseits über das Havelländische und Nauensche Luch auf Potsdam verlaufenden Linien eingeschlossen wird. Dieser Befund ist mit verhältnismäßig geringer Einbuße, welche die Städte Ziesar und Friesack, Nauen mit schmalen Randstreifen betrifft, auf meiner Karte (s. Karte 17 S. 210) bewahrt. Im Kattenwinkel zwischen Elbe und Havel gibt Schwarz nur von Kamern abwärts die aus *Muggel* und dem prignitzischen *Hucksch* gekreuzte Form *Huggel* an, während Bathe, Besiedlung Pause XII c noch Klietz einbezieht. Das Havelland besitzt nur *Muggel*, in der Zauche und den Kreisen Jerichow tritt auch *Erdsche-*, seltener *Ekschemuggel*[1] (Schwarz S. 258 f.) auf; daneben erscheint nach Schwarz eine Kurzform *Muije, Mo'je* am Südrande zwischen Ferch und Fienerbruch, während ich diese als *Äkschemuije, -mujje, -mugge* bis zur Havel verbreitet antreffe. Bathe deutet die Laienschreibungen auf seiner Pause XII c lautlich als *mʊʒə* und fügt *mʊvə* hinzu. Das von Schwarz an der Eifel, am Oberlauf der Mosel und an der Nahe bestimmte Gebiet des Stammwortes *Muck*, von dem er zutreffend *Muggel* eine Diminutivform nennt, deckt sich mit dem auf der Wortkarte 'Kröte' des Rhein. Wb. 4, 1325/26 gezeichneten Bezirk, doch wird auf dieser die Nahe nicht er-

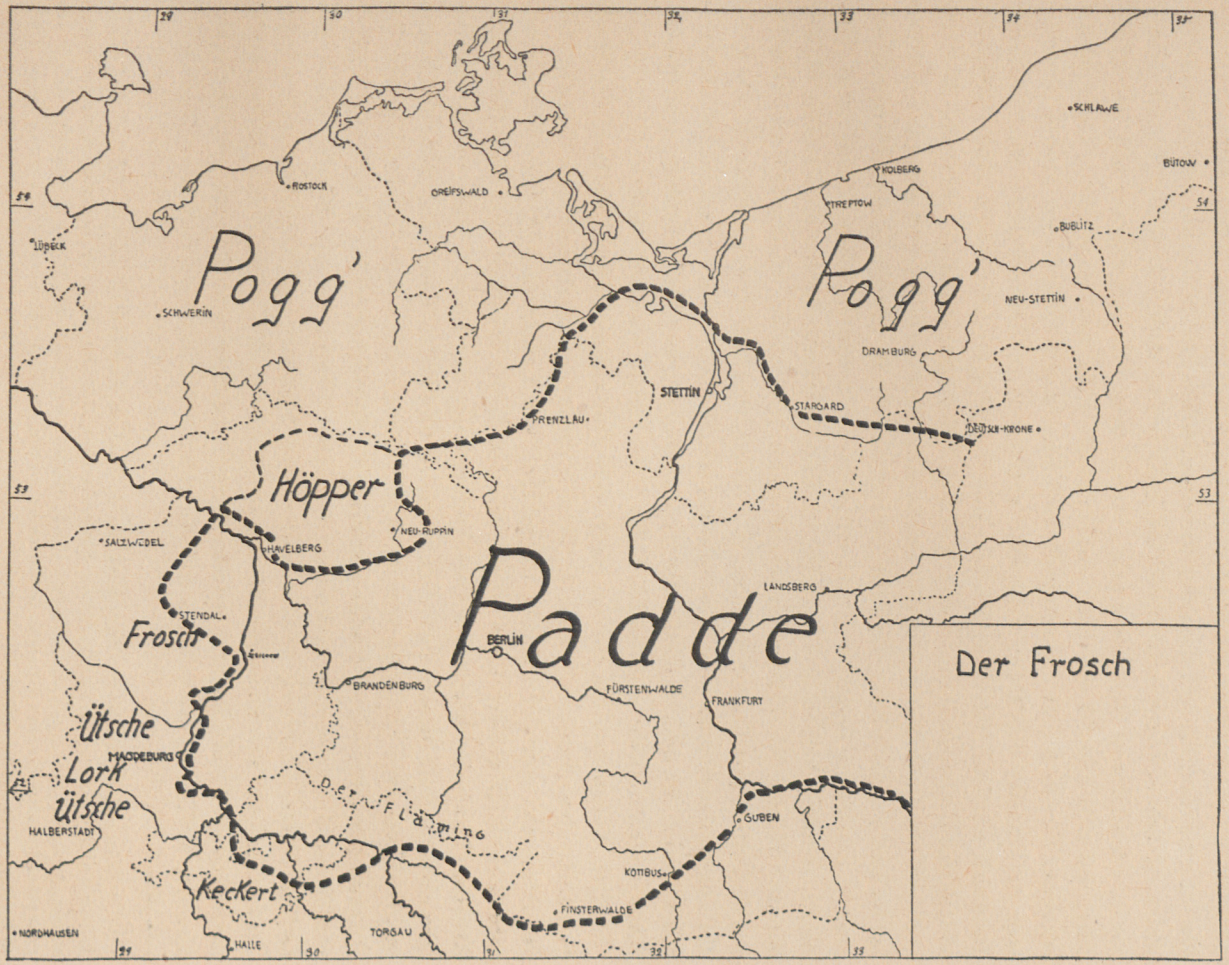
[1] 'Erd'- und 'Schleimkröte' bedeutend.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0345

reicht. Die Westeifel mit Bitburg und Prüm, der Trierer Raum, das Saarland und nach dem Luxemburgischen und Lothringischen Wörterbuch noch Luxemburg und Lothringen beherbergen danach gegenwärtig *Muck* als Namen der Kröte. Mit der Bedeutung Kröte verträgt sich eine zweite, im zoologischen Sinne fernstehende, die des Mutterschweins, ein Umstand, aus dem eine beide in eins zusammenfassende Vorstellung als Grundbegriff des Wortes erschlossen werden kann. Damit tritt das mhd., obd. *mocke* m. Klumpen, Brocken, übertragen dickes Kind[1] in den Blickkreis. Das fränkische Wort ist davon nur im Geschlecht verschieden, auch tritt das Fem. schon im Schwäbischen auf, so daß es nicht nötig erscheint, die Wörter zu trennen; das fränk. Wort weise ich nicht, wie bisher geschehen, dem Keltischen zu. Daß *Mucke* f. Zuchtsau früher einen größeren Bezirk eingenommen hat, wodurch Schwartzens Angabe, daß es sich an der Nahe finde, bestätigt wird, folgt aus seinem Auftreten im Oberhessischen, wo es Vilmar meldet. Ins Ndfrk. setzt sich der Bereich von *Mocke* fort; hier entspricht westfläm. *mokke* m. und südndl. *mokkel* m. f. dickes, molliges Kind, dicke, behäbige Frau. Wichtig ist die Nebenform *moggel*, da sie den nd. Konsonantenstand aufweist. Ihn bringe ich mit dem märk. Wort in Verbindung und sehe in der Form *moggel* dessen Grundlage. Auch in dem Diminutivsuffix *-el* zeigt sich eine südndl., an vielen Fällen wie *wagel* Wagen, *wegel* Weg beobachtete Besonderheit, die den rheinländischen Mundarten abgeht. Sowohl der konsonantische Stammauslaut wie dieses Suffix zwingen, das märk. *Muggel* dem südndl. Wort gleichzusetzen. Wenn nun auch die Bedeutung Kröte im Ndl. nicht nachweisbar ist, besteht doch kein Bedenken, sie für die Periode der Siedlerwanderung als eine übertragene im volkstümlichen Gebrauch anzusetzen und ihren Übergang in eine gewöhnliche und alleingültige in der Mark anzunehmen. Ich stimme darin W. Seelmann im Nd. Jb. 48, 77 zu. Damit ist auch *Muggel* als ein südndl. Wort wahrscheinlich gemacht, in seinem lautlichen Aufbau sogar gesichert. Der ndl. Abkunft verleiht das Auftreten in dem nördlichen Kernbezirk der märkischen Niederländersiedlung eine kräftige Stütze. Die übrigen Gebiete sind von dem gemeindeutschen, in seiner Lautgestalt ostmd. *Kröte* besetzt, dessen Wanderweg aus der Leipzig-Haller Gegend nordostwärts bis zur Odermündung und der Küste bis Kolberg sowie nach Osten zum Oderknie sich von der Karte ablesen läßt. Dem zweiten ndl. Siedlungskern im askanischen Winkel von Dessau und Zerbst ist ein anderer ndl. Name der Kröte, das Wort Padde, zugeführt worden und hat hier als Insel dem mächtigen Wortstrom *Kröte* ein schwaches Hindernis in den Weg gestellt. Noch andere *Padde*-Inseln liegen verstreut im märkischen Sprachraum und zeugen von dem ehedem ernsten Wett-

[1] Vgl. D. Wb. 6, 2434; *Mocken* m. dickes, derbes Stück Brot, Fleisch, Käse, Holz, ein Klumpen Erde; dicker, fetter Mensch Schweiz. Idiotik. 4, 140; *Mocken, Mockel* m. dasselbe, übertragen auch fettes Schwein Martin-Lienhart 1, 661; *Mock, Mocken* m. dasselbe; *Mockel* m. f. großer, plumper Brocken; f. Stück Rindvieh; Tannenzapfen; plumper Mensch H. Fischer 4, 1721 f.; *Mocken* m. wie alem. Schmeller-Frommann 1, 1566.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0346



Karte 42

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0347

bewerb, den dieser Hauptname der ndl. Heimat den md. und nds. Synonymen gemacht hat. Daß er in dem Kampf unterlegen ist, hat seinen Grund nicht in der überlegenen Stoßkraft der Gegner, sondern in seinem Übertritt in das Begriffsfeld des Frosches. Der *Padde*-Bezirk um Quedlinburg, Aschersleben, Egeln[1] scheint ursprünglich mit dem der unteren Mulde und in Zerbst eine Einheit gebildet zu haben. Die verstreuten *Padde*-Fälle der Altmark in dem Oststrich der Kreise Stendal und Osterburg seien als ein neuer Beweis eigener ndl. Sprachzufuhr, die sich meist freilich in engem Maße hält, hervorgehoben. Geschlossen begegnet *Padde* Kröte sodann noch in Teilen der Kreise Lebus und Weststernberg beiderseits der Oder und sehr vereinzelt in der vorderen und hinteren Neumark nördlich der Warthe. Die nds. Nachbargebiete haben eine Fülle verschiedener Benennungen. *Ütsche* (lautlich *ǖtšə)* streckt einen Zipfel von Westen her nach Oschersleben und Halberstadt, nördlich davon breitet sich bis zur Ohre *Lorke* aus, das sich über die Elbe bis zur Zauche fortsetzt und den Nordteil von Zerbst, den Kreis Jerichow 1 und einen Streifen von Jerichow 2 einnimmt. Das meckl. *Hucksch* gilt in der Prignitz, im Lande Stargard mit den Formen *Hücks, Mudder Hücks, Kollhücks*, daneben stehn *Riedhücks, Riedpogg'* und *Schorfpogg'*. Östlich der Odermündung, wo *Kröte* (lautlich *krǭt*) gebraucht wird, ist die Zusammensetzung *Schorfkröte* recht häufig. Im Osten einer Linie Kolberg—Schivelbein—Dramburg heißt die Kröte *Schorfkunter*, in Lauenburg und Bütow *Schorfpogg'*, östlich und südlich Leba *Schorfkröte* (lautlich *-krā̆t*).

Die Wortkarte 'Frosch' (s. Karte 42) gibt ein einfaches Bild her: die Mark gebraucht den Namen P a d d e f., Mecklenburg-Pommern mit dem Nordwesten der Altmark[2] und der Prignitz *Pogge* f. in der Lautform *pǭʒ*. Dem mittelpommerschen Keil gehört links der Oder der Kreis Randow und der Osten des Kreises Uckermünde an; der Ostschenkel folgt der Linie Gollnow—Stargard—Dramburg—Falkenburg, zwischen Stargard und Daber kommen *Padde* und *Pogge* in Mischlage vor. Ostprignitz und halb Ruppin haben den Namen *Höpper*. Im Ostrand der Altmark ist *Padde* gemeinsame Bezeichnung für Frosch und Kröte[3]; von Stendal bis zur Ohremündung begegnet *Frosch*, in der Börde *Ütsche*, ein *Lork*-Streifen zieht sich bodeaufwärts, von Staßfurt zum Oberharz gilt wieder *Ütsche*, südlich Trautenstein—Rübeland—Oschersleben—Staßfurt—Bernburg ist nach Bischoff *Padde* in der doppelten Bedeutung Frosch und Kröte bekannt, saaleabwärts zieht sich ein zweites ndl. Lehnwort *Kecke, Kecks, Keckert* Frosch bis

---

[1] Skizze bei Fr. Karg, Sprachspuren 6. Andere *Padde*-Vorkommen in der Bedeutung Kröte findet Karg an der märkischen Südgrenze um Liebenwerda, Wahrenbrück, um Finsterwalde, Sonnenwalde und um Schlieben. Auch meine Aufnahme hat einige Auskünfte dieser Art erbracht. Im allgemeinen ist auch in Betracht zu ziehen, daß die Landbevölkerung beide Tiere nicht immer auseinanderhält.

[2] Nach einer freundlichen Auskunft Janßens tritt im Hannoverschen Wendland östlich der Jeetze mehrfach *Parr* auf, ein Zeichen der Abhängigkeit vom Osten, wie im Falle *Kachel* Kachelofen.

[3] Genaue Begrenzung durch K. Bischoff in der Zs. f. Mdaforsch. 14, 214.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0348

zur Elbe hin, dann greift *Padde* im spitzen Winkel bis Jeßnitz über diesen Fluß aus und hält sich gegen südliches *Frosch* an einer Linie, die die Schwarze Elster aufwärts steigt und über Dobrilugk, Senftenberg, Guben, Krossen und Züllichau ausläuft. Die Westgrenze des *Padde*-Gebiets bildet die Elbe von Barby bis Tangermünde. Hier gibt es vielfach eine Form *Panne*, die aus dem Plural *Padden*, gesprochen *pañ*, entstanden ist. Im Jerichowschen sind zusammengesetzte Bildungen aus *Padde* und *Hucksche* in den Formen *Padduckse*, *Parrucksche*, am häufigsten *Paddeckse*, dann *Huppsepadde*, *Wuppsepadde*, *Huddelpadde* üblich (nach Bischoff Zs. f. Mdaforsch. 14,214 und W. Schwartz Zs. f. Volkskunde 5, 259). Indem am Anfang und am Ende der in unser Untersuchungsgebiet fallenden Elbestrecke, im Dessau-Zerbster Winkel und in der östlichen Altmark, die Doppelbedeutung Frosch und Kröte bei *Padde* gilt, ist in diesen Kernbezirken der ndl. Siedlung die Erinnerung an den ursprünglichen ndl. Wortsinn Kröte erhalten geblieben[1]. Der übrigen Mark ist dieser abhanden gekommen, da *Padde* durch *Muggel* und das überlegene md. *Kröte* aus seinem eigentlichen Bedeutungskreis in das naheliegende Begriffsfeld Frosch abgedrängt worden ist. Das märk. *Padde* ist mit dem ndfrk.-westfäl. Einheitsgebiet verbunden, dessen westlicher Teil die Form *padde*, *pad* besitzt, während ein Oststreifen der Niederlande mit den deutschen Landstrichen des Rheinlandes und Westfalens die umgelautete *Pädde*, *Pärre* aufweist. Auf der Karte des Rhein. Wb. 4, 1325/26 reicht *Pädde* bis zur Benrather Linie nach Süden; in derselben Richtung läuft die westfälische Südgrenze nach Iserlohn, Ostpunkte sind nach Norden zu Lünen an der Lippe, Münster und Rheine. Von Ibbenbüren dehnt sich die *Pädde*-Fläche bis zum Dümmersee und Quakenbrück aus. Die Ostscheide läuft von hier in nördlicher Richtung über Kloppenburg längs der Lohe und der ostfries.-oldenburg. Grenze. Diesen Streifen an der Reichsgrenze teilen ostwestliche Linien in Abschnitte, die von Süden nach Norden in folgender Reihe liegen: am Hümmling endet das große *Pädde-*, *Pärre*-Gebiet, von dem sich die an der Vechta in ndl. Staatsgebiet eingreifende Zunge mit *Padde*, *Parre* absondert; daran schließt sich *Pure*, nördlich Papenburg folgt *Pudde*, nördlich der Emsmündung in den Dollart *Pure*, *Puur*. Den oldenburgischen Grenzstreifen bis zur Lohe nimmt *Padde*, *Parre* ein. Zwischen Kloppenburg, Wildeshausen und östlich Friesoythe liegt eine Insel mit *Huckse*, den ganzen Raum nach Osten über die Weser hinaus füllt *Üze*, *Üz*, *Üütsch*, im Osnabrückischen *Üüsse*. Von Hannover strebt, den Deister erfassend, über den Südhang des Süntelgebirges zur Weser zwischen Hameln und Bodenwerder, dieser aufwärts folgend, die Westgrenze von *Lork*. Gegen die alleinige Beziehung des märk. *Padde* auf das Ndl. hat W. Seelmann im Nd. Jb. 52,32 f. begründete Bedenken geäußert und dem elbostfälischen Land-

[1] Umgekehrt ist das Ndl. vereinzelt zur Bedeutung Frosch gelangt: südndl. *padden* steht im 14. Jahrhundert nordndl. *vorschen* gegenüber (Ts. v. Ned. taal- en letterk. 43,247), und Ant. v. d. Water, De volkstaal van het oosten van de Bommelerwaard (Proefschr. Leiden 1904) 116 gibt für *padde* die Bedeutung Frosch an.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0349

strich einen angemessenen Anteil zugewiesen. Zwar besagt sein Hinweis auf das Vorkommen des Namens in Oschersleben, Quedlinburg und Blankenburg, geschweige in den Mansfelder Kreisen keinen Zwang, in diesem Bezirk ein heimisches *Padde* anzusetzen, da eine große Anzahl ndl. Entlehnungen hier gesichert sind, wohl aber der für 1145 bezeugte Name einer wüst gewordenen Ortschaft *Paddenstidde* (Neue Mitt. d. thüring.-sächs. Altertumsver. 2,456), also vor dem Beginn der Ostsiedlung. Seelmann setzt die Lage des Ortes zwischen Helmstedt, Quedlinburg und Oschersleben an. *Paddenstidde* kann nicht gut anderes als Kröten- oder Froschstätte bedeutet haben, zumal ein Personenname im ersten Gliede nicht in Frage kommt. Somit ist ein Beweis für das bodenständige Vorkommen des Wortes *Padde* gefunden. Doch gilt dieser nicht für das Gesamtostfälische; ich beziehe den Ortsnamen *Paddenstidde* nur auf die anglisch-warnische Ausdehnung nach Süden, welcher L. Fiesel[1] mit einiger Sicherheit die *stedt*-Orte des ostfälisch-nordthüringischen Gebietes zuweist, und stelle es mit *Mull* in die ingwäonische Unterschicht des Ostfäl., die in diesem Bezirk ihre Südgrenze erreicht. Die Zugehörigkeit des Wortes *Padde* zur Westhälfte Ostfalens bezeugt anderseits auch nicht die Angabe *Padde* Frosch bei Schambach; denn der Umstand, daß er außerdem noch drei Synonyme, *Hüpper*, *Pogge* und *Rufharke*, zur Hand hat, deutet an, daß für *Padde* nur ein enger Bereich übrig ist[2]; dieser liegt am Harz, wohin das ndl. Pflanzwort gelangt ist. *Padde* war dem Nds. im ganzen nicht eigen, das bestätigt sein Fehlen in Holstein. Der schleswigsche Bezirk Angeln hat sein *Parr* aus dem Jütischen. Das waldeckische *Pädde* Kröte stellt sich nach Form und Bedeutung zum Westfälischen, ein Zeugnis für dessen frühere Ausdehnung zur Weser hin. In die Flurnamen des Vielandes bei Bremerhaven ist *Padde* Kröte, Frosch[3] wohl aus dem Ndl. eingegangen. Durch Wanderung über See erklärt sich das rostockische *Padd'* Frosch. Die germ. Gesamtlage zeigt das Wort im Anord., Aengl., Fries. und Ndfrk. mit dem westfäl. Verbandsgebiet. Alte Belege sind der berlinische Name *Paddenjetzken* (1507 Ag. Lasch, „Berlinisch" 53) der Kleinen Stralauer Straße und in Georg Rollenhagens Froschmeuseler (Magdeburg 1595) 287f. Goedecke: 'Daselbst durch Gottes Wunderhand Frösch, *Padden*, *Eutzen* Menschen worden . . . Kamn in Bernawschen Wald zurecht, Worden Eutzdorffer Müllerknecht', eine Stelle, in welcher der Verfasser den Ausdruck *Üze* seines Wohnortes Magdeburg mit dem Namen *Padde*, den der Frosch in seiner Geburtsstadt Bernau hatte, zusammenstellt und überdies den ersten mit dem Namen der Mühle am Rande des Bernauer Stadtwaldes, Ützdorf, mythologisierend verknüpft.

Wo altmärk. *Padde* Kröte gilt, hat der Frosch den Namen Frosch; doch ist der Bereich des Wortes *Frosch* etwas kleiner als der *Padde*-Bezirk. K. Bischoff

---

[1] Ortsnamenforschung und frühmittelalterliche Siedlung in Niedersachsen (1934) 19.

[2] Kein anderer Gewährsmann kennt *Padde* im westlichen Ostfalen; Torst. Dahlberg, Die Mundart von Dorste 177 hat es nicht belegen können.

[3] H. Strunk im Jb. d. Männer vom Morgenstern 21, 89.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0350

zieht in der Zs. f. Mdaforsch. 14,216 eine Einwirkung der städtischen Sprache Stendals, der nächsten größeren Stadt, bei der abseitigen Lage des *Frosch*-Vorkommens nicht in Betracht und hält einen Einfluß von dem weit entfernten md. *Frosch*-Gebiet noch weniger für möglich. Er sieht daher in diesem *Frosch* ein ndl. Siedlerwort, umgebildet aus dem mndl. *vorsk*. Seelmann hatte im Nd. Jb. 52, 33 mit der Einfuhr dieses mndl. Wortes gerechnet, und ich kann diese Ansicht stützen durch den Hinweis auf das merkwürdige *Loske*[1] in Werben und Berge (Kr. Osterburg) als Name der Kröte, das sich als Kreuzung von *Lorke* und mndl. *vorsk* deuten läßt.

Vom nds. *ilk* m. Iltis hebt sich das ndfrk.-westfäl.-fries. *ülk* m. durch seine Ablautstufe ab. Derselbe Vokalstand erweist die märkischen Namenformen des Iltis als ndl. Siedlungsgut. Von diesen gilt Ülk m. in der Altmark und der Prignitz mit der Südwestecke des Landes Stargard, Ülling m. reicht von der Elbe-Saale-Linie bis zur Oder, ohne den Kreis Lebus zu erfassen. Auch hat der zum Kreis Königsberg gehörige linke Uferstreifen nebst einigen Randdörfern des Kreises Oberbarnim die östliche Form Nülling m., so daß diese im Hauptteil des Oderbruchs herrscht. Ihr Bereich ist die Neumark und Ostpommern bis über die *lēf-leif* 'lieb'-Linie zu den Städten Daber, Labes und Neustettin, wobei im äußersten Osten die nds.-ndfrk. Mischbildung *Nilk* auftritt. Während *Ülk* das mndl. *ullic* fortsetzt und mit der gängigen nordndl. Form *ulk* übereinstimmt, scheint das Suffix *-ing* erst auf dem Siedlungsboden entstanden zu sein. Dem widerspricht aber sein Vorkommen an der Aufmarschbasis der Siedlergruppen, und es ist daher auch aus deren Sprache herzuleiten. Anscheinend ist ein Bezirk zwischen Utrecht und Arnhem, in dem heute das Suffix *-ing* wuchert, der Überrest eines weiteren Gebietes, das schon im 12. Jahrhundert *ulling* gebrauchte. Aus der Beschränkung auf die Endstrecke des Siedlerzuges folgt für *Nülling* zwar, daß sich diese Form erst nachträglich gebildet hat. Daß die lautliche Bedingung für sie jedoch aus der ndl. Sprache stammt, bezeugen eine Reihe anderer Fälle, die unt. S. 418 als Beispiele für den leisen Einsatz besprochen werden. *Nülling* setzt sich in die Lausitz, nach Posen und Schlesien fort. Das einheitliche Wort der nds. Nachbarländer der Mark ist *ilk*, von welchem der ostpommersche Küstenrand durch Senkung des Stammvokals vor der Konsonantengruppe *-lk* zu *elk* gelangt ist. Das Brem. Wb. meldet *Ulk*, das auf die Siedelzeit weist. Westlich der Saale scheint *Ülling* nicht aufzutreten, Halberstadt und Quedlinburg haben das nds. Wort. Aus dem anhaltischen Amt Nienburg ist *ullinge* Pl. 1563 (Specht, Amtsregister 1,369), aus der Gegend von Wriezen im Oderbruch *Üllingen* Dat. Pl. 1703 und aus der Neumark *Niellinge* Pl. 1660 (Mylius 4, 1, 75) belegt. Die nordndl. Herkunft des altmärkischen *Ülk* entspricht dem sonstigen Befund; nicht im Einklang mit den Ergebnissen der Gesamtuntersuchung aber wäre es, wenn wir, wie es der Zustand der gegen-

[1] Mitgeteilt von Wilh. Schwartz Zs. f. Volkskunde 5, 259[a].

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0351

wärtigen ndl. Wortgeographie fordert, auch *Ülling* und das aus ihm entsprossene *Nülling* auf die nördlichen Niederlande beziehen müßten. Heute nämlich gibt es in den südlichen Niederlanden nur das Wort *vis*, älteres *visse* f. Ob neben diesem früher auch *ulk* bestanden hat, läßt sich nicht ausmachen, darf aber wohl angenommen werden; jedoch hat *visse* wohl von jeher das Übergewicht besessen. Es erscheint schon im 13. Jahrhundert bei Maerlant, heute ist es sogar in Nordbrabant verbreitet, und im Osten gehört ihm noch Luxemburg. Nach Süden erstreckt sich dasselbe Wort und Diminutivformen davon über das wallonische Gebiet ins Nordfranzösische hinein. Pikardische Diminutive sind ihrerseits wieder ins Mndl. entlehnt worden, so daß eine Wechselbeziehung bestanden hat[1]. Da im Französischen außer dem stimmlosen auch der stimmhafte Anlaut auftritt, sieht man in dem lat. *visio*, *vissium* die Vorstufe der romanischen Formen; sein anlautender Konsonant sei unter lautkombinatorischen Bedingungen verschärft worden. Daß der romanischen Sippe ein romanisches Wort zugrunde liegt, geht aus ihrem Vorkommen im Innern Frankreichs und in der Südwestecke an den Pyrenäen hervor. Für den Norden aber ist daneben mit einem germanischen Wort **wiso* oder **wisso*, der Stammform des deutschen *Wiesel*, zu rechnen. Dessen Anlaut ist nach dem ndl. *vies* und dem deutschen *fiesten* unter der Vorstellung des starken Gestankes, den der Iltis an sich hat, umgewandelt worden. Suolahti in Germanica Festschrift Sievers (1925) 105 ff. tritt für die Ableitung des südndl. und romanischen Wortes aus diesem germanischen Stamm ein. Wir können das für das Ndl. und das Nordfranzösische gelten lassen. Damit wäre auch von der Seite der Etymologie das hohe Alter des ndl. *visse* und seine vorherrschende Stellung im ndl. Süden bestätigt. Suolahti sieht *wiso* auch im zweiten Gliede des nhd. *Iltis*, dessen ahd. Formen *illintiso*, *illitiso*, *ellediso*, *elintese* er als ein Kompositum **illi(n)t-wiso* deutet. So stünden nun neben einem hd. Grundwort *ellit* die nd. *ellik* und *ullik*, die letzten offenbar Diminutivbildungen. Der im Stamm auftretende Ablaut verbietet, dem Einfall Suolahtis, daß im ersten Wortteile das ahd. *elilenti* fremd vorliege, Glauben zu schenken. Besser ist der Ansatz eines Stammes **eln* aus der im ahd. *elo* gelb steckenden Wurzel **el-* begründet. Das Tier wäre so nach der teils dunkelbraunen, teils gelblichen Haarfarbe benannt (Falk-Torp 461). Der dritte ndl. Name des Iltis lautet *bunzing*, auch *bunsel;* er ist in die Schriftsprache eingegangen. Über seine sprachliche Herkunft wie auch über seine dialektgeographische Verbreitung vermag ich nichts auszusagen. Im rheinischen Mittelfranken ist nach Ausweis der Sprachkarte im Rhein. Wb. 3, 1075 f. aus der Römerzeit das lat. *fur* Dieb in der heutigen Mundartform *Fürn(er)* am Leben geblieben.

Düwerick m. Täuberich s. S. 460.

Die Überlegenheit über die nachbarlichen Benennungen, welche dem märk. Erpel m. Enterich, getragen von der Ausstrahlung, welche von Berlin wirkt,

[1] Die sprachlichen Belege in der unt. genannten Abhandlung Suolahtis S. 108 f., eine südndl. Sprachkarte in Mededeel. van de Zuidnederl. Dialectcentrale (1931) Nr. 9.

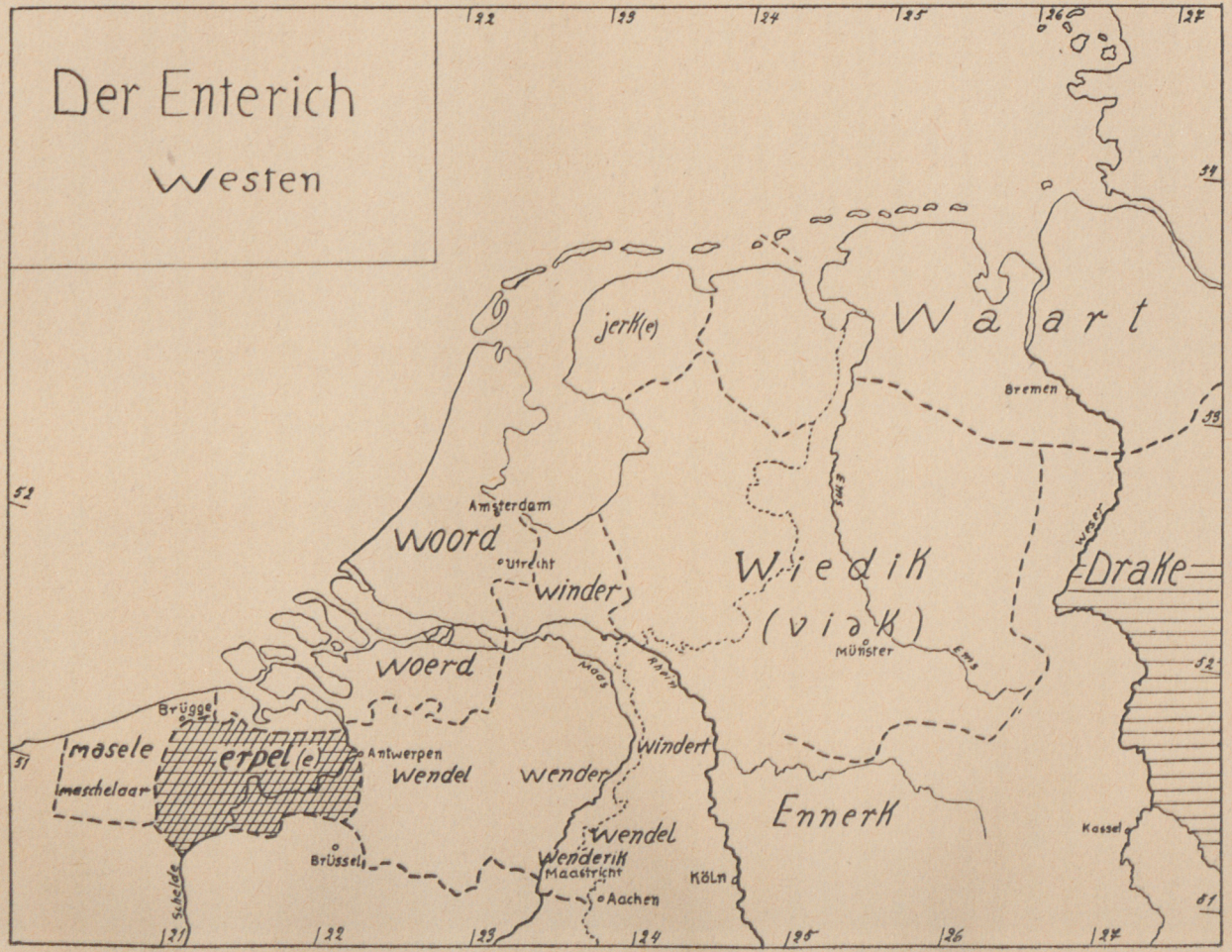
Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0352

die großräumige Verbreitung im Herzen Deutschlands eingebracht hat, eignet dem ndl. Ursprungswort *erpel* nicht (s. die Karten 43 und 44 und vgl. ob. S. 139). Es ist kein Anhalt für die Annahme vorhanden, daß ihm früher ein größerer Bezirk als heute zugekommen sei. Denn das holländ.-seeländ. Küstenwort *woord, wertel* und das binnenländische utrechtsch-brabant.-limburg. *wendel, winder* stehn in festen, geschlossenen Gebieten, die keine Veränderung erkennen lassen. Daher darf der Raum Brügge—Rousselaere—Aalst—Mecheln—Antwerpen unbedenklich als das ursprüngliche Verbreitungsgebiet von *erpel* angesehen werden. Welche Ursache den im German. gut bezeugten Stamm räumlich in solch enge Grenzen gezwängt hat, bleibt dunkel. Die beiden Teilkarten vermitteln den Überblick über das nd. Sprachgebiet. Aus der Verbreitung des Namens *Wedik* in den östlichen, „sächsischen" Provinzen der Niederlande und in Westfalen sowie aus dem Vorkommen im westfälischen Siedlungsraum Lauenburgs und Mecklenburgs ergeben sich die Zusammenhänge zwischen den Ländern der Westfläche untereinander einer- und dem besiedelten Gebiet mit Westfalen anderseits. Nordniedersachsens Benennung ist *Waart;* ihm gehört Holstein an, und es erscheint als Siedlerwort nach S. 139 F. 3 an der ostpommerschen Küste. Ostfalen stellt sich mit einem eigenen Wort *Drake* für sich. Zu *Erpel* tritt in der Altmark ein zweites Niederländerwort auf, worüber unt. S. 352 berichtet wird.

Die Formen Gent, Genter, Gänter, Gänterick m. Gänserich der Mark verbindet der Umlaut gegenüber dem nds. *Gant, Ganten, Ganter* Mecklenburgs und Ostfalens. Bischoffs Karte 28, welche *jandərt* auf dem linken, *jęntər* auf dem rechten Ufer der Elbe und *jęnt* im Ostteil von Zerbst zeigt, Danneils Angabe *Ganter* und *Gänter*, Mackels *gantn/gäntä*-Linie, die mit der Landesgrenze zusammenfällt (Nd. Jb. 31,71), meine gleiche Feststellung für das Land Stargard, welches seine Mischform *gantä* dem schwerinschen *gantn* und brandenb. *jäntä* entgegenstellt (Teuth. 10,7), und das ostpomm. Paar *jantə/jęntə* (Teuth. 4,133) erhellen den nds.-brandenb. Gegensatz. Die älteste Form ist *Gent;* sie hält sich nur in dem südwestlichen Rückzugsgebiet von Zerbst, in der Westprignitz und in den Kreisen Friedeberg und Arnswalde der östlichen Neumark mit dem angrenzenden ostpommerschen Strich. Auf sie folgt *Gänter* mit der verbreiteten jungen Erweiterung und als jüngste Form *Gänterick. Gänter* herrscht vor, *Gänterick* setzt sich östlich der Oder in der Neumark neben das ältere *Gänter*. Das märk. *Gent* geht auf mndl. *ghent*, das in den heutigen Mundarten des Südens und Nordens fortbesteht — nur das Westfläm. hat *genter* —, zurück. K. Bischoff hat diesen Zusammenhang zuerst erkannt. Ein geldernsch-klevischer Bezirk mit *jęnt* schließt sich an die Niederlande an.

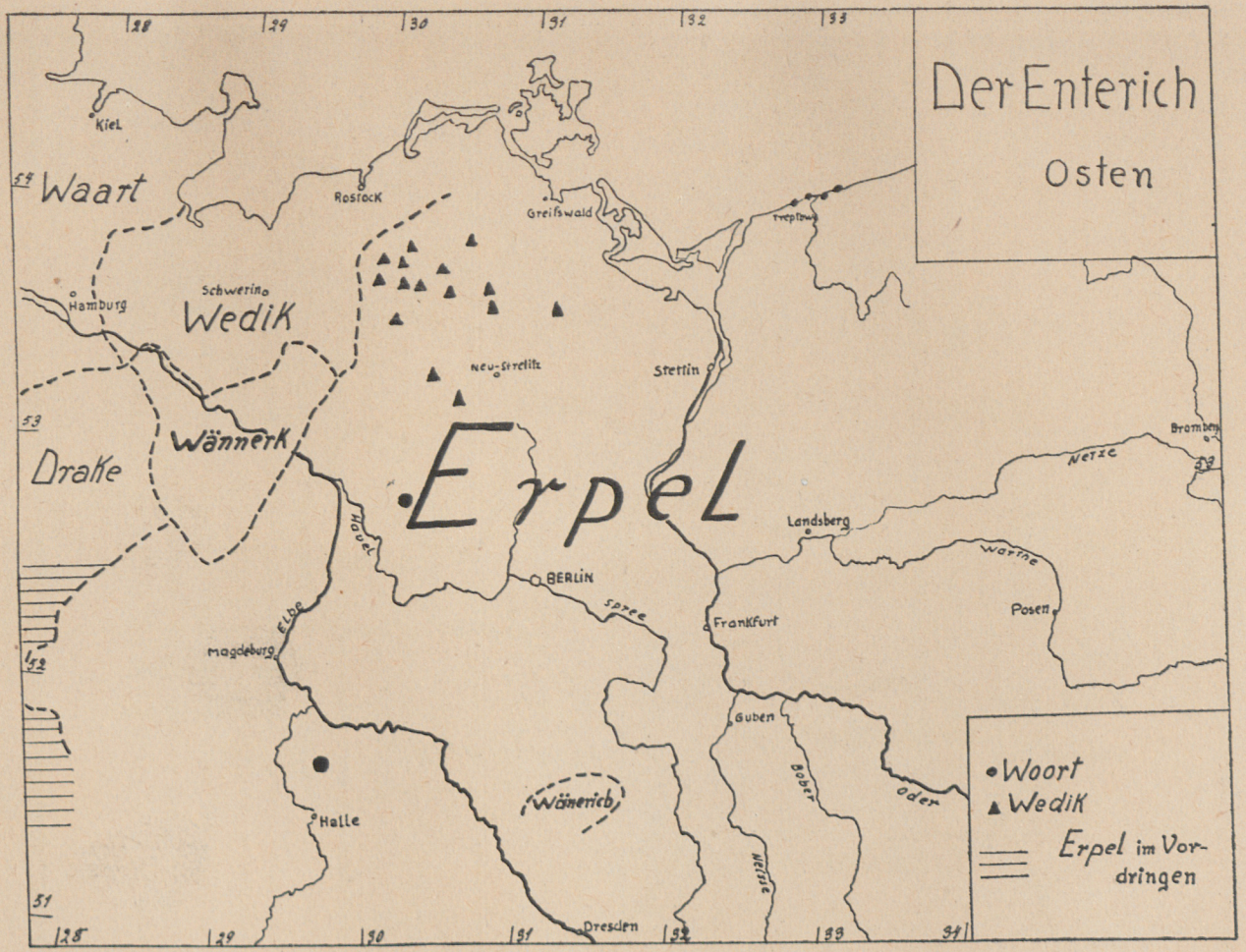
Grünzel, Grönsel f. Goldammer, fringilla chloris deckt sich mit südndl., schon im Reinaert II Vers 1886 begegnendem *groensel* n., m, und hat das fem. Geschlecht aus dem antwerpischen Gebiet, wo *gruunsel* f. gilt, bezogen. Es hält sich nur noch im Osten, in Beeskow-Storkow und nördlich der Warthe sowie auf dem linken Oderufer südlich Stettin auf einem schmalen Streifen (s. Karte 45).

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0353



Karte 43

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0354



Karte 44

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0355

Gäl-
Gäus
Grön-
fink
Grünfink
Grünfink
Grünf

Die Gegend von Arnswalde bietet die Form *Grösel, Grösa.* Die jüngere erweiterte Bildung *Grüënsling, Grüënschling* m. hat sich im Südwesten im Anhaltischen, westlich bis zur Mulde, im Süden bis Bitterfeld und Düben reichend, gegenüber Magdeburg und bei Burg durch das ostfäl. *Gälgast* eine Strecke von der Elbe abgedrängt, ferner im Fläminggebiet und bis zur Schwarzen Elster durchgesetzt und beherrscht die Mittel- und Uckermark einschließlich des mittelpommerschen Streifens links der Oder bis zum Haff, soweit es hier nicht durch neue umgangssprachliche Namen wie *Grönfink, gröner Hämp(er)ling* verdrängt worden ist. Diese haben den Raum nördlich der Havel und Spree und um Berlin besetzt. Ein einsames *Grünling*[1] in Rathenow und verstreute *Grüënsling* im Ruppinschen und im Niederbarnim erinnern an die frühere Bezeichnung. In Mecklenburg heißt der Vogel *Gälgaus,* in der Westprignitz *Gälgos.* Mit *ję̄lər hęmpərlįŋk* gekreuzt haben sich *jręnšlįŋk, jręnzərlįŋk* in der Gegend von Gommern (Nd. Jb. 21,77), dort erscheint auch *jrįnzəlįŋk.* Alte Belege bieten Colerus, Oeconomia ruralis (1603) 1,621[b] mit *Gründschling,* J. S. Elsholtz, Diätecticon (1682) 167 mit *Grüntzling;* bei Beckmann, Hist. Beschr. d. Chur- und Mark Brandenburg 1,548 findet sich *Grünseling,* Frisch hat *Grünzling,* und Popowitsch, Versuch gibt *Grinschling* als anhaltisch, *Grinsling* als brandenburgisch an.

Schriftsprachliches *Henne* lautet im Nds. *hę̄n,* seltener *hęnə, hęn,* die Mark hat *hįne.* Dieses Hinne f. ist nicht aus dem Plur. *Hünner, Hünder* Hühner abgeleitet, da niemals eine Form *Hünne* auftritt. *Hinne* ist auch osterländisch und mansfeldisch, das Obersächs. und Thüring. dagegen besitzen *hiənə, hīnə* und *hęnə*[2]. Obersächs. Ursprung in der Mark ist durch die dialektgeographische Ausbreitung ausgeschlossen, da Gustav Krause an der Elbe die Abfolge *haun/hōn/hįnə* festlegt und Bathe im Lande Jerichow nur *hįnə* kennt. Im Osterlande ist also *hįnə* ebenso wie rechtselbisch aus einer fremdartigen Lautgebung zu erklären, deren Abweichung von der bodenständigen Entwicklung verschiedentlich von den Forschern ausdrücklich hervorgehoben wird, so außer von K. Albrecht (s. Fußnote 2) von Trebs. *Hinne* stammt aus dem Ndl., ist dort als überwiegende Lautform schon in mndl. Zeit belegt und heute im Gesamtgebiet außer Südholland, Utrecht und Westflandern üblich. Es geht dort auf eine allgemeinere Lautneigung zurück, die sich an verschiedenen Stellen in *įŋəl* Engel, *hįməd* Hemd, auch *kįnən* kennen u. a. äußert; diese mag im jerichowschen und altmärk. *hįmə* Hemd nachwirken. *Hinne* gilt in der ganzen Mark; Ostpommern besitzt ein nördliches *haun-,* ein mittleres *hįn-* und ein südliches *hęn*-Gebiet, wovon das zweite vom Westrande des Dammschen Sees sich nach dem Osten erstreckt und im Süden

---

[1] *Grünling* tritt auch westlich Halberstadt auf.

[2] *hīnə* Erfurt (Ed. Brandis Progr. Erfurt 1892 Sp. 11[a]), *hęnə* Seifhennersdorf (Paul u. Braunes Beitr. 15, 7), *hįnə* Dresden-Land, Liebstadt (Müller-Fraureuth 1, 536[b]), *hįnə* Leipzig (Albrecht 4 als einziger Fall, nennt Albrecht „niederdeutsch"), daneben *hīnə* Leipzig; *hįnə,* auch *hęnə* osterländisch (Trebs 13), mansfeldisch (H. Hennemann Diss. Heidelberg 1901 S. 3; 17; 18), Kurkreis (Bruns 30[b]), Düben.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de
/rosdok/ppn860231771/phys_0357

des Teltow vermitteln, zu erinnern. Somit gehn das zerbstische und das neumark. *atịšə* auf eine ndl. Vorlage zurück.

Dase f. die große Viehbremse, oestrus, und die kleine, tabanus, gehört etymologisch zu *dwâs* toll, töricht. Schon im Mndl. bezeugt, ist *daas* in Flandern, Antwerpen, Brabant, auch in Holland und der Veluwe zu Hause; Groningen hat *bremster*. Am rheinländischen Niederrhein kennt man *Dase* auch. Die Westgrenze des märk. *dǭazə* hat K. Bischoff in der Zs. f. Mundartforsch. 14,205 beschrieben und durch eine Skizze veranschaulicht: *Daseke* tritt im altmärkischen Uferrand bis zur Ohremündung auf, von da ab aufwärts bildet die Elbe die Scheide; rechtselbisch kommt nur *Dase* vor, doch begegnen in der Gegend von Burg und gegenüber Magdeburg noch einige *Daseke*. Sie gemahnen an *Bäseke* Heidelbeere in diesem Bezirk. Die Erstreckung nach Osten geht, wie meine Karte (s. Karte 47) lehrt, bis zur Oder; im Norden haben die Ostprigniţ, Ruppin, der Süden der Kreise Templin und Angermünde an *Dase* Anteil; den äußersten Punkt im Südwesten gibt Bitterfeld ab, dann zieht die Grenze über die Mündung der Schwarzen Elster, den Fläming und den Süden des Teltow an Beeskow vorbei zum Einfluß der Warthe in die Oder. In der Neumark gibt es das Wort nicht. Das Oderbruch hat einige *Dasel*-Fälle. Meist wird das Insekt *blinde Dase*, gelegentlich in einem Wort *bliṇdǭᵃzə*, genannt.

Wie das jütisch-dän. *pismyre* den nordfries. und nord- und mittelschlesw. Namen der Ameise durch das erste Wortglied das Kennzeichen verleiht, welches diese von den holst. Benennungen mit ihrem *Mîg-* abhebt, so scheidet sich das Ostnd. in eine nds. *Mîg-* und eine märk. *Piß*-Gruppe; daneben spielt das md. *Sēch-* nur eine geringe Rolle in Randbezirken, doch herrscht es vor in den Kreisen Neustettin, Bublitz und dem Südteil des Kreises Köslin. Nach den Holzstückchen, welche die Ameise zu ihren Haufen zusammenträgt, ist *Sprock-* gewählt. *Voß-* bezeichnet die kleine gelbe Art; doch erhält diese nur auf dem leichten Sandboden der Südhälfte Stargards diese Benennung, während ihr oder einer ähnlichen gelben Art auf dem schweren Lehmboden der Nordhälfte der übliche Name *Piß-* zuteil wird (Rob. Blume in Teuth. 9,25). Danneil versteht unter *Voßämk* und *Pagëmk* (Pferde-) die braune Waldameise. Den Nebenumstand des Gegensatzes *Piß/Mîg-* übertrifft an Bedeutung der Unterschied im Grundwort: dem ndfrk. Miere f. des märk. Sprachraums (s. Karte 48) steht das gemeindeutsche *Ameise* der gesamten Nachbarschaft gegenüber. All die bunte Formenfülle der osterländ. *-ämmesse*, niederlaus.-schles. *ōmsse*, ostfäl.-östl. ostpomm. *-ǟnte*, *-ente*, altmärk.-westprign. *-ǟmt*, *-ǟmk*, meckl. *-ēmt*, *-ēmk*, *-imm* u. a. vereinigt sich in den wgerm. Grundformen **amaitjōn-*, **aimaitjōn-*. Die *k*-Bildung ist Diminutiv aus *emetke*, *êmetke*, in *imm* ist Anschluß an *imm* Biene gefunden. Übergangszonen stellen die Glieder der Gruppen in kreuzweiser Paarung zusammen, so die Altmark und Prigniţ, auch der Strich zwischen der unteren Saale, Mulde und Elbe das ndfrk. Bestimmungs- und das nds. Grundwort, vgl. altmärk.-prigniţ. *Pißǟnt*, *-ent*, *-ēmt*, *-ēmk*, *-ämt*, *-ämk* und das südliche *Piß-*

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0358

Karte 47

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de
/rosdok/ppn860231771/phys_0359

Karte 48

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0360

ämmesse. Diese Mittlerrolle leistet auch das altmärk. *Mîrëmk* (Danneil 46*), das sich aus einheitlich nds. *Mîgêmk* aufbaut. Die Elbe scheidet den nds. und ndfrk. Typ, nur zwischen der Muldemündung und Torgau gehört ein geradlinig abgeschnittener Streifen zum Nordgebiet, und dessen Ausstrahlung dringt in südlich davon anschließendes *Pißämmesse* ein (s. O. Kieser, Wortgrenzen Karte 52). Weiterhin bildet die Schwarze Elster die Grenze, bei Dobrilugk stößt südliches *Sēchämsse* heran; die Linie verläuft dann nördlich an Senftenberg vorbei über Burg und Friedland zur Oder bei Aurieth und weiter über Reppen und Lagow zur Netze. Die schles. Form *Oameske, Aomske, Ohmße* ist bis in die Kreise Guben, Krossen und Schwiebus-Züllichau vorgestoßen, keinen Anteil an *Miere* hat die Prignitz als einziger Bezirk der Mark[1]. Eine auffällige *Pißmiere*-Zunge ragt am ostprignitzischen Nordrand westwärts auf Pritzwalk zu; sie scheint örtlichen Verkehrsverhältnissen gefolgt zu sein. Die Gegend südlich Röbel und das ganze Land Stargard, vielfach als märk. Siedlungs- und Volkstumsboden erkannt, zeichnen sich durch eine Sonderform des ndfrk.-märk. Namens, durch *Pißmirr*, Pl. *Pißmirrn*, aus. Den Linienverlauf in Pommern hat in klassischer Form Rob. Holsten gezeichnet und dabei den märk. Vorstoß oderabwärts in die mathematische Figur des mittelpommerschen Keils eingefangen. Von den drei Hauptstellungen des Ostschenkels nimmt die ostpommersche 'Ameisen'-Linie die nördliche ein, was sich auf der Karte Holstens[2] erkennen läßt. Die Lautform des märk. *-miere* ist *mīrə*, nicht *mīərə;* sie entspricht *nīrə* f. Niere und den Pluralen *bīrə* und *fīrə* von *bīər* Bier und *fīər* vier und kann somit als lautgesetzliche Fortsetzung des mndl. *miere* bezeichnet werden. Diese Aussprache gilt jedoch nur im Bereich der *līəf* 'lieb'-Mundart; die *lēf-* und die *laif*-Mundart weisen Vokalformen auf, welche den diphthongischen Charakter des mndl. *-ie-* bezeugen; denn diese *-ē-* der *lēf-* und die *-ai-* der *laif*-Zone vertreten in ihrem Bereich as. *io*, also muß das mndl. *ie* auch noch diphthongische Aussprache besessen haben, als es in die *lēf-* und *laif*-Mundart eintrat. Der Druck des *pismīrə*-Kerns war aber so stark, daß er das monophthongische *-ī-* über den West- und Ostabschnitt der *līəf/lēf*-Linie weit hinaustrieb, nur in der Uckermark und dem pommerschen Anteil des ndfrk. Gebietes halten sich die nds. Formen des Diphthongs, innerhalb der *lēf*-Zone noch dazu durch *-ī-* und neue Vokale bedrängt. Von diesen ist m. E. *-ű-*, bedingt durch die rundende Wirkung des *m-*, eine über *-ī-*, das *-ő-* unter derselben Bedingung, eine über *-ē-* erreichte Stufe. Auch *-ǫ̈ű̈-*, *-ǫű̈-* in Amalienhof (Kr. Kammin) und mehrfach im Kr. Naugard (Rob. Holsten, Sprachgrenzen[2] 70) erklärt sich ebenso aus *-ai-*. Selbst die Senkung zu *-ǫ̈̈-*, die ich in Oberhof (Kr. Randow) und in Kallies (Kr. Dramburg) beobachtet habe, hat ihre lautgesetzliche Gleichung in *fę̈ᵃ* vier und *bę̈ᵃ* Bier dieser Ortsmundarten. Hieraus lassen

[1] In die schwerinsche Exklave hat sich meckl. *-imm* eingenistet; die hier begegnende Pluralform *Pißiben* erklärt sich aus der dialektgeographischen Gleichung meckl. *hęm : hębm* haben = *im : ibm* Bienen.

[2] In seiner Schrift „Sprachgrenzen im pommerschen Plattdeutsch"[2]. Leipzig 1928.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0361

sich wohl die zahlreichen Fälle, die Holsten a. a. O. 25 anführt, erklären; ein Teil der *Mär*-Belege fällt der Laienschreibung seiner Gewährsleute zur Last; bisweilen zeugt die Doppelangabe *Mer* und *Mär* für *-ē-* oder ein etwas gesenktes *-ē-*. Die starker Hebung vor *-r* abgeneigte ostpommersche Mundart spricht selbst altlanges *ē* etwas offen, in einigen von mir abgehörten Ortsmundarten nahezu halboffen, vgl. *bēᵃ* Eber in Neustettin und *bėie* in Birkholz (Kr. Dramburg). Eine weitere Quelle des *-ā̆-* ist der Diphthong *ai*, was ich in vier Dörfern nördlich Tempelburg feststellen konnte; hier wird *zēχmā̆r* gesprochen, angrenzend an südliches *pi̯smēe* und von drei Seiten von *pi̯s-* und *zēχmaie* umgeben. Am nordwestlichen Rande des Kreises Neustettin bin ich ferner auf *zēχmār* als einen aus dem umschließenden *zēχmai̯r* und häufigem, im Südosten des Kreises regelmäßigem *zēχmāir* geflossenen Monophthong gestoßen. So ist auch die Entstehung der nach Holsten und meiner Übersichtskarte in den Kreisen Regenwalde, Bublitz, Neustettin und Dramburg auftretenden Belege mit *-māre* Pl. erklärt. Deutliches *zēχmǭr* hörte ich in Zechendorf am Nordrande des Kreises Neustettin, wodurch eine neue Lautform entdeckt ist. Schließlich ist der hier und noch stärker im Kreise Bublitz vertretenen Wortform *Sēchmarat͡s* zu gedenken, die sich an *pīrǭts*, *špīrǭts* Regenwurm des Kreises Neustettin anlehnt. Gegen die Festigkeit des Formen- und Lautbestandes der Mittelmark sticht die Wandelbarkeit der ostpommerschen Formen grell ab. Sie wird durch weitere Um- und Fortbildungen, die bei Holsten vermerkt sind und sich auf meiner Karte darbieten, beleuchtet; es sind dies u. a. *Pißmeirs*, *-meise*, *-meirke*, *-mīnke*, *-meiske*, *-meile*, *-möle*, *-mīlke*. Obgleich nicht mit der gewohnten Sicherheit, ist nunmehr doch der Nachweis der dialektgeographischen und lautlichen Deutbarkeit des bunten und schwankenden Formenbildes des ostpommerschen *Miere*-Vorkommens erbracht, auf welchen ich Teuth. 4,235 hatte geglaubt verzichten zu müssen. Aus den Normalvokalen *-ē-* und *-ai̯-*, welche in der *lēf-* und *lai̯f-* Mundart der Regel gemäß sind, haben sich Sproßformen entwickelt den Lautregeln und -neigungen entsprechend, deren Spuren sich in der Mundart mehr oder weniger deutlich auffinden lassen. Die Beweglichkeit des Lautstandes spricht von jungen Auseinandersetzungen und Angleichungen innerhalb eines einzigen Formenkreises, denen das ältere Sprachbild der Mittelmark nicht ausgesetzt gewesen ist. Im Verfolg seiner Bemühung um *Miere* hat sich Erik Rooth in seinen „Nordfriesischen Streifzügen" auch zu den mittel- und ostpommerschen Vertretungen dieses Wortes geäußert. Er trägt S. 95 (Lunds Årsskrift N. F. 1. Abt., Bd. 25, Nr. 6, 1929) die Vermutung vor, die gerundete Form *-mū̆r* könne aus dän. *myre* hervorgegangen sein, und denkt außer an die dänische Vorherrschaft über die pommerschen Küstengebiete in der zweiten Hälfte des 12. und dem ersten Viertel des 13. Jahrhunderts an die Gründung des Zisterzienserklosters Kolbat͡z durch dänische Mönche im Jahre 1173. Dagegen ist einzuwenden, daß außer Ortsnamen auf Rügen, welche an die Wikinger erinnern, außer einigen Ausdrücken des Fisch-, namentlich Heringshandels, die an der Küste

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0362

verstreut begegnen, und Sprach- und Volkstumszügen aus der Zeit der schwedischen Herrschaft in Vorpommern keine Spuren skandinavischer Herkunft in Pommern vorhanden sind. Was sich an Fremderscheinungen längs der Küste auftreiben läßt, weist eindeutig auf Friesland und die Niederlande, jene wenigen skandinavischen Sprachreste ausgenommen. Der nördliche Spracheinfluß ist an der Küste haften geblieben. Im Kolbatzer Klosterbezirk, der sich an der Südgrenze Ostpommerns ausdehnt, hat noch kein Siedlungs- oder Sprachforscher das geringste Anzeichen dän. Spracherscheinungen entdeckt. Vielmehr sind zwingende Beweise für die siedlungs- und volkstumsgeschichtliche Beziehung zur Altmark und den Landen Jerichow beigebracht worden. Zudem irrt Rooth, wenn er den Schwerpunkt der *ű*- und *ǫ̋*-Formen im Westteil des Bezirkes von Pyritz im Süden über Kolbatz, Stettin bis Wollin zu finden meint. Nach Holstens Aufzählung a. a. O. S. 24 f. und meinem Kartenbilde verteilen sich diese Laute vielmehr gleichmäßig auf beide Oderufer, und *ű* kommt überwiegend nur links des Stromes vor. Jenseit der Oder aber hat Kolbatz keine Besitzungen gehabt; der linke Uferrand muß also die Rundungsneigung selbständig besessen haben. Schließlich ist mit dem Zuzuge dänischer Mönche nicht zugleich auch die Einwanderung skandinavischer Bauern verbunden vorzustellen. Das lehrt die Geschichte der Abtei Belbuck nahe der Regamündung. Der Versuch schwedischer Prämonstratenser im Jahre 1180, eine Niederlassung zu stiften, scheiterte aus Mangel an landbauenden Untertanen und wurde daher 1208 von westfriesischen Ordensherren mit besserem Erfolge wiederholt und 1224 durch die Berufung von Ordensschwestern aus derselben Landschaft in ein der Abtei zugeteiltes Nonnenkloster abgeschlossen. Die Gemarkungen der in reicher Zahl zugewiesenen Dörfer sind sofort mit Bauern aus den heimischen Liegenschaften der adligen Kanoniker und Konventualinnen besetzt worden; so konnte sich ein westfriesisches Sprachgepräge entfalten und ist noch heute in der Mundart der Abtei vorhanden; vgl. Teuth. 4,253 ff. Den *Pißmere, -märe, -märke, -mare* (Sg.) an der märkischen Südgrenze von Dessau über Torgau und Finsterwalde bis in den Spreewald braucht man als Randerscheinungen keine Bedeutung beizulegen, wohl aber der Form *pịsmērə* auf dem linken Elbufer zwischen Schönebeck und Barby (Nd. Jb. 21,80), da sie wie die mittel- und ostpomm. Formen die ursprüngliche Diphthongnatur des Stammvokals verrät. Die auffällige Aussprache *Pißmirr* im Lande Stargard stellt eine Sonderentwicklung im Rahmen dieses Landesteils dar, dessen Ursache im Dunkel liegt. Ob dieselbe Erscheinung in dem Strich auf Neu-Ruppin zu eine räumliche Staffel auf dem Wege ins Land Stargard darstellt oder einer Rückstrahlung in das verkehrsmäßig verbundene Nachbargebiet zu verdanken ist, vermag ich nicht zu entscheiden. Da Stargard sein ndl. Sprachgut bei seiner frühen politischen Trennung von der Mark aus der Siedlungsperiode besitzt, ersteht eine neue Schwierigkeit in der *i*-Lautung des Stammvokals, da für Stargard *ē* zu erwarten wäre. Als vorläufige, sehr zurückhaltend vorgebrachte Vermutung sei jene erste Annahme ins Auge ge-

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0363

faßt. Der Verlauf der *līəf/lēf* 'lieb'-Linie war gewiß zu Anfang nicht so fest, daß man sich nicht vorgeschobene Stellungen mit *ie*-Aussprache vorstellen dürfte. Eine solche wäre die ruppinsche *Mirr*-Zone von heute gewesen, und von hier hätte Stargard seine unveränderte ndl. Aussprache mit den Siedlern dieses Bezirks bekommen, und zwar bereits mit dem gekürzten Vokal. Den Grund für die Kürzung kann man leicht in dem Nebenakzent, der in dem zusammengesetzten *Pißmiere* auf den zweiten Wortteil fiel, entdecken. Der Sprachinselcharakter des Landes Stargard, schon 1304 durch die Ausgliederung aus dem Gefüge der Mark erzielt, hinderte jede Einwirkung aus der märk. *lēf*-Zone und rettete die Eigenform des Wortes in die Gegenwart hinüber. Vielleicht darf man sich den Umfang des ruppinschen *Mirr*-Gebietes anfänglich größer denken; gehalten hat sich nur ein Restbestand. Über das Nachwirken des ndl. Lehnworts *Miere* an der Unterelbe und in Ostholstein ist ob. S. 61ff. berichtet, als Wanderwort ist es ebda bezeichnet und nachgewiesen worden. Eine Heimat hat *Miere* im deutschen Reichsgebiet nirgends gehabt; nach Emmerich ist es heute über die Grenze getreten (Rhein. Wb. 5, 1128). Das Rheinland selbst wird wie alle deutschen Landschaften von Abkömmlingen des wgerm. **amaitjōn-* beherrscht, die in dessen md. Teil die Formen *ǭməs* und *ę̄męts*, im ndfrk. Gebiet die Formen *ęmp-*, *ịmpzēk* und *mīgą̄mk* haben. Im Teuthonista fehlt *miere*, das limburg. Glossarium Bernense gibt *miere* an, im Glossarium Trevirense, das in der Hauptsache westmndl. Sprachzüge zeigt, ist *mire* vermerkt. Nach dem Mndl. Wdb. ist *miere* südndl.; Kilian nennt *emte* Sax., Fris., Sicamb., d. i. nds., fries. und niederrhein. Nach dem Ndl. Wdb. gehört es den östlichen Dialekten an; Gallée belegt *empe*, *emte* als geldernsch-overijselsches Wort. Im Haspengau an der Südostgrenze Brabants gegen Limburg verbinden sich beide ndl. Wörter zu dem einen *mieremet* f. Rutten 144[b]. Daraus ist limburg. *emet* wenigstens für die Gegenwart zu folgern. *miere* gilt in Brabant, Flandern, Seeland, *ē̆mt* in der Nordwestveluwe; in Groningen tritt wieder *miere* neben *miegijmke* auf. Von hier wandert es nach Ostfriesland ein, ohne dort festen Fuß fassen zu können. Nach einer Mitteilung Janßens ist der beherrschende Ausdruck Ostfrieslands *Mīghåmel;* er bleibt auch längs der Reichsgrenze in der Form *Mīghämmelke*, südlich Lingen *Mīghammel*, *-ampel* bis nach Münster. Das ganze Gebiet bis zur Weser ist mit *Mīgimmken*, *-eemken*, *-ämken* gefüllt. Zwischen Bremen und Hamburg tritt *Immeken*, *Eme(l)ken* auf. *Migreem*, *Midelreem* werden in Hadeln und Kehdingen gebraucht. Als ein südndl. Wort wird *miere* durch seine Lautgestalt gekennzeichnet. Zu Grunde liegt germ. **meuriōn-*, was in Flandern-Brabant-Seeland-Südholland *miere* ergab, in Nordholland vielleicht *mure* werden konnte. Ein mndl. Beleg für *mure* bei Maerlant, Spieghel historiael 2[1], 85, 80 reicht indessen zur Stütze eines Ansatzes *mure* nicht aus, und die von L. Grootaers[1] in der Provinz Antwerpen, in Brabant, dem

[1] Im Album philologicum voor Th. Baader (1938) mit einer Wortkarte.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0364

Nordosten Ostflanderns und dem Westen Limburgs aufgefundenen vereinzelten Fälle eines modernen *mure* widersprechen der herrschenden Entrundung des *iu* vor *r*, so daß man ihrem Entdecker beipflichten muß, der sie als Reaktion gegen die Entrundung erklärt; bei den antwerpischen *muurzeik* und *muurzeiker* wäre auch der Gedanke eines Einflusses des Begriffes *muur* Mauer nicht ausgeschlossen. Eine germ. Urform **meurōn-*, die v. Wijk Idg. Forsch. 33,373 und v. d. Meer, Hist. Gramm. d. ndl. Sprache 1,32 ansetzen, ist weder für das Ndl. noch für das Märk. erforderlich und mit Rücksicht auf nord. *myre* (dän. *myre*, schwed. *myra*) abzulehnen. Die Lautgeschichte des krimgot. *miera* nötigt, dunkel wie sie ist, auch nicht dazu. Germ. **meuriōn-* ist Ablautform zu anord. *maurr*, schwed. dial. und neunorw. *maur*. Aus dem nord. *myre* entlehnt ist mengl. *müre*, *mire* (nengl. *pismire*).

Die Namen des Regenwurms, lumbricus, haben zwei wortgeographische Abhandlungen angeregt, von Wilh. Schwartz für die Havel- und Elbegegend und von Rob. Holsten für Pommern. Dem ersten erwuchs daraus in Verbindung mit *Muggel*, dem Namen der Kröte des Havel- und der jerichowschen Lande, seine Ansicht von der Fortdauer der Germanensprache in die Jetztzeit, der andere baute damit die Gestalt des mittelpommerschen Keils auf. Die nunmehr mögliche Gesamtschau über die Wortfläche und Wortbildungsgeschichte der aus einem mndl. Kern entsprossenen Namen dieses Wurms führt zu einem lohnenden Einblick in das Werden der märkischen Sprach- und Siedlungssphäre und deckt die Kräfte auf, die auf diesen Vorgang wirkten. Der Fläche eignet eine als Muster für die Ausbreitung des gesamten entlehnten ndl. Wortgutes dienende Gestalt, von ihrer Gliederung lassen sich die von außen hereinstrebenden oder sich im Innern miteinander ausgleichenden Sprachkräfte ablesen (s. Karte 49). An dem Grenzverlauf im Norden ist die scharfe Scheidung einerseits nach Staatskörpern kennzeichnend, soweit sich dadurch Mecklenburg von Brandenburg absetzt, wiewohl die Sprachlinie einen alten Bestandteil der märkischen Siedlungssphäre, das Land Stargard, preisgibt, anderseits das feste Haften an den von der Natur gegebenen Geländeeinschnitten im Lande Pommern: Landgraben—Zarow—Swine—Küste—Rega—Molstow—Schwarzbach—Krummes Wasser—Persante—Leitznitz—Hassel—Kautel[1]. Peene und Landgraben fassen ein Übergangsgebiet ein, das mit dem märkischen Wort bei vorherrschender nördlicher Benennung durchsetzt ist; hierin äußert sich der südliche Ausdehnungsdrang und ist dessen stärkster Damm festgelegt. Im Süden hat die Sprachgrenze den Niederen Fläming aufgegeben, eine Einbuße um Jüterbog und namentlich um Dahme, die öfter in die Erscheinung tritt[2]. Der Westgrenze ist eine weit vorgeschobene Stellung eigen, die sowohl deren teilweise siedlungsmäßige Grundlage sichert wie aber auch den Landgewinn durch einen westwärts

[1] Holsten, Sprachgrenzen[2] 21 vermerkt, daß das nördliche Wort in dem Winkel zwischen dem Krummen Wasser und der Persante etwas über diese Grenze hinausgeht.

[2] Vgl. hierzu die Ausführungen S. 150; 372; 413; 464; 467.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0365

Mark
Made
Pierade
Pierade
Pierlotte
Pier-aas-esel
Pierworm
Regenworm
Pierade
Pierade
Pierlotte
Pierade
Pierade
Pierade

über den Strom aus der alten Flamingia der Lande Jerichow hervorgehenden Stoß verrät. Das erste gilt von der Altmark, das zweite von der Börde. Dem Mündungsgebiet von Saale und Mulde fehlt im Gegensatz zu dem offensichtlichen Zeugnis, das andere Siedelwortflächen, erbringen, die ndl. Note. Die Außenlinie umschließt das ndl. Wort Pier m. und seine Sprößlinge Piermade f., Pierās m. und Pierlorke f. Wie in den Fällen *Krögel* (ob. S. 176f.) und *Rhin* (ob. S. 187) liegen im Tal der unteren Havel und in der Wische älteste Sprachzeugen der Siedlungsperiode, diesmal das unveränderte Wort der Heimat, *Pier*. Die Stadt Rathenow kennt es, in den Dörfern Kamern (neben *Pierlā* der *Pierlork*-Zone) und Kuhlhausen (neben *Pierlauk* und *Pälau*) im Winkel von Elbe und Havel ist es üblich, in der altmärkischen Wische besitzt es die Gegend von Werben, stromabwärts kommt es in den Dörfern der Lenzer Wische und in Dömitz vor; hier kann seine Widerstandskraft durch den Niederländernachschub des Großen Kurfürsten aufgefrischt worden sein, was wir vorsichtshalber zugestehn wollen, wenngleich der gleiche Vorteil den anderen ndl. Kolonien des 17. Jahrhunderts in Niederbarnim und Osthavelland nicht zuteil geworden ist. Ob das von W. Schwartz in der Zs. d. Ver. f. Volkskunde 5,252 aus dem Kreise Jerichow 2, dem Havellande, Ruppin und weiter östlich aus dem Oberbarnim gemeldete *Pirken* Käse-, Fleischmade dasselbe ndl. *pier* als Diminutiv fortsetzte, scheint mir nicht sicher. Die drei Hauptbezirke der vorhin umschriebenen Gesamtfläche, denen der eben erwähnte Streifen keinen Abtrag macht, gliedern das Innere mit sprachlichen Mitteln in einer Weise, aus welcher der Ablauf der Landesbesetzung klares Licht erhält. Den beiden Bezirken des Westens ist eigentümlich, daß sie ihre Namen aus zwei Tiernamen zusammensetzen. Wir sehen eine neue Benennung, die zusammengefügt ist aus einem nds. und dem Wort der ndl. Einwanderer, und können daraus auf einen Vorgang der Kreuzung in den Sprachen der Siedler aus der Nachbarschaft und der Ferne schließen. *Piermade* nämlich, der Ausdruck des nordwestlichen Teilgebietes, zu welchem die Prignitz, Ruppin, der Kreis Templin, der Niederbarnim und der Nordrand des Havellandes gehören, trägt in sich *Made*, den Namen des Regenwurms im Lande Stargard und der Übergangszone zwischen Landgraben—Zarow und Peene, und das mndl. *pier* m. f., zu *Pierlorke* aber sind zusammengetreten das ostfäl. Wort *Lork* und wieder der mndl. Ausdruck. Während aber das Bildungsprinzip von *Piermade* aus dem mechanischen Formungsvorgang einer Mischmundart oder -zone leicht ableitbar ist, indem beide Partner ihr Wort für dieselbe Sache fortleben sehen, bereitet die Bedeutungsspanne, welche die Glieder von *Pierlorke* auseinanderhält, dem Verständnis unüberwindliche Schwierigkeit. Denn *Lork* bedeutet Kröte. Welche Ursache hat die verschiedenen Sachbezeichnungen in einem Wort vereinigt, und was für eine Kraft hat die widerstrebenden Glieder zusammengehalten? Eine befriedigende Antwort auf die erste Frage kann ich nicht geben. Die zweite läßt sich beantworten: die unter dem Wortton eingeleitete und danach bewußt geförderte Entstellung der anstößigen Wortgestalt *-lorke*. Indem

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0367

man zu *-lauke* gelangte, das keine Erinnerung an *Lork* mehr hinterließ, war jene Spannung behoben. Da von nun an der ganze Wortkörper den Begriff trug, war das erste Glied als Träger der Bedeutung ausgeschaltet und in derselben Weise dem Angriff des Lautwandels ausgesetzt, und zwar in demjenigen Bezirk, wo er den Wortakzent an das zweite Glied abtrat. Das war im Hauptteil des Kreises Jerichow 1 und im Lande Zerbst der Fall, und hier entstanden die Formen *Par-*, *Pal-*, *Purlauke*, während im Nordrand des Kreises Jerichow 1 und im Kreise Jerichow 2 es bis zu *Pi-*, *Pillauke* kam, in der Masse aber bei *Pierlauke* verblieb, im untersten Stromwinkel gar *Pierlāk*, *-lag'*, *-lā*, *-lau* entstand. Das ursprüngliche *Pierlorke* ist in den Raum von Tangermünde und Stendal abgedrängt. Die Ostaltmark stellt sich mit ihrem *Piermade*, gesprochen *-mǭi*, zur Prignitz, in der westlichen Hälfte erscheint *Pierworm*, nach Bischoffs Vermutung eine Kreuzung aus östlichem *Piermade* und dem *Regenworm* des salzwedelschen Hansjochen-Winkels. Südlich der Ohre tritt wieder *Piermade* auf, das sich Bischoff gewiß richtig aus dem Norden hierher vorgestoßen vorstellt. Da sich nun aber dazwischen der *Pierlorke*-Bezirk Stendals und des Ohrebogens erstreckt, zieht Bischoff den zutreffenden Schluß, daß dieses Wort nach dem Vordringen von *Piermade*, dessen Gebiet unterbrechend, vom rechten Elbufer nach Westen gestoßen sei. Damit ist aber dieser Uferrand als diejenige Stelle erkannt, in welcher zuerst die Zusammensetzung *Pierlorke* entstanden ist, und so bestätigt sich unsere Auffassung, daß die jüngsten Randstriche die ursprüngliche Wortform bewahrt haben. Beziehen wir das heutige Wort- und Lautbild auf die Siedlung, so folgt daraus, daß *Pier* nur in dem geringen Maße in die Altmark eingeführt worden ist, daß es wie in dem größeren nordmärkischen *Piermade*-Bezirk zum Zusammentritt mit dem Worte *Made* nordnds. Einwanderer gezwungen wurde und daß in dem Westteil dieses neue *Piermade* gar eine Kreuzung mit dem noch jüngeren *Regenworm* eines Bezirkes mit Resten slawischer Bevölkerung eingehen mußte. Im Jerichowischen und Zerbstischen aber war den ndl. Bauern ein ostfäl. Bevölkerungsteil beigesellt; denn das doppelsprachige Gebilde *Pierlorke* ist hier entstanden. Verfolgen wir nunmehr die Westgrenze des *Pier*-Gebietes des märk.-askanischen Sprachraums an der Elbe weiter nach Süden, so begegnen wir von Schönebeck nur noch dem Worte *Rägenworm*, und so bleibt es auch an der gesamten Südgrenze. Zwischen Halberstadt und Elbe—Mulde herrscht *Rägenmade* vor. An der Ostgrenze von Zerbst setzt im Innern des märkischen Sprachraums mit einer Spitze das dritte, größte Teilgebiet ein, in dem *Pierās* und dessen Sproßformen gebraucht werden. *Pierās* enthält wie die Bezeichnungen der beiden anderen Teilgebiete das ndl. und ein deutsches Wort, *âs* Köder. Die ursprüngliche Bildung *Pierās* breitet sich in einem von der Elbe bis zur Neumark ausgedehnten Streifen aus, an dem man wieder wie an anderen Fällen den Wanderzug der Siedler feststellen kann. Im Kreise Teltow ist eine Diminutivform *Pieräsel*, die noch auf ndl. Stufe steht, gebräuchlich, und die Neumark ist zu *Pierase* f. übergegangen. *Pieräsel* tritt

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0368

noch im Oberbarnim um Straußberg—Wriezen auf, ist hier aber von dem nördlichen Eindringling *Pierāʒ* bedrängt. Dieses Gebilde verrät sich als ein Erzeugnis südlich-md. und nördlich-nd. Sprachmischung nach Art von *farnịts* Firnis, *kịts* Kies, wie sie in der ganzen md.-nd. Berührungszone von der Elbe bis zur Neumark auftreten, Formen, die ihrerseits lediglich die regelrechten Kreuzungen der Art *rūᵒts* Ruß, *štūts* Steiß, die aus der nd. und md. Lautform gemischt sind, nachbilden. Den Entstehungsort des Lautgebildes *Pierāʒ* denke ich mir im Raume Straußberg, dessen Name die Mundart *štrūtsbarχ* ausspricht, in dem Lande Lebus, das die Südspitze des *Pierāʒ*-Gebietes bildet, und an der Warthemündung, wo *Pierāʒ* den Südteil des Kreises Königsberg erfaßt. Aus diesem Raum ist die neue Wortform oderabwärts gedrungen und hat dem Hauptteil der Uckermark und dem vorhin abgegrenzten Bereich Pommerns die Namensform des Regenwurms geschenkt. Nur im Strich Freienwalde—Wangerin—Dramburg gilt die neumärkische Form *Pierase*. Von Nordwesten zieht sich aus dem Kreise Greifenberg über den Kreis Schivelbein und mitten durch den Kreis Neustettin ein Streifen mit *Spierāʒ*, gesprochen *špīrǭts*, *-rauʦ*[1], und in den Kreisen Schivelbein und Belgard ist daneben *Spierase* vertreten, worin sich wohl der neumärkische Einfluß während der Zeit, als diese Gebiete zur Mark gehörten, ausdrückt. Auch Diminutivbildungen wie *Spieraʒel*, *Spierenzel* kommen hier vor. Bütow und Rummelsburg haben *Pierātsch*. Die Insel Wollin und die gegenüberliegende Ecke des Festlandes gebrauchen das undurchsichtige *Paunot*, *Paunat*. Außerhalb der märkischen Siedlungssphäre sind mit Ausnahme des Landes Stargard, wo *Made* herrscht, Diminutive von *Made* im Gebrauch: in Mecklenburg *Maddik*, gesprochen *marịk*, in Vorpommern bis zur Peene ebenso und *Madding (marịŋk)*, auf Rügen ohne den Nordteil *Medding (mẹrịŋk)*. In Ostpommern nordöstlich der Linie Rega—Persante—Bublitz—Bütow ist *Mädke*, *Mettke* üblich. Das Westgebiet des Wortes *Pier* umfaßt die Niederlande, den Niederrhein und Westfalen bis zum Teutoburger Wald. Das ndl. *pier* m., in Twente *pîre* f. erscheint im Hageland und Haspengau als *piering*, in Geldern-Overijsel auch als *pîrek;* das Wort bedeutet neben Regen- den Eingeweidewurm. Am Niederrhein tritt *Pier* im Südndfrk. mit Ausläufern nach Jülich, Düren, Bergheim und Köln und dem Kleverland sowie an der Ruhr mit Ausläufern nach Düsseldorf und Mettmann auf. Links des Rheins versteht man unter *Pier* den Wurm an der Fischangel und den Eingeweidewurm, im Nordbergischen aber den Stichling, Gründling, jeden bis etwa 10 cm langen Fisch in den Bächen; dafür bieten Cronenberg und Wermelskirchen auch *Pierling*. In Wermelskirchen begegnet das zusammengesetzte Wort *Pierās* (lautlich *pī·ə.rǭ:s*) n. Wurm an der Angel. Die westfäl. Hauptform ist

[1] Durch Einwirkung des Anklangs von Wort und Begriff *Spîr* Halm, Stengel, worin die Mundart wieder zu den etymologischen Anfängen zurückgefunden hat; vgl. unt. die Bemerkung über die Etymologie.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0369

Piere (lautlich *pīrə*), auch *Pier* f., im Paderbornischen erscheint das Diminutiv *Pierk* (gesprochen *piək*), *Pileworm* im Osnabrückischen, Münsterschen und im Emsgebiet bis ins Bourtanger Moor, den Vechtezipfel nimmt das ndl. *pier* ein. Die Hauptbenennung Osnabrücks ist *Regenwurm*, das neben *Dauworm* auch in Oldenburg, Ostfriesland und südlich bis Papenburg herrscht. Das Zwischen- und östliche Randstück besitzt *Aalworm*, *Öölk*, *Eulk*. An der Hunte und dem Jadebusen beginnt das östliche *Meddik*-Gebiet. Im ostfries. Krummhörn erscheint *Pier-* und *Dauworm*. Dazu fügt ten Doornkaat Koolman *Pîr* Wurm, besonders der Sandwurm als Fischköder beim Angeln; auch im Ammerland ist dieses Wort bekannt. Woeste gibt für Westfalen *pîr*, *pîrek* m. kleiner Fisch, Fischbrut; Elritze an, E. Nörrenberg hat dafür die Bedeutung Maifisch, junger Plötz oder Bleie (Nd. Jb. 49, 15). Schließlich erwähnt Mensing das eiderstedtische *Pier* m. Fischer-, Köderwurm, in den Watten gefunden. An diesem nördlichen Ausläufer beobachten wir den späteren ndl. Einfluß. Die Lautgestalt wird durch die märk., westfäl. und ndrhein. Aussprache als *pîr* gesichert, wozu des Teuthonista Schreibung *pyr* stimmt. Das Wort ist nord.-westnd. und bedeutet sowohl einen Wurm zum Angeln und den Eingeweidewurm als auch einen kleinen Fisch. Man nimmt Anlautwechsel *p-:sp-* an und vergleicht norw. dialektisch *pir*, *spir* kleine Makrele, mnd. *spirink*, *spirlink* ein kleiner Fisch, cyprinus aphya, osmerus eperlanus, ndl. *spiering*, engl. *spirling*, *sparling*, franz. *éperlan*. Die Grundbedeutung tritt in schwed. dialektisch *pirug*, *pirelig*, *spirelig* fein, dünn, schmächtig, dialektisch *piren*, *spirven* dünn, schmal, schwach und norw. *piraal*, schwed. *pirål* Schleimaal, Wurmfisch, myxine glutinosa usw. auf, s. Falk-Torp 829.

Eingebettet in eine Umgebung mit dem Typus *Vieh*, liegt das märk. Veeh n. Vieh als Sprachinsel da. Die Mundartformen der md. und nds. Nachbarschaft beruhen auf altdeutschem *fihu*. Zwar hat sich der Typ *feho* sowohl in Teilen des Obd., namentlich im Alem., als auch im nds. Westen gehalten, aber das Ostfäl. und das Meckl. gehn auf *fihu* zurück. Der alte Wechsel *fihu:feho*, *vihe:vehe* ist räumlich voneinander abgesetzt worden. Für das Nds. gibt Sarauw, Nd. Forschungen I 186 einen unterrichtenden Hinweis: das awestfäl. *fê* der kleinen as. Denkmäler (Holthausen, As. Elementarbuch[2] 41) setzt sich in Soest als *fòĕ*, in Münster als *fēi* mit *ê*[2] (gleich wgerm. *ai*) fort, auch das Emsland schließt sich mit *fei* an. Die wesernahen Gebiete gehn mit dem Ostfäl. zusammen, wo 'Reh' und 'Vieh' lautlich geschieden werden, vgl.: Paderborn *fâih*, Lippe *fœu*, Meinersen *rē: faĕ*, Bleckede *rē: fei*, Lesse (Kr. Wolfenbüttel) *rē: fāe*, Gegend südlich Harburg[1] *rē: fei;* das Meckl. scheidet *rē* und *fai*. Im Mndl. werden *eha*, *eho* zu *ie* kontrahiert, so daß *feho* zu *vie* wurde; daneben bildete sich eine heute schriftsprachlich gewordene Form *vee*, die man aus Gen., Dat. *fehes fehe* herleitet[2]. Auf dieser beruht das märk. *Veeh* (lautlich *fē*). Nach den Belegen bei Verwijs-

[1] W. Niekerken, Das Feld und seine Bestellung im Nd. 1935.
[2] Franck, Mndl. Gramm.[2] 45.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0370

Verdam scheint sich der Süden des ndl. Sprachgebietes schon im Mndl. vorwiegend für *vee* entschieden zu haben; daher deutet wohl auch v. Loey, Bijdrage tot de kennis van het Zuidwestbrabantsch 98 ein *vie* von 1298 mit Recht als *vee* mit Vokalerhöhung, wofür die übrigen Fälle des Denkmals sprechen. Den modernen südndl. Mundarten ist das Wort verloren gegangen. Im Nordndl. war *vie* im Mittelalter üblicher als heute, wo die Mundarten *vee* bevorzugen. Kilian hat *vee, veech*. Die südmärk. Form *faį* erklärt sich aus der Auslautdiphthongierung von *ê*² (unt. S. 402).

Die scharfe Wortscheide an der Mittelelbe, welche *bellen* links und blaffen bellen rechts des Flusses trennt (Nd. Jb. 21,77; 26,65), veranlaßt, *blaffen* als ndl. Pflanzwort in Betracht zu ziehen. In der Mark und Ostpommern als einziger Ausdruck, aber auch in Mecklenburg-Vorpommern neben üblichem *bläken* gebräuchlich, in Ostfalen und Schleswig-Holstein bekannt, im Rheinlande im Gebrauch, kann *blaffen* freilich nicht mit Sicherheit nur dem Westdeutschen und dem Ndl., wo es neben seltenerem *bassen* auftritt, zugeschrieben werden. Indessen scheint der alleinige Gebrauch in der Mark zum mindesten die Zufuhr zusammen mit dem ostfäl. Wort zu sichern.

Die Viehzucht

Joh. Leonh. Frisch 1,81ᵇ schreibt: '*Benne* f. carrus cum corbe, in qua aliquid commodius vehi potest. Auf einigen Dörfern legt man zwei lange Leitern oder Raufen auf ein paar Wagenräder und legt Heu oder Gras darein, daß es das Vieh auf beiden Seiten herausziehen kann, welches insgemein auf dem Mist geschieht. Und das heißen sie eine *Benne*'. Diese Beschreibung lehrt sich vorstellen, wie eine Benne im Augenblick hergerichtet werden kann. Die Räder muß man sich an den Wagenachsen und darüber die Schemel mit den Rungen denken; denn die Rungen halten die Leitern in der nötigen schrägen Stellung. Niedriger auf festem Gestell angebracht, stehn solche *Bennen* in den Schafställen, zugänglich von beiden Seiten. Kühe und Pferde, die an den *Kümmen* mit dem Kopf zur Wand angebunden waren — heute stehn sie umgekehrt mit dem Kopf zum Futtergang in der Stallmitte — hatten nur eine schräge Leiter zur Aufnahme des Heus und Futterstrohs an der Wand vor sich. Auch diese trug, wenn auch in kleinerem Gebiet, den Namen *Benne*. Wir wenden uns zunächst der *Benne* für Schafe als der ursprünglichen Form dieser Futtereinrichtung zu und berichten über die Verbreitung in der Mark (s. Karte 50). Auffällt an dem Kartenbilde, daß der Fläming und der Kreis um Berlin ausfallen und daß eine Zunge über die Spree östlich Fürstenwalde nach Beeskow hinein diesen Verlust um Berlin wettmacht, ein Anzeichen jungen Einbruchs des md. *Rofe* Raufe. Aber ob auch das Fläminggebiet *Benne* aufgegeben hat, läßt sich aus der Karte nicht ablesen. Rechts der Elbe besitzt der Kreis Jerichow 2 ohne seinen Südrand *Benne*, das in die Wische bei Werben übertritt. Die Nord- und Nordwestgrenze schließt die Südostecke der Westprignitz, die südliche Ostprignitz, Ruppin und

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0371

Karte 50

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de
/rosdok/ppn860231771/phys_0372

das Land Stargard ohne die Mirow-Strelitzer Ecke ein und folgt dem Landgraben und der Zarow. Auf Usedom begegnen sich das nds. *Röp* und das märkische Wort. Wollin und der Teil Ostpommerns bis zur Linie Köslin—Pollnow haben *Benn*; östlich davon herrscht *Röp*. Die südliche Neumark gebraucht das märkische Wort in ihrem Nordteil. Die Kuh- und Pferdekrippen führen den Namen *Benne* im Süden mit geringem Verlust gegenüber der Schafraufe, indem sich der Kreis um Berlin bis ins Oderbruch weitet und die südliche Neumark verloren geht, keinen Verlust hat *Benne* in Ostpommern; im Westen rückt *Benne* von der Elbe ab und ist aus dem Lande Stargard durch *Röp* und *Krüff* verdrängt. *Benne* Schafraufe berührt sich hier lautlich mit *Bände*, daher begegnet im Lande Stargard vielfach die Schreibung *Schapbände*, vgl. Meckl. Wb. 1,761. Dasselbe trifft für das oberbarnimsche Hohenfinow wegen seiner Lage nahe der Uckermark zu; von dort verzeichnet Passow 2,147 und 150 die Form *bende* Sg. für 1674.

Umlaut und Suffix scheiden das brand. Häcksel n. gehacktes Stroh vom meckl. *Hackels* n., und der Regel folgend erweist sich das Paar als Beispiel für nds. Bildungsweise auf der einen und ndl. auf der anderen Seite. Die Sprachscheide zwischen Mecklenburg und Brandenburg ist nach der Angabe im Teuth. 10,7 in diesem Falle scharf, die ostpommersche hebt nur den Belbucker Abteibezirk mit *hakls* vom übrigen Lande ab, in dem das märk. *hęksl* gilt; eine Kreuzung *haksl* zeugt von Mischung im Kreise Kolberg. In der Mark setzt sich zwischen den mittelmärkischen Bezirk mit *ę* als Umlautvokal und das umlautlose nds. Gebiet Mecklenburg-Vorpommerns ein breiter Streifen, in welchem ein sehr breites und niedriges *ä* gesprochen wird. Die Altmark hat *hęksl*. Anhalt besitzt die md.-obd. Form *Häckerling*, diese findet sich auch allein in den anhaltischen Amtsregistern des 16. Jahrhunderts; ebenso kommt in Obersachsen nur dieses Wort vor. Dadurch ist der sprachliche Sperrgürtel im Westen vor die Mark gelegt, der unmittelbares Eindringen eines nds.-ostfäl. oder md. Wortes in das märkische Sprachgebiet gehindert hat. So bleibt nur die Folgerung, daß *Häcksel* diese Sperre durchbrochen hat mit dem Wanderzuge der ndl. Siedler. Im Ndl. herrscht *haksel* n., daneben hageländ. *häksel*, geldernsch-overijselsch *heksel*, soweit der ob. S. 97 ff. abgegrenzte *sel*-Bezirk reicht[1]; nach Osten erstreckt sich *Häcksel*, *Hacksel* bis zur Weser, im Norden schließt das ostfries. *Hacksel* den ndl.-westnd. Kreis ab. Ihm gehört noch der Niederrhein mit *hęksl* an, Südndfrk., Ripuarien, Berg, Siegerland und das nördl. Moselfranken haben *hękəls*, der südliche Rest der Rheinprovinz *gəhę̄k*, *gəhęk (Gehäcke)*.

Kumm m. hölzerner Futtertrog, Krippe des Viehs, Tränktrog im Freien ist in der Mark und in Ostpommern, wo es nach Kaisers Karte II 37 in seinem Atlas der pommerschen Volkskunde den Raum des mittelpommerschen Keils und des Gebietes bis zum Kreis Schlawe, an der Küste östlich von der Rega ab,

[1] Als alte Bedeutung kommt daneben feingehacktes Fleisch vor.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0373

einnimmt, der beherrschende Ausdruck. Daneben erscheint Kumme f. Beide Wörter kommen aus dem Ndl., das erste als reines Siedler-, das zweite als Lehnwort im üblichen Sinne und Siedlerwort zugleich. Auszugehn ist nach Frings, Germania Romana 95 von einem deutschen und einem roman. Wort. Das erste, nd.-md. *Kump*, obd. *Kumpf*, bedeutet mnd. Holzgefäß, großes Gefäß in der Mühle, um das Wasser zu sammeln, Kufe, dithmars. henkellose Schale, Napf, brem. *Kumpwagen* Wagen mit Kasten für Schlamm und Sand, ostfäl. Napf, rhein.-westfäl. große bauchige Suppenschüssel, länglicher Futtertrog, Holz- oder Steinsarg des Lauf- oder Pumpbrunnens, Wetzsteinbehälter, wassergefüllte Bodenvertiefung, thüring.-obersächs. Einfassung des Quellwassers, *Wetzkump* Wetzsteinbehälter, hess.-nass. große Suppenschüssel, Futterkrippe, Fruchtmaß von $^1/_{16}$ Malter, schwäb.-elsäss.-bair. tiefer, hölzerner Wetzsteinbehälter, schweiz. Mörser. Das feminine *Kumme* leitet Frings aus dem roman. *cumba* her, in welchem das lat.-griech. *cumba*, *cymba*, κύμβη Kahn, Nachen, Gefäß, Becken mit dem gall. *cumba* Tal, Schlucht zusammengefallen war, und stützt sich dabei auf das Vorkommen des femin. *Kumme* in den german. Randbezirken. Man vergleiche dieses Wort mit den Bedeutungen Futtertrog, Mehltrog, Hühnerstall, Wassergrube, Zisterne, muldenförmige Gebirgsschlucht in Baiern, Tirol und der Schweiz und das rhein. *Kumme* f. tiefe Schüssel, Viertelskiste der Gemeinde, ebene Flur mit tiefer Einbuchtung sowie mndl. *comme*, nndl. *kom* f. tiefe Schüssel, Kufe, Kiste, von Bergen eingeschlossene Schlucht, ags. *cumb* Flüssigkeitsmaß, Tal, nengl. dial. *comb*, *coomb* Kornmaß von vier Scheffeln, Talmulde, dazu *kumme* f. rundes, tiefes Gefäß, Schale, größeres Wasserbehältnis des Mnd. Wb. mit einem älteren Beleg aus Braunschweig. Im nd. Gebiet wird es vom Brem. Wb. als ein aus Steinen gehauenes Wasserbehältnis, tiefe Schüssel, von Mensing als ein älterer Ausdruck für Feuerlöschtonne und von Dähnert als tiefe Schüssel oder Schale, großes und tiefes Gefäß sowie in der alten Kanzleischreibung *Kumb* Kasten, Lade angeführt. Unter des Chyträus Angabe cisterna ist eine Brau- und Lohkufe und ein gemauerter Wasserbehälter zu verstehn, wie sie das Stralsunder Vokabular mit *kum der bruwer* bezeichnet, einer maskulinen Form, ersichtlich aus dem gleichzeitigen rostockischen *kum* Sammelbecken der Wasserversorgung ('deme *kumme*, de uppe deme myddelsten markede steyt' 1466 Beitr. z. Gesch. d. St. Rostock 15,43 Fußn.), also hat hier das deutsche Wort wie an den unten angeführten Stellen eingewirkt. Im märkischen Raum begegnet *Kumme* f. als Holzgefäß der Walker ('von einer *Kumme* warp thu fullen' Spandau 1515 Riedel I 11, 514), als wassergefüllte Bodensenke in dem Dorfnamen *Kumlosen* und in Flurnamen (*Seekumm* Westhavelland, *Kumm* Wasserloch Nordosten Rügens, Kreis Saatzig) und als tiefe Schüssel am Nordharz (Damköhler, Wb.). Neben der Einfuhr als Siedlerwort in die Marschgebiete und an die Mittelelbe ist ein gesondertes Vordringen im Gewerbe anzunehmen; doch rechne ich Damköhlers Beleg zum märk. Raum als Siedlerwort des 12. Jahrhunderts. Das deutsche Wort kommt heute nur

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0374

in Limburg und den östlichen ndl. Provinzen des Nordens vor; Schuermans scheidet das limburgische *komp* m. von *kom* f. des übrigen Teils der südlichen Niederlande; im 15. Jahrhundert jedoch ist *komp* m. noch an der Grenze von Seeländisch-Flandern und Ostflandern gebräuchlich gewesen, was aus einem Hulster Inventarverzeichnis von 1489 hervorgeht, welches 'in die cokene noch dri tenen *compen*, soe groot, soe cleyne' (Stallaert 2,87*) aufzählt. Aus dem deutschen *Kump* m. und dem roman. *Kumme* f. ist das maskuline *Kumm* hervorgegangen. Flandern besitzt *kom* m. Eß- und Trinkschüssel (De Bo, Teirlinck); hier sind beide alten Wörter in Berührung getreten, indem das Geschlecht des deutschen auf das roman. Wort überging. Das Mndl. Wdb. belegt mask. *comme* mehrfach aus holländischen Texten in den Bedeutungen Walkerkufe und Gildekiste. Dieses neue *Kumm* m. erleidet einen Bedeutungsschwund, in anderer Weise engte es seinen Begriff ein, als es aus Ostflandern in die Mark verpflanzt wurde, indem es im Bereich der Landwirtschaft den Sinn Tränktrog annahm; doch bewahrte es außerhalb der bäuerlichen Sphäre auch einige andere Bedeutungen des roman. *Kumme:* auf der Magdeburger Gegenseite heißt die Kiste *Kumm* m., ebenso die verschließbare Gildelade (Brandenburg 1446 Riedel I 9, 165), auch das Raummaß für Feldsteine, nach dem sie für Wege- und Fundamentbauten gehandelt werden, der 6. Teil einer Schachtrute (Brandenburgia 14, 74; Nuthedörfer); die fläm. Bedeutung tritt im westprignitzischen *Kumm* n. Trinknapf auf. Für *Kumm* m. Holztrog findet sich ein Beleg von 1590 bei Mylius 4, 1, 497. Daß aber nicht nur Entlehnung eines altfläm. *kom* m. in Betracht kommt, sondern eine neue Verschmelzung des roman.-ndl. und des deutschen Wortes vor sich gegangen ist, ersieht man aus der Form *kum̄* (< *kumme*) Pferdefuttertrog im Lande Jerichow und in Strodehne an der Havel (Bathe, Hildebrand). Das ostfäl., in der östlichen Altmark gebräuchliche *Kump, Kumpen* gibt dem roman. *Kumme*, das in *kum̄* fortlebt, sein Geschlecht. Die Form *kum̄* stellt sich somit zu den *Kumme*-Zeugnissen dieses märk. Nordwestgebietes. Dem Siedlungskern an der Mittelelbe ist das roman. Wort gesondert zugegangen, die übrige Mark empfängt das aus dem roman. und deutschen Wort erwachsene maskuline *Kumm*. Die gemeinmärk. *Kummkarre* f. Schubkarre mit viereckigem Kasten enthält *Kumm* m.

Das germ. **swain-* Knabe, Bauernjunge, Knecht, Hirt hat im Nd. und Westmd. seine Form bewahrt, dagegen im Obd.-Fränk. seit ahd. Zeit die Endung *-er* angenommen: ahd. *sweinari*, mhd. *sweinære;* diese tritt 1389 im südwestlichen Brabant[1] auf, ein neues Zeugnis des sprachlichen Gleichlaufs Brabants mit dem Süddeutschen. Bei der völligen Absonderung der Mark vom gesamten nds. und vom ostmd. Bereich, dem das Wort fehlt, muß das märk. Schweener m., das wie

[1] A. van Loey, Bijdrage tot de kennis van het Zuidwestbrabantsch in de XIIIe en XIVe eeuw (1937) 67.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0375

im Ndl. und Nds. die Bedeutung Schweinehirt erhalten hat, mit dem Ndl. in Beziehung gebracht werden. Ein früher Beleg des Cöllnischen Stadtbuchs[1] spricht für Entlehnung, nicht eigene Entwicklung. In der Regel lautet die Wortform *švēndər*, an der Elbe und im Barnim *švaịnder*, die Westprignitz, welche sich gegen den ndl. *d*-Einschub ablehnend verhält, hat *švēnər*.

Im Bair.-Österr. und im Ndl. gebraucht der Landwirt als Ausdruck für das Tränken des Viehes mit Wasser das Verbum *wässern*, *wateren*, *weteren*. Mndl. und mundartliche Belege von heute sichern den Wortgebrauch in den Niederlanden; am Niederrhein hat der Teuthonista *pert weteren*, und heute lebt *wäteren*, *wetteren* im rheinischen Niederfranken fort. Bei Ahaus und im Vechtewinkel ist das ndl. Wort auf deutschen Boden getreten. Der bair. Sprachgebrauch erreicht im Norden das Erzgebirge. In die Mark ist wätern das Vieh tränken und seine Ableitung Wäteringe f. Tränkstelle auf dem Felde mit den ndl. Siedlern gekommen. Das Wort meidet das Fläminggebiet; Rückgang scheidet aus, da das Substantiv als Flurname nicht spurlos aus einem so umfangreichen Gebiet geschwunden sein kann. Die Verbreitungskarte dürfte die alte Südgrenze annähernd wiedergeben: Ohre—Havel—Spree-Linie, vielleicht in der Neumark ursprünglich die Warthe-Linie. Im Norden tritt die Wortgruppe an die alte Landes- und Volkstumsscheide heran, Stargard in ihren Bereich einbeziehend. In Vorpommern greifen beide Wörter gar weit ins Land hinein und erfassen noch Rügen; aber dieser Gewinn geht nicht auf die Anfänge der Siedlung zurück, sondern ist wirtschaftlichen Vorgängen der letzten Jahrhunderte zu verdanken, wie ob. S. 124 bemerkt ist[2]. Auch östlich der Oder hat sich die Wortsippe gut gehalten, wenn auch *Wäteringe* von der Flur fast verdrängt und entstellte Formen wie *Betering* oder Übersetzungen wie *Wässerung*, *Besserung* gleichfalls mehr und mehr verklingen, während das Verbum Widerstandskraft beweist. So ist die Linie Naugard—Wangerin—Dramburg mittenlands auf dem Höhenrücken als nördliche Grenze gut gehalten. Das alte *Wäteringe*, *Wätring* begegnet nur noch in Reststellungen: an der Havel von Potsdam abwärts, im Kreise Ruppin, im Lande Stargard, am Haff und auf dem linken Oderufer; sonst ist es durch *Wäterstäj'*, *-kule* und *-stelle*, worin *wätern* steckt, verdrängt, dieses enthält auch das häufige *Wätertrog*[3] oder *-kumm;* auch *Wätertine* als Tränkgefäß für die Kälber hält die ndl. Wortsippe fest. Hierin ist der Wortstamm zum Ausdruck für tränken an sich geworden, daher denn Parisius auch *Kälwer wätern*

[1] E. Fidicin, Hist.-diplom. Beitr. z. Gesch. d. Stadt Berlin 1, 38 Fußnote: 'deme kuherden, deme *sweynre*'.

[2] Daß indessen auch von Stargard aus Einrichtung und Wort früh verbreitet worden und nach Vorpommern-Mecklenburg gedrungen ist, lehrt eine Stelle bei Slaggert, dem Chronisten des Klosters Ribnitz: 'graven laten . . . ene *wateringe* ofte enen klenen dyeck, daruth dat vee moghe drincken in deme samer' 151 Techen.

[3] Danneils *Wätertrog* der hölzerne oder steinerne Trog, aus dem das Vieh säuft, 244[a] weist das D. Wb. 13, 2538 irrigerweise Schambach zu.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0376

Kälber mit Milch tränken anführen kann, eine Entwicklung, zu der auch ostndl. Mundarten gelangt sind[1]. Alte Zeugnisse: 'med watern, watervlyte, *weteringen*, wesen, weyde, velden' (Ruppin 1395) Riedel I 4, 308; 'eyne frye *Weterunge* tu flytenden Watere edder Bornen und eynen freyen Wegh tu und ahve, dar sy eher Perde *weteren* und water halen mogen' (Wendisch-Wusterhausen Kr. Teltow 1451) I 11, 377; 'kleine *Wetering*' (Stettin 1631)[2]. Für das Verbum *weteren* enthält die Halberstädter Bibel 1. Mos. 24,46 ein Zeugnis.

Das D. Wb. 4, 1, 2, 3060 vermißt gegenüber dem reichen Belegschatze des Nord- und Wgerm. bei *gelte* unfruchtbar, keine Milch gebend nd. Zeugnisse und stellt zugleich fest, daß diese Lücke das Wort *güst* ausfülle. Um so mehr legt der Bearbeiter auf das vereinzelte *gelje-Hemp* unfruchtbarer oder männlicher Hanf des Brem. Wb. Gewicht und hätte gewiß, falls es ihm bekannt gewesen wäre, auf das märk. gelde unfruchtbar, nicht trächtig (von Kühen und Schafen) aufmerksam gemacht. Dieses märk. *gelde* kann, solange es, wie bisher, nur in der Neumark aufgefunden ist, dem osterländ.-md. Wort entsprechen, da der Wortweg aus dem Dessau-Wittenberger Strich, der ndl. Gut befördert hat, ebenso auch md. Ausdrücke in die Neumark gebracht hat. Doch läßt sich auch die ndl. Entlehnung, die für Bremen sicher ist, in Betracht ziehen; diese stünde mit Funden aus der Prignitz, der Havellandschaft und auch nur aus dem Barnim fest, da dorthin keine Straße aus dem md.-osterländ. Sprachgebiet führt. Nach Ostpreußen kann das eine wie das andere Wort gelangt sein; hier ist es schon Jeroschin geläufig. Im Ndl. ist *gelde* reichlich aus alter Zeit und in den heutigen Dialekten bezeugt; im Obd. entspricht *galt*, im Md. *gelde;* engl. dial. ist *geld, yeld*, anord. *geldr*, norw. *gjeld*, aschwed. *galder*, nschwed. *gald*.

Hitzen hetzen s. ob. S. 83.

Vom Euter, von der Mutterbrust entwöhnen, spänen, ist in der Mark ein sterbendes Wort, aber noch im ganzen Gebiet von der Alt- bis zur Neumark, vom Fläming bis zur Uckermark greifbar. Vor die Hohenzollernsiedlung des letzten Viertels des 17. Jahrhunderts fallen folgende Belege: 'kŭ und kalf 1 den, *gespenet* kalf eyn scherf' (Berlin 14. Jahrhundert) Fidicin, Hist.-diplom. Beitr. z. Gesch. d. Stadt Berlin 1, 15; *Speneverken* (Stettin 1490) Klempin, Diplom. Beitr. 512; 11 *Spennekelber* (Hohenfinow 1612) Passow 2, 142; 4 *Spanferckel* (ebda 1674) 2, 152. Mittelmärkischem -ę̄-, -ę̄ᵃ- steht niederbarnimsches -ā̆-, sogar ă (sehr offenes ā̆) gegenüber. Aus der Zusammensetzung *špę̄nəfarkən* Spanferkel, wie ob., löst sich auf dem rechten Elbufer gegenüber Magdeburg ein Adj. *špę̄nə, špęnə, spęn* (Nd. Jb. 22, 23; 26, 77) los: *zə zin špę̄nə*. Als Flurname begegnet *Lämmerspennung* in Reckahn (Zauche).

---

[1] J. H. Gallée, Woordenboek van het Geldernsch-overijselsch dialect 52ᵇ; H. L. Bezoen, Klank- en vormleer van het dialect der gemeente Enschede (Leiden 1938) 6.

[2] Monatsblätter der Ges. f. pomm. Gesch. u. Altertumskunde 51, 111; ebda 110 eine Karte für Pommern von Holsten.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0377

Über die Verbreitung der deutschen Ausdrücke für die fette obere Schicht, die sich auf der Milch ansammelt, unterrichtet P. Kretschmer, Wortegographie der hochdeutschen Umgangssprache 399 ff. Danach ist die verbreitetste Benennung Sahne f.; sie findet sich als umgangssprachliches Wort in allen Teilen des deutschen Sprachgebietes und gewinnt immer mehr Raum, da der Sprachgebrauch Berlins und der Mark dahintersteht. Nach Kretschmer beherrscht *Sahne* die Umgangssprache Nord- und Mitteldeutschlands, es reicht südwärts bis zu einer Linie Beuthen, Markneukirchen, Weimar, Eisenach, Kassel, Koblenz und Trier. Die Prüfung des mundartlichen Vorkommens ergibt jedoch ein wesentlich abweichendes Bild. Wohl wird *Sahne* im Osterland und dem Südteil der Provinz Sachsen, auch in den nördlichen Teilen Obersachsens, kaum aber in Schlesien alt sein. Dieser Zustand läßt sich schon aus der Bedeutungssonderung von *Sahne* für die süße und von *Rohm (Rahm)* für die sauere Sahne, die Adelung meldet, erschließen, indem man die beiden vorhandenen Wörter, als sich das wirtschaftliche Bedürfnis, die zuerst ausgeschiedene süße Fettschicht gesondert zu verwenden, einstellte, zur Unterscheidung der frischen süßen und der sauer gewordenen alten Sahne gebrauchte[1]. Die Mundart des Hauptteils Obersachsens aber sowie Thüringens und Hessens kennt *Sahne* nicht, das gilt ebenso für alle nds. Mundarten[2]. Eine Übersicht über den mundartlichen Wortschatz in Nord- und Mitteldeutschland möge diese Bemerkung erhärten: *Rohm* ist der Name der Sahne im Rheinland, in Nordniedersachsen mit Holstein, Mecklenburg-Vorpommern, Altmark, *Schmant* heißt sie in Lippe, Waldeck, Thüringen, Hessen, Nassau, im Raum von Trier einschließlich der nördlichen Westeifel und Westfalen mit dem rechten Niederrhein[3], *Flott* wird sie genannt

[1] Denselben Erfolg erzielt in Wien und Österreich das Wortpaar *Obers* und *Rahm*. Hier übernimmt ein junges, dem Ausscheidungsvorgange abgelauschtes Wort die Aufgabe, welche in Sachsen zufällig einem der beiden alten Wörter zugewiesen wurde. In Wien ist ein sprachschöpferischer Vorgang, in Sachsen ein alter Dialekt- und siedlungsgeographischer Zustand die Ursache sprachlicher Scheidung. Beide verhalten sich im Wesen verschieden; nur der erste berücksichtigt das neue Erfordernis mit sprachlichem Mittel. Es ist daher m. E. nicht angängig, aus der österreichisch-sächsischen Gleichung irgend eine Auskunft über die etymologische Bedeutung der beiden Wörter *Sahne* und *Rahm* zu erwarten. Daher halte ich die von Joh. Franck, Etym. Wdb.[2] 809[b] erwogene Beziehung von *Sahne* zu aind. *sānu-* Oberfläche, Höhe für unbegründet. Kluge-Götze 495 ziehen darum außerdem das engl. *head of milk* hinzu, womit aber die sprachliche Verwandtschaft ebenso wenig gesichert wird.

[2] Die Karte 85 der Kulturräume und Kulturströmungen im md. Osten von W. Ebert u. a., gezeichnet nach einer unveröffentlichten Vorlage des Atlas der deutschen Volkskunde, gibt keine Vorstellung der mundartlichen Wortgeographie, da sie außerhalb des märk. Raums nur das Wort *Sahne* aufnimmt, sondern lediglich der umgangssprachlichen Verbreitung. Die Dichte der Belege in der Leipziger Bucht läßt auf ndl. Einfuhr schließen.

[3] Einer Auskunft Dieter Bergers zufolge, der eine Bonner volkstumsgeographische Dissertation über die bäuerliche Butterbereitung im Rheinland vorbereitet, ist *Schmant* in Einzelvorkommen über das ganze Land verstreut und zudem überall als Name der Haut auf der gekochten Milch bekannt. Berger nimmt daher an, daß *Schmant* früher ein geschlossenes norddeutsches Gebiet eingenommen habe. Im Rheinland sei es sowohl vom Süden wie vom Norden durch *Rahm* zurückgedrängt worden. Verlockend scheint bei der Ost-Westlage des Wortes *Schmant* die Vorstellung, daß es sich von Mitteldeutschland her westwärts einst über das Rheinland geschoben habe.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0378

im Ostfälischen (Braunschweig, Göttingen, bis zum Teutoburger Wald). *Sahne* begegnet auf deutschem Boden als Bestandteil einer Mundart nicht. Es ist ein Fremdling, ein eingeführtes Wort: es kommt aus den südlichen Niederlanden, seiner Heimat, im 12. Jahrhundert in die Mark und hat von hier und von Sachsen aus die Umgangssprache Nord- und Mitteldeutschlands durchdrungen. Als südndl. belegen es das limburg. Glossarium Bernense des 13./14. Jahrhunderts, Kilian und die Mundartwörterbücher von De Bo, Cornelissen-Vervliet, Teirlinck, Tuerlinckx, Rutten, Schuermans. Am Niederrhein hat der Teuthonista des 15. Jahrhunderts nur *smant* und *rome* gekannt. Die Ausbreitung des Wortes im märkischen Sprachraum meidet die nds. durchsetzten Randgebiete der Prignitz und Uckermark, hat es aber bis in die Ostspitze Pommerns vorgetrieben; im Kr. Rummelsburg begegnet es *Rohm*, im Kr. Lauenburg nach dazu *Schmant*, den Kr. Stolpe beherrscht es allein (Nd. Kbl. 11,84).

Die Fischerei

Das märk. Grü m. n. Samfische, allerhand kleine, als Köder gebrauchte Fische hab ich Brandenburgia 41,8 aus dem ndl. *groei* m. kleine, noch wachsende Fische abgeleitet. Das Wort ist in den älteren Fischereiordnungen wiederholt erwähnt und begegnet in der hauswirtschaftlichen Literatur, vgl.: '(es soll) das junge *Grue* oder die junge leichvische nicht ausgefullet und vorkauft (werden)' (1551) Mylius 4, 2, 189; 'kleinen Samfisch, *Grue* genannt' (1551) ebda; 'die kleinen Hechte und andere Saamfisch, auch *Greu* . . . zu fangen, gäntzlich verbothen' (Potsdam 1570) Märk. Forsch. 17,99; 'der *Grüh* . . . der gemeine Mann heißet ihn auch Tausendfisch' Elsholtz, Diäteticon (1682) 223; 'wird der . . . *Grüh* . . . mit einem gar engen *Grühnetze* gefangen' 224; 'den *Grey* und andern kleinen Saamfisch' Fischereiordnung von 1690; ein Beleg für *Gruhe* aus Colers Hausbuch ist im D. Wb. 4, 1, 6, 635 mitgeteilt; 'endlich muß auch des *Grüh* gedacht werden, welches eine Art von den kleinesten Fischen . . . ist' Beckmann, Histor. Beschreibung der Chur- und Mark Brandenburg (1751) 1, 567; 'es waren ihrer auch wohl mehr als Flinken, Bleien, *Gruhe* u. dgl.' ebda. Die Mundart hält es an Havel und Spree und deren Nebengewässern in der Form *jrū̃*, *jrī*, diphthongiert *grǫi̯*, *jra̯i̯* und *jra̯ų* fest[1], seine Bedeutung beschränkt sich auf den Begriff kleiner Köderfische, während die älteren Belege noch den etymologischen Sinn der heranwachsenden Fische mit der Abwandelung zu Samfischen bewahren. In der Lautgestalt steht Umlaut neben unumgelautetem Vokal, was sich in derselben Weise in die Mundart hinein fortsetzt[2]. Dem ndl. *-oe-*, dessen Herkunft aus dem Verbum *groeien*, wgerm. *grôian* wachsen auf wgerm. *ô*[1] führt, entspricht die märkische Lautstufe, die *-û* und *-ů* aufweist, nicht und

[1] *jrī*, hd. *jra̯i̯* Zeuthensee, *grǫi̯* Niederbarnim, Kreis Templin, *jrǫi̯* Berlin, *jra̯ų* Blankensee (Kr. Jüterbog-Luckenwalde).

[2] Beide Formen bringt in einem sonst unbezeugten Plural *Gruhen*, *Grühen* Chr. Gilow, De Diere 202[a].

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0379

läßt sich mit den ndl. Belegen der Schreibung *groei, groey* nicht vereinbaren; merkwürdigerweise aber bietet Stallaert 1, 540 in einer Reihe von flämischen und brabantischen Belegen des 16.—18. Jahrhunderts die Schreibungen *gru, gruy, gruwen, grauw, grauwen, grouw*[1], von denen die ersten genaue Unterlagen der märkischen Lautformen darstellen. Ich mache auf diese ungewönliche Lautentwicklung, zu der ich keine Parallele kenne, aufmerksam. Ihr hohes Alter wird durch die märkischen Formen festgelegt. Durch den Seeverkehr ist das Wort in die mecklenburgische Fischersprache gelangt: 'keine *graw-* oder kleine *Fisk*' (Rostock 1667), *Gru, Gro, Grumm* Warnemünde, *Gräu* Börgerende Kr. Rostock, Krakow Kr. Güstrow.

Auf das Ndfrk. und Mfrk. ist Luëme f. rundes, ins Eis gehauenes Loch für den Eisfischfang, Flachsspülen und andere Verrichtungen beschränkt. Im Ndfrk. begegnet es anscheinend nur in Flandern, in der Provinz Antwerpen und in Brabant: westfläm. *lomme*, brabant *lomme, lom, loeme* f., Kilian *loeme*. Das Rheinland hat *lō:m* und eine Nebenform *lō:n* in Ripuarien und auf der Eifel. In der Mark ist *Luëme* (s. Karte 51) nur im Norden über die *līəf*-Mundart hinausgelangt; dort greift das Wort über Neu-Ruppin—Templin—Prenzlau—Stettin aus und erfaßt die nördliche Neumark. Südpunkte sind Wittenberg, Dahme, Luckau, Friedland, Wiesenau, Lagow. Die Westgrenze bildet die Elbe von Wittenberg bis zum Plauer Kanal, danach die Havel bis Rathenow. Dierhagen auf dem mecklenburgischen Fischlande hat *Lome, Lume* aus dem Seeverkehr. In der *lēf*-Mundart gilt *lōmə*, gegenüber Magdeburg tritt *lōvə* und *lūnə* (Nd. Jb. 22,31; 26,72) auf. Als nds. Synonym herrscht in der Altmark, Mecklenburg und Pommern *Wake*, das in der Magdeburger Börde die Form *Bake* aufweist; auf dem Fischlande, am Haff und in der Dramburger Gegend begegnet *Hälung, Häling* als Bezeichnung des größeren Ausziehloches. Östlich der Saale ist an der ganzen Südgrenze *Wune* im Gebrauch. Etymologisch gehört *Luëme* zu ndl. *loom* matt, steif, träge, flau, ahd. *luomi* müde, schlaff, einer Ablautform von *lam* lahm, und weiter zu aslaw. *lomiti* brechen. Etliche ältere Zeugnisse liegen für die Mark vor: '*Fischluhmen* gehauen' (1783) Berliner Beyträge zur Landwirtschaftswissenschaft 6, 353; '*Luhmen* oder Luftlöcher in dem Eise' 354. Der Beleg in Hohbergs Georgica curiosa, den das D. Wb. 6, 1286 anführt, geht auf Rechnung von Colers Hausbuch.

Das aus dem Mnd. und D. Wb. ersichtliche Vorkommen des Ausdrucks plumpen mit einer Keule aufs Wasser schlagen oder mit einer Stange hineinstoßen, um die Fische ins Netz zu jagen, an der unteren Weser und Elbe sowie im märkischen Sprachraum bedingt die Annahme einer Entlehnung aus dem Ndl., für welches das Ndl. Wdb. *plomp* f. Plumpkeule in Nordholland und Friesland belegt. Offensichtlich haben die Auswanderer den heimischen Brauch in ihre neuen Wohnsitze mitgebracht. Das Brem. Wb. enthält *int Water plum-*

[1] Auch Kilian hat *grouw*, ferner *grouwt, grouwtken*.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0380

Karte 51

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0381

pen, *Plumpeküle* und *-stock*, Mensing bietet *Plumpkül*, Dähnert *Plumpküle*. Außer diesen Wörtern ist in der Mark die Ableitung *plümpern* ins Wasser waten gebräuchlich. Ein Zeugnis von 1427 aus Teupitz bei Riedel I 11, 257 gibt *plumpen* in dem technischen Sinne der Fischerei.

Dasselbe Verfahren wird durch pulßen und seine Ableitungen *Pulßfischen*, *Pulßküle* bezeichnet, woneben aus Blankensee (Kr. Jüterbog-Luckenwalde) auch *pulsen* und *Pulseküle* gemeldet wird. Die Wortsippe wird von den Fischern auf der Dahme, der Spree, den Seen des Teltow und in der Sternberger Gegend gebraucht. Die Entlehnung aus dem Ndl. und das Auftreten an Niederweser und -elbe ist ob. S. 82 behandelt. Ein Zeugnis von 1481 aus Berlin findet sich für *Pulserey* bei Riedel I 11, 119.

Atmosphärische Erscheinungen

Für Wasen m. der Wasserdampf in der Küche, dessen ndl. Herkunft er entdeckt hat, liefert K. Bischoff auf der Karte 44 des Mitteldeutschen Heimatatlas eine Skizze seines Gebietes, nachdem er vorher eine schematische Übersichtsskizze in seinem Buch Die Volkssprache in Stadt und Land Magdeburg (1938) 29 geboten hatte. Die geographische Lage stellt das Wort einwandfrei zu den ndl. Lehnwörtern. Es kommt längs der Elblinie rein auf dem rechten Ufer, gemischt in einem schmalen Streifen des linken Ufers, rein aber zwischen Saale und Mulde und nach Osten hin vor. Bemerkenswert ist das Auftreten im Bodetal bis Oschersleben aufwärts, wo andere ndl. Lehnwörter Siedlungen des 12. Jahrhunderts angedeutet haben. Das vorherrschende Wort der Altmark ist *Briechen*, südlich davon herrscht *Briten*. Bezeugt ist *Wasen* (lautlich *vō^{a}zn*) noch in der Prignitz und im Teltow. In Berlin, auf dem Barnim und in der Neumark ist dafür *Wrasen* üblich. Dem Nds. fehlt *Wasen*, die Belege des Mnd. Wb. für *wasem* sind aus Schriften, die ndl. Vorlage entstammen, genommen. Im Mndl. ist *wasem* n. Wasserdampf gut bezeugt, Kilian nennt es flandrisch, holländisch und sicambrisch, d. h. mittelfränkisch.

Auf anord.-as.-afries. Grunde steht dunker dunkel gegenüber hd. *dunkel:* anord. *døkkr*, as. *dunkar*, afries. *diunk*, *dionker*/ahd. *tuncal*. Dem Mnd. war *dunker* geläufig, während es den modernen Mundarten[1] mit den unten zu nennenden Ausnahmen abhanden gekommen ist, da *düster* Ersatz bot. Es hat sich ins Ndl. zurückgezogen[2], wo es seit dem Mittelalter bezeugt ist. Ein Rest ist in *dunkern* dämmern bei Rees im ndfrk. Rheinland erhalten, auch Westfalen kennt noch *dunker*. Ndl. *donker* reicht vom Süden bis ins Ostfries., von Seeland ab mit *dűster* gesellt. Bei dieser wortgeographischen Lage kann eine Ansicht, die das märk. *dunker* vom Mnd. loslöst, nur dann gewagt werden,

---

[1] Daß *dunker* im 18. Jahrhundert in einzelnen Rückzugsgebieten im Gebrauch war, lehrt das Zitat bei Dähnert.

[2] Über die germ. Wörter für 'dunkel' handelt Th. Frings, Germania Romana 216.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0382

wenn sich der Nachweis einer davon unabhängigen Herkunft erbringen läßt; denn es wäre denkbar, daß sich *dunker* in der Mark dem Untergange gegenüber dem allgemeinen Verfall im Nds. hätte entziehen können, obgleich eine solche Annahme sich auf Beispiele nicht stützen kann. Indessen verbietet der dialektgeographische Zustand der 'dunkel'-Karte dieses Zugeständnis. Neben *dunker* gelten in der Mark *dûster*, *dûster*, *finster* und *dunkel*. Das Gebiet von *dunker* liegt an der Elbelinie von der Dübener Heide, der Schwarzen Elster und dem Fläming bis in die Zauche, im Teltow und in Beeskow-Storkow, es hat sich früher bis in die Prignitz erstreckt, ist aber, wie der Name des *Dunkelsees* bei Prützke in der Zauche lehrt, der 1317 *Dunkersee* heißt, nach Süden zurückgewichen. Über die Oder und Spree ist *dunker* nicht gelangt, weil ihm hier das nds. *düster* Halt gebot. Damit ist gezeigt, daß im nds. Nordbezirk der Mark *dunker* nicht bestanden hat, eben da, wo eine Verbindung mit dem nds. Sprachgebiet sich aus alter Zeit hätte retten müssen, wenn das Wort vom Norden in die Mark gelangt wäre. Allein der Weg über die Prignitz könnte als Zugangsstraße in Betracht kommen; dieser aber hätte von der Prignitz aus, dem Zuge der politischen Erwerbung und der Siedlungsbewegung folgend, sich nach Osten wenden müssen; die Elbe aufwärts ist aus der Prignitz kein Siedlerzug und keine Sprachbewegung gegangen. Die Zerbster Landschaft und der Fläming haben für den märkischen Sprachraum den Rang von Kernbezirken. Was hier auftritt, muß aus Sachsen oder aus den Niederlanden kommen. Da Sachsen ausscheidet, bleibt das Ndl. als Ursprung des märk. *dunker* übrig. Von *finster* läßt sich nur sagen, daß es anscheinend überall als ein Ausdruck der hd. Schriftsprache bekannt ist; *dunkel* stößt aus der Niederlausitz gegen das Gebiet von *dunker* vor. Die nördlich des Bereichs von *dunker* liegenden Gegenden teilen sich in *dûster* und *dûster* in der Weise, daß *dûster* in den mehr nds. Bezirken nördlich der *līəf/lēf* 'lieb'-Linie, *dûster* in dem Streifen zwischen *dûster* und *dunker* gebraucht wird.

Die Form d û s t e r dunkel wird gemeinhin als md. erklärt. Das trifft für das Moselfrk.-Rheinfrk., Nassauische, Thüring., Obersächs.-Erzgeb.[1] zu und entspricht den md. Literaturzeugnissen des Mittelalters[2]. Das md. Wort ist nach Süden ins Schwäb. und Alemann. vorgedrungen. Aber auch dem Nd. ist *dûster* nicht fremd, wenn diese Form auch hinter *dűster* weit zurücksteht; so besitzt das Ostfries. beide Formen, und Mensing führt *dūster* als seltene Nebenform zu *dűster* an. Auch im Ndfrk. ist *dūster*, *duster* neben dem üblichen *dűster*,

---

[1] *dūšdər*, *dušdər*, *dusdər dǫušdər* rheinfrk.-moselfrk. Grenzgebiet, *daišdər*, *dęisdər* rheinfrk., *doüstər* nördliches Moselfrk. (Rhein. Wb. 1,1594); *duschter* lothring.; *duster* und *deuster* Kehrein 1,121; 110; *dūsdər* thüring. (Erfurt; Buttelstedt bei Weimar); *dūster*, *dustrig*, erzgebirg. *dųšpriχ* neben *dűster*, *dīster* Müller-Fraureuth 1,270[b].

[2] *duster* im mfrk. Rother und Karlmeinet, in der rheinfrk. Erlösung, in thüringischen, meißnischen und nordböhmischen Texten.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0383

düster vertreten, wie die Angabe aller vier Formen für die Dinslakener Gegend im Rhein. Wb. 1, 1594 anzeigt. So ist zu fragen, ob nicht auch das Ndl. das Wort mit dem Vokal *-û-* besitzt oder besessen hat. Die Antwort hierauf wird aus einem größeren Zusammenhange zu geben sein.

Nachlese

Zu *Vierschare* stellen sich andere ndl. Wörter und Lautformen, die wie dieser Rechtsausdruck nur durch frühere Zeugnisse belegt sind. Die alte Form für 'kein' ist in Berlin das ndl. *en gein: en ghen dync* 1321 (Ag. Lasch, Gesch. d. Schriftsprache in Berlin 226). *Banst* in Vers 303 des Berliner Totentanztextes 'her amptman ghut, van *banstes* wol ghebaren' erklärt W. Krogmann im Nd. Jb. 63/64, 186 als mnd. *banst* Ehe, wofür W. Seelmann im Nd. Kbl. 52,48 mit Recht mndl. setzt. Im 14. Jahrhundert gebrauchen die Granseer Ratsherren den ndl. Ausdruck *maschyn* vielleicht (ndl. *misschien*): 'wer gy orleges so mude alse wy, *Maschyn*, gy arbeydeden wol zere na frede und Eyndracht' Fidicin, Hist.-dipl. Beitr. z. Gesch. d. Stadt Berlin 2, 100. Vgl. unt. das fem. Geschlecht von *Dod* Tod.

Randformen

In den Randbezirken lassen sich Mischungserscheinungen beobachten, deren Folge entstellte Wortformen oder Mischbildungen aus dem ndfrk. und dem angrenzenden nds. oder md. Wort sind. Aus diesem Umstande läßt sich auf Menglage und späteren Ausgleich schließen. Diese Mischformen und Abweichungen von der Ursprungsform stellen wertvolle Zeugnisse für die alte Ausbreitung und Einfuhr des fremden Wortgutes dar. Jüngerer Vorstoß äußert sich anders, er verdrängt das heimische Wort und läßt sich nicht auf einen Kompromiß ein. Ein Beispiel eines siegreich nach Westen vordringenden Wortes ist *Erpel* Enterich. Vor ihm schwinden nach und nach die bodenständigen Bezeichnungen. Mischung und Ausgleich vollziehen sich nur auf einem Kampfboden zu gleichem Recht und unter derselben Kraftanstrengung der Gegner; sie führen erst nach langer Frist zur neuen Wortform, in der sich die Ausdrücke der Gegner irgendwie vereinigen. Deutlich überlegen den übrigen Randsäumen am Reichtum an Mischformen zeigt sich das Elbegebiet. Nur die mecklenburgisch-märkische Grenzzone vermag sich zur Seite zu stellen. Die geringste Zahl liefert Pommern. Mecklenburgs kraftvolle Abwehr der sprachlichen Einfuhr beruht auf dem starken politischen und stammheitlichen Gegensatz. Hier war wenig Gelegenheit zu Auseinandersetzungen und Verträgen; es ging meist um den Bestand selbst. Was sich hielt, rettete sein unangetastetes Dasein; was unterlag, mußte vom Platze weichen und fand erst hinter den Grenzsteinen Ruhe und Schutz. So erklärt sich die unentstellte Sprachgestalt der ndl. Wörter des Landes Stargard. Nur eine Ausnahme fällt in die Augen: *Miere* Ameise hat sich zu *Mirr* gewandelt.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0384

Aber die Ursache liegt nicht in einem Ausgleich mit dem nds. Wort, sondern das durch die Abschnürung vom Kernlande bedingte Eigenleben hat zu der neuen Wortform geführt. Wenn in Pommern mehr Verdrängung als Mischung herrscht, so hat dieser Unterschied zu dem linkselbischen Sprachgebiet seinen Grund in dem jüngeren Alter der Sprachvorgänge. Ganz fehlen Mischung und Ausgleich der pommerschen Landschaft freilich nicht, vgl. dazu etwa das Wort *schleek vull* eben voll, aber sie sind auffällig selten gegenüber ihrer Menge an der Elbe. Diesen Gegensatz können wir nur auf ein anfängliches friedliches Zusammenleben des heimischen und des eingeführten Wortgutes beziehen.

Beispiele für das Elbegebiet sind unter *Klitze* und *Upstall* besprochen; zusammengerückt zu einem Wort sind die gegnerischen Wortpaare in *Pierlorke* und *Püttborm*. Einen gleichen Fall hat Mecklenburg-Vorpommern in *Austbier;* das meckl. *blaųst* ist unter *Bluëße* erwähnt; für den konsonantischen Ausgang in *blouš* und *riš* ist bei *Bluëße* und *Ress* die Ursache erwogen worden. Am md. Südrande sind *der Harken* und Mischformen bei *Bäsinge, Gruose* und *Miere* anzutreffen. Die starke Entwicklung am ostpommerschen *Miere* ist aus den Lautverhältnissen deutbar. Ein Beispiel wie *Else*, das, bei ursprünglich innigster Menglage mit *Eller*, sich von dem nds. Wort ohne Mischform absetzt, war zu einer Mischbildung nicht imstande, da der lautliche Unterschied zu gering ist. An dem Gegensatz nds. *slicht:* ndl. *sleek* entstehn verschiedenartige Neuformen in der Westprignitz und Ostpommern, andere treten am Elbknie aus einem dritten Wettbewerber des Typs *slēp-* hinzu. Die Uckermark liegt für die politische und sprachliche Geschichte der Mark am Rande, was ihr Name besagt, von dem der Ländername *Ukraine* 'Grenzland' die Vollform besitzt; daher kommen in ihr ebenfalls Mischbildungen vor, vgl. z. B. bei *kisätig*.

Ein vorpommersches Sprachdenkmal

Den Zustrom ndl. Wortschatzes aus dem Seehandel und wirtschaftlichen Beziehungen zum Westen beleuchtet eine vorpommersche Sprachquelle aus der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts; sie enthält aber auch älteres ndl. Sprachgut, das die ndl. Siedlung in der Mark an die Grenze Vorpommerns herangetragen oder ins Land eingeführt hatte. Es ist ein deutsch-lat. Vokabular, das unter der Bezeichnung cod. mscr. Hs. NB 27 in der Archivbibliothek zu Stralsund aufbewahrt wird, wohin es aus der Bibliothek der dortigen Nikolaikirche gelangt ist. Von Kosegarten in der Vorrede S. VIII seines Wb. der nd. Sprache älterer und neuerer Zeit (1856) erwähnt und in diesem verwertet, ist das Manuskript nachträglich durch Schiller im Mnd. Wb. mit wenigen Belegen, die sich aus der Reihe der mnd. Stichwörter meist herausheben, herangezogen worden. Drei, von verschiedenen Händen geschriebene Teile sind zusammengebunden worden, wie die Aufschrift auf dem Einbanddeckel mitteilt: 'Interpretationes nominum hebraicorum (Blatt 1—48) item vocabularius theotonicalis in quo

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0385

theotonicum praecedit (Blatt 49—206, und in besonderer Zählung 1—167) Item quodlibetum magistri mathie de leghenytze'. Der an letzter Stelle befindliche Auszug aus den Schriften des Mathias von Legheniz, der als Professor an der Universität Prag von 1380—1400 wirkte, weist diesen Kodexteil einem geistlichen Benutzerkreise zu und verrät den Anteil, den der nds. Norden an den religiösen Reformgedanken der Tschechen nahm, wovon ebenso die Übertragung hussitischer Schriften durch Nicolaus Rutze in Mecklenburg zeugt; wissenschaftlicher Bemühung um die Bibel dient der erste Teil, wieder für Geistliche oder in klösterlicher Stille. An einem solchen Platze ist auch das alphabetische Wortverzeichnis angelegt worden, das ebenfalls dem Bedürfnis geistlicher Studien dienen will, indem es geographische Namen aus der Bibel bestimmt, darüber hinaus aber beachtet sein Verfasser die Geographie der Länder, wohin der Kaufmann seine Waren vertrieb: *Lubek, Lunden, Iperen, Memele, Ryghe,* auch *Essen, Meylan* und Länder wie Polen, wovon die Angabe *pale* polonus Kunde gibt, verzeichnet er; er nennt auch die Städte in der Nähe: *Gripeswold, Damgarde, Rostok, Wistok;* Stralsund führt er in der Kurzform *Sund* an, er kennt die *Tollense* und den pommerschen Personennamen *pomerenink.* Kein Zweifel, daß er ein Pommer war und die Landessprache aufgezeichnet hat, jedoch nicht in örtlicher Enge, sondern über das ganze Land greifend und Ausdrücke der Nachbargebiete einbeziehend, diese namentlich dann, wenn er Synonyme mitteilen kann, ein Verfahren, das den Benutzern diente, denen so das heimatliche Wort vor Augen kam. Diese Einrichtung des Vokabulars erschwert die sprachgeographische Absicht, derentwegen wir das Vokabular prüfen, macht sie aber nicht aussichtslos, da Wortwahl und -form unabhängig sind von einer Vorlage, die einem fernliegenden Mundartgebiet entstammte. Vertreten sind nur vorpommersch-mecklenburgische und märk.-ndl. Wörter, im großen gesehen, wobei Schwund oder Rückgang von Wörtern im Verlaufe der folgenden Jahrhunderte in Betracht gezogen ist. Solche geschwundenen Ausdrücke des meckl.-vorpommerschen Gebietes sind etwa *alhorn* Holunder, *elderne* Holunder, *pesel* estuarium, d. i. der befeuerte Raum, mit *dornse* zusammengestellt, *windworp* Maulwurf, *quene* altes Weib, *oken* vermehren, *strunt* geschissener Dreck, vielleicht *salme,* das durch *brassem* ungenau erläutert wird; denn *brassem* ist Brachse, Schlei, abramis brama, *salme* der lat. Name des Lachses, salmo salar, den die Ostseeländer sonst nicht gebrauchen, der aber im Wortschatz Gelehrter vorstellbar ist. Tiere und Pflanzen, auch andere Sachen bezeichnet der Verfasser wenig deutlich und läßt manchmal die Erklärung fort. So genügt ihm die Angabe *witik ein visch, kame up dem wine, temis* d. i. Mehlsieb steht ohne Erläuterung, ebenso *draf* Treber, er schreibt: *poppele is eyn hoch bom,* u. a. m., ein Nachteil, der bei *draf* dessen Verwertung ausschließt, aber im übrigen wenig schadet. Aus der Reihe erhaltenen meckl.-vorpomm. Wortgutes führe ich an: *anger wisch* pratum, *arne owst* messis, *berme* fex, *besemer dar me mede wecht, bleddere* pustula, *bluel eyn runde kule, bornen* ada-

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0386

quare, *bucht krumme* curvatura, *dornse* estuarium, *dorsch* porus, *eldanken* ymaginare, *emete* formica, *eghe* stumpf, von Zähnen nach dem Genuß saurer Speisen, *ese* afflatorium, *ffennynsch argelistich, hake efte hacke der ploch, hicken i. bicken, hocke* ohne Bedeutungsangabe, offenbar der Garbenstand, *huft* Hüfte, *klatte verworen har efte wulle, knust des schonrogghen, krampe van iseren, munt* als Femininum, was sich aus der Bemerkung *mulen de munt brede maken* ergibt, *paghe ein perd* equus, *pannekoke efte eyerkoke, pogghe* rana, *queke* Quecke, *rome up der melk, scharnewevel* scarabeus, *schok* sexaginta, *schuffele* pala *worpschüffele, sey* silique, *sot putte* puteus, *sperlink* passer, *sterke ene junghe ko de nicht kalvet heft, stighe twintich, tatere* tartarus, *tateren taterschen spreken* tartarizare, *trade waghentrade* Radspur, Geleise, *trame ledder-trame* Leitersprosse, *tremese* flaviola, die Kornblume, *wake ein hol in deme ise, wepe* cornum, arbutum. Nicht einzeln, in der Gruppierung kennzeichnen diese Wörter die Mundart der beiden Länder. Eigens sei außerdem auf *born* fons und auf die Lautgestalt von *benk benke* Bank und *warte* verruca sowie auf die Suffixe in *hackelse* sectura und *radelse* Rätsel, ferner in *sprekerne velewordich* loquax, eloquens und *spilderne* dissipator aufmerksam gemacht. Diese Erscheinungen sind Merkmale des vorpomm.-meckl. Dialekts; *warte* und das Suffix *-erne* sind heute in den Westen Mecklenburgs zurückgewichen, aber früher Gemeinbesitz der gesamten Mundart gewesen, das erste hat dem Drucke der märk. Form *Wratte* nachgegeben, *-erne* sich infolge der Verarmung des Ostens und der Mitte an altertümlicher Sprachform an die Grenze seines holsteinischen Kerngebietes zurückgezogen. Bemerkenswert ist die Verwendung von *heyde ein wolt*, womit der Name der *Rostocker Heide* in Einklang steht, und die Lautgestalt von *rye* fossa longa ohne *-d-*. Diesem eindeutig als nds. bestimmten Sprachgut tritt nun die nachstehende Liste von Wörtern, welche dem ndl.-westfäl. Verbande angehören, gegenüber; ihre Erwähnung durch Dähnert sei durch nachgesetztes Dä. angedeutet, um einen zeitlichen und dialektgeographischen Anhalt zu gewinnen: *blosem* floritudo, *dunkerrod* subruffus, *dunkerheyt* (Dä. bezeichnet *dunker* als veraltet), *duster* obscurus (*düster* Dä.), *gheck eyn dore* (Dä.), *ghecken bedreghen* vexare, tribulare (Dä.), *kade greve* cremium, *kante is eyn del*, worunter eher das märk. *Kanten* als das fem. *Kante* Seite, Spitze (Dä.) zu verstehen ist, *upwerd stighen efte klaweren, koldune* omasium (Dä.), *krappe speckes* massa cremii, frustum lardi, *kum der bruwer, kutte* cunnus, vulva, *mandele is eyn tal alse XV* (Dä.), *micke monnickebrod, mickenbecker* pistor, *mol i. mul eyn windworp* talpa, *owst* messis (Dä.), *owsten* (Dä.), *padde eyne pogghe* bufo ranatica, rana maior, *peserik is ene grote zene des ghemechtes des manliken kunnes efte junger männer, pissen mighen seychen* urinam omittere (Dä.), *putte* puteus, lacus (Dä.), *putten water ten* haurire, *schubben* scalpere (Dä.), *spade* fossorius (m., wie aus *to deme spaden* ersichtlich ist; Dä.), *spint, spisespint* capsa estarum, promptuarium, *vleder i. alhorn, vlederbom* sambucus, *vleit* flumen, fluvius. Von diesen Wörtern stellt sich *kum der bruwer* zum meckl. *Kumme* f.,

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0387

Kumm m. gemauerter Wasserbehälter, das wir ob. S. 370 f. vorwiegend ein gewerbliches Wanderwort nannten, woneben auch Einfuhr durch die Siedler in Betracht gezogen wurde. Anscheinend durch fries. Seeleute ist das im Vokabular verzeichnete *krap karich* carens, penuriosus hergebracht worden; es stimmt zu fries. *krap* dürftig, ärmlich, gering, während das ndl. *krap* mit dem anord. *krappr* die Bedeutung eng, knapp gemein hat; dem fries. steht das bair. *krapf* schlecht, elend, unansehnlich nahe. Dem Nd. ist *krapp* wenig geläufig; das D. Wb. nennt es ein nd. Fachwort der Reepschlägerei. Diese dem Ndl.-Westfälischen zugehörige Gruppe vermindern wir um den westfälischen Teil und schlagen diesen der heimischen Mundart des Landes als nds. zu. Dann bleiben als ndl. Wortgut übrig: *blosem, kade, kante, krappe, kumme, mandele, mol, owst, peserik, spade*. Dieser Rest ist der meckl.-vorpommerschen Mundart abzusprechen, er weist ins märk. Sprachgebiet. Die Sprache des Denkmals ist nicht einheitlich und darf nicht länger als Zeugnis einer rein nds. Mundart genommen werden. Der einheitliche Eindruck wird schon durch eine Prüfung des vom Verfasser geübten Verfahrens zerstört. Auch wenn ein heute im Meckl.-Vorpommerschen gebräuchliches Wort ein im Westfälischen vorkommendes erklärt, wie im Falle *padde eyne pogghe*, ist zu fragen, ob beide nebeneinander gebraucht worden sind oder ob das erste nicht vielmehr der Ausdruck der märk. Nachbarmundart ist. Daß geographisch geschiedene Wörter nebeneinander gestellt werden, lehren die Fälle *elderne alhorn holunder, arne owst, greve ene kade van deme sadenen vlesche, pissen mighen seychen, sot putte* puteus, *sprate i. ledder-trame, vleder i. alhorn*. Hierunter sind u. a. die ndl. *owst* und *kade* mit einem nds. Wort verbunden. Der Verfasser des Vokabulars hat offensichtlich räumlich geschiedene Wörter vereinigt. Weiter sieht man, daß es ihm nicht auf die Erfassung eines örtlich begrenzten Wortvorkommens ankam, da er verschiedene Formen eines Wortes anführt. Das trifft zu bei *wadeke i. waddeke, katener i. koter* tungurinus, *mol i. mul, wey i. we* weh; auch an getrennten alphabetischen Stellen bringt er verschiedene Lautformen wie bei *host* und *hust* tussis. Es ist deutlich, daß er beabsichtigte, eine Übersicht über Abweichungen in dem Umkreise, den er für sein Verzeichnis ausbeutete, zu geben. Auch liegt ihm begriffliche Schärfe in der Erklärung fern. Das zeigt sich schon bei *padde eyne pogghe*, ferner bei *paghe eyn perd*, wo die Art der Gattung untergeordnet wird. Der Verfasser beschreibt in anderen Fällen, vgl.: *vlicke side speckes, sterke ene junge ko de nicht kalvet heft, ghor also nat efte wetricheit dat men wor ut drucket*. Hierbei bedient er sich seines persönlichen Wortvorrates. Mit diesem hätte er auch alle übrigen Worterklärungen geben können. Daß er dabei nicht verbleibt, sondern räumlich geschiedene Ausdrücke zusammenstellt, beweist die Uneinheitlichkeit des Sprachdenkmals. Das Vokabular ist eine Quelle ndl. Siedlerwortschatzes. Es sagt freilich nur das Vorkommen einiger ndl. Wörter in Vorpommern aus; wie weit diese über die alte Volkstumsscheide des Landgrabens und der Zarow auf

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0388

nds. Volksboden vorgestoßen waren, ob sie etwa an der Peenelinie standen, davon erfahren wir nichts, auch nicht, ob eine Menglage bestanden hat. Wir müssen uns mit der geschichtlichen Beglaubigung ndl. Siedlungswörter im vorpommerschen Bereich begnügen[1].

Die Laute

Die Vokale

Palatisierung und Mouillierung

Ein Hauptmerkmal der märkischen Mundarten, die Form d e t das, daß, entstammt der ndl. Spracheinfuhr. Das beweist die beigedruckte Karte aus dem Sprachatlas des Deutschen Reichs: scharf durch die politischen Grenzen von ihrer gesamten Umgebung abgesondert, liegt die Mark als Insel da (s. Karte 52); die Altmark gehört ihr an, die Ohre bildet deren südlichen Abschluß, dann übernimmt der Elbstrom die Aufgabe der Scheide gegen Ostfalen und bis Wittenberg gegen das Osterland und Kursachsen. Der Fläming und das südliche Vorland bis zur Schwarzen Elster stehn mit reinem *dat* für sich. Die Nordlinie fällt mit der meckl.-brand. Landesgrenze zusammen, aber viele *dät*-Schreibungen verraten das Bestehen einer Übergangszone, in welcher der Vokal weniger palatal gesprochen wird. Die Uckermark ohne den Süden des Kreises Templin[2] ist ausgeschlossen, worin sich deren Siedlungsgeschichte und ihr dadurch bedingter Anschluß an Pommern kundtut. Die nördliche Neumark gehört ohne den Nordosten und Osten dazu, der Warthe-Oder-Winkel wird erfaßt, soweit in ihm Nd. gesprochen wird. Wenn in Stargard einst *det*, *dät* bestanden hat, so hat dies der Kraft der inneren Ausgleichung im mecklenburgischen Raum weichen müssen; heute hat sogar der Fürstenberger Zipfel und ein beiderseitiger Streifen gegenüber dem Stande der Sprachatlasaufnahme das meckl. *dat* angenommen (Teuth. 16, 6). Nirgend duldet der meckl. Boden die anstößige märk. Lautform; zur Westprignitz bildet, wie Teuth. 3, 120 festgestellt wird, die Landesgrenze die Sprachscheide. Der Übergangsstreifen mit *dät* erstreckt sich weit nach Süden: der Oberbarnim und ein Teil des Teltow haben noch *dät*[3], Berlin aber spricht

[1] Anhangsweise teile ich eine kurze Reihe südlicher und seemännischer Ausdrücke aus dem Vokabular mit: *dossun* duodena, *jope* dyploys, *kachele* piropus, *kachelaven* piropeus fornax, *sege* caprə, *sepolle* cepa, *seygher* horologium, *seygherklocke*, *sirop efte sirupp; kompas. puder* pulvis, *puderbusse*, *pumpe* hauriolarium, *pumpensot*, *trallye* cancellus. Das ndl. Wortgut dieser Liste entstammt der eingangs bezeichneten Beziehung zum Westen.

[2] Warthe nördlich Templin hat *dat* (Nd. Jb. 33, 29).

[3] Eigene Aufnahme.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0389

Karte 52

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de
/rosdok/ppn860231771/phys_0390

det (phonetisch *dęt*). Am rechten Elbufer gebrauchen die Dörfer gegenüber Schönebeck—Magdeburg *dat* (Nd. Jb. 21,61; 22,2). Unter hd. Einfluß hatte sich in Berlin früher eine Form *des* das gebildet[1], und diese trifft man heute vielfach an der md. Südgrenze der Mark. Zwei Deutungen der Herkunft des *det* stehn sich gegenüber: die grammatisch-sprachgeschichtliche und die dialektgeographische. Die erste gibt als Ursache nebentonige Stellung im Satze[2] oder Umlaut durch ein folgendes *ick*[3] an, die zweite sieht in *det* eine nicht nd., eine aus dem Ndl. stammende Lautform. Die Wortführerin der ersten Forschungsrichtung rühmt es als Vorzug ihrer Erklärung, daß sie *det* in die nd. Entwicklung einfüge (s. unt. Fußn. 2), läßt aber außer acht, daß diese im Nd. außerhalb der Mark kein *det*-Vorkommen erzeugt hat. Weiter fordert sie den Nachweis des *det* oder wenigstens einer Spur davon im Anfang unserer Überlieferung; nach ihr ist vielmehr gewiß, daß *det* erst im Laufe des 15. Jahrhunderts entstanden sei[4]. Scheiden wir als Dialektgeographen, welche die Augen nicht vor dem tatsächlichen Sprachzustande im Nd. der Gegenwart verschließen, den märkischen nd. Kleinraum vom nd. Großraum, so leuchtet ein, daß eine Ursache, die im nd. Großraum unproduktiv ist, nicht im Kleinraum als nd. bezeichnet werden kann. Vielmehr ist ersichtlich, daß die kleinräumige Sprache unter eigenem Gesetz steht und daß die hier vorliegende Erscheinung unabhängig vom großräumigen Nd. gedeutet werden muß. Den letzten Grund lehrt der Augenschein: die Fläche des *det* fällt mit dem Gebiet der ndl. Siedlung, wie sie sich in den Wortflächen, die vorher behandelt und aufgezeigt worden sind, darbietet, zusammen. *det* ist demnach irgendwie mit der Sprache der ndl. Einwanderer des 12. Jahrhunderts verbunden. Den Nachweis des Vorkommens in dieser Periode sieht die Dialektgeographie als erbracht an durch die völlige Deckung der sprachlichen und siedlungsgeschichtlichen Grenzlinien. Sprachgeschichtliche Zeugnisse betrachtet sie lediglich als zusätzliche Beweise[5]. Ist somit der ndl. Ursprung des *det*

---

[1] Über *des* im älteren Neuberlinisch vgl. Ag. Lasch, „Berlinisch" 45; 122; *des* begegnet schon 1537 (S. 227) und hat noch im 18. Jahrhundert vorgeherrscht (S. 284), im 19. Jahrhundert verdrängt das aus der umgebenden Landmundart einwandernde *det* im Verein mit derselben Form, die in den niederen Einwohnerschichten stets bestanden hat, das ältere *des* (S. 285); so sehe ich das sprachgeschichtliche Geschehen an.

[2] Ag. Lasch a. a. O. 45: „Da *det* sich völlig in die nd. Entwicklung einfügt, in die Gruppe der sonstigen nebentonigen Entwicklungen." Ebenso E. Mackel Nd. Jb. 31,95.

[3] M. Siewert Nd. Jb. 33, 9.

[4] A. a. O. 45.

[5] Einen Fall aus dem 14. Jahrhundert bietet Fidicin, Hist.-dipl. Beitr. 1,28: '*det* kramhus' (1397). Aus Riedel führe ich an: 'ok schuldige wy sy, *det* sy slege gemeked hebben' (Treuenbrietzen 1423) I 9, 409; '*det* ik ene nich thu spreken bekomen kunde' (Neuwedel 1432) I 18, 185; '*det* is' (Soldin 1440) I 23,152; '*det* Jahr dorch' (1473) I 10,330; '*det* fuder 1 fl.' (Spandau Ende 15. Jahrh.) I 11,515; ferner 502; 505; 511; 'efft dy schroder *det* nicht hilden' (Spandau 1489) I 11, 522; '*det* kint' (ebda 1493) 528; 'eine Wiske, *det* Rwme genant' (Land Bellin 1521) I 7,102. Im „Register der Einnahmen und Ausgaben der Prozession" in Zerbst 1511—1522, abgedruckt bei Willm Reupke, Das Zerbster Prozessionsspiel 1507, ist *deth* regelmäßig gebraucht. Aus dem ländlichen Platt bezieht Peucker 1651 sein *det:* '*det* Veh *det* springt' (306).

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0391

gesichert, so ist zu fragen, ob Wredes Ansicht[1], daß es durch Mischung des nds. *dat* mit dem ndl. *het* in der Mark entstanden sei, gehalten werden kann. Ndl. *het* oder dessen Vorstufe *hit* ist gewiß ein Bestandteil der märkischen Sprache in der Periode der Besiedlung des Landes gewesen, es wird zudem noch heute im Kernbezirk des Fläming und seines nördlichen Vorlandes angetroffen[2], aber eben dieses unveränderte Vorkommen spricht doch gegen die Annahme, daß es in das nds. *dat* als ein umwandelnder Bestandteil eingegangen sei. Auch will sich die Vorstellung einer Mischform nicht mit der Ausbreitung des *det* über das gesamte märkische Sprachgebiet, soweit es dem Hauptstrom offen lag, vertragen; denn Erzeugnissen eines Mischvorganges pflegt nur ein kleinerer Bezirk vorbehalten zu sein. So drängt sowohl diese Erwägung als auch das Fortleben des ndl. *het* zu der Auffassung, daß das märk. *det* ein ndl. *det* fortsetzt, eine Form, welche zwar die ndl. Literatursprache nicht gebraucht, die jedoch als Teil der ingwäonischen Grundsprache der Gebiete, aus denen die Hauptmasse der Zuwanderer kam, der lebenden Sprache des Volkes eigen war. Heeroma, Hollandse dialektstudies (1935) Karte 22 legt die Grenze des nördlichen *zel* soll gegen das südliche *zal* an den Südrand von Südholland[3]. Im 12. Jahrhundert muß *e* als Aussprache von *a* bis zum Swin gereicht haben. Unser märkischer Fall *det* ist also nicht als Beispiel eines *i*-Umlauts zu werten, sondern stellt einen Beleg ingwäonischer Vokalerhöhung dar. Ein *dät*-Bezirk zwischen Meppen-Haselünne und nahezu Papenburg unterliegt demselben Vorgange auf ingwäonisch-westnds. Grundlage, eine Bestätigung unserer Ansicht[4]. Nun scheint sich aber ein gewichtiges Bedenken gegen sie in dem *dat* des Fläming, also eines der Kernbezirke der ndl. Ansiedlung, und der Niederungen südlich davon zu bieten. Indessen nicht alter Zustand ist hier bewahrt, vielmehr geht *dat* aus dem Einfluß md. Sprachströme hervor, die dieses Gebiet überflutet haben, indem aus dem md. *das* der Vokal *a* in *det* eindrang. Der Laut *-ä-*, in welchem sich das nds. *dat* und das ndl. *det* kreuzen, trifft in seinem Bereich auf eine große Gruppe von Wörtern und Formen mit demselben Laut, die durch drei Ursachen auf heimischer Grundlage bedingt sind. Das *-ä-* ist zunächst der Übergangsvokal zwischen nds. *-a-* und nd.-märk. *-e-* in Fällen, wo das Meckl. den Umlaut entbehrt, während dieser in der Mark auftritt. So erklärt sich die Reihe meckl. *gantn*

---

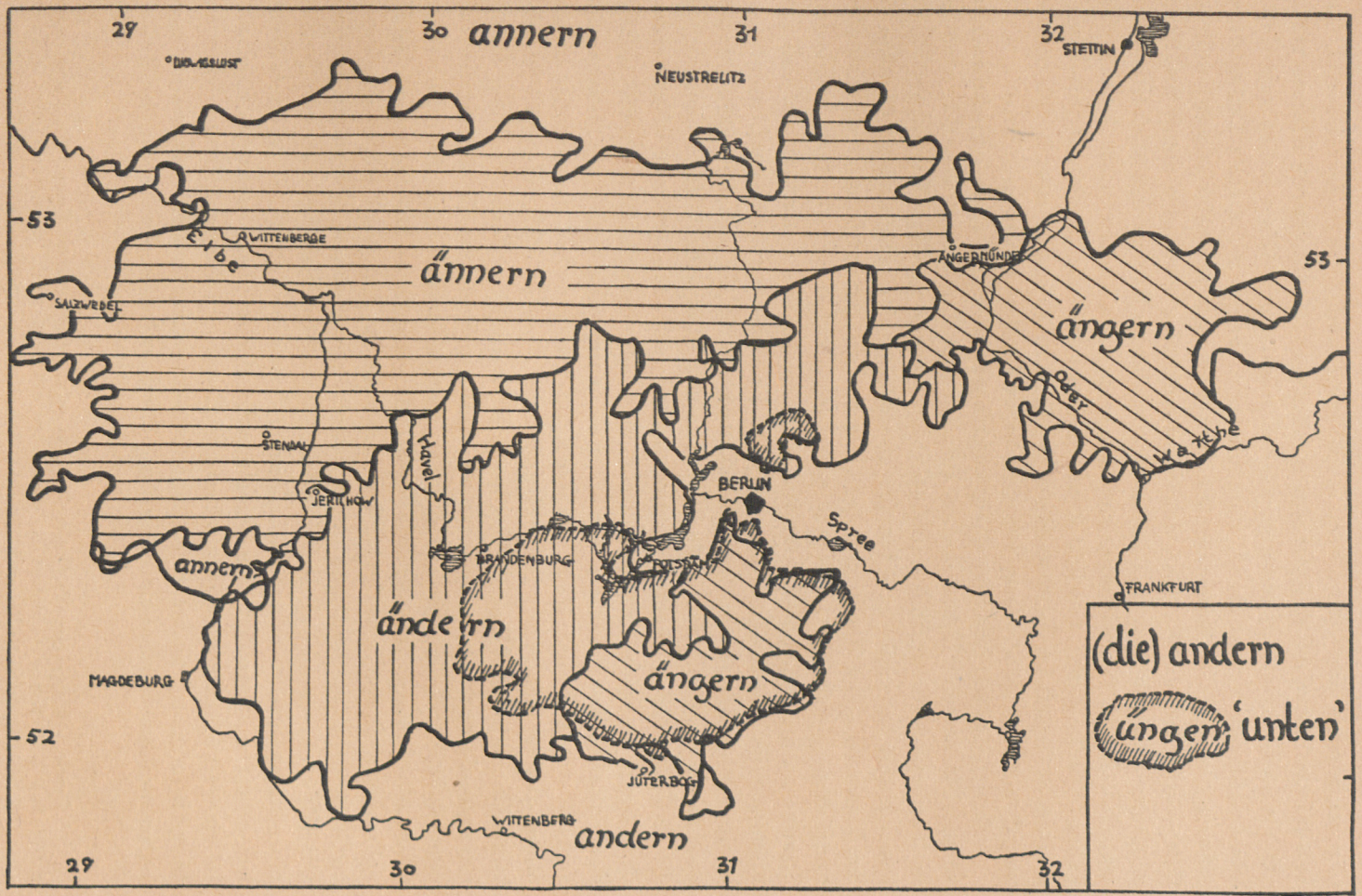
[1] Mir mündlich mitgeteilt und von mir u. a. in Peter Fritz Mengel, Das Oderbruch 1 (1930), 269 erwähnt.

[2] *Het wurde de runde Stulle uppenänger jeklappt* W. v. Schulenburg, Hirtenwesen 47; *in het Wǫater* W. Lademann im Teltower Kreiskalender 1931, S. 96[b].

[3] Aus dem *zel*-Gebiet führt Antonie van de Water, De volkstaal in het oosten van de Bommelerwaard (1904) 7 *det* das, daß an. In den südlichen Niederlanden weist in den Wenkersätzen bei Frings-Vandenheuwel, Die südniederländischen Mundarten 19 nur das limburgische Bree durchgehend *dät* auf, ein Antwerpener Sprecher hat diese Aussprache in einem freien Text (S. 95), sonst begegnet *dęt* infolge einer Art Vokalharmonie noch in dem französischen Eecke (S. 87) in der Verbindung *omdęt męik* damit die Milch.

[4] Ein weiteres Beispiel der Palatalaussprache bietet wahrlich *Krett*.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0392



Karte 53

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0393

Gänserich: *jäntª jäntª* des Übergangsgebietes: märk. *jęntər*, ferner meckl. *hakəls* Häcksel: *häksl häksl: hęksl* u. a. (s. Teuth. 10,7). Eine zweite Ursache wirkt sich als analogischer Umlaut aus, wie im prignitz. *gäst* Gäste neben *gast* Gast, *hän* Hände neben *hant* Hand, während *bəhęn* behende die erste Umlautstufe aufweist, ferner *käm* Kämme neben *kam* Kamm, aber *kęm̄* kämmen (weitere Beispiele im Nd. Jb. 31,96f.). Schließlich erscheint *-ä-* infolge der Einwirkung *a*-haltiger Konsonanten, z. B. in *häm̄* Hemd, *hämp* Hanf, *dräxtix* trächtig, *zäxt* sagt (Nd. Jb. 31,97), wie diese auch das germ. *e* zu *ä* senkt in *zämp* Senf, *färª* Feder (Nd. Jb. 31,99). Das Nds. Mecklenburgs kennt nur die dritte Erscheinung, und sie ist danach im Nordrande der Mark als nds. Zug zu werten. Die zweite mag ihre starke Entwicklung durch die beiden anderen gewonnen haben.

Zu *det* stimmt räumlich und entwicklungsgeschichtlich das märkische ä n n e r ander. Die beiden Flächen decken sich auf den Sprachatlaspausen fast völlig (s. Karte 53). Nur westlich Calbe—Gardelegen und nördlich Wittenberg bleibt *änner* hinter *det* zurück und hat sich im Osten weniger zäh behauptet, indem es den Raum zwischen Berlin und der Oder und die Neumark mit Ausnahme des nördlichen Warthe-Oder-Winkels preisgibt, ohne diesen Verlust durch den Streifen an der pommersch-brandenburgischen Grenze wettzumachen. Daß der Fläming früher auch *ä-* besessen hat, läßt die Pause nur an einem kleinen Vorsprung der Südgrenze erkennen, darf aber aus *dat*, wie es oben gedeutet ist, geschlossen werden. Auch in der Vokalfarbe geht *änner* mit *det* zusammen, da die südliche Mark *ę-* spricht. Ebensowenig wie *det* aus *i*-Umlaut erklärt werden darf, liegt eine solche Ursache bei dem märkischen *änner* vor, vielmehr ist hier die Vokalerhöhung aus der mouillierten Aussprache von Konsonanten, der Gruppe *-nd-*, geflossen. Diese war der ndl. Küstenmundart und darüber hinaus einem großen Gebiet des Binnenlandes eigen, was im Folgenden zur Sprache kommen wird. Der Mundart von heute ist freilich das Ergebnis dieser Mouillierungsanlage, der Laut *ä-* in 'ander', verloren gegangen, da der einzige Fall eines *ä-* in dem *ãndər* von Turnhout bei Frings-Vandenheuvel 36 nicht als ausreichender Beleg gelten kann, doch zeugt die nach Ausweis der Angaben bei H. Jellinghaus, Die ndl. Volksmundarten 87—90 in den fränkischen Mundarten verbreitete Gutturalisierung von der voraufgegangenen mouillierten Aussprache. Die Fälle von *aŋər* hier wie bei Frings-Vandenheuvel sind für uns der Beweis einer Aussprache **an'd'er* im 12. Jahrhundert, die in der Mark zu *änger* (lautlich *ęŋər)*[1] weitergeht. Unter denselben Lautbedingungen steht das nordwestfäl. *änner*-Vorkommen zwischen Ems und Hunte und von Papenburg—Kloppenburg bis nahe an Münster. Eine Stütze der vorgebrachten Erklärung bietet *üngen* unten auf dem nördlichen Vorgelände des Fläming in der Zauche, im Teltow

[1] Peucker, Wohlklingende Pauke 306 läßt seinen barnimschen Bauern die Form *engers* gebrauchen (1651). Andere Belege aus dieser Zeit aus Bernau und Kremmen bietet Ag. Lasch, Gesch. d. Schriftsprache in Berlin 275.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0394

und auf einem Fleck nördlich Berlin; *ŭŋən* geht auf **un'd'en* zurück. Die geringere Ausbreitung erklärt sich aus der dunklen Vokalfarbe.

Wgerm. *ê*

Bis ins Wgerm. zurück reicht der Vokal in Weel (ob. S. 180), das als holl. Lautform an der unteren Weser und in der benachbarten Gegend sowie an der Unterelbe auftritt. Das mittelelbische Gebiet weist neben *Weel* die Formen *Wiel* und *Waal* auf, die sich von der ersten nach den beiden möglichen Richtungen, auf ingwäonischer und auf fränk. Grundlage, entfernen. *Weel* selbst aber ist zum Teil als wgerm. *wêl* in die Altmark gelangt, daher es mehrfach in der Form *vę̄ᵃl* begegnet. Ein zweiter Beleg des wgerm. *ê* liegt in *Kossät* (lautlich *kǫsę̄ᵃt*) und wohl auch in *kisäte* (lautlich *kīzę̄ᵃtə*) und *kisätig* vor.

Umlautlosigkeit

Der Umlaut ist an der Mittelelbe zwar nicht in dem Maße unterblieben wie im Siedlungsgebiet Bremens, immerhin bin ich auf einige Fälle gestoßen, die diese Erscheinung der ndl. Küstenmundart auch in diesem Kernbezirk nachwirkend bezeugen. Es sind dies *męsbǫrjə*, *bōnə būənə* im Kr. Jerichow 1, die Ortsnamen *Au-*, *Kum-* und *Gorlosen* in ihrem zweiten Bestandteil und *duchtig* neben *düchtig* bei Danneil 42*. Weniger sicher ist das weiter verbreitete *dakfǫrštə* mit unterbliebenem Umlaut anzusetzen, und bei *drǫšən* dreschen des Kr. Jerichow 1 (Nd. Jb. 22,8; 25,40) besteht derselbe Zweifel. Gewiß aber geht das havelländisch-zauchische *awer* über, da es vom ostfäl. *ower* durch einen linkselbischen Streifen geschieden ist, auf ndl. *over* zurück.

Senkung

So gewiß Geresse Ress, met und Schledde ihren Stammvokal einem Lautwandel ihrer Heimat verdanken, so schwierig gestaltet sich der Beweis, daß die zahlreichen Fälle der Art Inlett, Lett, Smett, Spett, Spell das ursprüngliche *-i-* durch einen reinen Lautwandel bereits im Ndl. zu *-e-* gesenkt oder wenigstens die zum selben Ziel führende Anlage mitgebracht haben. Met mit ist in dieser Form fertig in die Mark gelangt; das lehren die Karte und der frühe Gebrauch; zwischen 1300 und 1500 herrscht in Berlin *met* vor (Nd. Jb. 29,92); s. Karte 54. Wohl hat sich ihm die gleiche Form des Md. zugesellt, so daß den Südteil der Mark das ndl. und das md. Wort einträchtig eingenommen haben, aber, wie in früher besprochenen Fällen das Vordringen md. Wörter aus der schmalen Ausgangsstellung des Elbknies zwischen Aken und Wittenberg in die Altmark hinein als siedlungs- und verkehrsgeschichtlich unzulässige Annahme erklärt wurde, so trifft dieses Urteil offensichtlich noch entschiedener den Fall *met*, da dem md. *met* der unmittelbare Zugang zum Elbknie durch einen kräftigen nördlichen *mit*-Streifen gesperrt wird, so daß es erst weit südlich zwischen Bitterfeld und Wurzen die Mulde überschreiten kann. Die Linie

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0395

Karte 54

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de
/rosdok/ppn860231771/phys_0396

Leipzig—Wurzen setzt sich nach Osten zu als Südgrenze des md. *met*-Ansatzes fort, und erst die Wendei nötigt sie zum Anstieg nach Norden, aber auch auf dem rechten Oderufer bleibt sie auf der Strecke Neißemündung—Sternberg—Blesen—Schwerin südlich der gewohnten nd.-md. Sprachgrenze. Der betonte Anschluß an die Elblinie im Süden der Altmark und der fast uneingeschränkte Besitz des altmärkischen Gebietes sind die beiden dialektgeographischen Tatsachen, auf die sich die geschichtliche Deutung des märkischen *met* gründen muß. Der ostfälische Sperrbezirk, wenn auch bis Halberstadt zurückweichend, äußert doch in der kräftigen Südspitze seine ungebrochene Kraft. Sie ist stark genug, dem mächtigen thüringisch-hessisch-rheinischen *met*-Raum nur den schmalen Eintrittsstreifen an der Mulde zu gewähren. Ein westfälischer Vorstoß auf nördlicherer Höhe, von Münster aus über Bielefeld und Herford vorgetrieben, erreicht nur eben das Weserknie an der Porta Westfalica. Das Kartenbild sagt somit infolge der eindeutig ablehnenden Haltung Ostfalens die ndl. Herkunft von *met* und einen geringen Anteil der md. Mundarten aus. Das ndl. *met*-Gebiet läßt Heeromas Karte 18[1] die Grenze von Seeland und Holland mit Dordrecht als nördlichstem Punkt erreichen. In den südlichen Niederlanden zeigt meine aus Frings-Vandenheuvels Wenkersätzen angefertigte Pause *mẹt* in Antwerpen, in Brüssel, in beiden Städten wohl als Form des Beschaafd (der ndl. Schriftsprache), südlich Löwen, im Südosten Ostflanderns und in Westflandern als geschlossenes Gebiet, wobei die Konkurrenz der unbetonten Stellung im Satze und des Adverbs *me* das Bild verwischt. Alle übrigen Fälle bieten ein phonetisches *met* mit geschlossenem Vokal, das sich dadurch als Senkungsform aus *mit* erweist. Dieses *met* als Vorstufe des uns allein beschäftigenden *mẹt* beherrscht auch weite westdeutsche Flächen der Sprachatlaskarte 'mit', ein Umstand, der auf der Laienschreibung der Aufnahme beruht und die endgültige Festlegung des reinen *mẹt*-Vorkommens verwehrt. Wie *mit/met* ist der Gegensatz *smid/smed* Schmied, *lid/led* Glied, *lid/led* Hülle, Deckel nord-/südnds. und nord-/südndl.; West- und Ostfalen sowie der westliche Teil des ndl. Südens senken. Südliches *Inlett* n. der innere Sack des Federbettes entspricht nördlichem *Inlid:* Brem. Wb. *Inlid*, Mi, Dähnert *Inlidd*, mnd. *inlit*, Pl. *inlede*. Die Mark hat *Inlett*. Diese Form verknüpfen das D. Wb. 4, 2, 2122 und Kretschmer, Wortgeographie der nhd. Umgangssprache 240 unrichtig mit Schambachs *inlât*. Kilian, an der Grenze von Nord und Süd, gibt die südliche und die nördliche Form: *smed smid, led lid*. Nach Cornelissen-Vervliet hat die Provinz Antwerpen *-i-*, der Süden der Kempen *-e-;* in Westflandern herrscht *-e-*, Südostflandern hat *-i-*, nach Brabant hinein begegnet wieder *-e-*, im ganzen dieselbe Verbreitung des *-e-* wie bei *met*. Der niederrheinische Teuthonista verzeichnet *lit*, neben dem herrschenden *smit* auch *smed*. In Übereinstimmung mit der ndl. Forschung seh ich als Grund für die Senkung des *-i-* > *-e-* den mittelalterlichen Lautvorgang an, welcher *-i-*

[1] Hollandse dialektstudies.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0397

senkt, wenn in der Folgesilbe kein *i* auftritt (Joz. Jacobs, Vergelijkende klanken vormleer der middelvlaamsche dialecten 84), vgl. *wet* < *witod* Geseţ, westfläm. *wet* weiß (s. Karte 55). Anders sind dieselben Formen des Südnds. zu erklären. Neben diesen kommt der Typ westfälisch *liət*, ostfälisch *lēt lēət* vor. Das Verständnis der südnds. Doppelheit gewinnt man, wenn man das Südnds. als Bindeglied zwischen Nordnds. und Md. ansieht. Dem md. *šmīd* steht das südnds. *smiət* gleich, da beide den Vokal der zweisilbigen Paradigmenformen in die einsilbige übertragen, hingegen bewahrt südnds. *smet* neben diesem Prinzip die Kürze des nordnds. *smit*. Zur Veranschaulichung folgen die einzelnen Fälle zusammen mit den limburgischen, die sich anschließen: limburg. *lēt*, *smēt*, *spēl* Spiel, *sxēp* Schiff, Woeste *liəd*, *smiəd*, Holthausen *liət*, *smiət*, *spiəl*, *sχiəp*, Block (Eilsdorf) *lēət*, *spēəl*, daneben osnabrückisch, ravensbergisch, Bierwirth (Meinersen), Dahlberg (Dorste) *lęt*, *smęt*, Block *smęt*. Die Herkunft des -ę- aus dem gedehnten Vokal der zweisilbigen Formen geht nicht nur aus dem Diphthong in *sχiəp*, der dem des Pl. *sχiəpə* entspricht und dem sich ein ähnlicher im soestischen *vęax* Weg, *trǫax* Trog, *stǫaf* Staub, *lǫak* Loch zur Seite stellt, sondern namentlich aus den ravensbergischen Beispielen *låk* Loch, *ståf* Staub, *gåt* Gott, *slåt* Schloß, deren Vokal die bloße Senkung wie *smęt*, *lęt* durchmacht, hervor. Der Zusammenfall der Form *smiət* mit den zweisilbigen neutralen *ja*- und den maskulinen *i*-Stämmen (mnd., mndl. *seve* n. Sieb, nndl. *zeef*, Holthausen *siəf*, Heibey (Börssum) *zīəf;* mnd., mndl. *grepe* m. Griff, nndl. *greep*, Holthausen *xriəp*, Dahlberg *stīək* Stich) bestätigt die Deutung. Anderseits richten sich diese wieder nach *smiət*, indem sie das End-*e* abwerfen. Die zweisilbigen Substantive stehn im übrigen den nordnds. Formen *zēf zēv* und *grēp* gleich. Kilian schreibt noch *seve*. Nun aber bietet dieser als Nebenform dazu ein *sef*, eine Form, die uns angeht, weil eben sie als *Seff* allein in der märk.-ndl. Sprachsphäre herrscht. An der Elblinie ist für *Säw*/*Seff* der gleich starke Einschnitt, den der Zusammenstoß von westlichem *mit* und märk-ndl. *met* erzeugt, so daß *Seff* als ein Merkzeichen der märk. Sprachart gelten darf. Dem Typ *Seff* Kilians und der Mark antwortet das übrige Nds. einzig mit einer auf *seve* beruhenden Form. Zu ihrer Deutung zieh ich Kilians Reihe *spit*, *spet*, *spete* veru, verutum heran. *spete* entspricht nndl. *speet* f., nhd. *Spieße*, *spit* ist das mndl. neutr. mask. *spit*, ahd., mhd. *spiz* m., und *spet* stimmt zu *smed*. Danach steht *sef* dem *spet* gleich und seţt ein *sif* voraus. Dieses hat der Teuthonista als *siff*, es begegnet im luxemb. *siff* und ist der nd. Vertreter des ahd., mhd. *sip*, nhd. *Sieb*. *Spett* n. ist ebenso kennzeichnend für das Märk. wie *Seff*. Für beide Formen gibt es nur im Westen des ndl. Südens etwas Vergleichbares, wozu der Stammvokal *e* gehört. Diesen und seine Ursache, die Senkung, finden wir im märk. *Seff*, *Spett* wieder.

Durch die ndl. Senkung erklärt sich auch der Vokalstand des märk. Jonge (lautlich *jǫŋə*) *Junge*, das im Barnim und der Neumark begegnet. Zur Diminutivkarte 14 'jongetje' von Willem Pée, Dialectgeographie der Nederlandsche diminutiva (1936) hab ich aus seinem Aufnahmestoff ein Gegenstück gezeich-

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0398

Karte 55

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0399

net, welches den Stammvokal bietet, und kann daraus folgende Angaben machen: *jǫŋə* sprechen die nördlichen Niederlande ohne Limburg, die Betuwe und den Ostteil von Nordbrabant, einen Streifen Nord- und Südhollands und die küstennahen Orte Seelands. In die südlichen Niederlande setzt sich der seeländische Senkungsstreifen bis zur romanischen Sprachgrenze, in Inseln aufgelöst, innerhalb Ostflanderns fort. Die Verbindung der *ǫ*-Inseln stellt ein halb offener *o*-Laut her, der auch im Westen der Provinz Antwerpen gesprochen wird, während in Brabant-Limburg und in Westflandern das offene *u* herrscht. Die Folgerung für die Heimat des offenen Lautes in der Mark ergibt sich aus diesem Befund.

Das offene *o* in Kolter geht über das Ndl. auf das Romanische, welches den Vokal des lat. *culter* gesenkt hat, zurück. Unmittelbare Fortsetzung des lat. Wortes bedingt im Rheinland geschlossenes *o* und offenes *u*, während das Kleverland in Übereinstimmung mit dem ältesten Vokalstand des Ndl. *ǫ* aufweist. Das südwestfälische *Kolter* stimmt wie das Märk. zum Ndl. Einige neumärkische *u*-Fälle an der pommerschen Grenze sind der ostpommerschen Hebung vor *lt* verfallen.

Hebung

Umlaut-*e* ist zu *i* in Hinne und hitzen gehoben. Der Lautvorgang hat weder in der Mark noch in Obersachsen seinen Ursprung, sondern entstammt den Niederlanden, wie ob. S. 351 und 83 dargelegt ist.

Den bisher gemachten Erklärungsversuchen des *ie*-Lautes in dem märk. hieten heißen und dem hd. Partizipium *gehießen* ist die dialektgeographische Tatsache entgegenzuhalten, daß die Form *hieten* an die *līəf*-Mundart gebunden ist, während *heeten* dem *lēf*-Gebiet angehört[1]. Daraus aber lediglich auf einen innernd. Gegensatz zu schließen, verbieten die Präsensformen *du hittst, he hitt* in beiden Gebieten. Deren Vorkommen, soweit die ndl. Siedlung gegangen ist[2], begreift sich nur als eingeführte Erscheinung, die Spaltung in die *ie*- und *ē*-Formen des übrigen Paradigmas aber aus der Scheidung, der *Fliese* und *Miere* anheimgefallen sind, der Scheidung in die Wortgestalt mit *ie* innerhalb der *līəf*- und in die zweite mit *ē* im Bereich der *lēf*-Mundart. Mit anderen Worten: der dialektgeographische Befund führt auf ein ndl. *hieten, hitst, hit*. Die Gewißheit, mit der diese Aussage gemacht wird, ist an dem Fall *det* erstmalig gewonnen worden und am Aufbau der ndl. Wortflächen vielfach gestützt; ihr wird die siedlungssprachliche Deutung der *līəf*/*lēf*-Linie selbst die objektive Sicherheit verleihen. Gegenüber dem dialektgeographischen Bestand versagt die junggrammatische Auslegung, sie kann sich für die Ausbreitung des nach ihrer Annahme vom Präteritum ausgegangenen Paradigmas über die ndl. Siedlungs- und Sprach

[1] Vgl. die *hētn*/*hiətn*-Linie VIIIh bei Bathe, Herkunft und S. 34, ferner *hiətn, hit* Nd. Jb. 22, 24; 28, 83; 32, 21.

[2] Der *leif*-Bezirk der Westprignitz besitzt ein reines *ei*-Paradigma.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0400

fläche auf nichts als den Zufall berufen. Das ndl. *hieten* ist nun zwar nach der üblichen Auffassung auf das Fries.-Holl. und auf das Ripuar.-Ndfrk. des Rheinlandes beschränkt, jedoch sind genügend Beispiele aus dem Brabantischen bekannt, und diese rühren aus so früher Zeit her, daß einerseits dem Brabantischen eine eigene Anlage zum Lautwandel des *ee* zu *ie* während des Auszuges nach dem Osten zugeschrieben und anderseits diese für so kräftig gelten muß, daß sich aus ihr das märk. *hieten* herleiten läßt. Dies *hieten* ist Überbleibsel aus einer größeren Anzahl ebenso behandelter Wörter mit wgerm. *ai*. Die Liste bei A. van Loey, Bijdrage tot de kennis van het Zuidwestbrabantsch in de XIIIe en XIVe eeuw (1937) 95ff. enthält *bieder* beider, *clieder* Kleider, *clien* klein, *ghemien* gemein, *ghien* kein, *giest* Geist, *hiere* Herr, *ierst* erste, *lien* Lehen, *mier* mehr, *miester* Meister, *scrief* schrieb, *stien* Stein, *tuie* zwei, *vliesch* Fleisch u. a. Der früheste Fall stammt von 1219; *hieten* selbst erscheint in einer Brüsseler Urkunde von 1275 bei Stallaert 1,574*. Das heutige *ie*-Gebiet Nordhollands und südholl. Reste zeigt die Karte 24b[1] bei Heeroma, Hollandse dialektstudies, für das gesamte ndl. Gebiet geben die Angaben von H. Jellinghaus, Die ndl. Volksmundarten 22ff. einen Anhalt. Nach Frings-Vandenheuvel gezeichnete Pausen haben in 'Kleider' ein *īə*-, *ī*-Gebiet vom limburgischen Hasselt bis zur Leye und *īə* in 'Schnee' von der Reichsgrenze bis zu demselben Fluß, mit Ausnahme eines kleinen *snōu*-, *snǫu*-, *snāu*-Bezirks zwischen Hasselt, Tongern, St. Truiden. *klīərən* ist brabantisch-ostflämisch und hat ins Limburgische und in den westflämischen Schelde-Leye-Winkel übergegriffen (s. Karte 55), *snīə* steht im Zusammenhang mit dem östlichen, rheinischen Hebungsgebiet, bei 'Kleider' ist dieser unterbrochen, Westflandern aber bleibt außerhalb des Lautwandels. Diesem Bilde von heute entspricht die sprachgeschichtliche Überlieferung, darum veranschaulicht dieses Bild, die neu einbezogene limburgische Zone etwa abgerechnet, ein vom 12. Jahrhundert an der Hebung ausgesetztes Gebiet. Diese Zeitangabe darf aus dem Auftreten des ndl. *hieten* in der Mark entnommen werden. A. van Loey zweifelt S. 101, ob *ie* di- oder monophthongisch war, hält aber den Zwielaut für wahrscheinlich. Die märkische Aussprache sichert den Diphthong. Über den heutigen Lautstand von *heeten* im Südndl. stehn mir bedauerlicherweise nur unzulängliche Angaben zur Verfügung: *heeten, hit* gilt im Haspengau und in Tongern. Antwerpen und Süd-Ostflandern haben *heeten, heet; hieten* ist nicht gemeldet. Wie dem auch sei, im Beginn der Überlieferung ist *hieten* sicher bezeugt. Das tongernsche *hi.t* (d. i. *hi̯.t*) will L. Grootaers in Leuv. bijdr. 8,321 aus der mouillierten Aussprache des *t* erklären, eine unwahrscheinliche Annahme, da sie das Unterbleiben der Hebung im Infinitiv *hei.tə* unberücksichtigt läßt. Alte Belege im märkischen Schrifttum liegen vor: das Partiz. *gehieten* findet Wilh. Kahle, Die mnd. Urkunden- und Kanzleisprache Anhalts im 14. Jahrhundert (Diss. Leipzig 1908) in Privaturkunden: „elbostfälische", alt-

[1] Nach einer Vorlage Kloekes entworfen.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0401

märk. und märk. Fälle trägt Pekka Katara, Die ursprünglich reduplizierenden Verba im Nd. (S.-A. aus „Mémoires de la Société Néophilologique de Helsinki XII") 244 zusammen. Ein Gedicht von 1693 aus dem Südwesten Ostpommerns (Nd. Jb. 19,129) bietet *hith* heißt.

Einwirkung des *r*

Dem neumärk. Deern (lautlich *dę̄rn*) n. Dirne, Mädchen liegt wahrscheinlich mndl. *deerne* zu Grunde, falls es nicht aus gekürztem **derne* neu gelängten Vokal besitzt. Trifft die Annahme zu, so gehört das neumärk. Wort in das mndl. Gebiet, in welchem *deerne* und *veertien* vierzehn gegenüber sonstigem *dierne* und *viertien* gelten. Holland und Seeland haben nach der Karte 11 bei Heeroma, Hollandse dialektstudies *viertien*. Die Form des Wortes Dirne geht in dem übrigen Teil der Mark regelrecht auf **dierne* zurück.

Daß ndl. Lauteigentümlichkeiten die Entwicklung der Vokale vor *r* bestimmen, beweist der durchweg offene Lautstand der Vokale vor *r*, z. B. in 'Ehre', 'Ohr', die zum Unterschied vom Mecklenburgischen, welches zu *īr*, *ūr* gelangt ist, *ę̄rə* und *ǭr* lauten, vgl. ferner *ję̄ᵃrnə* gern, *pǭᵃrtə* Pforte. Eine auffällig weit gehende Senkung vor *r* zeigt sich im nördlichen Kerngebiet der ndl. Siedlung an der Mittelelbe, wo Bathe *pa̋rə* Pferde belegt und zutreffend mit dem ndl. *aerde* Erde, *paerde* Pferde in Zusammenhang bringt[1]. Als Gebiet dieser starken Senkung bezeichnet Bathe, Herkunft 39 die alten Ländchen Jerichow und Schollene, sieht in ihm aber nur einen Reliktbezirk, da *pa̋rə* auch im Niederbarnim auftrete. Ich kann ergänzend hinzufügen: im gesamten Barnim und im Teltow. Das Bathesche Reliktgebiet bezeugt seinen Rang als Mittel- und Ausgangspunkt der Erscheinung durch Senkungsfälle, welche dem weiteren Gebiet mangeln. Hier herrscht *da̋rə* Tür, *jār* Jahr, *dār* Tor[2], wo der Barnim und Teltow *dǫ̋rə*, *jǭr*, *dǭr* aufweisen. In den angeführten Fällen und den dadurch vertretenen Lautgruppen wirkt eine Lautanlage aus dem Mndl. nach.

Diphthongierung

Die Sprachatlaskarten 'heiß' und 'rein' veranschaulichen auf nd. Boden die monophthongische und die diphthongische Entwicklungsstufe des wgerm. *ai*. Während das as. *hêt* seinen Vokal, ausgenommen in Teilen des Westfäl., im Ostfäl. und im Meckl.-Pomm., wo spätere Diphthongierung erfolgt ist, bewahrt, weist das as. *hrêni* überall einen Diphthong *(ei, ai, äi)* auf, damit den schon im Mnd. erreichten Lautstand fortsetzend. Seit Holthausen[3] und van Helten[4] ist als

---

[1] In Proceedings of the Third International Congress of the Phonetic Sciences Gent 1938 S. 435.

[2] Dadurch erklärt sich der Ufername der Havel bei Havelberg *up 'm Are* (lautlich *ārə*) als *up dem orde* Spitze.

[3] Die Soester Mundart (1886) 20.

[4] Middelnederlandsche spraakkunst (1887) 93 Anm.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0402

die Ursache des Diphthongs der *i*-Umlaut erkannt. Wie Sarauw[1] bemerkt, war der Umlaut im Mnd. wenig produktiv, doch ist seine Liste der mnd. Wörter, die regelmäßig *ei* aufweisen[2], recht ansehnlich. Indessen verhalten sich die Landschaften in bezug auf die Zahl der umgelauteten Wörter verschieden; überall haben *ei* vornehmlich etwa die Wörter *beide, Reise, Heide* f., *reine* und die Formen *geist geit* gehst geht, *steist steit* stehst steht. Einen Unterschied *Deel* Teil: *deilen* teilen, erklärlich aus as. *dêl* und *dêlian*, wie ihn die Soester Mundart als ein wortbildendes Mittel durchführt, kennen nur wenige andere Mundarten. Zu diesen zählt vor allem nicht das Ostfäl., was aus den Listen bei Löfstedt, Ostfäl. Stud. 1 (1933), 35 f. und bei Dahlberg, Die Mundart von Dorste 1 (1934), 111, wo 'bleichen' u. a. Beispiele denselben Laut wie 'bleich' aufweisen, hervorgeht, wohl aber das Nordbrandenburgische in dem Streifen zwischen der *heit/heet-* und der *reine/reene*-Linie. Im mecklenburg-schwerinschen und brandenb. Gegensatz ist der Unterschied durch die junge, vom 17. Jahrhundert an faßbare Diphthongierung aller *ê* aus wgerm. *ai*, außer in *Kleed* Kleid, *leed'* leid[3], verdeckt, so daß sich ein etwa früheres Auseinandergehen der Lautverhältnisse in 'teilen' und ähnlichen Fällen nicht feststellen läßt. Die Überlieferung spricht für *deelen*, und diese Form bestätigt die Mundart des Landes Stargard, in welchem die Jahrhunderte lange gemeinsame Sprachgeschichte den schwerinschen Vokalstand durchsetzte, ohne jedoch bis zur neuerlichen Landestrennung von 1701 die allgemeine Diphthongierung einführen zu können. So bezeugt das Paar stargardisch *deelen:* brandenb. *deilen* den gesamtmeckl.-märk. Gegensatz. Wie *Deel: deilen* sind im Nordmärk. u. a. behandelt *week: inweiken, heel: heilen, bleek: bleiken*, auch *meinen* tritt dazu. Darüber hinaus besitzt eine Wortgruppe den Umlaut, der er im Nd. wohl überall fehlt; es sind *Eike* Eiche, *eigen* eigen, *Speike* Speiche, *Teiken* Zeichen, *Weide* Viehweide, *heisch* heiser u. a.[4] Ihr ist der Umlaut nur im Ndl. eigen: auf der mittelalterlichen Lautkarte 7 von Heeroma, Hollandse dialektstudies ist Utrecht und Brabant das Gebiet von *deilen*, während in Holland *deelen* herrscht. Die moderne Karte 31 zeigt *bleiken* in demselben, aber um Seeland vergrößerten Raum. Nach S. 116 verläuft dessen Ostgrenze von Elburg an der Zuidersee über Wijhe und Zutfen, auf dieser Strecke längs der Ijsel, nach Gendringen zur Reichsgrenze; östlich dieser Grenze wird der Monophthong gesprochen: *bleeken* oder *blieken*, doch hat Groningen *blaiken*. Nach Westen erstreckt sich der diphthongische Bezirk bis an eine zuerst nordsüdlich von Eemnes-Binnen an der Zuidersee nach Wijk bei Duurstede streichende, dann an diesem Punkte rechtwinklig nach Westen drehende und über Gouda—Rotterdam—Brielle auslaufende Linie. Ebenso verhält sich 'Eiche, Eichbaum': *eikenboom* innerhalb, *eekenboom iekenboom* außerhalb der um-

[1] Niederdeutsche Forschungen I (1921), 155.
[2] Ebda 158—162.
[3] Teuthonista 10, 18.
[4] Nach der Aufzählung Mackels aus seiner westprignitzischen Mundart im Nd. Jb. 31, 110.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0403

schriebenen Fläche. An dieses nordndl. Kartenbild schließt sich das südndl., aus dem Satz 120 von Blancquaerts Dialektatlanten gewonnene an, wobei die kurze Scheldestrecke Lillo—Schelle noch aussteht: seeländisches *ę.ik* und brabantisches *a.ək ä.ək* stehn gegen flämisches *i.ək i.k;* Ostflandern besetzt einen schmalen Streifen längs seiner Ostgrenze. Als Vertreter der umlautlosen Gruppe ist in demselben Satze das Wort 'Eichel' genannt. Dessen Pause läßt sich mit der Wort- und Lautkarte 2,7 des Leidse taalatlas zusammenstellen. Hier erscheinen die südlichen Niederlande einhellig monophthongisch außer Limburg, das *ei-* aufweist. Westflandern spricht *e.-*, Ostflandern und Brabant *i.ə-*, Seeland und Utrecht haben *ei-*, einen Laut, der nach den Lautangaben bei Blancquaert von *ę.i-* bis zu *a.i-* liegt. Wenn Seelmann im Nd. Jb. 51,88 aus einem Vergleich der Umlautverhältnisse des wgerm. *ai* und anderer lautlicher Erscheinungen im Havellande und in den Niederlanden die Ansicht gewinnt, die Mundart von Soest unweit von Utrecht am Rande der Zuidersee stimme am besten zur havelländischen, und daher die Heimat der ndl. Besiedler des Havellandes im Rijnlande (S. 87) gefunden zu haben meint, so läßt er außer acht, daß es mit dem Umlaut in Nord- und Südbrabant nicht anders steht. Mag zwar die Seelmannsche Heimatbestimmung auf Grund anderer Tatsachen zutreffen, so darf sie sich doch nicht, wie es durch Seelmann geschieht, hierfür vornehmlich auf den Umlaut des wgerm. *ai* stützen. Mangels einer Sonderkarte für 'Eiche' oder 'teilen' müssen wir auf die Sprachatlaskarte 'rein' für die märkische Südgrenze zurückgreifen, brauchen aber hiermit nicht zu fürchten, einen Fehlgriff zu machen, da Bathes Pause VIIIr[1] nach S. 24 nicht nur *räįnə/rēnə*, sondern auch *arwäįt/arwēt* Arbeit, *bläįkən blaekən/blēkən* bleichen, *häē haedə/hēdə* Heide, *-häįt/-hēt* -heit, *kläįn/klēn* klein scheidet. In dem Gürtel, der *heet* und *rein* vereinigt, lebt also eine ndl. Spracheigentümlichkeit fort. Der Einschluß der Altmark in die *heet*-Zone gegenüber dem ostfälischen *heit*, der Verlauf der *heet/heit*-Linie auf der wichtigsten Nordgrenze des ndl. Lehnwortvorkommens bringen die wort- und lautgeographischen Ergebnisse in besten Einklang. Neu gewonnen ist die Südgrenze des aus Lauterscheinungen bisher erschlossenen ndl. Sprachgebietes. Sie ist nicht die absolute Südgrenze, da ndl. Laute auch südlich von ihr vorkommen und ndl. Wörter meist weit über sie hinausgehn, aber sie gibt eine Stufe her, und es ist später zu fragen, welche geschichtliche Rolle ihr beizumessen ist. Auf der Zonenkarte (Karte 65) nimmt das beschriebene Gebiet die Zone II und Ib ein.

Der südostdeutschen Diphthongierung der hohen Vokale *î û û̂* hat sich das Nd. erwehrt[2]; die Mark schließt sich dem nd. Block an, nur der kleine südneumärkische Streifen ist dem Lautwandel, den das Ostmd. herantrug, erlegen. In

[1] Herkunft der Siedler.

[2] Eine geschichtlich-dialektgeographische Darstellung des Lautvorganges hat K. Wagner, Deutsche Sprachlandschaften (1927) 36—38 gegeben. Im Hd. bleiben außer dem Alemannischen ohne das Schwäbische das Thüringische und Ripuarische von dem Wandel frei.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0404

den Niederlanden ist etwa zur selben Zeit wie im österreichischen Gebiet, um 1200, ein eigener Diphthongierungsherd um Löwen in Südbrabant entstanden, der, nach Norden ausstrahlend, Nordbrabant einbezieht und zu Anfang des 17. Jahrhunderts Amsterdam erreicht, von wo die zweite, durch die südndl. Auswanderer nach dem Fall Antwerpens im Jahre 1585 genährte Diphthongierungswelle damals einsetzte. Sie hat den Hauptteil des ndl. Sprachgebiets erobert und der Schriftsprache die Diphthonge vermittelt[1]. Die Widerstandskraft gegen den Zerfall in zwei Laute ist indessen dem Nd. dann nicht eigen, wenn die hohen Vokale im Hiat oder am Wortende (in Pausa) stehn. Darin unterwirft es sich einer allgemeinen, vielfach beobachteten Regel. In dieser Stellung weisen große Teile des Nd. ebenfalls Diphthonge auf oder zeigen daraus gebildete Formen. An den Karten 'schreien', 'schneien', 'neue', 'bauen' und 'Frau' des Sprachatlas erkennt man, daß das Nordnds., das Ostfälische mit Ausnahme des „Elbostfälischen" und das Brandenburgische bis zur Oder die Diphthongierung angenommen haben. Vom Ostfälischen und Md. aus ist die Mark, so scheint es, dem Lautwandel anheimgefallen. Die nördliche Neumark blieb im Bann des beharrenden pommerschen Landes.

In Pausastellung hat sich der Diphthong allein in der Südzone durchgesetzt, der größere Nordteil weist nur Inseln nördlich und nordwestlich Berlin sowie in der Altmark auf. Daß der Lautvorgang auf der Hiatdiphthongierung beruht, erhellt aus dem schmalen westprignitzischen Grenzstreifen *jau* zwischen dem meckl. *jūch* und dem nordmärk. *jū* euch, der ohne das nordmärkische *bauen* bauen unerklärlich wäre. Die Inseln bei Berlin sind von der städtischen Sprache beeinflußt wie auch der Streifen im südlichen Oder-Warthe-Winkel von Frankfurt her und der Bezirk um Landsberg an der Warthe von dieser Stadt; außerdem aber wirkt im ganzen hier die md. Diphthongierung. Daß der Lautwandel recht jung ist, lehrt das Bärwalder Ländchen im südlichen Vorland des Niederen Fläming im Süden von Dahme. Ausgesprochen md. Formen von 'euch' auf der Grundlage von *ûch* erscheinen hier mit Diphthong als *auch*, *auf*, aber der Nominativ 'ihr' hat den Monophthong der nd. Form als *ji* bewahrt. Die Abgeschlossenheit dieser Gegend erhält ältestes Lautgut aus beiden Sprachen, die sich hier überdeckt haben. Zu erinnern ist in diesem Zusammenhang an das bärwaldische *dat* das, welches wir als ein Ergebnis aus ndl. *det* und md. *das* erklärt haben. Das altmärkische *dei* dir, dich lagert auf dem ostfälischen *neie* 'neue'-Streifen, der zur Mark hin führt, und findet anscheinend darin seine Deutung; *ju* ist an dieser Stelle widerstandsfähig geblieben. Aus den ostfälischen Formen *dick* und *jück* braucht gewiß nicht der Zwang entnommen zu werden, für den altmärk.

---

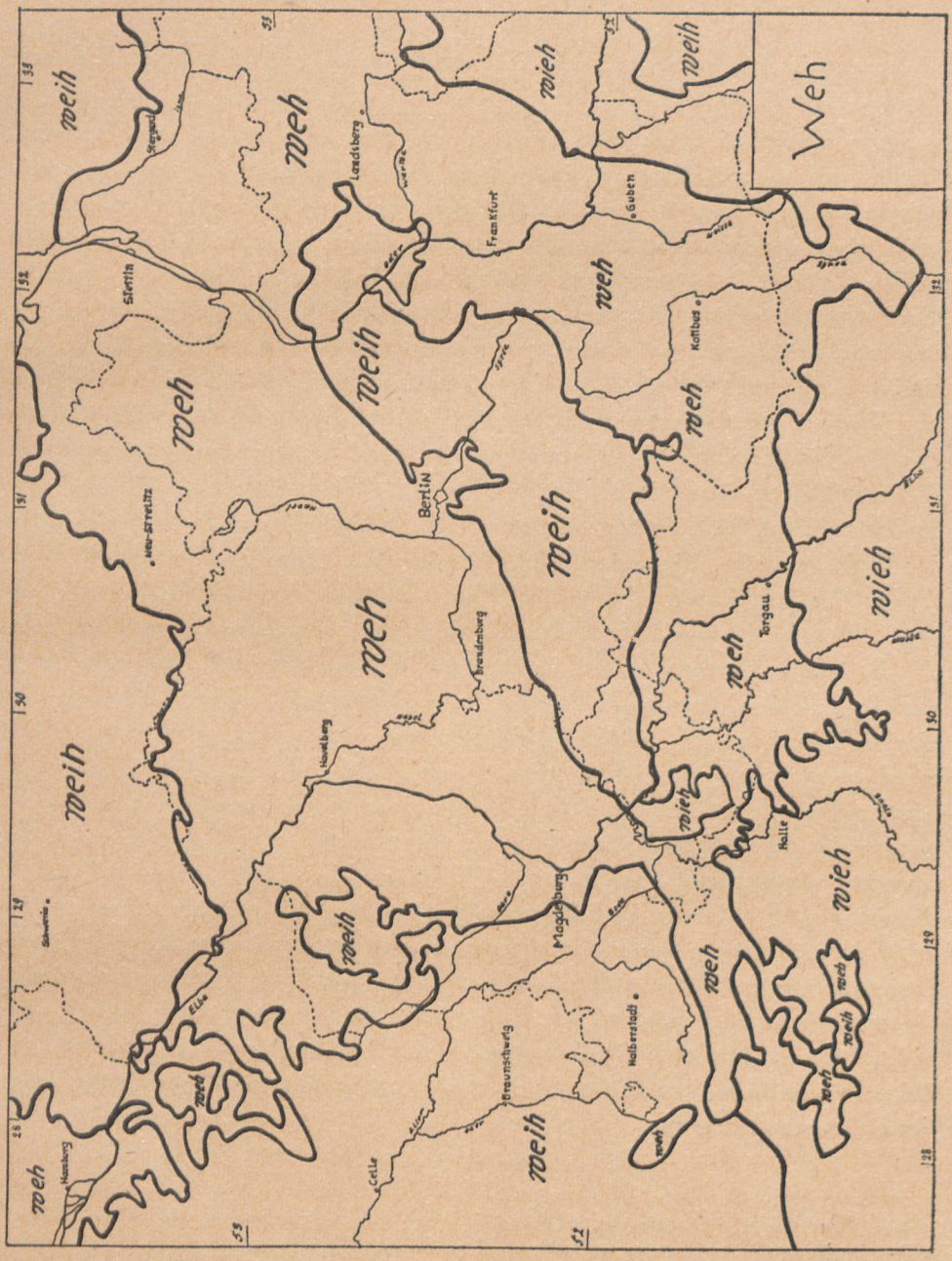
[1] Diese zweite Sprachbewegung nennt G. G. Kloeke „hollandsche expansie"; er beschreibt sie in seinem gleichbetitelten Buch (1927). Den vermutlichen Stand der Diphthongierung um 1600 zeigt die Skizze Heeromas in der Zs. f. Mdaforsch. 15,83: Brabant, Utrecht und Amsterdam sind von ihr erfaßt.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0405

Diphthong eine Sonderursache anzusetzen. Mit dem *dei* steht es nicht anders als mit dem westprignitzischen *jau*.

Indessen erweckt die Betrachtung der *weih* 'weh'- und *Schnei* 'Schnee'-Bezirke gegen die ausschließliche Gültigkeit der bereits unter Vorbehalt vorgetragenen Ansicht einiges Bedenken. Da aus der völligen räumlichen Übereinstimmung der südlichen Diphthongierungszone des auslautenden $\hat{e}^2$ (gleich wgerm. *ai*) mit der Fläche von *jei*, *jau* der ursächliche Zusammenhang mit dem zu *jei*, *jau* führenden Vorgang folgt, muß auch von *weih* zu *jei* eine Folgerung gestattet sein. Diese wäre nur dann ausgeschlossen, wenn *weih* eine bloße Fortsetzung des mit *ji* zu *jei* angefangenen Vokalzerfalls wäre, ohne daß in ihm die Bedingungen, welche den Wandel einleiteten, nachwirkten. Mit anderen Worten: hätte sich nach dem Abschluß der Diphthongierung des $\hat{i}$ $\hat{u}$ $\hat{\mathring{u}}$ in dem davon betroffenen Gebiet das $\hat{e}$ diesem Lautvorgange angeschlossen, nicht aber die Wirkung der ursprünglichen Kräfte mehr erfahren, dann brauchte keine weitere Überlegung angestellt zu werden. Dann hätte man das südmärk. *weih* weh aus dem Einfluß der großen ostfälischen und ostmd. Diphthonglandschaften herzuleiten. Nun hat aber nur die erste das auslautende $\hat{e}$ diphthongiert, Ostmitteldeutschland aber ist beim Monophthong, der im angrenzenden Streifen als $\hat{e}$ verharrt, im eigentlichen md. Raum zu $\hat{i}$ erhöht wird, verblieben. Da somit wohl das altmärk. *weih* aus dem Ostfäl. herrühren kann, für das südmärk. Vorkommen die dialektgeographische Lage die Annahme eines Zusammenhangs mit Ostfalen jedoch verbietet, die ostmd. Landschaft aber als Ursprungsgebiet des Pausadiphthongs ausscheidet, so ist die bemerkenswerte Tatsache zu verbuchen, daß die märk. Südzone, die stärkstem md. Einfluß offen steht, sich gegen diesen im Falle *weih* erfolgreich sperrt (s. Karte 56). Die Kraft zu solchem Widerstand soll sie aus dem bloßen Vorbild des *jei*, das wir bisher selbst der ostmd. Anregung zuschrieben, beziehen? Das leuchtet nicht ein. Sie wäre zu schwach. Nur eine durchgehende Diphthongierungsanlage konnte ein solches Ergebnis zeitigen, und diese kann nur aus dem Ndl. stammen. Obwohl $\hat{e}^2$ selbst im Ndl. monophthongisch bleibt, erleidet es in der südlichen Mark bei unmittelbarem Anschluß an $\hat{i}$ $\hat{u}$ $\hat{\mathring{u}}$ im Hiat Diphthongierung. Damit aber ist endlich für die märkischen Diphthonge aus diesen Vokalen der ndl. Anteil gesichert. War die brabantische allgemeine Diphthongierung von $\hat{i}$ $\hat{u}$ um 1200 im Gange, so steht nichts im Wege, die besondere der Hiatstellung in das Jahrhundert vorher zu legen. Nur diese Frühstufe ist in die Mark übertragen worden, von dem vollendeten Lautwandel des Ndl. ist hier keine Spur nachweisbar. Weitere Belege sind 'Klee', 'Schnee', 'See', 'Reh', angeschlossen hat sich 'Vieh' auf der Grundlage des ndl. *vee*. Um 1375 war nach dem Zeugnis einiger Gewässer- und Ortsnamen im Landbuch Karls IV. die Diphthongierung in ihrem heutigen Bereich durchgeführt. Mit Diphthong werden geschrieben *Dunkersei* See bei Neustadt Brandenburg (S. 196 der Ausgabe von Joh. Schultze), *Hilgensey* Heiligensee, *Crummensey* Krummensee, beide im Kr. Niederbarnim, und *Dypensey* Tiefensee im Kr. Oberbarnim,

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0406



Karte 56

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de
/rosdok/ppn860231771/phys_0407

während in den westlichen und nördlichen Kreisen der Mark und in der Altmark die mit *See* gebildeten Namen mit dem Monophthong aufgezeichnet sind. Am besten entspricht die auf Brandenburg ausholende *Schnei*-Fläche der Sprachatlaskarte 'Schnee'.

Wie *ê*² ist *ô*² behandelt, indem Wörter wie 'Stroh', 'roh' im selben Südstreifen mit *-au* auftreten.

Einer jüngeren Stufe gehört die Diphthongierung im Hiat nach Schwund von *-g-* und *-v-* an. Betroffen sind *ô*² und als letzte Phase des Vorganges *î û*. Beispiel ist *ôge* Auge, dessen Diphthong *au-* auf der Sprachatlaskarte 'Augen-(blickchen)' deutlich den Raum des *ei* von *ê*² einzunehmen strebt, aber sowohl im Westen wie im Osten etwas zurückbleibt, jedoch die Südgrenze des ndl. Wortvorkommens erreicht. Das zweite Kartenbild bietet die Sprachatlaskarte 'trocken'; der Diphthong *äu* des nd. *drô̊ge* erstreckt sich vom linken Nutheufer bis ins Oderbruch[1]. Dazu stellen sich *bô̊gen* beugen und mit *-v-* *klô̊ven* spalten. Der Vorgang, welcher zu *aųə ǫųə, drǭ̊ų̃ə, bǭ̊ų̃ən, klǭ̊ų̃ən* führt, erklärt sich als Hiatdiphthongierung nach völligem Schwund der Spiranten *-g-* und *-v-*, wodurch der Anschluß an *štrau̯* Stroh, *rau̯* roh erfolgt. Weniger wahrscheinlich ist die Auffassung, daß die Spiranten *-g-* und *-v-* als Halbvokale *u̯* und *i̯* an der Bildung der Diphthonge beteiligt seien. Diese Art der Entstehung muß man wohl Wörtern mit kurzem Stammvokal vorbehalten, zunächst *rogge* Roggen, das sich über *rǫʒə* und *rǫvə* zu *rǫųe* entwickelt, sodann *seggen* sagen, woraus *zęįən* entsteht als ein junger Verwandter des Lehnwortes *heinen*, das in *Heininge* fortlebt, wobei ich die von einigen ndl. Forschern vorgenommene Loslösung von *hegenen* ablehne[2]. Auch an die md. Vokalisierung von *g* nach verdumpftem *a*, welche *wagen* zr *vǫįn* umbildet, ist zu erinnern, und diese ist gewiß an dem südmärkischen *zęįən* sagen nicht ohne Anteil. Der gesamte Gegenstand bedürfte eine genaue Untersuchung, die den Rahmen der hier erforderlichen Darstellung sprengen würde. Auch bei den langen Vokalen hoher Zungenstellung *î* und *û*, die sich als letzte Gruppe in Wörtern mit *-g-* und *-v-* in Diphthonge wandeln, ist mit Schwund der Spiranten zu rechnen. So ist *krîgen* kriegen über *krîen* zu *kręįən kräįən* geworden, *dûve* Taube zu *dǫųə*, *wîndrûve* Weintraube zu *vīndrǫųə*, *wegschrûven* wegschieben zu *vęχšrǫųən*. Der Lautwandel erfaßt *-îv-* nicht, *blîven* bleibt monophthongisch. Dieser Umstand und die geringe Ausdehnung, die über den Teltow nur wenig hinausgreift, macht das junge Alter des Lautvorganges sicher.

---

[1] Über die Diphthongierung in *drô̊ge* berichtet Fritz Gerhard Jung, Das Wort 'trocken' (Diss. Berlin 1938) S. 14 f.; er vermutet als Ursache des Diphthongs richtig Hiatdiphthongierung nach Schwund des *-g-*.

[2] Über Alter und räumliches Vorkommen dieser Lauterscheinung s. ob. S. 196.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de
/rosdok/ppn860231771/phys_0408

Alte Diphthonge

Aus alter Zeit stammt die diphthongische Aussprache des *īə* aus *io*. Mit seinem Typus *līəf* lieb besitzt das Märkische ein Merkmal, das sich vom modernen Md. mit *ī* und dem Nds. mit ursprünglichem *ē*, das in Mecklenburg zu *ei* (lautlich *aį*) weitergeht, scharf abhebt. Die Abkunft des Diphthongs aus dem Md. scheidet bei dessen abweichendem Entwicklungsgange aus, wenigstens ist gewiß, daß md. Lautanlage die Erhaltung des anfänglichen Diphthongs nicht bewirken konnte. Daß das Md. im 12. Jahrhundert noch den Zwielaut besaß, darf angenommen werden; ihn hat die Mark auch aufgenommen, aber bewahrt hat ihn eine überwiegende Kraft aus anderer Quelle, aus dem Ndl. Dort war er bei der Abwanderung noch im Gebrauch, da er nicht auf *î* reimt (v. Helten, Mndl. spraakkunst 108). Das beweist der märkische Übergang des mndl. *ie* in *ē* außerhalb des Gebietes der *līəf*-Mundart, wie *Fliëse* und *Miere* lehren. Der Monophthong *ī* hätte diesen Wandel nicht erleiden können. Aus dem einheitlichen *ī* in *kisätig* mußten wir ja folgern, daß dessen erster Wortteil nicht zu *kiesen* wählen gehört. Außer dem Md. hat auch das „Elbostfälische" an dem südmärk. *īə* Anteil. Daß das „elbostfälische" *īə* ebenfalls dem ndl. Diphthong entspringt, wird die Darstellung erweisen, die dem Verhältnis des Ostfälischen zum märkischen Siedlungsraum zu widmen ist.

Mit *io* läuft die Entwicklung von *uo* gleich: das wgerm. *ô* wird heute im Md. und Nds. als Monophthong gesprochen, als *ū* im Md. und als *ō* im Nds., wobei das ostfäl. und das Meckl.-Vorpomm. für sich den Diphthong *au* herausgebildet haben. An *Luëme* ist ersichtlich, daß das Mndl. im 12. Jahrhundert noch den Diphthong besaß.

Jüngere Diphthongierung und alte Monophthonge

Aus dem starken Bestand an Wörtern und Formen, der mit *ie* und *uo* in die Siedlersprache überging, strömte eine Kraft aus, welche eine Neigung zum Diphthong erzeugte, die dem Ndl. selbst gemangelt hatte, und die wir auch im „Elbostfälischen", falls dieses etwa als ein zweiter Strahlungsherd angesehen werden müßte, nicht antreffen. Der Vorgang von vorhin wiederholt sich, daß nämlich die Mark Diphthonge erhält, ohne daß ein Ursprungsland ihrer Mundart dieselben je gekannt hätte. Wieder ist lediglich die Erweiterung einer Aussprache über ihr eigentliches Gebiet festzustellen. Ergriffen wurden von der Diphthongierung das altlange und das gelängte *a*, die gelängten *e*, *o* und *ö*. Nirgends findet sich im deutschen Sprachgebiet eine Lautform, die als verwandt und gleichwertig mit den märk. Langdiphthongen $\bar{o}^a$, $\bar{e}ə$ und $\bar{ö}^ä$ ausgegeben werden könnte. Der Verdumpfung, welcher das *â* allgemein im Deutschen anheimgefallen ist, folgte in Teilen des Westfäl. der Kurzdiphthong *ou au*, und dieser ist nach Ostpommern verpflanzt worden; $\bar{o}^a$ steht für sich. Noch weniger läßt sich beim tonlangen *a* eine deutsche Landschaft ausfindig machen, in der dieses in $\bar{o}^a$ übergegangen wäre. Nur der Zusammenfall mit *â* und dessen Entwicklungs-

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0409

stufe $\bar{o}$ oder das reine $\bar{a}$ sind vertreten. Die junggrammatischen Spekulationen über die Diphthongierung als Folge einer sogenannten „Zerdehnung" verfangen bei $\hat{a}$ nicht und stützen sich für das tonlange *a* hauptsächlich auf das märk. Vorkommen. Eigene Fehlmeinung von mir aus früherer Zeit hat leider ein gut Teil an der Entstehung der Diphthonghypothese schuld. Was damals versäumt wurde, ist jetzt entschieden geltend zu machen: das ist der dialektgeographische Gesichtspunkt. Was der Mark Brandenburg an sprachlichem Schicksal beschieden gewesen ist, steht nur lose mit dem deutschen Altlande in Beziehung, und eine vorsichtige Sprachbetrachtung wird märkische Erscheinungen zu allerletzt für Entwicklungsformen des deutschen Altlandes zum Vergleich heranziehen, nie aber daraus eine Grundform herleiten. Der schroffe Gegensatz des westfälischen Diphthongierungsvorganges in seiner ganzen Ausdehnung zur märkischen Entwicklung warnt auch vor einem bloßen Vergleich. Es möge nachgesehen werden, daß wir md. und obd. Mundarten außer Betracht lassen; es ist uns vorerst um das Nd. zu tun. Die märk. Besonderheit ist nun zudem an dasjenige Gebiet der Mark gebunden, dem die entlehnten fremdartigen Züge vornehmlich eigen sind, während ein beträchtlicher Landesteil, und zwar gerade der mit vorherrschend rein nd. Gepräge sie nicht aufweist. Die Aussprache $\bar{o}^a$ hält sich aufs genaueste an die Grenzen, welche $\bar{\imath}ə$ und $\bar{u}^o$ einschließen. Damit wird weniger eine gemeinsame lautgesetzliche Grundlage als eine gleiche phonologische Haltung angedeutet. Der Siedlungsvorgang gibt uns nun aber an dem Monophthong $\bar{o}$ $\mathring{a}$ des altmärk.-jerichowschen Gebietes, von welchem der jerichowsche Teil den Vorzug, eines der beiden ndl. Kernbezirke zu sein, besitzt, das alte, dem Mndl. entstammende Lautgebilde an die Hand. Die Gleichheit mit dem ostfäl. Laut darf nicht dazu führen, die ndl. Form zu übersehen. Auch von allen tonlangen Vokalen besitzt dieses Gebiet die alten, dem Mndl. entsprossenen Monophthonge. Der offene Laut, der ihnen durch die Längung regelrecht zuteil geworden war, da der Längung die Senkung voraufgeht, nahm, nunmehr in den Verband des Nds. eingebettet, noch eine stärkere Öffnung an. In der Stellung vor *r* und vor den Vokalen *i* und *u*, die aus den zwischenvokalischen *g*, *v* und *d* hervorgingen, erreicht die Senkung ein Höchstmaß, so daß *or* zu *ār* geworden ist. Daß *r* im diphthongierenden Teil der Mark dieselbe senkende Wirkung erzielt, entspricht der ndl. Sprachentwicklung; zu Diphthongen ist es vor *r* nicht gekommen. Die Ansicht, märk. *pā̊rə pārə* Pferde sei mit Unterdrückung des ersten Diphthongteils aus **pēärə* entstanden, hat Bathe mit Recht aufgegeben. Vor *r* ist in der gesamten Mark nur mit Monophthong zu rechnen. Anders steht es mit der lautlichen Entwicklung der Tonlängen vor *-g-* und *-v-*; hier gibt es ein monophthongisches und ein diphthongisches Gebiet. Das erste zeigt heute Laute, die einheitlich nur aus Monophthong verstanden werden. Denn wenn bei den Entsprechungen von tonlangem *e* und *ö* der Entwicklungsweg auch über $\bar{e}^{ä}$ und $\bar{\ddot{o}}^{ä}$ vorstellbar wäre, solange man nicht die Frage nach dem Grunde, der den ersten dieser Doppellaute zum Schwinden gebracht hat, aufwirft, so ist es doch ausgeschlossen, das eigen-

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0410

tümliche trübe *ā* des stendalisch-schollenischen[1] Mundartgebietes in *dāu* Tage, *hāul hāuwəl hāwəl* Hagel, *āunt* Abend und in *āun* Ofen, *bāun* oben, *ăut* Obst irgendwie aus dem Diphthong *ǭᵃ* zu begreifen. Dieses trübe *ā* geht aus dem offenen *ǭ* unter Senkung vor *u̯* hervor, westlich Salzwedel ist es nach Bathe sogar zum reinen *ā* gesenkt (*vāux* Wagen)[2], und eine ebenso örtlich begrenzte Aussprache meldet S. Hildebrand, Die Mundart von Strodehne 258 von seinem Aufnahmeort. Es steht so *dār* Tor, *ārə* Ort (Dat.) gleich. Dasselbe Ergebnis wie in der diphthongischen Mark ist erzielt, ohne daß zwischen den beiden reinen *ā* ein räumlicher oder entwicklungsgeschichtlicher Zusammenhang bestünde. Zum gleichen Ziel führen zwei Wege; das trübe altmärk. *ā* fehlt als Zwischenstation in der Mark. Läßt man einmal den Versuch zu, altmärk. Sprachzuständen einen märk. Ursprung unterzulegen, was ja methodisch verkehrt ist, und denkt man sich diesen Laut aus *ǭᵃ* und über das reine *ā* hervorgegangen, dann wäre der weitere Schritt zur Öffnung und Trübung zu erklären; das wäre aber unmöglich, weil kein Grund für eine solche Annahme ersichtlich ist. Auch das weit offene *ă*, welches an beiden Stellen tonlanges *e* und *ö* vor *-g-* und *-v-* vertritt, ist verschiedenen Ursprungs; im monophthongischen Entstehungsgange ist es durch die Senkung hinreichend erklärt. Übrigens ist das altmärk. *ö* meist *ǭ̈* und das märk. *e* in einigen Fällen *ę̄* geblieben; seltener begegnet altmärk. *ę̄* für tonlanges *e*.

Monophthonge in der Diphthongmundart

Schwieriger sind die Monophthonge in der Diphthongmundart der Mark zu deuten. Sie treten in Verbindung mit dem Schwund von *ge* und *ve* auf. Den Wörtern mit *ge* schließt sich die Gruppe mit *-we* nach langem Vokal an, nachdem sie die Stufe *-ge* erreicht hat. So erklären sich *ruowe* über **ruoge* Ruhe und *triuwe* über **trûge* treu. Die schon berührten stendalisch-schollenischen Erscheinungen stellen die Vorstufe zu den märkischen dar und seien daher jetzt ausgiebiger belegt. Die Beispiele sind aus dem Bestande der alten Mundart von Groß-Mangelsdorf (Kr. Jerichow 2) ausgewählt[3]. Die Spiranten *g* und *v*

---

[1] W. Seelmann spricht im Nd. Jb. 51, 79 von der Schollenischen Mundart, nachdem er früher den Namen Rhinower Mundart gebraucht hatte. M. Bathe sieht in Stendal den Strahlungspunkt der Vokalisierung von *-g-, -v-, -d-* (in: Proceedings of the Third International Congress of Phonetic Sciences Gent 1938 S. 435).

[2] A. a. O. 436.

[3] Aus der Liste Bathes a. a. O. 429; ebda 428 eine Kartenskizze, welche die heutige und die frühere Ausdehnung des Vokalisierungsgebietes zeigt; die „Schwundform" (Ausdruck Bathes) *văn* Wagen dringt gegen *vāun* vor. Eine zweite reichhaltige Belegsammlung und systematische Behandlung des Gegenstandes findet sich in der Arbeit von S. Hildebrand über die Mundart von Strodehne 256—259. In Strodehne und den Dörfern zwischen Rathenow und Havelberg wird *u* lang gesprochen: *fāūl* Vogel, *ōū* Auge, *vę̄ūn* weben; nach *-l, -r* wird überwiegend *-ǫ* gesetzt: *halǫ* halbe, *vūlǫ* Wölfe. Auch G. Krause hat Nd. Jb. 25, 45 im Nordwesten des Kreises Jerichow 1 *ū* gehört: *blīūn* bleiben, *kę̄ūr* Käfer, sogar *zūlūst* selbst, *fǫrdarūn* verderben und *šwalū* Schwalbe.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0411

werden vokalisch, *g* nach dunkelen Vokalen und *v* zu *u*, *g* nach hellen Vokalen und *l*, *r* zu *i*; *-e-* und *-e* geben die Rolle des Silbenträgers an *u* und *i* ab; nach stammschließendem *î* wird *i*, nach *û u* aufgesogen; nach *ê* verflüchtigt sich *i*, vor *l* bleiben oft die Spiranten; vgl.: *drāu* f. Trage, *māut* f. Magd, *nāul* m. Nagel, *bāun* m. Bogen, *ōu* n. Auge; *zę̄o* n. (mndl., mnd. *seve*) Sieb, *hā̆u* Höfe, *jrēu* f. Griebe, *brēu* Briefe, *šīu* f. Scheibe, *hōu* f. Hufe, *rō̆u* f. Rübe; *vāi* Wege, *štāi* f. (mndl. *stege*) Stege, Dorfgasse, *flēi* f. Fliege, *dǭin* (mnd. *dögen*) taugen; *halu* halbe, *ęlu* Elbe[1], *äru* m. n. Erbe, *kǭru* Körbe; *fǫlin* folgen, *vǭrin* würgen; *štī* Steige (Pl. von *štīχ* m.), *krīn* kriegen, *šrū* f. Schraube, *zūn* saugen; *fāul fāuwəl fāwəl* Vogel, *tējəl* m. Ziegel. Der märk. Sprachzustand ist eingehend an der niederbarnimschen Mundart von Prenden durch Erich Seelmann (Nd. Jb. 34, 20—22; 30—31) erläutert; mit *-e-*, *-e* sind *-g-*, *-v-* geschwunden; vgl.: *mā* f. Magen, *zā* f. Säge, *hāl* m. Hagel, *nāl* m. Nagel, *vān* m. Wagen, *mār* mager; *krā* f. Krähe, *frān* fragen; *fāl* m. Vogel, *bān* m. Bogen; *vā* Wege, *ędə* f. (mnd. *egede* f.) Egge, *drǭšflę̄l* m. Dreschflegel, *brę̄n* m. Bregen, Hirn; *trę̄* Tröge, *flę̄l* m. Flügel, *bāl* m. Bügel, *mān* mögen; *flē* f. Fliege, *špēl* m. Spiegel, *flēn* fliegen; *krīn* kriegen; *brō̆* f. Brühe, *krō̆* Krüge, Gasthäuser, *plō̆* Pflüge, *krō̆r* Kröger; *lō* f. Lauge, *ō* n., Pl. *ōnə* Auge; *drō̆* trocken, *bō̆n* beugen; — *rā* m. Rabe, *būknāl* m. Nabel, *šnāl* m. Schnabel; *ānt* m. Abend; *šwīnəkā* m. Schweinekoben, *ān* m. Ofen, *bānə* (mnd. bovene) oben; *knę̄l* m. Knebel, *šę̄nə* f. Schebe, Flachsabfall; *hōn* Dat. Pl. Hufen. Der Abfall des *-e* ist in einigen Fällen unterblieben oder *-e* unter Systemzwang neu angetreten, es kommen u. a. *drāə* f. Trage, *šlāə* Pl. Schläge, *klāə* f. Holzkloben vor. Diese Abweichung erklärt sich aus der Randlage der Prendener Mundart; noch weiter ab vom Mittelpunkt der Lauterscheinung bleibt *-e* stets erhalten, so ist es in der nördlichen Neumark, wo zāə f. Säge, frāə f. Frage, klāə f. Kloben, *trę̄ə* Tröge neben *hāl* m. Hagel, *bakān* m. Backofen, *bānə* oben gesprochen wird. Auf diesem Stande befindet sich Peuckers Beleg von 1651: *in minen ollen Dahen* (Tagen), gereimt auf *plahen* (plagen) Wohlklingende Pauke 306. Nur wenig südlich Prenden und im ganzen Oberbarnim trifft man auf die entwickelte Lautform, welche das *-ə* stets abgestoßen hat und eine Besonderheit aufweist, die alle einschlägigen Fälle auszeichnet, die Kürzung des Vokals unter die Dauer einer vollen Länge. Diese fällt bei vokalischem Auslaut sehr deutlich ins Gehör, ist aber mehr oder weniger auch vorhanden, wenn das Wort auf Konsonant ausgeht. Aus eigenen Aufnahmen im Oberbarnim führe ich an: *įn̄ jra·* in den Graben, *lǫt mi· įn ro·* laß mich in Ruh, *jęf di· kēnə mö·* gib dir keine Mühe, *kö·* Kühe, *plö·* Pflüge, *də vęχ įs drö·* der Weg ist trocken, *ha'l hāl* Hagel, *a'n ān*

[1] Zwischen *ęlu* Elbe, *bǫrin* borgen und der Apokopierungslinie *nę̄s/nę̄zə* Nase erstreckt sich ein schmaler *ęlvə-*, *bǫrjən*-Streifen. Die Vokalisierung bleibt ein wenig hinter der Apokope zurück; vgl. die Pausen VIII b und IX c—g in Bathes Dissertation. Dieser Zustand ist aber jung, denn Krause kennt die Vokalisierung mit e-Verlust bis an Magdeburg heran; sie greift also auch hier in das nicht apokopierende Gebiet ein. Auch nach anderen Auslautvokalen fällt *-e*, z. B. wird *fraue* zu *frau* Frau, *bękəraiə* zu *bękərai* Bäckerei; *-je* wird zu *-ī*: *pę̄njə* wird zu *pęnī* Pfennige.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0412

Ofen, *bakaːn* Backofen[1], *faːl* Vogel, *haːdax haːdīənst* Hofedienst. Das Alter des Lautvorganges bezeichnet der Beleg *5 Sah Kelber* 'Sogkälber' (Hohenfinow 1674) Passow 2,152. Ohne Kenntnis der Kürzung und ohne Bezugnahme auf die Lautverhältnisse im Jerichowschen deutet Erich Seelmann den Lautvorgang seiner Mundart folgendermaßen: „Aus mnd. *age, ave* entstand zunächst *ǭᵃʒə, ǭᵃvə;* als in diesen Lautverbindungen die mit starkem Stimmton, aber schwachem Geräusch gebildeten Spiranten unterdrückt wurden, geschah dies, indem man die zur Geräuschbildung nötige Hebung der Hinterzunge unterließ und annähernd so lange Zeit, als jene Artikulation erfordert hätte, den unmittelbar vorausgehenden Schlußlaut des Diphthongs *ǭᵃ* anhielt und ihm die ganze Kraft des Stimmtones, den *ʒ* oder *v* erforderten, zukommen ließ. Die Tatsache, daß in den so entstandenen Lauten *ǭᵃ* der erste Vokal ausfiel, rechtfertigt die Annahme, daß mit der Dehnung und Tonverstärkung des *a* eine Verschiebung des Silbenakzentes von *ǭ* zu *ā* verbunden war" (Nd. Jb. 34,31). Das besagt: Ersatzdehnung des Schlußlautes im Diphthong als Folge des Schwundes von *-ge- -ge, -ve- -ve;* danach Umspringen des Akzents und schließlich Unterdrückung der ersten Diphthonghälfte. Diese sich ablösenden und gegenseitig bedingenden Vorgänge stehn im gesamten Ostnd. und -md. einzigartig da, so daß sich die Frage nach der Ursache einstellt. Aber zunächst sei einmal der Versuch gemacht, die mittelelbischen Verhältnisse in die Mark zu übertragen, um den Umweg über den Diphthong *ǭᵃ* und die auf ihm gehäuften Hindernisse zu umgehen. Er wäre zwiefach möglich. Angenommen erstens, *-g-* und *-v-* hätten das alte gelängte *a* zum reinen *ā* gesenkt, dann müßte ein Grund für die restlose Durchführung der Senkung vorhanden sein, da im stendalisch-schollenischen Bezirk dieser Laut nur in einem kleinen Raum verwirklicht ist. Einen solchen kann man indessen nicht angeben. Ferner wäre die Ursache des völligen Spirantenschwundes und nicht nur bei Angleichung gleicher oder nahestehender Auslautvokale aufzuhellen. Endgültig jedoch muß der Versuch an dem Verhalten der Diphthonge *ie, uo* und *üe* scheitern, da von ihnen aus in keiner Weise zu den tatsächlich vorliegenden Lauten *ē, ō* und *ȫ* zu gelangen ist. Wenn sie vor *-g-, -v-,* wie vor *-r-,* monophthongisch geworden wären, so hätten sich *ī, ū* und *ǖ* ergeben, gleich wie in *mīrə* Ameise, *nīrə* Niere, *šnūr* Schnur und *fǖrn* führen. Senkung schiede wie vor *-r-* aus. Zu zweit wollen wir *-g-* und *-v-* von Anfang an ausschalten, eine Annahme, die freilich jede Aussage über deren Beseitigung schuldig bleibt, und den reinen *ā*-Laut aus dem Brabantischen beziehen, ohne jedoch zu wissen, ob dieser vor 1200 in der Siedlerheimat überall, auch im antwerpischen Gebiet, woher ebenfalls Auswanderer gekommen sind, durchgedrungen war, und ohne den Sieg der fremden Aussprache über die im Lande geltende oder bald einsetzende dunkle Vokalfärbung wahrscheinlich machen zu können. Zudem ließe sich der Typus *fāl* Vogel auch nicht im Ndl., geschweige

[1] Woraus die südlichere Form *bakən* verständlich wird.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0413

denn im Nd., mit reinem *ā* begreifen. So muß der Gedanke an eine Entwicklung auf monophthongischer Grundlage aufgegeben werden; er hätte im Bereich der diphthongischen Mundart einen Sonderfall gesetzt, widerspruchsvoll gegen deren Anlage. Kehren wir also zur Deutung Erich Seelmanns zurück, die vom Diphthong ausgeht. Nach ihr wird *vogel* über **fǭᵃʒəl* zu *fāl*, *wege* über **vę̄ᵃʒə* zu *vā̄*, *bögel* über **bǭ̃ᵃʒəl* zu *bā̄l*, *vliege* über **flīᵉʒə* zu *flē*, *ruowe* über **rūᵒʒə* zu *rō*, *brüeie* über **brū̃ᵒʒə* zu *brō̃*. Der zweite Diphthongvokal zieht den vokalischen Teil und die zeitliche Dauer der vokalisch gewordenen Lautgruppe *-ge-*, *-ve-* in sich hinein, der Akzent verlegt seine Stelle auf den gestärkten und gelängten Schlußteil des Diphthongs und der erste Teil schwindet. Den Anstoß des Wandels sieht Erich Seelmann mit Recht in der Vokalisierung der Spiranten. Damit ist die Verbindung zum Altmärkischen hergestellt, und der Vorgang hier wie dort tritt unter ein einheitliches Zeichen. Der Urheber der Deutung selbst hat dies nicht bemerkt noch beachtet. Den Schwund der Spiranten und des *-e-*, *-e* faßt er als Einheit auf, was er, die entwickelte Erscheinung vor Augen, nicht hätte tun können. Denn da *g*, *v* und *e* für den neuen Langvokal seiner Belege verbraucht werden, hätte es ihm an einer Begründung der Kürzung als der Endform, die der Sprachvorgang erzielt, gefehlt. Zur Altmark besteht ein grundlegender Unterschied, indem dort die Silbenzahl unangetastet bleibt (*vogel* wird zu *fāul*, *âvent* zu *āunt* und *halve* zu *halu*) und nur im Sonderfall der *štī* Pl. Steige und *drū* Traube eine bloß phonetisch bedingte Verminderung erleidet. Der Schwund des Endungs-*e* dringt räumlich nur wenig über den Rahmen des Abfalls von *-e* bei allen Substantiven vor. Im Barnim und Teltow dagegen, wo der allgemeine *e*-Abfall unbekannt ist, da ihn die gesamte *līəf*-Mundart nicht besitzt, ist er aufs engste mit der hier besprochenen Erscheinung verbunden und nur dieser eigen. Erst die Teupitzer Südostecke, die erst 1815 an den Teltow gefallen ist, besitzt *-e*, zugleich auch *-ʒ-*, und die Form *rōʒə* Ruhe setzt sich nach Osten in Beeskow fort. Der in Randlage befindlichen Mundart von Prenden ist, wie oben mitgeteilt, außer dem unvollendeten Typus *rō* in einigen Fällen schon *-e* eigen, was in noch größerer Entfernung vom Kern zur Regel geworden ist[1]. Wenn also dem Schwund von *-e-*, *-e* nach unserer Auffassung eine Rolle am Endergebnis zufällt, so ist diese zu bestimmen. Zu diesem Zwecke ziehen wir eine in der Anlage und im Ausgang gleiche Erscheinung des Mfrk., die sogenannte „rheinische Schärfung", heran. Eine Form *stīve* steife (Adj.), Steife, d. i. Stärke wird zu *šti:f* „geschärft", d. h. verkürzt. Th. Frings bezeichnet in „Studien zur

---

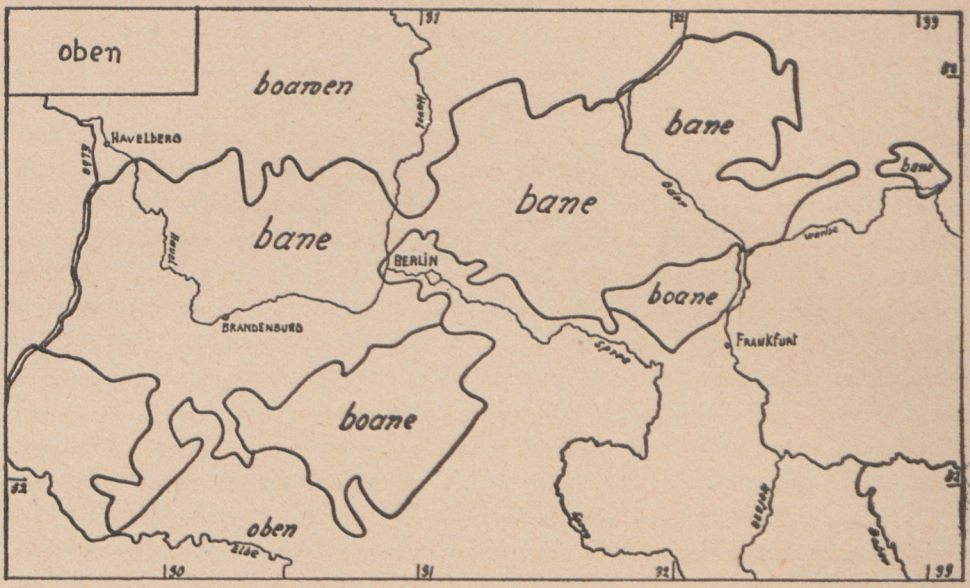
[1] Eine andere Übergangserscheinung gewährt dem *v* auf die Wortgestalt Einfluß: *āmt* Abend ist das Ergebnis. Die Abfolge *Sunnāmt/Sunnānt/Sinnānt/Sinnǭnt* von Norden nach Süden im Oderbruch veranschaulicht eine Kartenskizze in „Die Neumark. Mitt. d. Ver. f. Gesch. d. Neumark" 6, 49. An *āmt* schließt sich nördlich *ǭmt ǭbmt* als rein nds. Form an; *ǭnt* verrät md. Lautanteil. So folgen von Westen nach Osten in der Magdeburger Gegend auf einander *ǭmt* (linkselbisch und am rechten Ufer) und *ānə*, das in *āmt* überzugehen Neigung zeigt, weiter ab vom Flusse (G. Krause, Drei Dialekte 7).

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de
/rosdok/ppn860231771/phys_0414

Dialektgeographie des Niederrheins zwischen Düsseldorf und Aachen“ (1913) 230f. und in der Untersuchung über „Die rheinische Accentuierung“ (1916) X und 89f. die Schärfung als Folge des mfrk. Taktgesetzes. Der Typus *štīve* fällt der Schärfung anheim, weil er zeitlich über die normale Länge des Sprechtaktes, die durch *štīf* steif bemessen ist, hinauswächst. Das durch diese Ungleichheit angeregte rhythmische Gefühl strebt zum gleichen Maß und kürzt die der Form *štīve* eigentlich zukommende Zeit. Dabei greift der Sprechvortrag die schwächste Wortstelle, die Endung, und darüber hinaus den Vokal in der Mitte an, jene beseitigend, diesen kürzend. Den Übergriff in das Wortinnere, ein Überschießen über das Ziel hinaus erklärt der am Geschehen beteiligte Affekt. Dessen Mitwirkung ist an dem Auftreten eines neuen Akzentes, dem Frings in erster Linie den Namen „Schärfung“ gibt, erkennbar, des scharf geschnittenen Akzentes oder festen Anschlusses, während *stīf* schwach geschnittenen Akzent oder losen Anschluß besitzt. Welche der aufgedeckten Kräfte sind am teltowschen Sprachgeschehen beteiligt? Die Antwort lautet: ein Taktgesetz waltet im Teltow nicht, da ein Gesetz den ganzen in Betracht kommenden Sprachstoff erfassen muß, aber *sêle* Seele nicht auf das Zeitmaß von *sêl* Seil zugeschnitten oder *bōnə* Bohne auf die Dauer von *lōn* Lohn gekürzt wird und überhaupt der Abfall des Endungs-*e* mit dem Verlust von *g* und *v* zusammengeht. Dagegen ist die Rolle des Akzentes offensichtlich, doch in anderer Art. Er steht nicht am Anfange des Wandels, sondern erhält von der aus dem Zuwachs, welchen der vokalisierte Spirant hergibt, eingeleiteten Gleichgewichtsstörung einen Anstoß. Aus *o̯ᵃ* wird *o̯ᵃ́;* der Akzent reißt den Rest des aus dem Spiranten erwachsenen Vokals und darüber hinaus das *-e-* oder *-e* an den Stamm heran und beläßt dem Anlaut des Diphthongs keine Zeit und Artikulation. Indem er aber den festen Anschluß kraft der erweckten Energie aufs äußerste ausprägt, verlangt das Zeitmaß die Kürzung der Dauer des neuen Stammvokals. Der feste Anschluß zwingt die Vokale des Stammauslautes und der Spiranten trotz ihrer verschiedenen Klangfarbe zusammen, was dem losen Anschluß der Altmark nur bei gleicher Vokalfarbe gelingt. Der erste Schritt zu dem merkwürdigen Gebilde des Teltow geht von den beiden Spiranten aus. Deren Aussprache als *u* und *i* ist somit als erster Anlaß erkannt. Woher stammt diese Aussprache? Die dialektgeographische Lage in den ndl. Kernbezirken der Altmark und des Landes Jerichow und anderseits innerhalb der *līəf*-Mundart deutet auf die Niederlande hin. Das sei lediglich vorerst vermerkt.

Der Eingriff des besprochenen Lautwandels in den Lautkörper zerreißt den geschichtlichen Zusammenhang innerhalb der grammatischen Lautgruppen und führt in sie neue Vokale ein, die sich nicht nur durch ihre Einlautigkeit von den ursprünglichen Diphthongen unterscheiden, sondern auch einen abweichenden Klang haben. So tritt das reine *ā* in die Lautgruppe *o̯ᵃ* ein, und *ē*, *ō* und *ȫ* dringen in die Gruppen mit altem *īə*, *ūᵒ* und *ȗə*. Legt man Pausen der Sprachatlaskarten ‘lieb’ und ‘Kuchen’ einer- und der Karten ‘fliegen’ und ‘Kühe’

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0415



Karte 57

anderseits übereinander, so sieht man einheitliches *ē* und *ǭ* der beiden letzten über die zwiefachen Flächen *ē: īə* und *ō: ūᵒ* der beiden ersten ausgebreitet, indem ein geringfügiger Unterschied am Südrande der Mark zunächst unberücksichtigt bleibe. Wenden wir dagegen dies Verfahren auf die Pausen einiger Wörter mit *â* oder *ā* wie 'schlafen' und 'machen' und von 'Abend' oder 'oben' an, so wird unsere Erwartung, in den beiden letzten Wörtern das reine *ā* in der gesamten *līəf*-Mundart anzutreffen, was mit *ē* und *ǭ* der Fall war, enttäuscht. *ā* wird vielmehr durch einen beträchtlichen Bezirk südlich und südwestlich Berlins, der *ǭ* aufweist, eingeengt. Die beigedruckte 'oben'-Karte des Sprachatlas (s. Karte 57) diene zur Anschauung. Deren Laienbeschriftung *bā-* in Mecklenburg, *boa-* in der nördlichen Mark und in Pommern besagt für den Stammvokal denselben Monophtong *ǭ* der Wortform *bǭbm*[1], aber auch mit *boa-* in jenem erwähnten Bezirk ist *bǭ-*, nur in der Wortform *bǭnə*, gemeint. Das Ausscheiden eines so bedeutenden Stückes der *līəf*-Mundart aus dem im Einklang mit den Flächen *flēn* fliegen und *kǭ* Kühe angesetzten theoretischen *bānə*-Gebiet stört die Ordnung, welche als Folge des Schwundes von *-g-* und *-v-*

[1] Mecklenburgs Schreibung *a* und das nordmärk. Zeichen *oa* stehn für denselben dunklen *a*-Laut, den nur städtische Aussprache in Mecklenburg etwas aufhellt. In Mecklenburg reicht der eine Buchstabe aus, weil neben dem dunklen *ā* kein reines *ā* vorkommt. Die Mark aber hat drei Laute zu scheiden: *ǭ*, *ǭᵃ* und *ā*. Da genügen also die beiden Schriftzeichen *oa* und *a* noch nicht einmal. In der nördlichen Mark wird die Schreibung *oa* für *ǭ*, in der südlichen für *ǭᵃ* gebraucht. Abweichend von dieser allgemeinen Regel aber ist in dem oben erwähnten Falle auch das Zeichen *oa* in der Südmark monophthongisch auszusprechen.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0416

hätte angenommen werden dürfen, erheblich. Wir müssen uns hier indessen jener ob. S. 408 gedachten Unvollkommenheit des Systems erinnern, die in Prenden das *-v-* vielfach bei Bestand beließ, anderseits aber in Fällen wie *nę̄vəl* Nebel bei Monophthong der systematischen Form **nę̄l* verblieb, wie sie in *knę̄l* Knebel vorliegt. Regelrecht mit Diphthong wird daneben *hę̄əvən* heben angegeben, anderseits dringt dieser gar in *šę̄nə* Pl. von mnd. *scheve* f. Flachsabfall ein, indem diese Form auch *šę̄ənə* gesprochen wird. Ein Zustand der Unsicherheit und gegenseitigen Beeinflussung bietet sich dar, den man aus dem Umstande, daß der Lautwandel nur *-av-* restlos erfaßt hat, in den Verbindungen der übrigen Vokale mit *v* jedoch bestenfalls zu einem Nebeneinander neuer und unveränderter Formen gelangte, erklären kann. Offenbar hat die Gefahr weitgehender Lautgleichheit sprachlich verschiedener Wörter, die das Verständnis erschwerte, hemmend gewirkt. Meine Aufnahmen im Oberbarnim verzeichnen neben dem regelrechten *jəblę̄n* geblieben recht häufig die Formen *jəblę̄vən*, wo *-av-* und *-ov-* nach der Regel gebildet werden. Diese Beobachtung wenden wir auf das *bǭnə*-Gebiet an. Ein wesentlicher Unterschied wird hier sofort sinnfällig: diphthongische Aussprache und Erhaltung des *v*, wie auch des *-g-*, das ebenso behandelt wird, begegnen nicht. Rückläufig ist hier die Lautbewegung in diesen beiden, in Prenden betroffenen Punkten nicht gewesen, vielmehr hat der Wandel den höchsten Grad erreicht, indem er den Stammvokal kürzte. Diese Erscheinung ist der dialektgeographischen Lage in dem Kerngebiet der ndl. Siedlung auf dem Fläming und im Bezirk nördlich davon gemäß, auch die stattliche Zahl der vom Lautwandel ergriffenen Wörter mit *-ev-* und *öv-* zeugt von der hier ungebrochenen Kraft der vom ndl. Sprachgebiet genährten Bewegung. Der Regel zuwider ist nur der Vokal *ǭ ǭ* statt *ā a̅*. Ich gebe Beispiele für *-g-* und *-v-: drǭn drǭn* tragen, *zǭn zǭn* sägen, *zǭ* f. Säge, *mǭ* f. Magen, *hǭl* Hagel, *mǭr* mager, *ǭnt (ǭnt)* Abend, *hǭr* Hafer, *klǭ* f. Kloben, *knǭlōk* Knoblauch *hǭdǭ* Hofetage, *hǭ̄* Höfe, *tǭr* Zober. Weder ein Hemmnis hat sich dem Ablauf der Bewegung in den Weg gestellt, noch ist in ihr selbst ein Rückgang eingetreten, das heutige Lautbild kann sich m. E. nur aus Überlagerung von außen her erklären. Diese finde ich in einer Lautwelle aus dem md. Sprachgebiet, die das Ergebnis der dem Ndl. verdankten Wandlungen unangetastet ließ und nur den neuen Vokalklang *ǭ* einführte. Einen Anhalt für diese Annahme bietet das Vordringen der md. Vokale *ī* und *ū̆* in den märkischen Randbezirk der Kartenflächen 'fliegen' und 'Kühe'. Das stärkere Ausgreifen des *ǭ*-Lautes scheint seinen Grund in der nachträglichen Ausbreitung in Verwaltungsgebieten, nachdem diese ihn aufgenommen hatten, zu haben.

Wgerm. *eu* > *i̯ū* > *ū*

Die oben S. 325 angeführte Reihe südndl. *vlies*, nordndl. *vluus*, nds. *flūs* läßt sich auf eine einzige Grundform **flius-* zurückführen. Die beiden Zweige des wgerm. *eu*, nämlich *iu* vor *i, j* der Folgesilbe und *io* vor *e, a, o*, woraus spä-

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0417

ter *ie* hervorgeht, vereinigen sich im westsüdndl. *ie*, da *iu* der Entrundung verfällt. Den Ansatz **flios*- kann man für das südndl. *vlies* vermeiden und so eine einheitliche Grundlage im Ndl. gewinnen. Aber auch das nds. *flūs* kann auf diese gestellt werden. Der Vokal *ū* braucht nicht als Ablaut von *iu* angesehen zu werden, sondern ist aus dem Übergang des *iu* zu *ū* erklärlich. Diese Erscheinung ist durch die Untersuchung „Ahd *iu* ohne Umlaut" von Emmi Mertes (Teuth. 6, 161; 7, 43; 268) für das hd. Dialektgebiet deutlich geworden. Das ahd. *iu* entwickelt sich außer in 'Feuer', das *iu* erst aus älterem *ûi* bekommen hat, u. a. in 'heute', 'heuer', 'Zeug', 'Scheuer' wie *û;* im Hauptteil des Nd., von dem sich nur das engere Westfalen ausschließt, wirkt vornehmlich *w* umbildend, vgl. nds. *trū* treu, *klūgen* Knäuel, *dūgen* drücken, drängen; doch gehört auch meckl. *stūtən* Weizenbrot, das von **stiut* Steiß herstammt, und m. E. *flūs* in die Reihe der Wörter mit abgeschliffenem *iu*. *ū* ist also nicht nur im Hd. geläufig, wo es der Reim *stûz* Steiß: *ûz* aus bei Heinrich von Neustadt, Apollonius 6320 öft. bezeugt, ferner *riusen* Reusen: *grûsen* grausen bei Johann von Frankenstein 1331 u. a. von Emmi Mertes vermerkte Fälle erweisen, sondern auch dem Nds. nicht völlig fremd. Bei dieser Stellung der Mundarten des Reichsgebietes wäre eine sich dem *i*-Schwund in *iu* versagende Haltung des Ndl. verwunderlich. Flandern, der Hauptteil von Brabant, wo *iu* mit *eo* in *ie* zusammengefallen ist, und die Mundarten an der See einschließlich Südholland, wo dies vor *r* geschehen ist, scheiden freilich aus; auch die Landschaften, welche *û* zu *ǖ* palatalisiert haben, und das große Diphthongierungsgebiet, in dem *ǖ* weiter zu *ui* entwickelt worden ist, bieten keine Handhabe, das Bestehen eines *u* aus *iu* auszumachen, da *û* und *iu* den gleichen Weg zu oder über *ǖ* gegangen sind. So ist, um den Hauptfall der Entpalatalisierung durch *w* vorweg zu betrachten, das holländ.-nordwestbrabant. *nuw* neu[1] angesichts des westfäl. Verhaltens mit *ǖ* als Fortsetzung von *iu* denkbar. Daß aber in der Tat vor *w* in anderen Mundarten das *i* in *iu* fortfällt, erhellt aus Gegenden, in welchen *û* den alten Laut bewahrt hat; ich verweise auf den Nordosten der Veluwe, wo *klūən* Knäuel gesprochen wird, im Gegensatz zu *šüw* scheu, das wie im Westfäl. behandelt wird, und zu *trouw* treu, *brouwən* brauen, welche die im Ndl. bevorzugte Diphthongierung des *iuw* über *uw* durchgemacht haben. In dem *uw* wäre übrigens auch die Stufe des gehemmten *iu* zu fassen. *klūən* stellt sich lautlich zu *huəs* Haus, *uət* aus, *muəs* Maus[2]. Auch die seeländische Insel Goeree besitzt Zeugnisse für die Wirkung des *w*: *sχūwə* scheu, *jūw* euer, *klūn* Knäuel, *sprūwə* spruw, Entzündung der Mundschleimhaut bei Säuglingen, *wārsχūwə* warnen, denen *trowə* trauen, *browə* brauen und *dowə* drängen[3] gegenüberstehn.

---

[1] Karte 3 bei Heeroma, Hollandse dialektstudies, und Skizze S. 55 bei Ant. Weijnen, Onderzoek naar de dialectgrenzen in Noord-Brabant.

[2] Belege bei W. van Schothorst, Het dialect der Noord-Oost-Veluwe (1904).

[3] Nach M. A. van Weel, Het dialect van West-Voorne (1904) 36 f.; in von mir umgesetzter Lautschrift.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0418

die Nordostveluwe in *duəts* deutsch, *kuəkən kuək* Küchlein und in *duəstər* dun-Doch auch andere, nicht durch *w* veranlaßte Zeugnisse sind vorhanden; sie bietet kel (v. Schothorst 42) dar. Sie legen ein nordndl. *plūs* nahe, wiewohl es geraten ist, einen Beleg für diese Aussprache zu fordern, ehe man einen solchen Ansatz gutheißt; aber das nds. *flūs* in einen lautlichen Zusammenhang, der neben *ie* das aus *iu* hervorgegangene *ū̃*, falls dieses nötig ist, und *ū* reiht, rücken darf jetzt gewagt werden. Auch *dūster* mit *ū* < *iu* darf nun im Ndl. als lautliches Doppel aus *thiustri* neben *duuster*, das *iu* fortsetzt, und dadurch als Siedlerwort in der Mark anerkannt werden, zumal die dialektgeographische Lage im märk. Gebiet die Beziehung zum Md. unwahrscheinlich macht. Daß man gut tut, auf den alten und die jungen Fälle eines *-u-* in dem ndl. *miere* als Vertretern des afrk. *iu* zu verzichten, ist ob. S. 360 bemerkt worden[1].

Entrundung

Die im bremischen Gebiet häufige, in Holstein seltener begegnende Entrundung ist in der Mark nur mit einem Beispiel vertreten, mit dem Flurnamen *Messinge, Missinge* f. Sumpfland, -wiese, den Schlottmann 180; 183; 193; 203; 210 und 212 in der Gemarkung havelländischer und zauchischer Dörfer belegt. Aus diesem einzigen Fall läßt sich indessen auf Vorkommen dieser Lauterscheinung in der gesprochenen Mundart schließen; in dieser ist sie zu Grunde gegangen, während sie die Namensform von Flurstücken bewahrte.

Rundung

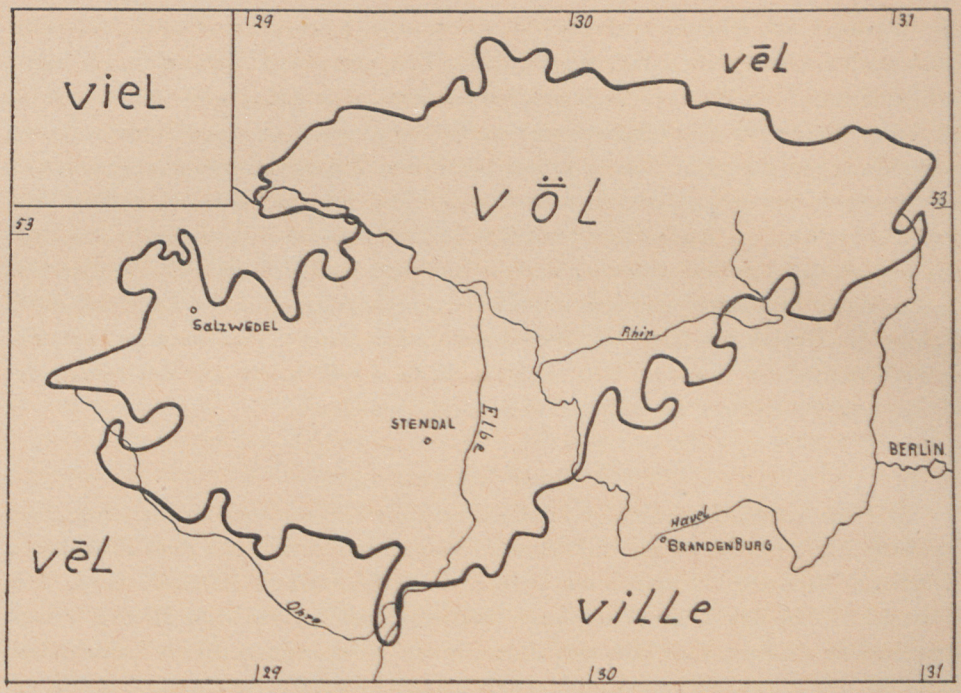
Altmark und Havelland zeigen gerundeten Vokal in *špǫ̃l* n. Spiel, *špǫ̃ln* spielen und *fǫ̃l fǫ̃lə* viel innerhalb der Grenzen, die die Vokalisierung von *-d-* besitzt (s. Karte 58). Die räumliche Übereinstimmung legt ebenso den Gedanken an ndl. Beziehung nahe wie der Unterschied zu den nd. Nachbargebieten, von denen Mecklenburg *spil, spęln, fęl*, Ostfalen *spēl, spēln, fēl* und die Mittelmark *špęl, spęln* und junges *filə* haben. Die Vermutung bestätigt sich durch ndl. *speulen, veul*, die nach der Skizze Heeromas in der Tijdschr. v. Nederl. taal- en letterk. 58, 227 das ndl. Sprachgebiet mit Ausnahme Frieslands und Flanderns einnehmen. Heeroma denkt bei *veul* an *o*-Umlaut bei der andfrk. Grundform **filo* und wohl dieselbe Ursache bei **spilon*.

Kontraktion

Die scharf gegen die osterländ.-obersächs. und die ostfäl. Mundart abgesetzten Formen *siehen* sehen und *geschiehen* geschehen sind bisher der thüringischen Mundart zugeschrieben worden. Aber abgesehen davon, daß diese Kontraktion in Thüringen nur schwach vertreten ist, kommt ein Teil der in Weinholds Mhd.

[1] Umgelautetem *û* entspricht *ie* im südndl. und nordbrabant. *kiem* wählerisch im Essen; schwächlich; karg. Das dialektgeographische Verhältnis zum mndl. *cume, cuum* (ahd. *kûmi*) ist nicht klar, da *ie* für *ů*, wie in *kies* f. Backenzahn, auf nfries. Lautgebung weist.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0419



Karte 58

Gramm.² 52f. aufgezählten Fälle selbst auf Rechnung ndl. Siedlersprache. Die trennende obersächs.-osterländ. Fläche verbietet, beide Sprachbezirke in diesem Falle geschichtlich verknüpft zu denken. Weinholds Belege stammen überwiegend aus dem fränkischen Westen, und die Mark ist somit wieder mit den Niederlanden verbunden. Dort ist die Kontraktion der Lautgruppe *-eha-* in den beiden Verben zum Diphthong *ie* allgemein durchgeführt. Lautgetreu lebt der ndl. Diphthong im märk. *zīən* und *jəšīən* fort. Zur Frage vgl. Jungandreas, Besiedlung 60 und Geschichte der schles. Mundart 86, wo altschles. Belege aufgeführt werden. Ein anderes Beispiel ndl. Kontraktion ist *siele* Seele, das nach Nd. Jb. 46, 73 in dem Gedicht auf den Heiligen Laurentius des 13. Jahrhunderts und in Urkunden Anhalts und des Osterlandes sowie der Mark auftritt.

Die Kontraktion von *-eho-*, *-ehe-* ist durch *Veeh* Vieh vertreten, s. S. 366.

Kürzung

Im Raum zwischen Elbe und Oder begegnet innerhalb der *līəf*-Mundart hauptsächlich beim Partizipum schwacher Verben, sodann in der 3. Sing. Präs. starker und schwacher Verben, in diesem Falle über das im Nd. bei starken Verben bekannte Maß hinaus, und oft im Prät. Kürzung des Stammvokals. Bathes Aufnahmegebiet liegt im Kürzungsbereich: *mǫkt* gemacht gilt im äußersten Nordwesten des Kreises Jerichow 2, sonst *əmǫkt;* die Nordgrenze ist aus der

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0420

Pause VIII leider nicht ersichtlich. Daß sie aber in geringer Entfernung verläuft, folgt aus dem Fehlen der Kürzung im benachbarten Strodehne, für dessen Mundart Hildebrand *mǭkt* (S. 268) belegt, und in Prenden (Niederbarnim), nahe der *lēf/līəf*-Linie gelegen, sind *jəmǫkt* und *jəmǭ^{a}kt* bezeugt (Nd. Jb. 34, 19), ferner *jəfǫt* und *jəfǭ^{a}t* gefaßt, *jərǫpt* und *jərǭ^{a}pt* ausgelesen, *jəblụt* und *jəblūət* geblutet, *jəhṻt* und *jəhṻət* gehütet, wodurch sich das Abflauen der kürzenden Wirkung kennzeichnet. Gegenüber Magdeburg ist bis auf sich abschließende Uferorte die Kürzung allgemein: *rẹt* redet, *ərẹt* geredet, *ət lịt* es läutet, *lịtə* läutete, *əlịt* geläutet, *mǫkt* macht, *əmǫkt* gemacht, *əfǫt* gefaßt, *əšǫt* geschadet (Nd. Jb. 22, 25), *rǫpt* rafft, *ūtərǫt* ausgerodet, *əbṻt* geheilt, besprochen, *əhṻt* gehütet (Nd. Jb. 26, 63)[1]. Die Mundart von Aken hat *blụd* blutet, *jəblụd* geblutet (Bischoff 56). Den Teltow beherrscht der Lautvorgang. Aus der Mundart von Besten seien angeführt: *jəblụt* geblutet, *jəbrǫt* gebraten, *jəhịt* gehütet, *jəlẹt* geleitet, *jərụpt* gerufen, *jəšẹt* geschieden, *jəzịkt* gesucht (Nd. Jb. 33, 25). In Beskow-Storkow macht sich bereits Widerstreben bemerkbar, da neben *jəblụt*, *jəbrǫt*, *jəlẹt*, *jəšẹt* geschieden, *jəhịt* gehütet die ungekürzten Fälle *jərūəpt* gerufen, *jəzīəkt* gesucht u. a. auftreten (Nd. Jb. 38, 123). Aber noch im Oderbruch läßt sich die Erscheinung fassen: *jəšǭ* geschadet, *jəbrǭt* gebraten, *jəmǫkt* sind hier gang und gäbe (s. meine Oderbrucharbeit in Peter Fritz Mengel, Das Oderbruch 1 (1930), 258). Die Landsberger Gegend hat nichts mehr davon. Diese durch Doppelkonsonanz verursachte Kürzung wird überall von Kürze des Vokals im Imperativ begleitet, vgl. *lǫt lẹt* laß im Oderbruch, *lǫt* laß im Oberbarnim und Teltow und *zịk* suche, *zịkt* sucht im Kreise Jerichow 1 (Nd. Jb. 26, 62). Die Singularkürzung hängt hier wohl von der des Plurals ab und ist wohl auch von *jẹf* gib, *ẹt* iß beeinflußt, so daß sie aus der Gesamterscheinung auszuscheiden hätte. Wenn nun gewiß der Vorgang der Kürzung jung ist, da ihm die Dehnung und Umfärbung des Vokals voraufgegangen ist, so führt die dialektgeographische Lage doch auf einen Zusammenhang mit den übrigen Eigentümlichkeiten, welche die Gesamtmundart, in der die Kürzung vorkommt, zu eigen hat, mithin auf eine Beziehung zum Ndl. Im Heimatgebiet der ndl. Siedler ist *χəmǫkt* gemacht gewöhnlich, was die Karten 122 der Dialect-Atlanten von Klein- und Vlaamsch-Brabant zeigen. Man darf daher auf das Andauern einer Neigung aus der mndl. Zeit über die besonderen Schicksale der getrennten Sprachkörper hinweg schließen. Dem im Südwesten angrenzenden Md., dem die Kürzung ebenfalls eigen ist, kommt im Süden der *līəf*-Mundart ein Anteil an dem Lautvorgange zu, die entfernten Striche des Nordens waren ihm in dem Maße, daß sich die md. Besonderheit durchsetzen konnte, nicht zugänglich.

---

[1] Nach dem Muster *lǫt* ladet, *lǫtə* lud, *əlot* geladen sind nach G. Krause, Drei Dialekte der Magdeburger Gegend (Progr. Oberrealschule Düsseldorf 1898) im Dialekt III, rechts der Elbe, behandelt die Verben *brǭdən* braten, *rǭdən* raten, *šrōdən* schroten, *blōdən* bluten, *knēdən* kneten.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0421

Kreuzung

Das mittel- und südmärk. *hā* ist als Kreuzung aus nds. *he*, mndl. *hi* und md. *er* erkannt. Eingeschlossene *hā*-Inseln rühren von der Aussprache *ar* des *er* her. Entgegen dem an der nd.-md. Sprachgrenze geläufigen *her*[1] herrscht die *r*-lose Wortgestalt, ein Zeichen des nds.-ndl. Übergewichts. Die Verbreitung über die ganze *līəf*-Mundart nötigt nicht, einen unmittelbaren Zug des md. Elements bis an deren Nordgrenze anzunehmen, die dem Kurzwort und namentlich dem Pron. pers. andernorts eigene Beweglichkeit darf darin gesehen werden.

Leiser Einsatz

Aus *Ülling* m. Iltis ist *Nülling* entstanden, indem der Schlußnasal des Artikels mit dem vokalischen Anlaut des Substantivs zusammenwächst. Ebenso erklärt sich das einigemal bezeugte *Natisse*, *Nartisse*, *Naʒisse*, *Narʒisse* f. Eidechse zu der Hauptform *Atisse*, und in *Deese* f. Rauchfang ist der Dental des bestimmten Artikels nach Elision seines Vokals vor das ursprüngliche Substantiv *Eese* getreten. Diese Verschmelzung setzt eine Aussprache des anlautenden Vokals voraus, bei welcher die Stimmbänder nicht geschlossen werden, sie fordert den leisen Einsatz. Die angeführten Beispiele sind m. W. die einzigen in der Mark. Es ist auch nicht zufällig, daß alle zu den ndl. Siedlerwörtern gehören, vielmehr offenbart sich in dieser Sachlage die geographische Herkunft des leisen Einsatzes. Wenn auch andere Sprachgegenden die gleiche Erscheinung kennen, namentlich oberdeutsche Mundarten, so ist sie doch in der md. und nds. Nachbarschaft der Mark so gut wie gar nicht vertreten und kann nur mit den Niederlanden verbunden werden, wo sie durchgängig gilt. Wie sich die nds. Mundart gegenüber der fremden Aussprache des vokalischen Anlauts verhält, lehrt der Fall *Dissel: Issel* (lautlich *dīsəl: īsəl*) f. Deichsel.

Ihre Sprachträger werden unsicher und zerlegen ein eigenes Wort in die vermeintlichen beiden Bestandteile, von denen sie den Rumpfkörper nunmehr als selbständiges Wort gebrauchen. So kommt es zu *Issel*. Aber ein solcher Vorgang bedarf des Anstoßes, und den kann nur das Erlebnis, die Beobachtung, wie im Munde ihrer ndl. Mitsiedler die neuen Einheitsgebilde verwuchsen, geliefert haben. Dadurch wird die sprachliche Erscheinung in die Periode zurückverlegt, in welcher sich die beiden Mundarten einander anglichen. Das Ende dieses Prozesses ist erreicht, wenn die neuen Sprachgebilde in den allgemeinen Gebrauch eingehn. Sie kennzeichnen die Geburtsstunde der märkischen Kolonialsprache. Der Raum, in welchem diese ihre Ausbildung erfuhr, konnte naturgemäß nicht in den Siedlungskernen und in ihrem nächsten Umkreis liegen. So begegnen im Teltow nur die wenigen *Natisse*-Fälle. Anders schon im Barnim, dessen östliche Hälfte, der Kreis Oberbarnim, allgemein

[1] Vgl. Günther Rönnebeck, Studien zum dialektgeographischen Unterschied von *he* und *er* in Zs. Teuth. 3, 170—172, bes. S. 170.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0422

Deese besitzt, ganz ausgesprochen aber ist der Kreis Lebus das Gebiet, welches über die fertige Kolonialsprache verfügte. Den Beweis liefert die *Nülling*-Fläche, deren Westgrenze am Westrande dieses Kreises liegt. Anderseits deuten die vom Lande Zerbst an im gesamten Vorgelände des Fläming verstreuten Belege von *Issel* auf die Fortdauer des Sprachkampfes zwischen der ndl. und der nds. Mundart, der im Flämingraum ausgefochten wurde.

Svarabhakti

Im Munde des Kölners gewohnt, am Westfalen und dem Bewohner des östl. Harzvorlandes beobachtet, in Thüringen nicht unbekannt, ist der *e*-Einschub in Konsonantengruppen eine Eigenart einiger Sprachlandschaften, in der sich das Temperament im Sprechtempo einen Ausdruck geschaffen hat. Am Akzent findet sie eine Stütze. Das bezeugt deutlich deren gegenseitiges Verhältnis im mfrk. Rheinlande. Andere Bedingungen dieser Ausweitung des Wortkörpers können hier unberücksichtigt bleiben. Es scheint, als ob in den Formen *Wulleke* Wolke, *halleƒ* halb, *Berrije* Berge, *fürrichterlich* fürchterlich sich etwas aus örtlichen Bedingungen Erwachsenes zeige, und als ob eine Unterscheidung der Sprachlandschaften nur nach einem Mehr oder Weniger geschehen könne. Doch da ebenso eine völlig entgegengesetzte Sprachhaltung begegnet, in welcher jener lässigen Vortragsweise die straffe Aussprache, die die Konsonantengruppen zusammenhält, entgegentritt, so kann selbst in einer schwachen Anlage zum weitenden Sprechen ein Unterschied zum kurzen, knappen Gepräge bemerkt werden. Dem Angehörigen dieser Gruppe fällt der *e*-Einschub stark ins Ohr, und er empfindet ihn als fremdartig. Diesen Eindruck hatte ich bei meiner Teltowwanderung. Die Bevölkerung dieser zum ndl. Kernbezirk des Fläming gehörigen Gegend äußert damit eine Besonderheit, welche sie sowohl vor den Ober- wie vor den Niedersachsen kennzeichnet. Dies ist das vornehmlichste Erkennungsmittel der Verwandtschaft zwischen den Bewohnern des Fläming und Flanderns, welches man im Weltkriege entdeckt hat, gewesen. Wirklich läßt sich nur aus dem gleichen Temperament und demselben Akzent eine derart ausgeprägte Sprechweise verstehn.

Die Konsonanten

Vokalisierung

In seinem Vortrag auf dem Genter Phonetikerkongreß von 1938 hat Bathe die vorher von O. Bremer als ndl. bezeichnete und von O. Karstädt mit ndl. Lautvorgängen in unmittelbaren Zusammenhang gebrachte Vokalisierung der Spiranten *g*, *v* und von *d* räumlich festgestellt und geschichtlich zu bestimmen gesucht. In diesem Lautvorgang wurde vorhin die Ursache der märk. Monophthongierung erkannt. Wenn also die Herkunft dieser Vokalerscheinung aufgedeckt werden soll, kann das nur durch den Nachweis der Quelle, aus der die

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0423

Vokalisierung gespeist worden ist, geschehen. Der deutschen Dialektgeographie läßt sich eine genügende Antwort nicht abgewinnen, da die Sprachkarten im westlich anstoßenden Altlande wohl einen ausgedehnten *g*-Schwund zeigen, aber *-v-* beibehalten. Solange der *g*-Verlust der Mittel- und Südmark auf die angrenzenden Länder des Westens bezogen wurde, mußte die rechte Einsicht in die sprachgeschichtlichen Zusammenhänge versperrt bleiben. *g-* und *v*-Vokalisierung gehören zusammen, und das Schwinden von *g* und *v* ist auf sie gefolgt. Wir haben dem Zusammentreffen beider Spiranten in dem Vokal *u* nachzuspüren. *v* geht stets in *u* über und *g*, wenn es auf einen dunklen Vokal folgt. Dadurch wird ein lautlicher Zustand, der sie vereinigt, gebildet, eben die Vokalstufe *u*, und auf dieser ist die Wiederherstellung des konsonantischen Charakters, welche bei kräftiger und straffer Artikulation eintreten muß, nach der falschen Richtung zu erwarten. In dieser Vertauschung von *g* und *v* bietet sich ein Erkennungsmittel der einheitlichen Vokalisierung der beiden Spiranten. Von dem Wechsel der Schreibung und Aussprache *Havel* und *Hagel* im Namen des brandenburgischen Flusses, wie ihn die märk. Mundart kennt, muß man zur gemeinsamen Vorstufe *hāūl* einerseits oder *hāl* anderseits zurückgeführt werden[1]. Ein solcher Austausch von *g* und *v* ist im Altlande unbekannt; dieses kann daher der Mark die eigenartige Vokalisierung und den daraus folgenden Schwund nicht geschenkt haben. Bevor nun die Frage, woher die Vokalisierung bezogen ist, gestellt werde, sei der Umfang des Tausches im märkischen Sprachbereich dargelegt. Mit diesem ist nicht nur die durchgeführte Vokalisierung räumlich abgegrenzt, was überflüssig wäre, da ihr Gebiet durch Bathes Karte im heutigen Zustande und der erschlossenen früheren Ausdehnung bekannt ist, sondern auch ihre Verbreitung im diphthongischen Gebiet und auf der älteren Sprachstufe, die hier die vokalische Aussprache noch besessen hat, läßt sich damit erfassen. Es zeigt sich dabei, daß nicht, wie W. Seelmann meinte, die deutliche Aussprache das übliche moderne *hāl* irrig in *hāʒəl* Havel wiederherstellt, sondern daß die Erinnerung an das voraufgehende *hāūl* wirkt. Die Übersicht über den weiteren Geltungsbereich der Vokalisierung leistet das Wort 'Roggen', also die Lautfolge *o* und *ʒʒe; rogge* wird zu *rǫu rǫuə*. Diese Form ist aber in größeren Strichen rückläufig geworden, dabei aber nicht zur Ausgangsstellung zurückgekehrt, sondern hat den Weg eingeschlagen, der in die Kreuzung *rǫuə* mündet, den Weg zu *-ovve*. So trifft man *rǫvə* an im Streifen zwischen der alten Poststraße Leitzkau—Ladeburg—Ziesar des Kreises Jerichow 1 (Pause Xv in Bathes Dissertation) und dem Lande Zerbst, von dem wenige Grenzdörfer *rǫvə* sprechen (Karte 6 in Bischoffs Dissertation); das rechte Elbufer wird auf der Strecke von der Zerbster Nordgrenze bis Dornburg berührt. Wie weit sich der Streifen auf die Stadt Brandenburg zu fortsetzt, ist nicht bekannt. Auch aus der

[1] Nicht gleich steht der Fall *Kröwel* > *Krögel*. Die zweite Form entsteht nach dem Muster von *Pawels* > *Pagels*, vgl. ob. S. 177.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0424

Zauche kann ich keine mundartlichen Zeugnisse beibringen. Im Südwesten des Teltow bis zur Linie Blankensee—Siethen—Löwenbruch—Zossen—Teupitz herrscht Vokalisierung in der Aussprache *rǫuə rɔuə*. Das Verbindungsstück zum Oberbarnim muß früher diese Aussprache auch besessen haben, da im ganzen Kreise Oberbarnim *rǫuə rɔuə* üblich ist. Im Oderbruch erst endet die Erscheinung. Man greift kaum fehl, wenn man die durchgeführte Diphthongierung als die Stufe ansieht, welche mit der Stufe des Spirantenschwundes übereinstimmt. *rǫvə* tritt in der Nähe der Vokalisierung von *g*, *v* auf. Durch diesen dialektgeographischen Befund wird unsere Auffassung, daß die altmärk. Vokalisierung und der mittelmärk. Schwund zueinander gehören, bestätigt, und weiter stellt sich dieser als der vollendete Grad des altmärk. Vorganges heraus. Dort konnte sich eine Unsicherheitszone bilden. Nicht nur *rǫvə* ist ihr Merkmal, auch *dåvə* Tage, *måvət* Magd, *fråvən* fragen, *dråvən* tragen, *ōvə* Auge gibt es in ihr (Nd. Jb. 21, 67). Schwere Bildungssilben begünstigen das konsonantische Element, so daß *fāwəl fāuwəl* Vogel im Hauptgebiet als Nebenform erscheint, am nordöstlichen Rande aber regelmäßig auftritt. Bathe, Herkunft 30 gibt *fāwl* Vögel, *nāwl* Nagel, *nàwl* Nägel, *drāwä* Träger an[1]. Hier wird auch das auslautende *-u* konsonantisch, *frāu* frage ergibt *frāf*, *drāu* trage *drāf*, und nach diesen Formen wird auch auslautendes *-g* in *drōf* trug behandelt. Den psychologischen Grund des Überganges von *g* in *v w* bietet das irregeleitete Deutlichkeitsstreben, indem, um das Bild vom Pendel zu gebrauchen, der von der äußersten Stellung des *g* zur Ruhelage des Vokals *u* gelangte Pendel nach der anderen Seite, zum *v w*, ausschlägt. Die Mark verfährt, entsprechend der Form *hāʒəl* Havel, mit dem Auslaut umgekehrt, indem sie den gutturalen Spiranten wählt; die Sprachatlaskarte 'bleib' weist im nördlichen Vorlande des Fläming von der Grenze des Landes Zerbst bis auf das rechte Ufer der Nuthe und von Niemegk—Luckenwalde im Süden bis nördlich Brück und bis Beelitz und Saarmund—Teltow im Norden die Form *bliech bleich* auf; vereinzelte *bliech* südlich Genthin, östlich Brandenburg und rechts der Havel zwischen Spandau und Potsdam bezeichnen die Nordgrenze. Doch weit im Osten, in Schmarfendorf bei Schönfließ (Kr. Königsberg) hat man um 1870 *begrōch* begrub gekannt. Aber auch *g* > *w* hat es in dieser Gegend gegeben, vgl. *Schrawe* Schragen (Hohenfinow 1674) Passow 2,151. All diese Beispiele dienen als Erkennungsmittel der Vokalisierung. Wo sich der Austausch von *g* und *v* findet, hat es die Mittelstufe *u* gegeben. Schließlich läßt sich der Ausfall des *v* in der Lautgruppe *-rve-* für denselben Zweck verwenden. Er ist als eine Folge der Vokalisierung aufzufassen. Indem *kǭro* Körbe, *jaro* Garbe, die schon von *kǭru*, *jaru* abgerückt sind, zu *kǭrə*, *jarə* abgeschwächt wurden, war *-ə-* in der Endungsgruppe *-ren* bedroht. So ergab sich *jarn* Garben, das im Oberbarnim und Teltow vorherrscht. Der Teltow selbst und der Oberbarnim ver-

[1] Auch in der Altmark trat *-v-* für *-ʒ-* ein; das lehrt die Form *Dodleber* aus *Dodlęger* ob. S. 187; die schwere Endung *-er* wirkt wie *-el*.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0425

halten sich gegen *kǫ̃rə* unter der Einwirkung von *kǫrf* abweisend, doch gilt *jarə*, und im Oderbruch sind *garə* und *lǫrə* f. Lorwe, Eisentülle des Lünsstabes gewöhnlich, auch *kǫ̃rə* kommt vor, sogar *jəštuṛn* gestorben begegnet (vgl. meine Abhandlung in Peter Fritz Mengel, Das Oderbruch 1,251); *jəštǫrn* habe ich einmal im Teltow gehört, in Neuendorf bei Trebbin. Im Raum Treuenbrietzen, Jüterbog, Luckenwalde, Trebbin hat die Sprachatlaskarte 'gestorben' die Schreibungen *gestorrn*, *gestorn*. Das Alter des Wechsels von *v* und *g* ist aus den linkselbischen Ortsnamen auf *-leben* ersichtlich. Nördlich der Ohre gibt es dafür einige Namen, die auf *-legen*, *-lege* ausgehn, wie *Gardelegen*, das einzige Beispiel, welches in die Schriftsprache Aufnahme gefunden hat, während urkundliche Belege den Lautwechsel in *Dolslege* (jetzt Hohen- und Sieden-Dolsleben), *Droplege* (jetzt Trippleben), *Graslege* u. a. haben. Die Schreibung mit *-g-* erscheint zeitlich nach der Siedlung des 12. Jahrhunderts, nur *Droploge* ist bereits 1121 und *Gardenlege* 1133 bezeugt. Diese Zeitpunkte liegen vor dem Beginn der Einwanderung. Daher ist die Vokalisierung als die Ursache des Spirantentausches, wenn auch nur in Ansätzen, in diesem Gebiet heimisch gewesen, ehe sie den mächtigen Aufschwung durch die Sprache der Einwanderer erlebte. Die ingwäonische Bevölkerung, welche die Endung in ihre neuen Wohnsitze eingeführt hatte, kannte demnach die Vokalisierung. Ihr Anteil muß in Rechnung gestellt werden. Auf ihn deuten die as. Belege des *v*-Ausfalls in *Hrodmarasloa* Rottmersleben, *Odiscasloa* und in *Bretalaho* Brettleben. Erst die Neubesetzung der Altmark hat indessen die vorhandene Neigung zur vollen Entwicklung gebracht; dem neuen Sprachelement ist ihre Entwicklung zu verdanken. Denn südlich der Ohre sind die *leben*-Namen nicht umgewandelt worden. Vgl. zu diesen Bemerkungen W. Seelmann im Nd. Jb. 12,27 und 62,7ff., bes. 11. Wir haben es in dem Ansteigen der *lege(n)*-Schreibungen der Altmark mit einem Beweis der ndl. Sprache zu tun; sie allein kann diesen Umstand verschuldet haben, und das Ausbleiben des Austausches von *v* durch *g* südlich der Ohre kann nur besagen, daß in dieses Gebiet ingwäonische Stämme nicht eingewandert sind. Zeugnisse aus den Niederlanden sind also zu fordern, um die Beweiskette zu schließen. Sie sind vorhanden, jedoch in dem gegenwärtigen Sprachbestande nur spurenweise aufzutreiben, ein Anzeichen für den Rückgang der Lautneigung. Ich kann westfläm. *mervel* Mergel, *genouf* genug und *nof 't een nof 't ander* (dieser Beleg bei De Bo^{2} 651^{b}) anführen und etwa auf *buiknagel* Nabel verweisen. Einige verstreute nordbrabantische Belege des Wechsels *g* zu *v* bietet die Karte 35 im Atlas zu Win. Roukens, Wort- und Sprachgeographie Südost-Niederlands und der umliegenden Gebiete, auf der für das herrschende *biejkogel* Imkerkappe im Raum zwischen 's-Hertogenbosch und Eindhoven, Helmond fünf Fälle von *bie(je)kovel* eingezeichnet sind. Den Wandel zeigt ferner die Stadtmundart von Enschede in *vǫwəl* Vogel, *kǫwəl* Kugel (Bezoen, Enschede 9), *dreuw* trocken, *müw* Mücke, *brüw* Brücke, *laow* Lage, *rǫw* Roggen, *oow* Auge (ebda 48). Dazu tritt der sich früh vom umliegenden *swevel-*

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0426

Gebiet ausscheidende limburg.-ndrhein.-westwestfäl. *swegel* 'Schwefel'-Bezirk. An ihn schließt sich im Osten das westfäl. Nebeneinander von *frűʒən/frűvən* freuen an. Den *g*-Schwund treffe ich im südlichen Ostflandern an, Teirlinck bietet *daëlijks* (1,247[b]), *jaën* (1,345[b]), *ploeën* (2,403[a]), *ooe* (2,421[b]); südndl. *oost* Ernte dagegen hatte *-g-* vor Eintritt in das Ndl. verloren. Wir sehen von Flandern bis Westfalen eine stark vokalische Aussprache der Spiranten *ʒ* und *v* herrschen, welche deren Tausch oder Schwund herbeiführt; sie ist die artikulatorische Grundlage der märk. Vokalisierung. Die altmärk. *lege*-Fälle rücken den Anfang des Spirantenwechsels und die zu Grunde liegende Vokalisierung an den Anfang des 12. Jahrhunderts.

„Beruht die Vokalisierung inlautender mnd. *v, g, d* im Altmärkischen auf flämingischem (niederländischem) Einfluß?" fragt Bathe in seinem Genter Vortrag von 1938. *d* verknüpft er mit den beiden erörterten Spiranten. Seine Skizze Š. 428 stellt die drei Lautgebiete zusammen dar. Für alle bildet Stendal den Mittelpunkt. Der Bereich des Übergangs von *-d-* in *-i-, -j-* stimmt am nächsten zum Gebiet der *v*-Vokalisierung. Aus dem Kreise Jerichow 1 lassen sich nur noch Restformen belegen. Wie bei *u* ist das End-*e* von *i* aufgesogen, vor erhaltenem *e* in den Endungen *-en* und *-el, -er* wird *j* gesprochen; volle Vokalisierung in der Form *-in* ist ebenso geläufig. Nach *ī* und oft nach *ē* schwindet *i*. Beispiele aus Bathes Liste S. 430: *lǭjən lǭin* laden, *mǭi* Made, *špǭi* f. Spaten, *brǭi* Braten, *pǎi* Päde, Quecke, *stǎi* Stätte, *brǎi brǎjä* Bretter, *vǎjä* Wetter, *rōi* Rute, *blōin* bluten, *brōin* brüten, *lūi lūjə* (mnd. *lûde*) laut, *lūi* Leute, *lūin* läuten; *vī* Weide, *štrīn* streiten, *bēin* bieten, *hēi* Hede, Werg; nach *ei* geht *i* ebenfalls verloren: *väi* Weide, *häi* Heide. Das *vān* 'Wagen'-Gebiet nach Zerbst hin läßt *i, j* ausfallen. Dasselbe Bild bieten die Mundart des Alten Landes, der Gegend von Glückstadt und weniger deutlich die Vierlande. Im Alten Lande hat Kloeke[1] nach hellen Vokalen *i̯*, nach *a* und *o, ɔ* auch *u̯* gehört: *zīi̯ə hûs* niedrige Häuser, *brɛi̯a* breiter, *rau̯ə abln* rote Äpfel (Hove, Jork, Huttfleth), *rɔu̯ə dišdɔigə* rote Tischtücher (Mittelkirchen), *dɔu̯ə lüdn* tote Spatzen (Huttfleth) und daneben Formen mit *g: zīgə hûs* (Estebrügge), *vīgə* weiter (Francop), *rɔugə rɔuzn* rote Rosen, *breigə stroudn* breite Straßen u. a. Diese Angaben bestätigt Otto Furcht[2], der *i* noch vereinzelt antrifft: *rōi* Räder, *gouin* guten, *breiin* breiten und dafür im Inlaut *g*, das aus *j* entstanden ist: *zīgə hûs, breigə strōtn, rougə rouzn, höügn* hüten, *slēgn* Schlitten; auslautend steht *χ*: *möüχ* müde, *vēχ* Wiede, Weidenrute; *-de-*[3] in den Endungen *-er-, -en-* und *-de* schwinden: *bēn* beten, *knēn* kneten, *rūa* Steuerruder, *bē* Bitte, *frē* Friede, *lē* Schwelle, *kē* Kette, *dē* tat, *lē* legte, *zē* sagte. Aus Altengamme in den Vierlanden meldet Larsson[4] *i*, Schwund des *-d-* und des *-de: grɔui grɔuə grɔu̯* Gräte, ebenso in drei entsprechenden Formen *lɔui* Lade,

[1] Der Vokalismus der Mundart von Finkenwärder bei Hamburg (1914) 9.
[2] Die Mundart des Alten Landes (Diss. Hamburg 1934) 52.
[3] Ebda 51.
[4] Lautstand der Mundart der Gemeinde Altengamme (Hamburg 1917) 94.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0427

Truhe, *rǭu̯i* Rute, *blū̯i* blöde, *mū̯i* müde; nach hellem Vokal schwindet *i*: *lai* Pferdeleine, *blō̃* Blätter, *frē* Friede, *hū̃* Häute; manchmal tritt *χ* auf: *kēχ* neben *kē* Kette. In der ländlichen Sprache um Glückstadt begegnen dieselben Erscheinungen: *krū̃tsrōī* Quadratrute, *kūīnzē* Kudensee, *nå rå̄ī* allmählich, *gōīn* guten (Nd. Jb. 20,17); *lę̄våta* Gelenkwasser, *smę̄īzn* Schmiedeeisen, *råmåka* Rademacher; *rōa* Steuerruder (18). Nach Furcht ist im Geestgebiet zwischen Este und Lühe und vereinzelt in Hamburg der Übergang des *d* in *j* bekannt. Der Zusammenhang unter den aufgeführten Gebieten wird von den Mundartforschern hervorgehoben, und Larsson zieht zutreffend die Lautverhältnisse des havelländischen Strodehne heran. Daß an der Unterelbe eine alte Aussprache, die aus den Niederlanden stammt, vorliegt, beweist ein früher Fall wie *Beienvlete* (1222), *Begenvlete* (1226) Beidenfleth, das 809 *Badenfliot* genannt wird. Diese ist geblieben in der Namensform *Huje* (im Kirchspiel Heiligenstedten), das 1217 *Wenerhude* hieß[1]; ein Flurame *Hui* bei Rade und die *Hujekoppel* bei Brockstedt setzen ebenfalls *hûde* voraus[2]. Ein Zeugnis für den Wandel aus dem Jahre 1599 bei Detlefsen 1,358 gehört in die Wilstermarsch: '3 ebbe unde 3 *floeye*'. Für den Zustand der hamburgischen Sprache um die Mitte des 18. Jahrhunderts sprechen *rojen* den Gehalt eines Fasses ausmessen und *Rojestock* Meßstab der Weinküper, die auf *Rode* Rute deuten, bei Richey 215. Ein Jahrhundert vorher zeigen Hochzeitsgedichte *j* reichlich, vgl. *gojen* guten 1641, *Brüjerey* Fopperei, *brayen Duven* gebratenen Tauben 1656, *Gajen* Gatten 1681, *syjen* niedrigen 1688, *nöjig* nötig, *Lüjen* Leuten 1705 (Nd. Jb. 44,33 F. 3), und im Fastnachtsspiel Scriba, gedruckt 1616, sind *j*-Schreibungen sehr geläufig. Noch häufiger begegnet der Schwund des *d* in den hamburgischen Texten, namentlich Fälle wie *Kleer* Kleider, *Broor* Bruder, auch *Feer* statt *Fedder* Feder, *Leer* für *Ledder* Leder (Nd. Jb. 44,32); er stammt aus der bäuerlichen Sprache der ländlichen Umgebung. Die Silbe *-de* ist gänzlich geschwunden: *Burstah* Straßenname, schon im 16. Jahrhundert; aus dem 17. Jahrhundert *upste* auf der Stelle, sofort, *dra* für *drade* (ebda 34). Den Abfall der Silbe *-de* nach *a* auch in der Wilstermarsch bezeugen zwei frühe Belege für *rarecht* geradeaus; dieses Wort und seine Form gehören offensichtlich der Siedlersprache an: 'decimam . . ., quam cives dicte ville (Bileveld) *rarecht* usque ad terminos brocthorpe excolunt' (1283) P. Hasse, Schleswig-holstein-lauenburg. Regesten 2,253; 'utpote sita sunt in suis debitis et justis terminis, sicut *rarecht* in longum et latum se extendunt' (1286) Westphalen, Monumenta inedita 2,53. In Bremen und seiner ländlichen Umgebung bestehn nach Nd. Jb. 60/61, 109ff. in bezug auf den *d*-Ausfall dieselben Verhältnisse. Seit dem 15., stark im 16. Jahrhundert sind *kler* Kleider, *wer* Wetter, im 17. Jahrhundert *Bühl* Beutel, *Raelse* Rätsel reichlich bezeugt; die Silbe *-de* schwindet oder läßt das *-e* übrig, so tritt im 17. Jahrhundert mehr

---

[1] Zs. d. Ges. f. schlesw.-holst. Gesch. 38,204.
[2] Heimatbuch des Kreises Steinburg (1925) 2,443.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de
/rosdok/ppn860231771/phys_0428

Lü Leute als *Lüe* auf, *see* sagte, *leh* legte u. a. sind häufig. Da ähnliche Erscheinungen in Oldenburg, ja in West- und Ostfalen beobachtet werden, muß die Verbreitung des *d*-Ausfalls und des Ersatzes durch *j*, um zunächst diesen neutralen Ausdruck zu gebrauchen, im ganzen nd. Gebiet betrachtet werden. Eine Übersicht gewähren die Sprachatlaskarten 'müde', 'Bruder', 'Kleider' für germ. *þ* und 'gute', 'Leute', 'roten', 'Wetter', 'Zeiten' für germ. *d*. Wenn sich auch die vergleichbaren Lautflächen der einzelnen Wörter nicht völlig decken, wobei vornehmlich der grammatische Unterschied der beiden nds. *d* eine Rolle spielt, aber auch die Farbe des Stammvokals mitspricht, lassen sich doch gewisse Bezirke feststellen, deren heutiger Lautstand in allen Wörtern dieselbe Geschichte gehabt haben muß. Beginnen wir mit *j* als einem der auffälligen Vertreter des *d*, so finden sich fünf Gebiete, die diesen Laut aufweisen: im Bereich von Ems und Vechta, am Niederrhein, an der Niederelbe, an der Mittelelbe mit dem Havellande und an der unteren Oder an der pommersch-neumärkischen Grenze. Am meisten eignet sich der Kartenbefund bei 'müde' zu einer genauen Beschreibung der *j*-Flächen (s. die Karten 59 und 60). Die erste liegt zwischen der Reichsgrenze und einer von Nordwesten über Aurich und längs der Lohe bis Diepholz streichenden Linie, die Südgrenze bildet die Vechta, der rechte Nebenfluß der Ems. Das niederrheinische *müj*-Vorkommen erstreckt sich auf beiden Ufern nördlich Duisburg—Rheinberg—Geldern—Straelen, die *-et/-en*-Linie wird geringfügig überschritten. Den dritten Bezirk grenzt im Norden die Elbe zwischen Lauenburg und Stade, im Westen eine von Stade südwärts auf Soltau verlaufende, die untere Aller nicht erreichende Linie ab, die Südgrenze liegt auf der Höhe von Hudemühlen, und im Osten reicht *j* an die Ilmenau, die zwischen Lüneburg und Ülzen durch die Lautlinie im westwärts gerichteten Zuge verlassen wird. Die mittelelbische *j*-Fläche erscheint durch den Einfluß des hellen Stammvokals, der *j* oder das dafür geltende *i* in sich hineinzieht, aufgelöst. Daß die *j*-lose Form in der Mitte jedoch aus *mői* herzuleiten ist, wissen wir aus dem oben dargelegten Entwicklungsgang der Lauterscheinung, überdies bieten die Beispiele 'gute', 'roten' und 'Wetter' geschlossene Flächen mit *j*. Aus der Reichweite des *j* von 'müde' und dem *mö*-Bezirk läßt sich die Erstreckung des Wandels von *d* zu *j* und *i* ablesen. Ein kleiner *mög*-Strich liegt am Westrande der Altmark an der oberen Jeetze und Milde, von Salzwedel im Norden bis über Gardelegen zur Ohre sich ausbreitend. Von der Elbe und der unteren Havel zwischen Wittenberge und Rathenow dehnt sich in gleichbleibender Breite der östliche *mög*-Bezirk bis zu einer Linie Südspitze der Müritz—Rheinsberg—Zehdenick aus[1]. Das *mö*-Gebiet reicht von der mecklenburgischen Grenze an der Stelle,

[1] In den Südrand dieses Gebietes, der *liəf* lieb spricht, gehört die Sprache der nd. Szene aus dem Drama Antiochus des in Osterburg ansässigen Johann Gulich vom Jahre 1596, die im Nd. Jb. 28, 52—58 abgedruckt ist. Osterburg käme als Heimat der Sprache nur in Frage, wenn 1596 die *liəf*-Mundart diese Gegend noch erfaßt hätte, wofür kein Anzeichen spricht. Aus dem Raum Jerichow—Rathenow—Brandenburg—Friesack—Nauen stammen die Formen *thien* ziehen (54),

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0429



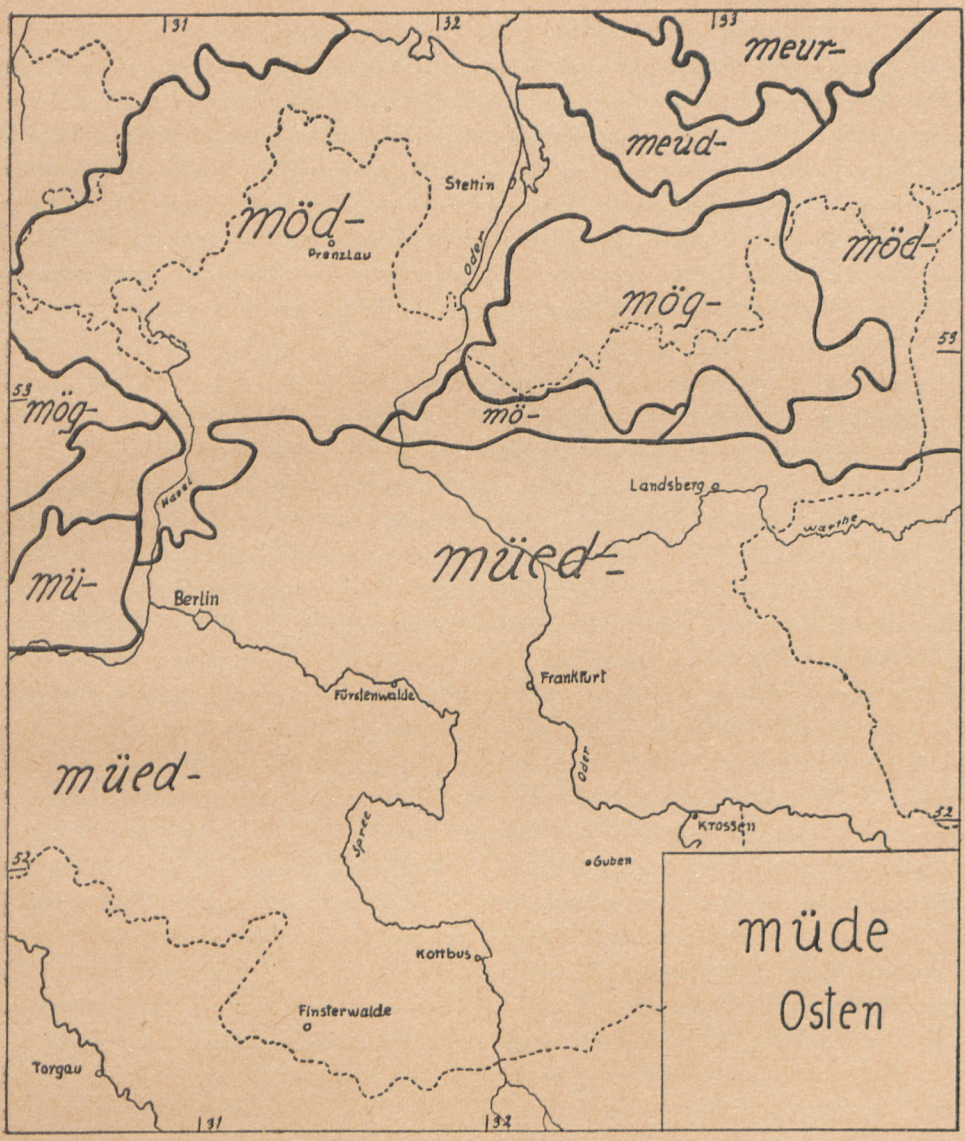
Karte 59

wo die Rögnitz in die Sude mündet, und in der Nähe von Putlitz, wo ein breiter prignitzischer Streifen das meckl. *r* zeigt, als der Nordlinie bis zu einer Südlinie, die von Burg nach Brandenburg verläuft und die Havel aufwärts verfolgt. Die Oberhavel bildet die Ostgrenze, und eine Verbindungslinie von jener Nord-

---

flietn fließen (56), *kuhdieff* Kuhdieb (57), *stuelküssn* Stuhlkissen (56), Gulich hat *-j-* für *-d-* gesprochen: *preyecant* Prädikant (56), *ick raye* ich rate (56), *gayes* Gottes (56), *luygn* läuten (54), *guye* gute (57; 58); 'Vater' erscheint in der Schreibung *vayr* und *vayger* (55).

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0430



Karte 60

westecke an der Rögnitzmündung, zuerst genau südlich, dann der Ohre folgend und etwas nach Osten abbiegend, grenzt die *mö*-Fläche im Westen ab; dabei ist das *mög*-Vorkommen in der Beschreibung mit eingeschlossen worden. 'Bruder', das durch die Endsilbe beeinflußt wird, und, wie zu erwarten, die Wörter mit germ. *d* ('gute' usw.) besitzen einen geringeren *j*-Raum. Wenn dieser Unterschied aber als beträchtlich nur im Westen hervortritt, die Ostgrenze jedoch sich nahezu mit der von 'müde' deckt, so äußern sich in diesem Umstande eher

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0431

siedlungsgeschichtliche als grammatische Ursachen. Dieselbe siedlungsgeschichtliche Energie erzielt am Ostrande bei den beiden *d*-Gruppen die gleiche räumliche Ausdehnung. Ein zweiter *j*-Bezirk füllt den *lēf*-Streifen des rechten Oderufers aus, frei bleibt nur der Oder-Ihnawinkel bis Stargard im Süden. An der *liəf*-Linie hat ein unterbrochener Strich *j* aufgegeben. Die Osthälfte des Kreises Arnswalde und der Südteil des Kreises Friedeberg haben an dem Übergang des *d* in *j* keinen Anteil. Alle *d*-Beispiele verhalten sich gleich, auch die Endsilbe *-er* in 'Bruder' und 'Wetter' erzeugt keine wesentliche räumliche Verringerung. Dieser Befund bestätigt die oben geäußerte Ansicht über die westliche Altmark.

Nehmen wir das Auftreten von *j* als eine Erscheinung für sich, die von dem Schwund des *d* zu trennen ist, fügen aber dem Kartenbilde die aus dialektgeographischen Einzeluntersuchungen oder aus sprachgeschichtlichen Feststellungen gewonnenen *j*-Bezirke der Elbmarschen hinzu, so fällt der Zusammenhang mit der ndl. Siedlung in die Augen. Ausgenommen aber ist das lüneburgische Gebiet. Abwegig wäre es, sich das recht schwache, heute nur eben noch in Dorfmundarten faßbare Wirken einer überkommenen ndl. Lautneigung an der Unterelbe in so mächtiger Ausstrahlung nach Süden vorzustellen. Damit ist *j* auf einem Teil des Ostfälischen erwiesen. Sprachliche Sonderart des Bardengaus in dieser Lauterscheinung als einen Nachklang der langobardischen Stammessprache zu sehen, wie Kück es tut, widerrät der Umstand, daß der Vorgang auch in Mecklenburg beobachtet werden kann, und zwar in Gegenden, wohin nach anderen sprachlichen Zeugnissen der Zuzug von Ostfalen nicht gelangt ist. Eine der bedeutsamen Feststellungen der Mundartgeschichte weist die zeitlich begrenzte Wirkung von Lautwandlungen nach, die völlig oder so gut wie spurlos aus dem gegenwärtigen Lautbestande getilgt sind. Ohne die älteren Zeugnisse wären Laute, welche das heutige Lautbild stören, unerklärlich. Hatte schon Luise Berthold im Teuth. 2,226 den gemutmaßten Dialekt der von ihr untersuchten mystischen Prosa mit dem modernen elsässischen Dialekt nur durch glaubhafte Entwicklung verknüpfen können, so fehlt es daran bei der meckl. Mundart in bezug auf den Lautvorgang *d* zu *j* gänzlich. Und doch ist Ende des 17. und im 18. Jahrhundert *j* einwandfrei und ausgiebig belegt. Örtliche Texte von Hochzeitsgedichten liefern den Beweis, daß der Lautwandel damals in vollem Gange war[1]. Landfremde Laute etwa der akademischen Verfasser scheiden aus, weil in einem einzigen Worte doch jene Aussprache fest geworden ist, in der Wortform *verlägen* vergangen, die John Brinckman für das verbreitete *verläden* gebraucht. Welche Ausdehnung dem *j* beschert gewesen ist, läßt sich nicht feststellen. Seine sprachliche Ursache mag in der Lautbeschaffenheit der Mundart, deren altdeutsche Vorstufen, entsprechend dem örtlichen Vorkommen der Neuerung, entweder in Ostholstein oder in Westfalen zu Hause waren,

[1] Nd. Kbl. 46,27 sind Fälle wie *Grapen Brag* Grapenbraten (1698) und *goje* gute (Biestow bei Rostock 1715) angeführt.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0432

begründet gewesen sein, kann aber auch durch einen Anstoß aus dem Lüneburgischen ausgelöst sein. Wiewohl der hierdurch hervorgerufene Lautzustand nicht völlig erlosch — vgl. das nachlebende *verlägen* —, findet bald nach den letzten Schriftzeugnissen für *j* ein umstürzender Umbruch der Lautlage statt, indem alleinherrschend der Laut *r* um sich greift. Dessen erstes Erscheinen bekundet ein gereimtes Bauerngespräch aus den Jahren 1728 bis 1730, abgedruckt im Nd. Jb. 33,162—164; es enthält *r* in *upstär* jetzt und *har* hatte. Dem meckl. Fall kommt beispielhafter Wert für die Erforschung der Geschichte des nd. *d* zu, und damit ist der heute mit Hilfe der Dialektgeographie erfaßbare Sprachzustand als ein unzulänglicher Beurkunder des geschichtlichen Entwicklungsganges erkannt, ein Fall übrigens, dem sich zum Glück nicht viele andere hinzugesellen. Uns aber nötigt er, zu den sichtbaren Wegen, die vom Jetzt zum Ehedem führen, noch andere, nunmehr verschüttete und überwachsene Pfade hinzuzudenken. Als Zeugnis allein des ndl. Sprachursprungs darf *j* nicht mehr gelten. Was besagt nun das *j*-Vorkommen in den ndl. Siedlungsbezirken? Für den märkischen Sprachraum steht bei dem völligen Zusammenfall der Siedlungs- und der *j*-Flächen die Verknüpfung mit der Siedlersprache außer Zweifel; das trifft auch auf den ostpommerschen *j*-Bezirk zu. Der Nachweis dafür ist von Rob. Holsten erbracht, der altmärk. Volkstumsspuren in diesem Gebiet entdeckt und den Kolbatzer Klosterbezirk als das Becken für altmärk. Zustrom bezeichnet hat[1]. Weitere Beziehungen zur Siedlungstätigkeit geistlicher Besitzungen in diesem Gebiet hab ich Zs. f. d. Mdaa. 1923, 44f. vermutet. Was die ndl. Siedlersprache heute von den Gegenden, in denen *j* < *d* aus heimischer Wurzel entsprossen ist, scheidet, ist die Vokalisierung des *d*. In und um Glückstadt, im Alten Lande, im Stendalisch-Schollenischen zeigt sich die ausgeprägte Lautform, die *d* annimmt, als ein Vokal *i*, der es bei letzter Reife zur Länge *ī* bringt; man erinnere sich des glückstädtischen *rōī* Rute, des altenländischen *rə̄i* Räder, des vierländischen *lɔu̯i* Lade und des stendalisch-schollenischen *rōi rōī* Rute. An den Rändern klingt die strenge Form in *j* aus; so erklärt sich *-j* im mittelpommerschen Oderbezirk[2]. Diese Besonderheit gibt die Gewähr für ndl. Siedlersprache.

Das Schicksal des *d* im deutschen Sprachgebiet enthüllt die Karte 'Bruder' des Deutschen Sprachatlas. Mundartlich bodenständig ist der Verschlußlaut nur im Obd. und im Ostmd., auf Kolonialboden als Erbe aus thür. und ostfränk. Stammestum. Westmitteldeutschland und Niederdeutschland haben den Verschluß, den die Schriftüberlieferung der mittleren Periode bezeugt, in der Stellung zwischen Vokalen zu Beginn der Neuzeit gelockert. Am Verschluß festgehalten hat vor allem das holst. Gebiet. Das Ergebnis von heute ist Ausfall,

[1] „Die Volkskunde des Weizackers" in: Bau- und Kunstdenkmäler des Regierungsbezirks Stettin (1914) 102ff.

[2] *lə̄j* Leute ist in Kempendorf (Kr. Saatzig) lautlich festgestellt; vgl. meine Textsammlung „Niederdeutsche Mundarten" (1935) 99.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0433

r oder *j*. Die Aussicht, für die einzelnen Landschaften aus dem Kartenbefunde die Staffeln bis zur Schwelle der Gegenwart zu benennen, ist gering, der Versuch mißlich. Dem westfäl. *d*-losen Zustande ist in örtlicher und wohl auch grammatischer Begrenzung *j* voraufgegangen. Sarauw, Nd. Forschungen 1,403 stellt die Belege zusammen. Courl bei Dortmund hat *raoʒə* Rute, Ravensberg *slīgen* Schlitten, das götting. Gebiet *hêge* Hede[1], *gnîgeln* für *gnîdeln* glätten; dazu treten die Belege des lüneburgischen *j*-Gebietes. Mit einer gewissen Wahrscheinlichkeit aber darf im übrigen für Westfalen, Nordniedersachsen und den Hauptteil Ostfalens Schwund des *d* als einziger Vorgang angesetzt werden. Denn die in der Altmark und Ostpommern beobachtete Übergangserscheinung *vǟər* Wetter, *mǒ* müde ist eine Schwellenform vom *j* zum *d;* von *vǟjər* tritt man über *vǟər* in den Bereich von *vę̄ᵃdər* hinein, und zwischen *mǒj* und *mǖədə* ist *mǒ* eingeschoben. Die Niemandszone trennt die Stellungen hüben und drüben. Eine solche lebt von dem Gegensatz und besitzt kein eigenes Dasein. Als geschichtliche Staffel auf dem Wege *d* zu *j* kann sie nach dieser Deutung nicht in Betracht kommen. In den Gebieten mit Schwund des *d* hat eine allgemeine *j*-Stufe gewiß nicht bestanden; Ansätze vergleichbar den meckl. werden vorgekommen, aber durch eine mächtige Welle, die des Schwundes, fortgeschwemmt worden sein. So ist die Schwundstufe hier nicht die lautgesetzliche Nachfolgerin des *j*. In der Altmark geht sie aus lautlicher Bedingung hervor, indem der vokalisierte Reibelaut mit einem hellen Stammvokal verschmilzt; aber eine Form wie hamburgisches *dra* läßt sich mit stendalisch-schollenischem *vī* Weide nicht vergleichen. Anderseits ist *j* auch nicht dem Schwunde des *d* gefolgt. Die vielfach gutgeheißene Ansicht, *j* sei als Gleitlaut im Hiat aufgetreten, widerspricht dialektgeographischen Erkenntnissen von solchen sogenannten hiatfüllenden Gleitlauten. Daß sie in unserm Falle nicht das Richtige trifft, beweist die gleichlaufende Entwicklung der drei Spiranten *g*, *v* und *d* in der vokalisierenden Mundart der Altmark. Wie aus den Spiranten *g* und *v* ohne Zwischenstufe die Vokale *ī* und *ū* werden, so wandelt sich das spirantisch gewordene *d* über *j* zu *ī*. Den Anstoß zu dieser Entwicklung bot die Mouillierung und der zwischen Vokalen lose gewordene Verschluß des *d*. Die erste Entwicklungsstufe *j* fiel lautlich mit *g* nach hellem Vokal zusammen[2].

---

[1] Außer *hę̄jə* f. Hede führt Torsten Dahlberg, Die Mundart von Dorste (1934) 106 nur noch *mę̄jə* f. Miete mit *j* < *d* an; eigentümlich, daß beide Wörter im Stamm *-zd-* gehabt haben.

[2] Die Streitfrage, ob *d* in *j* übergegangen oder *j* nach dem Ausfall des *d* als hiatfüllender Gleichlaut eingetreten sei, haben Ramisch, Frings und Schrijnen im Sinne der zweiten Annahme beantwortet. Ramisch beruft sich hierfür in seinen „Studien zur niederrheinischen Dialektgeographie" (1908) 26 auf Fälle wie *lijə* leiden, *lujə* laut sein, deren gekürzter Vokal im Gegensatz zu *šwîjə* schweigen, *zûgə* saugen die Stellung vor Vokal, die zur Kürzung führt, beweise. Nun aber kennt das Fringssche Gebiet nördlich der Benrather Linie Doppelformen, neben *rijə* reiten auch *rîjə*, neben *büjəl* Beutel auch *bûjəl*, neben *lējə* leiten auch *lêjə* (Studien zur Dialektgeographie des Niederrheins zwischen Düsseldorf und Aachen 133), und seine Tabelle S. 137 trennt daher in der Säule „Dentalausfall und Spirantenersatz" die Formen mit langem Vokal von denen, welche *j*-los sind oder *j* nach kurzem Vokal besitzen; *-lijə* gelitten ist *-liˑə*., *-lijə* gegenübergestellt,

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0434

Ordnen wir die gewonnenen Ergebnisse, so lassen sich zwei Arten des Lautwandels an *d* scheiden: der Schwund und der Übergang in *j*. Aus ihnen ersteht der gegenwärtige Zustand des Nd. West- und Ostfalen und Nordniedersachsen haben *d* ohne Überrest ausgestoßen; Ansätze zu *j* sind örtlich vorhanden gewesen, aber bald unterdrückt worden; nur in einem Bezirk Lüneburgs setzt sich *j* durch. Die Spirans *j* mit dem Ziele des Vokals *i* geht aus der Lautbewegung in den Gebieten der ndl. Siedlung hervor; ob sie in Bremen je gegolten hat, bleibt fraglich. Damit richtet sich der Blick auf die Vorgänge in der ndl. Sprache. Das unzureichende, um Zeichnungen aus den Wenkersätzen bei Frings-Vandenheuvel, Die südniederländischen Mundarten vermehrte Kartenmaterial erlaubt doch die wichtige Feststellung, daß Brabant, von wo andere bedeutsame Lautwandlungen ausgegangen sind, auch ein Herd des Übergangs von *d* in *j* gewesen ist, nach van Haeringen in Tijdschr. voor Nederl. taal- en letterk. 46,31; 284 der

---

ebenso geschieht es mit *lijə* leiden und *li·ə.*, *lijə*, ferner *lêjə* leiten und *le·ə.*, *lějə*, *sowie -důje* bedeuten und *-dü ə.*, *düjə*. Damit ist der hiatfüllende Ersatzlaut auf die Fälle mit Vokalkürze beschränkt, darf aber nicht für die Formen mit langem Vokal angesetzt werden. Wie *-li ə.*, *-lijə* zu deuten sind, wage ich nicht zu entscheiden; vermuten aber läßt sich, daß die hiatdiphthongierten Formen *-lĕ̯i.ə*, *-le̯i ə* bei ihnen Pate gestanden haben. Keineswegs aber ist es ratsam, die Verhältnisse des niederrheinischen Übergangs- und Kompromißgebietes, wo Schwund- und Spiransbezirk aneinander stoßen, zur Grundlage einer Theorie zu machen. Widerlegt wird Ramischs Erklärung durch den Einwand van Haeringens (Tijdschr. v. Ned. taal- en letterk. 46,5 ff.), daß Gleitlaute im Hiat der Tonlage des Vokals gemäß artikuliert werden müssen, eine einleuchtende phonetische Überlegung, da sich der Zwischenlaut aus dem Vokal so herauslöst, daß dessen Schlußteil allmählich konsonantisch wird, wobei die Artikulationsstelle unverrückt bleibt. Nach gutturalen Vokalen muß sich also eine gutturale, nach palatalen eine palatale Spirans bilden. Ein solcher Vorgang hat für van Haeringen nichts Ungewöhnliches, und er läßt den Begriff hiatfüllender Gleitlaut in diesem Sinne zu; namentlich erscheinen ihm *houwen* halten und ähnliche Fälle aus der Vorstufe *houen* bei bequemem Sprechen leicht hervorzugehn. Ebenso beurteilt er *gouwe* gute. Zwischen ndl. *ou (au)*, *eeu* und *ə* entwickle sich immer *w* als Übergangslaut, unabhängig davon, ob früher ein *d* vorhanden gewesen sei oder nicht. Das gleiche treffe auf *j* nach *ee*, *ie* zu, nur daß die Schrift den Übergangslaut nicht eigens wiedergebe. Dieser phonetischen Ableitung des Begriffs Übergangslaut widerstreben nun aber die Typen *baaien* baden und *goeie* gute. In ihnen ist die palatale Spirans aus einem selbständigen Laut, dem mouillierten Dental hervorgegangen. Schönfeld, Hist. Gramm. 3. A. S. 37 billigt diese Auffassung. Sie allein kommt für uns in Frage. Nun scheint ein niederrheinischer Fall wie *krûwə krûʒə* krauten (Frings a. a. O. 137) die gutturale Spirans aus *d* zu belegen. Da ihm aber nach S. 133 *kruwə* zur Seite steht, hat man in ihm eine Bildung nach dem Muster von *rijə : rîjə* zu sehen. Nach der Regel entwickelt sind die ndl. Beispiele *dōjə* tote, *pojər poejər* Puder, *rōjə* rote (Kamperveens), *brōjə* braten, *gujə* gute, *lāj* lade, *bōj* Bote (Elten-Berg), die ich dem Belegstoff van Haeringens entnehme, und die altmärk. und niederelbischen Fälle mit *j*, die oben mitgeteilt sind. Die ndl. *moewe* müde, *roewə* Rute, *vouwen* falten, *schouwer* Schulter sind wie *gouwe* zu beurteilen. Als nützlich bewährt sich die Einteilung bei Schönfeld 36: 1. Synkope a. mit Verlust der Silbe, indem *ə* am Wortende stand und in der Stammsilbe aufging: *scha* Schade, *slee* Schlitten, *hei* Heide, *blij* froh, *reu* Rüde, *lui* Leute; b. mit Verlust der Silbe in den Fällen, wo dem *ə* ein Konsonant folgte: *vaar* Vater, *vaam* Faden, *veer* Feder, *beul* Büttel, *roer* Ruder, *vlier* Flieder; c. ohne Verlust der Silbe bei nachfolgendem *-en* und z. T. auch *-er: snijen* schneiden, *beduien* bedeuten, *kruier* Lastfuhrmann, *kruien* Sand u. a. fahren, *luier* und *luur* Windel, *uier* und *uur* Euter; hierher stellen sich die Fälle mit *-ouwe* aus *-oue*. 2. Übergang von *d* in *j: kwaaie* böse, *ooievaar* Storch, *rooien* rudern, *poeier* Puder; *raai* Kornrade. Die letzte, den *ə*-Abfall enthaltende Bildung ist in der Altmark die regelmäßige.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0435

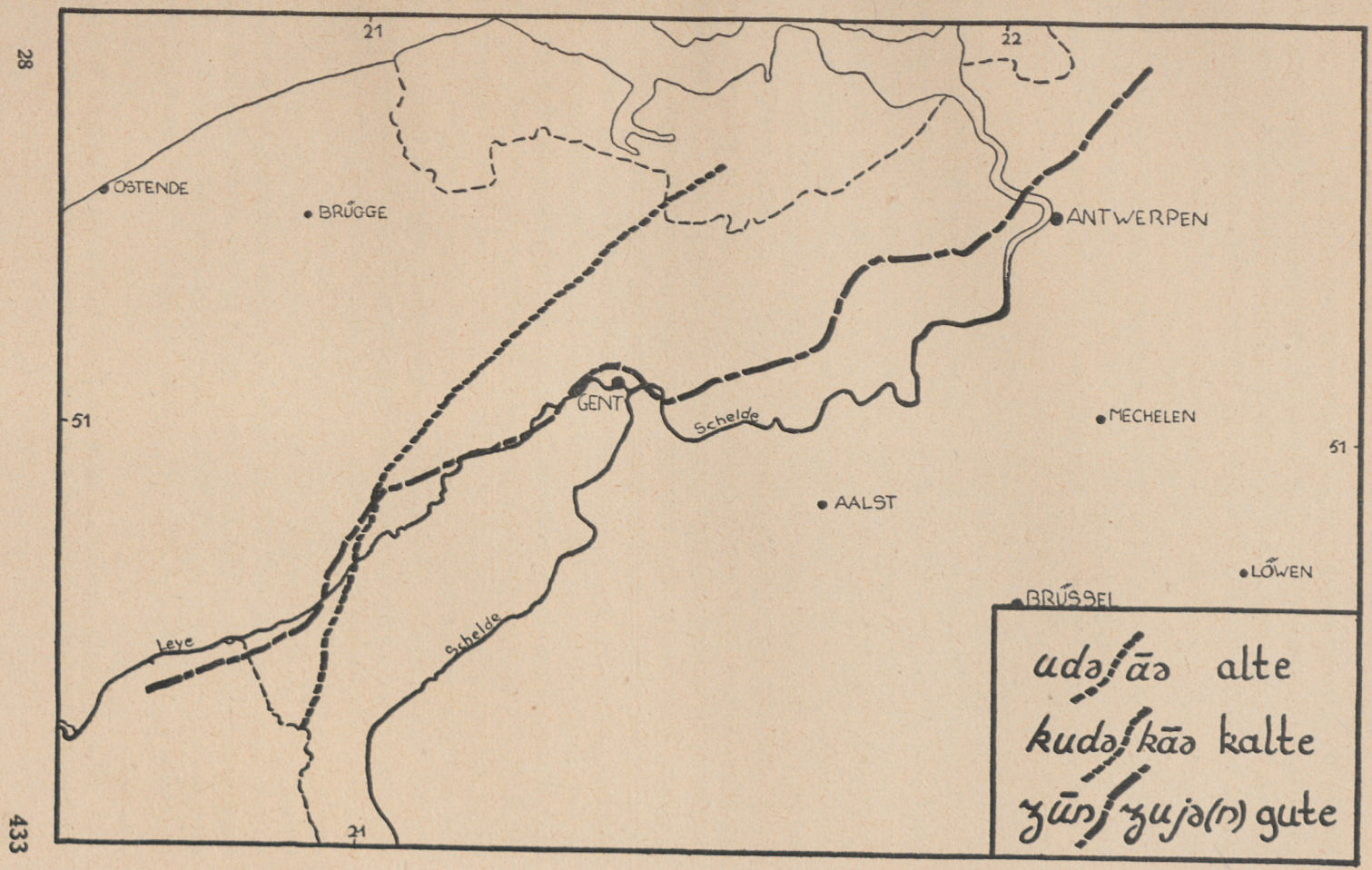
einzige, der die *j*-Formen nach Holland-Utrecht, vornehmlich nach dem Fall Antwerpens, und nach Limburg ausgestrahlt hat. Gegen diese Ansicht wendet sich, gestützt auf W. de Vries u. a., Schönfeld, Hist. Gramm.[3] 38ff., indem er auf Fälle von *j* in Holland und Utrecht wie *roeien* Ruten, *hoymaker* Hutmacher, seit dem 14. Jahrhundert belegt, hinweist und sich daher für die Annahme eines zweiten, weniger kräftigen und jüngeren holl. Herdes entscheidet. Indessen auch mit dieser Erweiterung bleibt der für unsere Zwecke genügende Tatbestand des ursprünglichen und Boden gewinnenden brabantischen Lautvorgangs gesichert. Ihn bestätigen die Karten für 'müde' und 'gute' nach Frings-Vandenheuvel, welche die 'müde'-Karte bei Weijnen, Onderzoek S. 88 ergänzt. Hier beigefügt ist die Zeichnung für 'gute' und 'alte', 'kalte' (s. Karte 61). Die Leye-Schelde-Linie als Westgrenze des *j* zeichnet sich deutlich ab, längs der Maas liegt eine Übergangszone, nach Osten ist die brabantische Neuerung vorgetrieben bis zur rheinisch-westfäl. Grenze und hat das Kleverland und Jülich bis an die Erft überzogen, wie sich aus der Karte S. 125 in Aubin-Frings-Müller, Kulturströmungen und Kulturprovinzen in den Rheinlanden[1] und den Fringsschen Bemerkungen S. 126 ersehen läßt. Im Rheinland ist vorgelagert ein Gebiet des *d*-Schwundes, das einst sich an die Eifelbarriere, eine Linie Hohes Venn—Köln—Rothaar, erstreckte, und im Osten und Westen schließt sich ein *d*-loser Raum an, hier der west- und ostfälische, dort der flandrische. Für das nordndl. Gebiet nördlich der Maas liegen mir Lautkarten nicht vor, so daß ich auf dialektgeographische Angaben verzichten muß. Die Dialektgrammatiken belegen *j* in der Nordwest-Veluwe, Utrecht und Holland. Aus den Blancquaertschen Dialektatlanten ist eine Übersicht über das antwerpensche Gebiet und Seeland zu gewinnen.

Mndl. *asem* Atem

Beitr. 55, 312 hat Frings nachgewiesen, daß ndl. *asem* Atem sein *-s-* nicht einem vermeintlichen Lautgesetz, das *-þm* über *-þþm* in *-ssem* überführe, verdankt, sondern es von mndl. *wasem* warmer Dampf, mit dem es häufig zu einer Gruppe zusammengestellt wird, da mndl. *asem* sowohl Atem als auch Dampf bedeutet, übernommen hat. So wird anderseits *wasem* durch *adem* Atem beeinflußt, indem bei ihm oder dem davon abgeleiteten Verbum *wasemen -d-* auftritt. Diese Entstehung des *-s-* hat eine starke Verbreitung in den Niederlanden nicht beeinträchtigt, wie denn *asem* auch als schriftsprachliche Form anerkannt ist. Daß *asem* aber auch früh, nämlich mindestens schon in der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts vorhanden gewesen ist, beweist das altmärk. *Aosen* Atem, das

[1] Die Lautverhältnisse von Niederländisch-Limburg beleuchten die Karten 11 und 12 von Jos. Schrijnen, De Isoglossen van Ramisch in Nederland (1920).

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0436



Karte 61

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0437

Parisius als *Aozen*[1] mit *Aozen haolen* und dem Verbum *aozen* atmen 49 anführt. Die ndl. Mundarten besitzen die Form *asem* hauptsächlich im Westen des Sprachgebietes; sie ist west-, ostfläm., brabant., haspengauisch (St. Truiden), seeländ., holländ., fries.; sie kommt im Westen von Nordbrabant und im Nordwesten der Veluwe vor. Der Osten Nordbrabants und Limburg haben *ǫjəm*.

-þþ- > -ss-

Der im Südndl. belegbare Wandel von *-þþ-* zu *-ss-* ist auf dem Siedlungsboden rein nicht vertreten, wohl aber aus den altmärk. Kreuzungen *Klitze* und *Klise* Klette zu erschließen. Vgl. hierzu *Klitze* S. 204 und wegen des Übergangs von *-þþ-* zu ndl. *-ss- Päde* S. 209.

-nd- > -ŋ-

Die Entwicklung *hinden* zu *hingen* hinten sieht Frings, Sprache und Siedlung im md. Osten (Ber. d. Akad. Leipzig Phil.-hist. Kl. 84, H. 6, S. 10) als eine vornehmlich westmd. Lauterscheinung, er hält es für möglich, „daß die Erscheinung erst im Mittelalter, vielleicht in der Zeit der Kolonisation aus den rheinisch-hessischen Strichen durch Thüringen an die Saale herangetragen worden ist" (S. 11). Das obersächs. *hingen* habe dann „über Leipzig—Breslau und über der Wendei zu einem mächtigen, oderabwärts gewölbten Bogen ausgeholt. Indem der Typus *hingen* Stück der Kolonialsprache wurde, nahm er an jenem eben erwähnten Südnordzug aus dem ostmitteldeutschen Raum teil". „Die mächtige räumliche Wirkung des neu erstandenen kolonialen Ostmitteldeutsch tritt" für Frings an der starken Nordbewegung ins brandenb. Land und dem Stoß nach Schlesien „sinnfällig in die Erscheinung". Damit leitet Frings das märk. *-ng-* für *-nd-* in der Mark lediglich aus dem Ostmd. her. Dieser Meinung war auch Kurt Wagner, Deutsche Sprachlandschaften 11, der sich ausdrücklich gegen die von R. Huß geäußerte Ansicht wendet, daß Flandrenses an dem md. Stoß beteiligt gewesen seien. Auch ich habe Teuth. 2,167; 317f. Bedenken gegen die Hußsche Auffassung geäußert, gebe diese aber auf grund der seitdem gewonnenen Erkenntnisse preis. Weder hat im Gegensatz zu meiner Meinung von damals das slawische palatale *n* die Ausbildung des märk. gutturalen *n* gefördert, noch liegt das nachweisliche Siedlungsgebiet der Niederländer in der Mark größtenteils nördlich des *ŋ*-Bezirkes. Vielmehr nötigt das Ergebnis der Untersuchung, die ich hier vorlege, die *līəf*-Zone, deren Nordgrenze mit der von *hingen* zusammenfällt, stark mit ndl. Sprachgut erfüllt anzusehn. Indem solches sogar noch südlich der *ick/ich*-Linie begegnet, ist es auch am md. Nordrand anzusetzen, und wir finden es schließlich in Obersachsen und Thüringen selbst. Zugestanden ist freilich, daß Md. auch in den *līəf*-Bezirk eingedrungen ist, aber

[1] Oder bedeutet die Schreibung des Parisius eine Aussprache *ǭtsən?* Diese Wortform wäre aus nd. *ǭtn* und ndl. *ǭzəm* gekreuzt zu denken.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0438

entschieden muß ein md. Sprachstoß bis ins Havelland geleugnet werden. Kein Fall mit Ausnahme von *hä* er ließ sich zur Stütze einer solchen Ansicht auffinden, und auch in diesem konnte sie in ihrer extremen Form als unnötig bezeichnet werden. Den md. Anteil vom ndl. räumlich abgrenzen kann man bei einer Erscheinung, zu der sowohl das Ostmd. als auch das Ndl., wie vermutlich in diesem Falle, beitragen, naturgemäß nicht, nur einen Anhalt für die Ausdehnung des Md. kann man den rein md. Sprachvorstößen entnehmen. Für die Verpflanzung des *-ng-* aus den südlichen Niederlanden in die Mark, und zwar in einen Bezirk, der wenigstens in seinem Südteil von ostmd. Eigenheiten überschwemmt worden ist, liefert jedoch — ein glücklicher Umstand! — das märk. Material ein unumstößliches Zeugnis. Dieses ist das *-nd* des Wortes *Sprind* n. Quelle, welches in den Nuthedörfern neben *Sprink*, im Oberbarnim und im Oderbruch vorkommt und das Adjektiv *sprindig* quellig im Oderbruch und in der Form *sprintig* im Oberbarnim neben sich hat; überall sonst gilt in der Mark *Spring*. Dieses von *springen* springen herrührende Wort erscheint im Nd. mit *-nd* nur in dem genannten Gebiet. Die Vermutung ndl. Abkunft liegt nahe, und sie bestätigt sich. Seine Heimat setze ich in diejenige südndl. Gegend, welche altem *-ng-* lautlich nach *-nd-* ausweicht, eine Erscheinung, deren Herkunft aus dem mouillierten Zustande der Konsonantengruppe *-ng-* J. van Ginneken in Onze Taaltuin 3, 215 ff. glaubhaft macht. Das Alter des ndl. Lautvorganges oder der Anlage dazu, die sich erst in der neuen Heimat ebenso wie in der alten ausgewirkt haben mag, erhellt aus dem Vorkommen in der Mark. Auf dem neuen Boden können den Lautwandel weder der nds. noch der ostmd. Anteil an der Siedlersprache, da diese keine Spur eines ähnlichen Lautvorganges zeigen, erzeugt haben. Dagegen sind nach allen bisher erzielten Feststellungen eben aus dem südndl. Bereich, in welchem *vinder* Finger gesprochen wird, die Zuwanderer in Menge gekommen. Diesen umgrenzt die aus den Blancquaertschen Dialektatlanten gezogene Karte (s. Karte 23 S. 237). Ist durch *Sprind* nun jedoch lediglich die Einfuhr des Wandels *-ng-* zu *-nd-* erwiesen, so muß noch aus ihm ein Beweis oder wenigstens die Wahrscheinlichkeit für die gleichzeitige Einfuhr des Übergangs von *-nd-* in *-ng-* oder der sie begründenden Lauthaltung abgeleitet werden. Den Beweis in den Lautverhältnissen der südndl. Mundarten von heute zu suchen möchte kaum ratsam erscheinen, solange die anscheinend herrschende Meinung gilt, die Jellinghaus, Die ndl. Volksmundarten 87 in Worte kleidet, daß nämlich die ndl. Gutturalisierung des *-nd-* ein Sproß der rheinischen sei. Auch Frings findet diese Erscheinung am kräftigsten im Westmd. entwickelt und möchte ihrem früheren Bereich noch das Mosel- und Lahntal zuschreiben. Offensichtlich steht auch die limburg. Nachbarschaft mit ihren Übergangserscheinungen *binje* binden, *kinjer* Kinder, *windj* Wind, *winj* Winde (Jellinghaus 89) unter dem ausstrahlenden Einfluß Ripuariens, und der Oststreifen Nordbrabants lehnt sein *biŋə* binden an das deutsche Gebiet an. Das besagt aber durchaus nicht, daß eine eigene Gutturalisierungsneigung in den Niederlanden gefehlt habe. Diese

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0439

beruht vielmehr auf der starken Mouillierung der dentalen Konsonanten, wie sie van Ginneken in überzeugender Weise a. a. O. darlegt. Aus ihr entspringt zwar kein umfangreiches, aber doch geschlossenes *ng*-Gebiet, das sich von Brüssel—Mecheln bis zur Ürdinger Linie erstreckt, wie sich aus den vereinigten Karten 'binden' (Karte 5 des Dialectatlas van Vlaamsch-Brabant von Vangassen) und 'Enterich' (Leidse Taalatlas Nr. 35, entworfen von Kroes, abgedruckt in der Tijdschr. v. Nederl. taal- en letterk. 54,245) ersehen läßt; das südostbrabant. *wenger* (s. Karte 23) wird auf limburgischem Boden von *wender*, *wendel* abgelöst, wodurch die Verbindung zum rheinischen Gutturalisierungsgebiet unterbrochen wird; erst nördlicher, bei Maaseik, tritt das ins Rheinland weisende *wienjer*, *wenjer* auf. Ansätze zu *-ng-*, namentlich in Westflandern und Holland (Jellinghaus 88f.), sind auf kleine Herde zurückgegangen. Die von van Ginneken angeführten Mouillierungs- und Dehnungserscheinungen sind Glieder einer Reihe[1], deren Mitte die Gutturalisierung einnimmt, eine Auffassung, für welche ich mich auf meine Besprechung der Karte 'Hund' des Deutschen Sprachatlas (Zs. f. Mdaforsch. 14,231) beziehe. Da das gesamte südndl. und weite Striche des nordndl. Sprachgebiets von Mouillierung durchsetzt sind, mußte daraus da und dort die gutturale Lautgestalt von *-nd-* hervorgehn, und die Stelle, wo sie geschlossen auftritt, bildet einen Teil des Kerngebietes der Auswanderung. Dessen Umkreis aber schließt den benachbarten Strich im Westen davon ein, in welchem aus *-ng-* ein *-nd-* geworden ist. Wenn sich van Ginneken gegen die Ansicht, daß beide Erscheinungen durch Reaktionsartikulation verbunden seien, wendet, da er in ihr einen psychologischen Mechanismus findet, so empfiehlt sich diese doch durch die unmittelbare Nachbarschaft der beiden entgegengesetzten extremen Vorgänge, ohne daß deren beider historische Grundlage, die Mouillierung, an Wirklichkeit verliert. So brauchen wir nicht zu zögern uns vorzustellen, daß beide Lautwandlungen fertig oder im Keim in die Mark verpflanzt worden sind aus dem Raum, der sie auf der Karte einschließt. Sowohl durch *Sprind* ist ndl. Lautform in der Mark nachgewiesen wie das märk. *hingen* in Beziehung gebracht zum südbrabantischen *biŋə* 'binden'-Bezirk[2].

-nt- > *-ŋk-*

Die Mouillierung beleuchtet hell der Fall des märk. *enken* pfropfen, ein Edelreis auf einen Baumwildling setzen, einen Ableger machen, über den ob. S. 237f. ausführlich gehandelt ist. Aus *enten* hervorgegangen, bezeugt *enken* die

[1] Mndl. Schreibungen *kijnt*, *kijnder*, *vijnden*, *bijnt*, *bijnden* u. a. (v. Helten, Mndl. spraakkunst 14; Franck, Mndl. Gramm.² 59) sprechen nicht nur von Dehnung, sondern weisen auch auf deren Vorstufe, die Mouillierung, hin. Die meckl. Schreibungen *Hunjd*, *Hundj*, *Lanje*, die glückstädtischen *blinjdt*, *kenjt*, *Banjd* von 1749 (Nd. Jb. 44,37) u. a. beruhen auf derselben Lautgrundlage.

[2] Ein urkundlicher Beleg aus Berlin vom Jahre 1461 'to keyn *hinger* (Hindernis)' findet sich bei Fidicin, Hist.-diplom. Beiträge 2,243; häufig wird *-ng-* zu Anfang des 16. Jahrhunderts, vgl. Ag. Lasch, Gesch. d. Schriftsprache in Berlin 274f.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0440

Wirkung der Mouillierung in einem Maße, wie es nur noch der deutsche Niederrhein an der ndl. Grenze kennt, wo neben *eŋkə* nach Frings, Germania Romana 171 Fußn. 2 noch *boŋk* bunt und *liŋk* Linte vorkommen.

Verschiedene Lautvorgänge

Die Vokalisierung des *l* zu *u* in *ald, old* setzt die Siedlersprache nicht durch. Schreibgewohnheit führt das mndl. Schriftbild in Personennamen eine Zeitlang weiter, wie *Boudewin* in den Halleschen Schöffenbüchern (Nd. Jb. 51,88 Fußn. 8). Das von O. Bremer im Grundriß der germ. Philologie 3^2, 898 als ndl. in Anspruch genommene *Sot* Salz des Hansjochenwinkels bei Salzwedel geht auf die slawische Aussprache der Bewohner dieses erst spät eingedeutschten Bezirkes zurück.

Früh muß im Westmndl. die Aussprache des anlautenden *g-* sich der des *h-* genähert haben. Der Fall des neumärk. *verhissen*, das nur dem ndl. *vergissen* entspringen kann, spricht eindeutig davon. Das heutige Gebiet der Aussprache *h-* erstreckt sich ungefähr, ohne gleichmäßig durchzudringen, ostwärts bis zur Schelde. Nördlicher ist *h-* namentlich in Nordbeveland üblich. Doch kann auch das märk. *h* für die mndl. stimmlose Spirans *x* eingetreten sein, da für diesen Laut *h* der nächstverwandte war. Wenigstens diese Aussprache ist durch das neumärk. *verhissen* erwiesen.

Über die Verbreitung der Wortform *Marcht* m. Markt in den Dialekten läßt sich noch keine befriedigende Sicherheit gewinnen. Jungandreas nennt sie Besiedlung 97 ostfäl., teilweise thür., obersächs., westerzgeb. und oberlausitzisch; für Ag. Lasch, „Berlinisch“ 247 steht die obersächs. Herkunft des berlinischen *Marcht* fest. Indessen herrscht diese Aussprache durchaus nicht allgemein im Obersächs., im Osterländ. gilt *mark* gegenüber dem altenburg. *marjd*. Leipzig, Eisleben, Mansfeld (hier auch *mart*), der Raum Harz—Elbe mit Fallersleben haben *-χt*. Von der Dübener Heide durch die ganze märk. Siedlungssphäre, auch in den Nordwestwinkel des Jerichower und Havellandes verbreitet, sieht die Lautfolge *-rχt* keineswegs nach obersächs. Sprachgut aus, und dem altmärk. *Marcht* ist damit gar nicht gedient. Ostfäl. aber ist der Lautwandel trotz Jungandreas ebenso wenig, nur der Osten kennt ihn, dem so viel Fremdes eigen ist. Ich bin daher geneigt, vom westfläm.-brabant. *marcht* auszugehn. In Westflandern belegt J. Jacobs, Vergelijkende klank- en vormleer der middelvlaamsche dialecten 269 schon 1288 *marcht* und 1342 *maercht*, und bei Weijnen, Onderzoek ist auf der Karte S. 13 *mercht* im Südosten Nordbrabants eingezeichnet.

Die umgekehrte Metathesis des *r* in ndl. *wrat* Warze hat die gesamte märk. Siedlungssphäre erobert, s. ob. S. 324. An der Mittelelbe sind ihr noch ‘Kirche’ als *kriχə* und ‘Kirsche’ als *krišə* verfallen (Nd. Jb. 21,65; 22,9; 25,43). Hier, wo sie sich am stärksten äußert, war die Ansatzstelle des Sprachstoßes in die Mark.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0441

Brabant, Antwerpen und Seeland, teilweise auch Flandern neigen zur Dissimilation zweier einander folgenden Silben angehöriger *l*. In Löwen spricht man *klēpər* Knüppel, Klöppel, *lēpər* Löffel, *slētər* Schlüssel, *litər* klein neben *litəl;* Kilian hat schon *lemmer* lamina, folium cultri aut gladii; Schuermans nennt *leper, sleuter* und *letter* neben *lettel;* De Bo hat *lemmer* und *sloter sleuter*[1], Tuerlinckx *leper, sleuter, lutter* klein, Teirlinck *sleutere;* in Hasselt gelten *lēpər* und *slētər*. Bei Cornelissen-Vervliet findet man *lemmer* und *lutter*. Die Form *leper* Löffel reicht auf der Karte 34 bei Tans, Isoglossen rond Maastricht östlich bis zur Linie Hasselt—Tongern, d. h. bis zur Panninger Seitenlinie (s. Karte zu Frings-van Ginneken, Zur Geschichte des Niederfränkischen in Limburg. Zs. f. d. Mdaa. 1919). Die *leper*-Belege bei Frings-Vandenheuvel erstrecken sich von Borgloon westlich Tongern und Diest bis Wervik (Westflandern) sowie von Beveren (Waas) bis Halle (Brabant); s. Karte 62. Wie hier Brabant östlich ausgegriffen hat, so hat diese sprachlich aktive Landschaft nach Flandern ausgestrahlt und Antwerpen und Seeland durchdrungen. Das hohe Alter des Lautvorgangs geht aus dem märk. Vorkommen hervor, wo nicht weniger als vier Fälle bekannt sind: *Kläper, Läper, Lemmer* und *Schlöter* (lautlich *šlǭətər).* Die Sprachatlaskarte 'Löffel' zeigt die Form mit *-er* (s. Karte 63) im Barnim, in dem Oderbruch und der Neumark; zwischen Spree und Oder ist die Verbindung unterbrochen. Die Siedlungskerne sind der alten Form verlustig gegangen, haben sie jedoch nach dem Ausweis des altmärk. *Kläper* Glockenhammer (Parisius 59) besessen. Die *Läper*-Belege der Sprachatlaskarte zwischen Bremen und Hamburg und in Süd-, Mittel- und Ostholstein darf man gleichfalls als ndl. Reste ansehen. Auch zwei *r* sind im Ndl. dissimiliert worden, vgl. *karpel* für *karper* Karpfen, *marbəl* Marmorstein, *propel* neben *proper, purpel* Purpur, *rabarbel* Rabarber bei Cornelissen-Vervliet. Ferner haben *r* und *l* ihren Platz vertauscht in dem verbreiteten *dulper* für *dorpel,* sowie in *öləgər* Orgel (Tans Karte 51 und Wejnen, Onderzoek 74), *wulfər* wervel (Nordbeveland). Davon ist nichts in die Mark gekommen oder hat sich dort nicht gehalten. Diese Fälle bekräftigen den Eindruck einer starken Dissimilationsneigung in Brabant und den von ihm beeinflußten Nachbarbezirken; sie kennzeichnen Brabant als den Herd des Lautvorgangs.

d-Einschub zwischen *l, r, n* und *-er*

Eine andere Besonderheit, den Einschub eines *-d-* zwischen *l, r, n* und *-er,* teilt die Mark mit westlich angrenzenden Mundarten. L. Sütterlin, Neuhochdeutsche Grammatik 1,248 findet ihn vornehmlich im bairisch-österreichischen Südosten und im nördlichen Mitteldeutschland. Das letztgenannte Vorkommen erstreckt sich vom Osterland bis in die Mittelmark. Vom Harz ab steigert sich

[1] In Brügge begegnet *sloeter* schon um 1580 (Joz. Jacobs, Westvlaamsch 1927, S. 204*).

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0442

Karte 62

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de
/rosdok/ppn860231771/phys_0443

Karte 63

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0444

die Kraft der Erscheinung unverkennbar und erreicht im Teltow, für dessen Mundart W. Lademann im Teltower Kreiskalender 1931 Sp. 102[a]—105[b] eine stattliche Liste von Wörtern mit *-d-* vor *-er* aufstellt, ihre stärkste Ausprägung. Dem Oderbruch ist der Einschub ungebrochen eigen (vgl. meine Abhandlung in P. F. Mengel, Das Oderbruch 1,248) und nimmt in der Neumark allmählich ab. Durch Bathes Gebiet läuft die Grenze von Jerichow nordöstlich ins Havelland zwischen Rathenow und Rhinow auf Friesack zu, wie die Pause VIII u seiner Dissertation zeigt. Sie liegt in der *lēf*-Zone, nähert sich jedoch der *lēf/līəf*-Linie und fällt in ihrem östlichen Verlauf annähernd mit ihr zusammen. Dadurch kennzeichnet sich der *d*-Einschub als eine ausgesprochene Eigentümlichkeit der *līəf*-Mundart. W. Seelmann im Nd. Jb. 51,82 sieht als Ursache des mittelmärkischen *d*-Einschubs die kräftige Betonung der Endung *-er* an, welche bewirkt, daß das Zungen-*r* der Endung deutlich ausgesprochen wird, wodurch sich die Neigung zum verbindenden *-d-* einstellt, während in der nordmärkischen Aussprache bei schwacher Betonung das *-r* fast oder ganz schwindet. Bathe und Krause bemerken an der Mittelelbe Längung der Liquiden vor der Endung *-er* anstatt des *d*-Einschubs, im Oderbruch beobachtete ich beides zusammen. *dūn̄ər* dünner steht *dūndər* gleich, es ist die Vorstufe zum zweiten, *dūn̄dər* des Oderbruchs vereinigt beides. Der lautgeschichtliche Vorgang gleicht dem, welcher nach den übereinstimmenden Erklärungen von Joh. Franck, Mndl. Grammatik[2] 104 und M. Schönfeld, Hist. grammatika van het Nederlands[3] 64 die Reihe der altmndl. Formen *inreste*, *innerste* und *inderste* hervorbringt. Vor dem silbischen Zungen-*r* wird die Liquida gelängt und danach zur bequemeren Aussprache durch die Gruppe Liquida und *d* ersetzt. Diese lautliche Erklärung ist mit der von Seelmann zu verbinden. Silbische Aussprache des *r* und starker Endungston sind im Altmndl. und im modernen Mittelmärk. der *līəf*-Mundart als Ursache des gleichen Lautvorganges wirksam. Beide Erscheinungen hangen offenbar ursächlich zusammen.

Auslauterscheinungen

Beim Eintritt des mndl. *dong*, *donk* Dunk in die Siedlungsgebiete war der auslautende Konsonant noch nicht zu *-k* verhärtet. Die spätere Entwicklung brachte zwar allgemein dem Ausgang *-nk* den Sieg, doch zeugen noch die bremischen *Dunge*, die ostholsteinischen *Dünge-* und *Dungenhorst* sowie die Diminutivform *Düngel* in der Bremer Gegend, in Ostholstein und in Pommern vom alten Zustand. Die heutige Aussprache des Westteils der Niederlande bringt diesen wieder zur Geltung, wie die Karte 'Ring' bei Weijnen, Onderzoek 61 lehrt.

Dem ndl.-nds., auch im Md. vorwiegenden Abfall des auslautenden *b*, *p* in 'dumm', 'Kamm', 'Lamm' hat sich das Flurwort *Kamp* m. eingefriedigtes Landstück, zu Kulturen bestimmte Forstparzelle in dem Flurnamen *Ekelkamm* Eichenkamp, -pflanzung nahe dem Dorfe Salzbrunn zwischen Treuenbrietzen

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0445

und Beelitz[1] und in dem mansfeldischen *Flanzkamm*[2] angeschlossen. Welcher der drei Sprachen dieser Vorgang zu verdanken ist, läßt sich nicht entscheiden.

Der auf der Sprachatlaskarte 'recht' in der Altmark, im nördlichen Flämingvorlande und im Oderbruch mit wenigen Spuren bezeichnete Abfall des *-t* weist an den beiden letzten Stellen nach eigener Beobachtung ein Ausmaß auf, das dem Ohr eines Märkers, der nicht diesen Gegenden sprachlich angehört, ungewohnt ist und auffällt. Man wird an die ripuarische Aussprache gemahnt, und sucht man in dem südndl. Auswanderungsgebiet der märk. Siedler nach derselben Erscheinung, so trifft man sie so ausgiebig an, daß eine Verbindungslinie von dort zur Mark erkannt werden muß. Darüber hinaus reicht der Verlust des *-t* mit mehr oder weniger Stärke wohl über das gesamte südndl. Sprachgebiet; im Antwerpenschen ist er besonders ausgeprägt, auch in Südholland und Utrecht tritt er hervor. Hand in Hand geht mit dem Schwund der Antritt eines *-t*, eine bekannte Koppelung, die als Reaktion gegen den einen Vorgang wirkt und damit zu einem anderen Extrem gelangt. Niederlande und Mark Brandenburg sind reich an Belegen für beides. Dem mbrabant. *steenwecht* Steinweg, befestigte Landstraße, *dacht* Tag (1346)[3] stellt sich das moderne *ǫwrlǫxt* Krieg und *mūxt* Magen zur Seite. Verschuur (Nordbeveländisch) bietet *weᵃχt* Weg, *bōrt* Bohrer neben *sχof* Schulter, Bug; bei Cornelissen-Vervliet finden sich *gis* Hefe, *kas* Kasten, *mes* Messer, anderseits *langst* längs, *nerft* Nerv, *temst* Sieb. Die Belege ließen sich häufen. Fest geworden ist u. a. *burcht* m. Burg. Nicht zu vereinigen hiermit jedoch sind Baum- und Pflanzennamen mit *-t*, da darin das Suffix *-te* steckt, welches die baum- und pflanzenbestandene Stelle bezeichnet; vgl. *ther Eekt* (1220) v. Loey 19; *Elmt* (1310) 14; eine große Zahl ist in den Handel. v. toponymie en dialectol. 5,210—230 geboten: u. a. *espt*, *berct*, *elst*, *hulst*, *hasselt*. *Werft* ist in dieser Gestalt in die Mark verpflanzt worden. Alte märk. Zeugnisse des Abfalls bringt u. a. Ag. Lasch, Gesch. d. Schriftsprache in Berlin 289. In den märk. Schwundbezirken erscheint ebenso geläufig das angetretene *-t*, vgl. *anges* Angst neben *dūst* Daus in der Gegend von Fürstenwalde a. d. Spree; *jənǫxt* genug im Kr. Teltow. Die Personennamen auf *-er*, die daneben auch dem Muster der Namen auf *-ert* aus *-ward* u. ähnl. folgen können, nehmen gern *-t* an: *Blauert*, *Blüchert*, *Hillert*, *Teuchert*[4]. Der *t*-Verlust ist dauernd geworden beim märk. *Poß* (Neumark, Oderbruch, Ostpommern), *Posch* m. n. Moos auf Strohdächern und der Erde, auch auf der Erde stehende Flechten, welches *Porst* Gagel, myrica gale entspricht; geldernsch-overijselsches *pǫs* f. myrcia gale stehe als Vertretung für weitere Belege.

---

[1] Engelien-Lahn, Der Volksmund in der Mark Brandenburg (1868) 26; 28.

[2] Jecht, Wb. d. mansfeld. Mda. 25*.

[3] van Loey, Bijdrage tot de kennis van het Zuidwestbrabantsch 149.

[4] *Teuchert* leitet Hans Bahlow vom Namen der Stadt Taucha ab. Die ältere Namensform *Teucher* kommt im Obersächsisch-Osterländischen und an der Mittelelbe vor.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0446

Der Schwund des auslautenden *r* in Kurzwörtern zeigt sich in zwei Formen: in *hă* er, wo Monophthong, in *hīə* hier, *hăə* her, wo Diphthong auftritt. *hă* erklärt sich als Kreuzung des nds. *he* und des md. *er ar* er; indem der nds. Wortkörper fortlebt und *r* in diesen nicht aufgenommen wird, liegt kein echter *r*-Schwund vor. Anders bei den beiden andern Wörtern. Ihr Diphthong setzt nicht etwa das *r* in seinem zweiten Teil fort, da *-r* zu *-ər* oder *-ä, -a* werden müßte. Eine Form *hīª* gilt auch im Nordmärk., überwiegend in der *lēf*-Zone; die Grenze zwischen *hīª* und *hīə* verläuft nach der Sprachatlaspause 'hier' an Havel und Spree mit einer *hīə*-Spitze ins Havelland; das Oderbruch hat *hīə*, und nördlich vom Oderbruch scheidet die Oder westliches *hīª* von östlichem *hīə*. Die Oder bildet indessen nur eine Laut-, keine Wortformgrenze; denn ostpommersches *hīə* geht auf *hier*, mnd. *hîr* zurück. Alleinige Herkunft des südmärk. *hīə* aus dem großen md. *hie*-Gebiet ist zwar nicht unmöglich, scheint aber wegen der Annäherung des nördlichen Grenzzuges an die *lēf/līəf*-Linie nicht wahrscheinlich, und so dürfte an ihm das Südndl. beteiligt sein. Die *r*-losen Formen Brabants und Limburgs, *(h)ī, (h)ei, (h)ii, hē*, die sich aus Satz 14 bei Frings-Vandenheuvel ziehen lassen, gehn jedoch auf altes *hî* zurück (vgl. Frings in Beitr. 63,84), womit das märk. *hīə* nicht verbunden werden kann. Dem Kölner Raum ist *hē* aus altem *hie* eigen, das sich zwischen *hî* des Nordens und des Trierer Südens einschiebt. Sollte in ähnlicher Weise ein *hie* auch in Brabant oder Antwerpen bestanden haben, das heute durch die Abkömmlinge von *hî* überdeckt wäre? Von der Verbreitung von *hăə* her in der Mark besitze ich keine genügende Kenntnis; seine Form scheint von *hīə* abzuhangen.

Flexion

Nomen

Ndl. *j*-Bildung weisen *Gent* m. Gänserich (ob. S. 347) und *Flöhe* f. Floh auf, während das Nds. *gante* und *vlô* besitzt. Das ndl. *vloo* f. bewahrt das *j* im Plural *vlooien*, und die Mundarten nehmen es vielfach in den Singular: *vloye* neben *vloo* Kilian, *vlooi* De Bo, *vleuie* Teierlinck, *vlūj* in Hasselt, *vlooi* Boekenoogen, *vlō̆j* v. Schothorst. Rheinland, West- und Ostfalen kennen den Umlaut nicht, Mensing meldet ihn aus Ostholstein, der Gegend von Kiel, dem Dänischen Wohld und der Hohnerharde, wohin ndl. Siedlung gelangt ist. Mecklenburg bevorzugt *Floh* m.; ein frühes *Flöhe* f. beim Rostocker Nic. Gryse, Spegel des Pawestdoms (1593) S 2^b fällt auf, findet aber an der späteren Sprache nur eine schwache Stütze: ein *Fleuh* Sg. des Naturforschers und Sammlers A. C. Siemßen in der Monatsschrift von und für Mecklenburg 3 (1790), 627 und *Flöh* Sg. bei Reuter 2,168 Seelmann und bei John Brinckman, Plattdeutsche Werke 2,23. Unbedenklich darf märk. Einfluß angenommen werden. Dähnert hat *Flö* Sg. Die Form märk. *Flöhe*, Pl. *Flöhen* erreicht im Norden die Landesgrenze, ob sie die neumärkisch-pommersche Grenze überschreitet, ist nicht bekannt. An der Mittel-

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0447

elbe ist das märk. Wort über den Strom vorgeschoben und auf dem linken Ufer im Streit mit *Floh*. Die Altmark diphthongiert und entrundet zu *Flaie;* diese Form findet sich auf dem rechten Ufer gegenüber Magdeburg—Schönebeck, wo die Fliege *flējə* heißt. Der vorherrschende Zusammenfall der beiden Wörter (Nd. Jb. 21,77) ist lautgerecht, im nicht entrundenden Gebiet ist der Unterschied in *flǭə flǭ* und *flēə flē* bewahrt.

Oben S. 136; 158 ist der *w*-Plural von 'Kuh' behandelt. Hier soll die *j*-Form dargestellt werden. Indem ich die moderne Fortsetzung des as. Plurals *kôgii, kôii*, welcher im West- und namentlich im Ostfälischen begegnet, bei Seite lasse, wende ich mich den märk. *j*-Formen zu. Die Sprachatlaskarte 'Kühe' zeigt *kög-* im Havelland mit Ausläufern in die Prignitz und in der Uckermark sowie Vorpommern bis zur *leif/lēf*-Linie, ferner rechts der Oder innerhalb des *lēf*-Streifens. Anlehnung an die *lēf*-Zone ist unverkennbar. Meckl. Randstriche, wie vor allem die Südhälfte des Landes Stargard, haben *kö* als lautgerechte Entsprechung des meckl.-schwerinschen *käu*. Anderer Herkunft ist das alt-, mittel- und südmärk. *kö;* in ihm sehe ich das nördliche *kög-* in der Gestalt, die ihm die Vokalisierung des *g* und der Schwund der Endung *-e* nach dem Muster von *ro·* Ruhe verliehen hat. Somit ist eine märk., vom *käu* des angrenzenden ostfälischen Ostrandes abgehobene *j*-Fläche festgestellt. Ihr gehört das vorgelagerte *kēg-* eines Flecks südlich Aschersleben an. Im Lande Storkow, dem Nordteil von Lebus und in der Neumark nördlich der Warthe ohne das Oderufer und den Hauptteil des Kreises Königsberg herrscht *käu-*, lautlich *kǫi-*, überwiegend in der Singularform *kǫiə* und mit dem Plural *kǫiən*. Diese Wortgestalt gehört in der Regel der niederen Sphäre des Schimpfwortes an und ist affektbetont und daher im Rückgang. Ältere Belege aus der Neumark südlich der Warthe bestätigen ihr Zurückweichen. Mit *kög-* kann *kǫiə* nicht verbunden werden. Beide aber sind ndl. Lautgut. Die räumliche Verteilung der ndl. Formen von 'Kuh' läßt sich an der Karte 11 der 2. Lieferung des Kloekeschen Taalatlas übersehen: zwischen den limburgischen und flandrischen *j*-losen Gebieten — in Limburg *kou*, das nördlich von Venlo in *koew* übergeht, in Flandern *koe* — breitet sich der brabantische *koei*-Bezirk aus, der Seeland und Südholland erobert hat. Die Insel Walcheren und zahlreiche südholländische *koe*-Belege schlagen die Brücke zum nordholländischen *koe*. Aus Brabant sind die märkischen *j*-Fälle in der Gestalt *küöie* des Plurals eingewandert und durch den ob. S. 408 ff. beschriebenen Lautvorgang in *kǭj* und *kö·* umgewandelt worden. Die *kǫiə*-Form, außerhalb der Reichweite dieses Wandels gelegen, ist auf der Zwischenstufe *kǭie* diphthongiert worden, vergleicht sich also dem *dreue* (lautlich *drǫiə*) trocken und hat dessen Ostgrenze überschritten.

An zwei Stellen des norddeutschen Sprachgebietes ist die volle Endung des Gerundiums *-ene* unversehrt geblieben, beiderseits der Oberweser zwischen der oberen Ruhr und der Leine in der Gegend von Northeim und Gandersheim

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0448

und in der Mark zwischen der Schwarzen Elster, der Havel und der Oder[1]. Dieselben Bezirke bewahren die Endung *-ere* in den Pluralen 'Eier' und 'Häuser', nur erstreckt sich der zweite für 'Eier' über die Oder an die Ostgrenze des Landes Sternberg. Ein drittes Vorkommen von *-ere* liegt um Trachenberg, Militsch und westlich Breslau in Schlesien. Beziehung von hier zur mittleren Oder scheint zur starken Ausdehnung des *-ere* nach Süden beigetragen zu haben, das Land Sternberg ist jedoch im wesentlichen von Schlesien sprachlich unabhängig. Den Kern der *-ere*-Fläche hat schlesischer Vorstoß nicht berührt. Ebenso wenig besteht vom Fläming eine Beziehung zur Oberweser. Das Bild wird, mit den Mitteln des Sprachatlasstoffes, abgerundet durch die Wortform *Korne* n. Korn, Getreide (Wenkersatz 40), die sich dem Grenzrahmen einfügt, aber die Oder nur in einem schmalen Westoststreifen an der Warthemündung trifft. Sind deutsche Ansatzpunkte für das märkische alte und berechtigte wie für das angetretene *-e* nicht vorhanden, so finden sie sich in den südlichen Niederlanden. Die Gerundiumsendung freilich ist gleich der des Infinitivs geworden, und vom Formenschatz bei Frings-Vandenheuvel sind Beispiele für die Pluralendung *-ere* nicht verwendbar, da 'Kleider' und 'Eier' diese schwach bilden (mit *-eren*) und *Häuser* bei der *r*-losen Endung verblieben ist. Heranziehen kann man als Zeugnisse für das angetretene *-e* 'Schwester', 'Mutter', 'Pfeffer', 'Kochlöffel' und 'Korn'; den beiden ersten, die Dative sind, kommt kein *-e* zu, die drei letzten sind Akkusative[2]. Die Pause (s. Karte 62 S. 439) zeigt bei 'Schwester', 'Pfeffer', 'Kochlöffel' ein flandrisches *e*-Gebiet; auch 'Korn' ist einmal, in Lokeren, mit *-e* belegt. Is. Teirlinck, Klank- en vormleer van het Zuid-oostvlaamsch dialect (1924) 60[b] gibt als Ostgrenze Dender und Schelde an. Seine Übersicht zeigt in der Mundart das alte *-e* weitgehend erhalten und die Anfügung eines neuen *-e* an die nominalen Bildungssilben *-em, -en, -el* und ursprüngliches *-er* sowie an einen auf Konsonant und folgendes *m* ausgehenden Stamm; dabei wird der Vokal vor den Liquiden, der im letzten Falle durch Svarabhakti entstanden war, stark geschwächt oder gänzlich unterdrückt. Beispiele der Anfügung nach Teirlinck 61[b] f.: *aasəmə* Atem, *bēsəmə* Besen, *boo(g)ənə* Bogen, *ree(g)ənə* Regen, *dreupələ* Tropfen, *naa(g)ələ* Nagel, *duuvələ* Teufel, *eemələ* Himmel, *oomərə* Hammer, *pāləmə* Palme, *dōrəmə* Darm. Berechtigt ist *-e* in den Nomina agentis auf *-er, -ere*, z. B. in *bākərə* Bäcker, *loopərə* Läufer und in den suffixbetonten Wörtern wie *leu(g)əneerə* Lügner, *bruusəleerə* Brüsseler, *nootəleerə* Nußbaum. Auch im Gen. der *ir*-Plurale war ein *-e* vorhanden. Diese grammatischen Fälle sind die Ausgangspunkte der Neuerung.

---

[1] Nördlich bis Küstrin, im Süden über Guben hinaus im Falle 'trinken' des Wenkersatzes 16; für 'schneien' (Satz 2) endet *-ene* bereits am Spreewald.

[2] Der Satz 16 lautet im Ndl. meist: ich schlage dir gleich den Kochlöffel auf den Kopf.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0449

Zeitschr. f. d. Mdaa. 1908, S. 33 hab ich eine Anzahl maskuliner *n*-Stämme angeführt, welche in der nördlichen Neumark das feminine Geschlecht aufweisen, u. a. *Brocke*, *Droppe*, *Karpe*, *Klove (Klaae)*, *Stake*, *Schledde* Schlitten, *Schnuppe* Schnupfen, und als Ursache des Geschlechtswechsels die formelle Gleichheit der Endung mit den meisten Femininen vermutet. Wenn dieser Umstand die starke Ausdehnung des Geschlechtswechsels gewiß auch begünstigt hat, wie die Liste Gustav Krauses im Nd. Jb. 22,10f. lehrt, welche noch u. a. *Brade*, *Hake*, *Happe* Bissen, *Knacke* ein winkelförmiges Stück Holz, *Knoke*, *Kuëke*, *Lappe*, *Rogge*, *Tacke* aufzählt, so nötigt doch das Auftreten des Femininums bei einigen dieser Wörter, sei es im Mndl. oder im Nndl. oder in den südndl. Mundarten namentlich des Westens, an eine Übernahme des femininen Geschlechts von dort und an ein nachträgliches Umsichgreifen zu denken. So sind im Ndl. feminin *brokke* (Teirlinck), *drop* (Teirlinck), *knook* Knochen (Cornelissen-Vervliet), *kolve* (Teirlinck). Dazu treten mit allgemein ndl. femininem Geschlecht *braai* Braten, *slee sledde* Schlitten. Eine Liste fem. gewordener ursprünglich mask. *n*-Stämme bei van Helten, Mndl. spraakkunst 361 enthält: *balke*, *boge*, *galge*, *haghe*, *craghe*, *mage*, *mane*, *name*, *rieme*, *sterre*, *vane* u. a. Außerhalb der schwachen *n*-Stämme erscheinen eine Reihe Wörter anderer Deklinationsklassen als Feminina übereinstimmend mit dem Ndl., wovon folgende dem Gesamtmärk. angehören: *Fliëse*, *Gerste*, *Grünzel*, *Kinne*, *Knie*, *See*, während *Weite*, *Maan* Mond mehr dem Westen eigen sind und *Pluog* im Westen vom Maskulinum bedrängt wird, im Osten aber das Femininum uneingeschränkt zeigt. Ein Beleg aus Brandenburg von 1413 hält sogar noch bei *Dod* das feminine Geschlecht des Ndl. fest: 'wu si to der *dot* komen is' (Riedel I 9, 94). *See* ist im Mndl. ursprünglich mask. wie in den anderen germ. Dialekten, daneben erscheint nach Übertritt zu den *i*-Stämmen ein fem. *see* (van Helten, Mndl. spraakkunst 335; 337); dieses wird in die Mark entlehnt. Alte Belege: *die Karpe* J. S. Elsholtz, Diäteticon (1682) 209; *under siner pluch* (Wustrow Kr. Ruppin 1491) Riedel I 4, 117; *See* wird als Femininum gebraucht in Brandenburg 1383 (Riedel I 9, 64), in Pritzerbe 1394 (I 7, 474), in Köpenick 1487 (I 11, 433), in Cölln 1513 (I 11, 464), in Friesack 1525 (I 4, 163), in Lenzen 1544 (Herold, Kirch.-Vis.-Absch. 1, 474); die anhaltischen Amtsregister haben neben gewöhnlichem Maskulinum einige Fälle mit dem femininen Geschlecht, s. Specht 1, 25; 148; 192; 2,198.

Stark flektiertes Adjektiv nach bestimmtem Artikel

Die westnd.-ndl. Besonderheit des stark flektierten Adjektivs nach stark flektiertem Artikel und Possessivpronomen begegnet in der nd. Sprache Berlins von 1300 bis 1500 nach Nd. Jb. 29,109 zuweilen: 'tu der koningliker gewalt', 'met syner durer marter'. Ag. Lasch, Geschichte der Schriftsprache in Berlin bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts 328 nennt die Fälle selten und nicht mit den

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0450

fränkischen Verhältnissen zu vergleichen oder in Beziehung zu bringen. Daß diese Ansicht irrig ist, beweisen Ortsnamen, die aus einem stark flektierten Adjektiv und femininen Appellativ gebildet sind. Es sind etwa: *Bredereiche* (Bredereyke 1307), *Hoherlehme*, jetzt Wildau (Teltow; 'Alta Lomen' 1375; 'zcur hohenlomen' 1444 Riedel I 11, 360; 'das dorfflin, gnant die hoge lomme' 1472 11, 406; Hogerlomen 1450; Hogerlame 1480), *Langerwisch* ('proprietatem ville novi Langerwisch juxta oppidum Beliz' 1285 Riedel I 8, 174), *Natterheide* Kr. Osterburg (Nachteheyde, Var. Nathehyde 1375[1]), *Neuermark* Kr. Jerichow 2, *Neuerstadt* Kr. Schweinitz, *Nyerburch* ('in molendino Nyerburch' 1322 Riedel I 11, 29), *Schönerlinde* (Schonerlinde 1242), *Schönermark* Kr. Angermünde (Scoinremark 1287), *Wüstermarke* Kr. Herzberg. Diesen Namensformen sind die ndl. *Heiligerlee*, *Nieuwerkerk*, *Ouderkerk*, *Schoondremark* gleich und ihr Vorbild. Für die holsteinischen Elbmarschen s. ob. S. 83.

Verbum

Imperativ *duch* u. a. Imperative auf *-ch*

Mit der märk. *līəf*-Mundart verwachsen ist der Imperativ *duch* (lautlich *duχ*) tu (s. Karte 64); das östliche Endstück seiner Nordgrenze schwingt, Boden gewinnend, auf der Linie Bernstein—Arnswalde nordwärts zur *leif/lēf*-Linie hin. Deren nd.-md. Zweig *līəf/lieb (līp)* und ihre westliche Verlängerung *lēf/lieb (līp)* bilden die Nordgrenze der ostmd. Nebenform *tuk* (lautlich *tūk*, *tuk*) des Imperativs. Deren Dasein scheint nach dem sinnfälligen Eindruck des Kartenbildes von dem nd.-md. Gegensatz *-f/-b (-p)* abzuhangen, da es vor dessen Aufhebung im Westmd. an der Werra, wo auch im Md. die Spirans erhalten ist, erlischt. Südwärts erstreckt sich *tuk* an den Thüringer Wald und bis zur Südgrenze des Leipziger Beckens. Im Osten bleibt die Oberlausitz außen, die Wendei liegt als eroberte Fläche im *tuk*-Bereich. Einbußen im Westen, Süden und Osten kennzeichnen das Kartenbild des Gegenstücks zu *duch*, des Imperativs märk. *goch* (lautlich *jǫx gǫx*), auch *gach* (lautlich *jax*), ostmd. *gik gek* geh, die stärkste in der Mark, deren Südwesten die Nebenformen *goa* und *gang* (lautlich *jǭ*[a] und *jaŋk*) gebraucht und deren großer südöstlicher Bezirk mit dem Übergang zur *ê*-Form von 'gehn' das *-ch* des Imperativs aufgegeben oder es infolge der durch md. Siedler eingeführten *ê*-Form nie besessen hat. Dasselbe Schicksal teilt der Imperativ *stoch* (lautlich *štǫx*) steh, auch mit der südwestmärk. Nebenform *stand* (lautlich *štant*) nach Ausweis der Karte 8 bei K. Bischoff, Studien. Als vierte Imperativbildung, die auf *-ǫx* ausgeht, tritt *schloch* (lautlich *šlǫx*) schlag hinzu und mit anderem Vokal *sich* sieh, beide mit einem dem Verbstamm angehörigen *-ch*, darin von den drei ersten Imperativen verschieden. Wucherndes

[1] So, verschrieben, als Ortsname im Landbuch der Mark Brandenburg von 1375 hg. von Joh. Schultze S. 302, die richtige Form Natterheide S. 298 in einem Personennamen.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0451

Karte 64

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de
/rosdok/ppn860231771/phys_0452

Leben erfüllt gegenüber dem bescheidenen märk. Bestand den ostmd. Raum mit einer unübersehbaren Menge von Imperativen mit dem mundartlich lautgemäßen *-k*. Die Mehrzahl besitzt diesen Ausgang als ein angefügtes, nach Wrede[1] „adoptiertes" Lautelement, das wie ein Formmittel wirkt. Voraussetzung für beide Gruppen ist der obd.-md. Abfall der Endung *-e*. Durch sie tritt inlautendes *g* in den Auslaut in der ersten; *sag* sage, *frag* frage, *leg* lege entstehn so und sind *lad* lade, *dęk* decke u. a. bildungsmäßig gleich[2]. Der zweiten Gruppe gehören die vokalisch auslautenden Verbstämme an, die ihrerseits zerfallen in Stämme, denen ein *j* eigen war, und solche, die rein vokalischen Ausgang haben und stets besessen haben. Die ahd. *drâian* drehen, *nâian* nähen, *sâian* säen bildeten den mhd. Imperativ *dræie* nach dem *e*-Schwund zu *drâch* (lautlich *drēχ*) um und verhärteten im Md. die Spirans schließlich zu *-k*, vgl. *mēk* mähe, *nēk* nähe, *zēk* säe (Aken). Den größeren Rest beurteile ich wie Wrede als dialektgeographische Adoptionsformen, beruhend auf dem Ausgleich innerhalb einer Mischzone von Doppelformen, die das Inlaut-*g* bewahren, und anderen, die es ausstoßen. Vor der Setzung der heutigen ostmd. *flīʒn/flīn* 'fliegen'-Grenze bestand Doppelformigkeit *flīʒn* + *flīn*, „und diese veranlaßte, daß *schrīn* schreien . . . adoptiert" wurde, es erhielt „während der herrschenden Mehrsprachigkeit als vierte Proportionale nunmehr" einen *g*-Imperativ '*(flīn: flīg = schrīn: schrīg)*"[3]. Wie *lęk* lege, liege, *šdaįk* steig werden nun gebildet *špaįk* speie, *šraįk* schrei, *bauk* baue, *brauk* braue, *hauk* hau, *šdrauk* streue, *aįk* aie, liebkose, *buįk* wiege (von *buįən*)[4], *fraįk diχ* freue dich (Aken). An der Mittelelbe gegenüber Magdeburg, wo der Übergang von *-g* = *-ch* in *-k* nicht stattfindet, erscheinen die Imperative dieser Art mit *-ch: hauχ* hau, *štrauχ štroįχ štraįχ* streue, *hoįχ* heue, *aįχ* aie, *šraįχ* schrei (Nd. Jb. 26, 63). Hier steigert sich die Zahl der *ch*-Imperative durch den Zugang der Stämme, die auf *-d* und auf *-g* nach hellem Vokal ausgehn, indem *-d-* und *-g-* vokalisiert worden waren. Einem Infinitiv *bēin* bieten und *bōin* beugen entsprechen so *hęχ up* hege auf, *bōχ* beuge; *bēχ* biete, *råiχ* rate, *šaiχ* scheide, *låiχ* lade, *laiχ* leite, *vēχ* jäte (as. *wiodon*), *hōχ* hüte. Diese Fälle erklären sich aus ihrem Paradigma. Anders steht es mit *blīχ* bleib im Kreise Jerichow 1, im nördlichen Vorlande des Fläming und *blaiχ* bleib am Rande des letzten Bezirks[5] und *šūx* schieb, *šnūx* schnaube im Kreise Jerichow 1 (Nd. Jb. 26,59). Sie kommen im Schwundgebiet von *-v-* vor, ihnen stehn die Infinitive *blīn*, *šūn*, *šnūn* zur Seite; sie sind als Adoptionsformen zu betrachten. Indem nämlich im selben Bezirk auch *-g-* schwand und sich *drān*

[1] In: Beiträge zur germanischen Sprachwissenschaft, Festschrift Behaghel (1924) 86 f.; dort ist die *tuk-*, *duch*-Fläche umgrenzt und die Verbreitung der mfrk. *döch-*, *dōch-*, *dog*-Fälle an der westlichen Reichsgrenze von Monschau über Aachen bis Gangelt und die hess. *sik*, *sich* 'sei'-Enklaven an der untersten Eder und Fulda sowie am Ederkopf angegeben.

[2] Beispiele aus Buttelstedt bei Weimar; *-g* entspricht dem *-k* an anderen Orten.

[3] Wrede a. a. O. 86.

[4] Emil Trebs, Beiträge zur osterländischen Mundart (Progr. Fürstenwalde a. Spree 1899) 20.

[5] Nach der Sprachatlaskarte 'bleib'.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0453

tragen, *frān* fragen, *štīn* steigen, *šwīn* schweigen, *bō̄n* beugen bildeten, gab es eine Periode, in der die alten Formen neben den jungen gesprochen wurden, und die Folge war, daß allgemein der *ch*-Auslaut, im Anschluß an *-g-*, gewählt wurde. Die Erinnerung an den konsonantischen Stammauslaut wirkte nach, aber wählte einseitig. Ein echtes Formmittel *-ch* des Imperativs liegt nicht vor. Den Beweis erbringen die Fälle des stendalisch-schollenischen Vokalisierungsgebietes. Da hier das vokalische Element *u* für *v* und *g* nach dunklem Vokal, wie oben *i* für *d* und *g* nach hellem Vokal, den Stammauslaut bildet, zeigt der Imperativ durchweg den Ausgang *-f: blīf* bleib, *drīf* treib, *šūf* schieb, *šnūf* schnaube und *drāf* trag, *frāf* frage. Jenes *-ch* von *blīχ* ist demnach wie dieses *-f* aus heimischen Lautvorgängen erwachsen. Das sind aber, um zusammenzufassen, alle märk. und ostmd. *ch-* oder *k*-Imperative, nur die drei erstgenannten Fälle *duch*, *goch*, *stoch* sind unerklärt geblieben; die märk. *schloch* schlag und *sich* sieh sind bereits gedeutet. Woher stammt die Form der drei Imperative? Wrede bezieht sie a. a. O. in die Reihe der Adoptionsformen ein, Osk. Weise in der Zs. f. d. Mdaa. 1907, S. 319 leitet *duch* aus dem mhd. Konjunktiv *tüege*, *tüejest*, *tüeje*, ahd. *tuoie*, *tuoiest* her. Wenn die letzte Annahme zuträfe, dann müßten diese Konjunktivformen in Thüringen vorkommen; sie sind aber nur im Bairischen und Alemannischen belegt[1], wo denn auch *-g* im Imperativ dieser Verben begegnet. Wohl ist das hess.-thür.-obersächs.-osterländ. *sik* sei aus konjunktischem *sige*, *sigest* ableitbar, weil solche Konjunktivformen in diesem Gebiet gebräuchlich waren. Für die drei *mi*-Verben muß eine Mundart gesucht werden, die den Konjunktiv mit *-j-* besaß. Diese findet sich in den Niederlanden, wenigstens für das Verbum 'tun'. Verwijs-Verdam 2,234 führen zahlreiche Belege für *doeyen* an; auch der Ind. Präs. erscheint als *doeye*, und schon ist der Imperativ *doch*, *doech* reichlich vertreten. Der märk.-ostmd. Imperativ *duch*, *tuk* ist ein ndl. Lehnwort. Das hat schon Frings bei W. Ebert, Kulturräume und Kulturströmungen im md. Osten (1936) 268 als erwägenswert bezeichnet. Den brabant., holländ. u. a. Belegen des Mndl. für *doech*, *doch* (van Helten, Mndl. spraakkunst 303) ist in der heutigen Mundart freilich nur noch ein beschränktes Dasein gewährt; *dōch* kommt nach dem Frings-Vandenheuvelschen Material nur noch im limburgischen Ostrand vor und im Anschluß daran auf dem Reichsgebiet in dem oben erwähnten Strich, ferner ist es im Groningischen bekannt, wo auch *du duchst* gilt (Molema 92*)[2]. Weitere Angaben sind nicht möglich, da mir Unterlagen dafür fehlen. Doch läßt sich die thematische Flexion für Teile von

---

[1] Jos. Schatz, Ahd. Grammatik 338, der außer Konjunktiv- auch einige Indikativformen nach der *jan*-Flexion anführt.

[2] Die auffällige Flexion des wfries. Präs. *doch*, *dochst*, *docht*, *dogge* (K. Fokkema, Het Stadsfries 180; Th. Siebs, Zur Geschichte der englisch-friesischen Sprache 1,229), der im Afries., dem Ost- und Nordfries. die athematischen Formen gegenüberstehn, beruht auf ndl. Einfluß.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0454

Nordbrabant belegen, wo *ik doei, doej* vorkommt[1]. Südbrabant und Flandern weisen keine Fälle auf. Man hüte sich, dem irreführenden *dujəstə* 'tu erst (das Fenster auf)' des Nordteils von Vlaamsch-Brabant in Vangassens Dialectatlas die thematische Flexion von 'tu' zu entnehmen, da vielmehr *jəstə* als 'erst' zusammengehört. Aus diesem und den übrigen Atlanten folgt für die erste Pers. Ind. Präs. die athematische Flexion, zwischen Schelde und Dender geht östliches *doen* in *doe* über. 'Gehn' und 'stehn' haben aus dem Ndl. nur die Imperativformen *ga gang* und *sta stant* mitgebracht; davon wurde die letzte im südwestlichen Elbwinkel fest. *duch* aber zog allmählich *gach* und *stach* nach, entschiedener im Märk. als im Ostmd., da das Osterland noch das alte *gi, sti* neben der Form mit *-k* gebraucht und der märk. Bezirk, in welchem *gên, stên* herrschen, den konsonantischen Zuwachs ganz meidet. Der Wandel des ursprünglichen *-ch* zum md. *-k* ist am entschiedensten im osterländ. Randgebiet des Ostmd. durchgeführt, und hier an der Sprachgrenze stärker als in größerer Entfernung. Dieser Umstand läßt auf seelische Bewegung schließen, die an dem Sprachvorgange beteiligt ist. In Aken spricht man ausschließlicher *-k* als in Oberschwoeditz, dem Aufnahmeort der Trebsschen Programmabhandlung, der zwischen Zeitz, Weißenfels und Naumburg gelegen ist. Dazu stimmt die Lage des extremen *hōk* hoch im Osterland und östlich davon zwischen Leipzig—Wittenberg und Halle—Dobrilugk, wo doch die mittleren ostmd. Striche an dem spirantischen Auslaut festhalten und das Westmd. erst südlich Marburg einen kleinen *hūk*-Bezirk hervorbringt. Entsprungen ist *-k* dem dialektgeographischen Aussonderungsvorgange, der im Md., dem Übergangsraum vom Obd. zum Nd., aus dem Nebeneinander der obd. Aussprache *tack* und der nd. *dach* Tag die obd. zur geltenden erhebt; dessen Kraft war am stärksten, wo der nd. Laut am häufigsten die hd. Eigenart herausforderte. Das ältere *-ch* bezeugt der Leipziger Äsop in der Form *thuch* (E. Schröder in den Nachr. d. Ges. d. Wiss. zu Göttingen, Phil.-hist. Kl. 1933, S. 190) und das aschles. *thuch, tuch* (W. Jungandreas, Zur Gesch. d. schles. Mda. im Mittelalter 452). Die Herkunft dieser Form aus dem Ndl. ist durch die dialektgeographische Lage gesichert; ihr Verharren am Südrande der ndl. Sphäre der Leipziger Bucht und der Einschluß der Goldenen Aue bestätigt das Ergebnis. Sie war wie am nd. Ostrande so auch im md. Kern fähig zu erobern und imstande, bis nahe an die Werra vorzustoßen.

Übertritt starker Verben in die schwache Flexion und umgekehrt

Es hat den Anschein, als ob das Ndl. in besonders großem Umfange den Übertritt starker Verben in die schwache Flexion kenne. Schon im Mndl. sind nach der Aufzählung bei Franck, Mndl. Gramm.[2] 144f. Verben wie *derschen*,

[1] Weijnen, Onderzoek bringt S. 130 eine Skizze von Nordbrabant, die im Osten, in der Mitte und im Nordwesten *ik doej* zeigt; dies ist auch in der östlichen Bommelerwaard üblich. Der Südosten Nordbrabants mit seinem *doew* verrät ebenfalls thematische Flexion; die athematische ist rein im westlichen *ik doen* bewahrt.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0455

graven, houwen öfter mit schwachen Formen vertreten, Beispiele, die auch im Märk. geläufig sind. Noch mehr fällt die Übereinstimmung bei 'lesen' auf, das auf Nord-Beveland und in Aalst ebenso wie in der Mark schwache Bildung bevorzugt. Die Erscheinung sei nur eben vermerkt; sie wäre in größerer Ausdehnung zu untersuchen und auch im Nds. zu verfolgen.

Deutlicher hebt sich zum Unterschiede vom Nds. die märk. Neigung, einige schwache Verben stark zu beugen, hervor. Betroffen sind namentlich *fragen, jagen, maken, plücken;* davon haben die drei ersten das starke Prät. *frōch frūch, jōch jūch, mōk mēk*, das letzte das Part. *jeplucken*. Auch *faten* bildet das Prät. *fōt* stark. Der ndl.-rhein.-westfäl. Einheit erwachsen frühe starke Bildungen; ein mndl. Imperativ *mac* mache trägt wohl schon eine starke Form, *plac* pflückte ist stark flektiert. Ein Anstoß zu dieser Bewegung ins Lager der starken Formen geht vom Anschluß an die Klasse der reduplizierenden Verben aus. Diese erhielt nicht nur von starken, sondern auch von schwachen Verben Zugang. Franck, Mndl. Gramm.[2] 131 nennt eine Anzahl starker wie *backen, stappen, wascen, wassen, waken*, in Soest (Westfalen) sind nicht nur *bęk* buk, *vęs* wuchs, *vęsk* wusch, sondern auch *męk* machte, *pęk* packte, *pęs* paßte, *vęxt* wartete üblich. P. Katara, Die ursprünglich reduplizierenden Verba im Nd. (Helsinki 1939) 308 hat den Zusammenhang des Ndl. und Westfäl. bemerkt. Dem ndl. *miek*, ndrhein. *mēk* und soestischen *męk* entspricht das märk. *mēk*, dessen *ē* aus der 5. starken Klasse bei den reduplizierenden Verben auftritt. Auch die 2. Klasse hat eine Form geschaffen, das münstersche *mouk*, ostfries. *mōk*, mfrk. *mūx mōx* und das märk. *mōk*. Neben vorherrschendem *miek* kennen die ndl. Mundarten auch *mook*. Bei 'fragen' und 'jagen' sind *vroeg* und *joeg* die gewöhnlichen ndl. Bildungen, doch begegnet auch *-ie-*. Hinzu tritt *kloeg* klagte. Die Partizipien bleiben meist schwach, ein *gejogen* neben *gejaagd* bei De Bo ist vereinzelt. 'Pflücken' bildet im Antwerpischen *ploēk, geplokken*. Das Präs. von 'machen' hat Umlaut: märk. *mǭkt*, münstersch *mękt*, rhein-. moselfrk. *mi̯χšt męχst*, auch brabant. *mäkt* (Turnhout), dazu märk. *fǭt* faßt. Starke Formen besitzt von 'machen' noch das Alemannische. Für 'fragen' bringt das D. Wb. 4, 50 starke Flexionsbelege überwiegend von nord- und mitteldeutschen Schriftstellern, dasselbe tut H. Paul, D. Gramm. 2, 257 für 'jagen'. Die Ausbreitung vom ndl. Siedlungsraum ist mit diesem Befunde gut vereinbar[1].

Das Fehlen des Umlauts im Präs. bei Verben der 6. und der reduplizierenden Klasse meldet für die moderne berlinische Stadtsprache Bruno Graupe, De dialecto Marchica 40: *grabst grabt, ladst ladt, fahrst fahrt, dragst dragt, backst backt, wascht, haltst halt, fangst fangt, blast, bratst brat, ratst rat, schlafst schlaft* u. a. Das bestätigt Ag. Lasch, „Berlinisch" 287. Die Mundarten gehn weniger weit; unter Ausscheidung der schwach flektierenden oder im Prät. oder

[1] Im Meckl. werden *faten, fragen, jagen* im Präs. und Prät., *maken* im Prät. allein stark gebildet. Anschluß an das Märk. ist aus der Tatsache, daß *mōk* auf die dem Märk. naheliegenden Striche beschränkt ist, ersichtlich.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0456

Part. in die schwache Flexion übergetretenen Verben *graven, laden, backen, waschen, blasen, braden, raden* sind im Präs. umlautlos die neumärk. Stämme mit *-g-* wie *dragen* und das im Prät. starke *fragen*, deren dem *g*-Schwund verdankte neue Stammform *drāən* keinen Umlaut duldet, ferner *fahren* (lautlich *fǭrn*), *wassen* wachsen und *fangen*, Umlaut haben *fallen, holln* halten, *laten, schlapen, lopen, stoten*. In der westprignitzischen Mundart zeigen den Umlaut nicht *wassen* und *fangen*, umlautloses und umgelautetes Präs. hat *waschen*. Zum Berlinischen stimmt besser das Mittelmärk., welches *wast, falt, hǫlt, lǭ^{a}t, lǫpt* (Besten, Kr. Teltow) zuläßt. Mag auch der Umlaut in *wassen* und *waschen* durch die starke Konsonantengruppe verhindert sein, so bleibt ein beachtlicher Rest, der eine fremde Ursache verrät. Diese darf man mit Grund in den Flexionsverhältnissen des Südndl. suchen, wo in der 6. und der reduplizierenden Konjugationsklasse der Umlaut größtenteils ausbleibt, vgl. die Mundart von Tongern (Leuvensche bijdragen 8,320). Auch spricht der Zusammenstoß umgelauteter und umlautloser Formen an der Elblinie für einen Gegensatz des Alt- und des vom Ndl. beeinflußten Neulandes. G. Krause und Bathe vermerken übereinstimmend westliches *drę̨χst* trägst und östliches *drāst*, Krause weiter *lę̨tst/lǫtst* läßt, *rępst/rupst* rufst, *hę̨lst/hǫlst*.

Wortbildung

Diminutiv

Die Niederlande, mehrfach von starken deutschen Sprachwellen den Rheinweg abwärts und auf dem Handelswege Köln—Brügge weithin überflutet, besitzen doch an der romanisch-germanischen Sprachscheide einen Schutzwall gegen die deutschen Neuerungen und haben in deren Nähe älteste Eigentümlichkeiten bewahrt. Zu diesen zählt das *l*-Diminutiv. Dem Nds. nur in geringem Umfange erhalten geblieben, wie weniger an der Seelmannschen Liste im Nd. Jb. 45,19 und 46,52, die die Dialekte nicht sondert und die Diminutive mit anderen Bildungen vermengt, als an der westfäl. Sammlung Nörrenbergs im Nd. Jb. 49,17 ff. erkannt werden kann. So verhältnismäßig beträchtlich an Zahl die westfäl. Fälle auch sein mögen, wobei die wiederholt beobachtete westfäl.-ndl. Gemeinschaft berücksichtigt werden muß, ihre Bildung ist erstarrt und keiner produktiven Erweiterung fähig. Das Südndl. dagegen besitzt in seinem *-el* ein Diminutivsuffix, welches nahezu jedem Nomen antreten kann; man vergleiche *brokkel* m. kleiner Brocken, das im Ndl. Wdb. als südndl. Diminutivform für das nordndl. *brokje* bezeichnet wird, ferner *rijzel* m. kleines Reis, *wortel* m. Wärzchen, *ijzel* m. dünne Eisschicht auf Wegen und Bäumen, *wegel* m. schmaler Weg (De Bo; *wegel* literarisch bei Stijn Streuvels, De vlaschaard^{9} 29). Ins Märk. sind davon eingeführt *Brockel, Dasel, Düngel, Hardel, Muggel, Stägel, Wervel* Salweide und etwa *Kettel*. Der Göttiner Flurname (Zauche) die *Sümpeln* Schlottmann 198 deckt sich mit westfläm. *sumpel* (1440) Joz. Jacobs, Het Westvlaamsch van de oudste tijden tot heden 63.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0457

Von der gewöhnlichen Diminutivbildung bringt der Deutsche Sprachatlas als Beispiel den Plural 'Schäfchen'. Abgesehen von der bekannten Abneigung des Nds., besonders des Nordnds. gegen den Gebrauch des Diminutivs und der dadurch bedingten Leere der Karte ist doch zu erkennen, daß das Nd. mit Ausnahme des Meckl.-Vorpomm., wo ein Diminutiv auf *-ing*, Plur. *-ings*[1] im Gebrauch ist, die einheitliche Form des Plurals auf *-kens* besitzt, Westfalen und Ostpommern aber *-kes*, Ostfalen mehr *-ken* als *-kens* aufweist. Die ostpomm. Lautform *-kes* ist aus *-kens* hervorgegangen, was die vollen Vokale in *-kas* des Südostens und in *-kos* an der Netze erweisen. Die neumärk., bis ins Oderbruch verbreiteten *kes*-Fälle sind ostpomm. Eindringlinge, über die Kreise Friedeberg und Soldin in den Kreis Landsberg und über Greifenhagen in den Kreis Königsberg mit dem Oderbruch vermittelt. Andere Zeugnisse eines *kes*-Vorkommens weist die Mark nicht auf. Das westfäl. *-kes* führt E. Nörrenberg im Nd. Jb. 49,9 f. auf *-kens* zurück, damit in Widerspruch zu Wrede, der in *-kes* einen jungen Plural von *-ke* gesehen, *-ke* aber als älteres *-ken* mit *n*-Abfall nach afries. Regel erklärt hatte. Die von Nörrenberg beigebrachten Beispiele eines gleichen *n*-Schwundes in der Endung *-ens* als Folge der Unbetontheit (iserlohnisch *moʋrgəs* morgens, *ǭʋəs* abends u. a.) belegen den von Wrede, Die Diminutiva im Deutschen (1908) 83 in Neubildungen wie dem Plur. *-kes* geleugneten *n*-Abfall vor *s;* sie sichern den westfäl. Ansatz eines älteren *-kens*. Ein davon verschiedenes *-ke* erscheint an der Mittelelbe bei den Femininen *Bäseke*, *Daseke*[2] und *jrüəžịkə*, die deutlich diminutiv wirken. Damit verknüpft sind die osterländ.-nordthür. *Wanzke* Wanze, *Warzke* Warze. Das zweite Sprachatlasbeispiel eines neutralen Diminutivs 'Stückchen' erscheint nach Wredes Angaben[3] in der Form Stücksken (Sing.) im Rhein.-Westfäl. und in der märk. Sprach- und Siedlungssphäre einschließlich Ostpommerns und Westpreußens. Die westfäl.-rhein. Gruppe weist nach den Niederlanden, und dort rundet sich die deutsche *sken*-Zone zum westfäl.-ndfrk. Gemeinschaftsraum, indem sich der nordndl. Ostrand Gelderns und Twentes und das südlich des Lek und Waal bis zur romanischen Sprachgrenze reichende ndl. Sprachgebiet anschließen. Utrecht, Holland, Seeland und der Hauptteil Westflanderns bleiben außerhalb des *-sken*-Blocks[4].

---

[1] Das von Bathe, Herkunft 33; 70 im Norden seines Gebietes angetroffene *-ing* ist auf der Karte am rechten Elbufer in der Mitte zwischen Arneburg und Tangermünde verzeichnet; ein zweiter Fall tritt gegenüber Dömitz auf, beide sind durch den Flußverkehr und vorwiegend durch die Schiffereinwohner verbreitet; von der meckl. Grenze sind auch die ruppinischen Fälle eingeschleppt. Daß die Orte an der unteren Havel zum meckl. Diminutiv übergegangen sind, lehrt die von S. Hildebrand, Die Mda. von Strohdehne 243 mitgeteilte Sprachprobe.

[2] *Daseke* (lautlich *dăzịkə*) wahrt auf der Karte Bischoffs in Zs. f. Mdaforsch. 14,205 die Elblinie, *Bäseke* ist im Lande Zerbst üblich. Stärker ist das Westfäl. noch mit dieser Bildung versehen, vgl. E. Nörrenberg im Nd. Jb. 49,14.

[3] A. a. O. 85; 92; 95.

[4] Die ndl. Fläche ist nach den Karten 10 'vlaggetje', 11 'bankje', 12 'kriekjes', 13 'koninkje' und 14 'jongetje', auf denen sich das *sken*-Gebiet im ganzen gleichbleibt, bei W. Pée, Dialektgeographie der Nederlandsche diminutiva (1936) beschrieben.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0458

Nörrenberg nennt a. a. O. 5 das eingeschobene *-s-* schlicht einen Schutz des Stammauslautes, womit er den Grund treffend bezeichnet, und Pée meint a. a. O. 79 und 81 dasselbe, wenn er *-s-* als Mittel, den unphonologischen Konsonantengruppen *-χk-* in 'vlaggetje' und *-kk-* in 'bankje' auszuweichen und die Verwechslung des Diminutivs *bankken*, das zu *banken* werden mußte, mit dem Plur. *banken* Bänke zu vermeiden, ansieht. Denselben Zweck erreicht die Sprache durch den Einschub von *-e-* nach *s, v, d, t, r, sm* (Nörrenberg a. a. O. 4). Wredes abweichende Auffassung a. a. O. 86, *-s-* sei ingwäonisches assibiliertes *-k-*, ist dagegen nicht zu halten. Der dialektgeographischen Lage entnimmt Frings bei W. Ebert, Kulturräume und Kulturströmungen im md. Osten 263 Beziehung des märk. *-sken* zum ndl. *-sken*. Nur diese Ansicht wird dem Ausschluß des Nordnds. und Ostfäl. gerecht; eigene Ausbildung der *s*-Form im Märk. kann nicht in Betracht kommen. Damit ist das Alter der Erscheinung in das 12. Jahrhundert hinaufgerückt. Sie ist im gesamten westfäl.-ndfrk. Gebiet einheitlich durchgedrungen; für eine Abhängigkeit des Ndl. vom Deutschen ist kein Grund zu entdecken. Die in der Mark häufige Form *bitzken* bißchen kommt ebenfalls an verstreuten Stellen des westfäl.-niederrhein.-südndl. Gesamtraums vor: rhein. *bitsχə bitskə bitšə* Rhein. Wb. 1,722; Westrand des nördlichen Westfalen, Waldeck; in den südlichen Niederlanden in Limburg, vom Niederrhein eingeführt, im brabantischen Merchtem (zwischen Brüssel und Aalst), nach Cornelissen-Vervliet im Antwerpischen und nach Rutten im Haspengau; vorwiegt eine brabant. Form *bitteke, beteke*. Die *s*-Bildung ist jung und den auf Guttural auslautenden Stämmen nachgeahmt.

Suffixe

Mit Ausnahme der Südostecke nennt der Teltow den Mäher *mãstər;* das Wort greift nach Westen ein wenig über Trebbin aus, auf dem Fläming ist es nicht bekannt. Den Teltow als Sitz der Bildung mit *-ster* läßt die Liste W. Lademanns der Wörter, denen das Suffix *-ster* angehängt ist, im Teltower Kreiskalender 1929, S. 56[b] Fußn. 12 erkennen. Dort sind aus den Dörfern von Mahlow bis Sperenberg und Jachzenbrück mitgeteilt: *bǫ̃ᵃkstər* m. Flachsbrecher, -braker, *plõstər* m. Pflüger; *biŋstər* f. Garbenbinderin, *harkstər* f. Harkerin, Recherin, *hakstər* f. Hackerin, *vīədstər* f. Jäterin, *knųlnbųdəlãrstər* f. Frau, welche Kartoffeln mit Hacke oder Spaten erntet, *špįnstər* f. Spinnerin, *nãstər* f. Näherin; nicht erkennbar ist das Geschlecht der Bildungen *af-, uplǫ̃ᵃ(d)stər* und *upštǫ̃ᵃkstər* Person, welche die Garben auf den Wagen und von ihm ladet, stakt. Als Pluralform verwendet Lademann *-ərš*, nennt aber *-ərə* die echt mundartliche Form; diesen Ausgang *-ərə* kann ich aus eigener Aufnahme bestätigen. Für das Lademannsche *-bųdəlãrstər* hab ich aus Nudow, Gallun und Jachzenbrück *-bųdəlstər* aufgezeichnet. Als Plural von *bǫ̃ᵃkstər* führt Lademann *bǫ̃ᵃ̃k-*

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0459

stərš an, ich habe in Gallun *flasbǫ̃kstər*, in Jachzenbrück *flasbǫ̃kstərə* gehört[1]. Ältere Belege erweitern den kleinen Bezirk, in dem sich die Bildungsweise erhalten hat, zur Havel, der Elbe und in den Barnim. Die im Teltow bewahrte Form ist nur noch wenig vertreten: 'Einen Brauknecht oder *Hülffster*' (Bernau 1713) Mylius 4, 4, 151. Die Regel ist Antritt des das weibliche Geschlecht der arbeitenden Person verdeutlichenden Suffixes *-in: spynsterynnen*[2] (Brandenburg 1422) Riedel I 9, 118; *eine Seltsterinne* Fischverkäuferin (Berlin 1637) Märk. Forsch. 17,102; *Nästerin* Näherin (Berlin 1671) Pölmann, Neuer hoochdeutscher Donat; *Spinsterin*, aber *Spinstermägdchens* (erwähnt zum Jahre 1672) König, Versuch einer historischen Schilderung der Residenzstadt Berlin 2 (1793), 401; *Dresterinnen* Frauen, die in der Braudarre tätig sind (Berlin 1684)[3]. Im Statut von Friesack von 1616 wird neben der *harkerin* die *Bindsterin* genannt; die männlichen Feldarbeiter heißen ebenda *Meher*, *Hewer* u. a.[4] Aus der Mundart von Hohen-Warsleben bei Magdeburg weist Ag. Lasch *naistrine* Näherin, das nach Nd. Kbl. 43,44 in der Börde allgemein gebräuchlich ist, nach. Als Beleg für die Sprache der Stadt Magdeburg kann die Stelle der Magdeburgischen Schöppenchronik zum Jahre 1358 *de bekennester her Lippolt ut Geren* 225 nicht gelten, da sie einem Briefe des kaiserlichen Hofrichters angehört; an sich wäre ein männliches *bekennester* Bekenner nach Ort und Zeit wohl möglich. Dem märkischen Gebiet tritt ein meckl.-vorpomm. Küstenstrich von Wismar bis Greifswald zur Seite; er hat nur noch einmal mit *-sche* oder *-inne* movierte *-ster*-Bildungen besessen[5]: *spynnstersche*[6] (Rostock 1362) Meckl. Urkundenb. 15,199; — *eine byndestersche* (Wismar 1424) Meckl. Jahrbüch. 91,198; *ener bynder-sterschen* (ebda 1428) Schiller-Lübben 1,337[b]; wofür im selben Wirtschafts-register 1515 der Ausdruck *bindelmaget* und 1517 *bindelsche* Meckl. Jahrbüch. 91,198 gebraucht wird; — *neisterinne* Näherin Johann Berckmanns Stralsund. Chronik hg. von Mohnike und Zober (1833) S. 35 (zum Jahre 1523); *de Snider und de Neigsterschen* Nic. Gryse, XX Hochnödige Bothpredigen aver den Propheten Ionam (Rostock 1588) Y 5[b]; — *twe biddesterschen und nicht mehr frowen scholen thor hochtidt bidden* (Stralsund 1570) Balt. Stud. 21,1,166; *biddesterinne* (Greifswald 1592) 15, 2, 198. Der Rostocker Nic. Gryse wagt sogar ein

---

[1] Aus Wietstock meldet Willibald v. Schulenburg, Hirtenwesen 41 *de Spinnstern* spinnende Mädchen und Frauen, 66 verzeichnet er *Knullenbuddelästa*, *Härksta* Harker, *Mähsta* Mäher und *Spinnstann* Spinnerinnen. A. Kiekebusch gibt in Brandenburgia 30 (1921), 19 für Waßmannsdorf und Glasow *Mähster*, *Bingster* und *Harkster* Leute, welche das auf Schwaden gelegte Getreide zusammenharken, an. In Zs. f. d. Mdaa. 1921, S. 77 hatte ich auf *Bindester* aufmerksam gemacht.

[2] Die folgenden Belege nach Ag. Lasch, „Berlinisch" 294.

[3] Quelle Gewerbesachen Berliner Stadtarchiv; die Handschrift läßt nach Ag. Lasch Zweifel, ob *Drester* geschrieben ist. Die Form *Drösterin* Trocknerin (aus *drǫ̃gesterin;* Bernau 1713) Mylius 4, 4, 151 behebt den Zweifel. Diese Arbeit leisteten Frauen.

[4] Ag. Lasch a. a. O. 294.

[5] Belege nach E. Schröder im Nd. Jb. 48,1 f., dazu eigene Ergänzungen.

[6] Im Abdruck *der spynneterschen*.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0460

Adjektiv: *Swartkünstener, Töversche Warsegger und Böthstersche Segener* Leienbibel (Rostock 1604) 2, Z 4^{b}; dieses weist zwar auf eine Form *Böthster* Stiller, Besprecher, aber nur als die grammatische Unterlage für das Adjektiv, ohne daß damit ein maskulines oder feminines *Böthster* wirklich im Gebrauch angenommen werden muß; bei dem wortverdrehenden Stil des Rostocker Prädikanten genügt das feminine *Böthstersche* als Ausgangspunkt für das Adjektiv. Diesen alten Zeugnissen entspricht in der Gegenwart kein einziges *ster*-Wort; sie haben nicht festwurzeln können. Sichtlichen Zusammenhang mit dem ndl. Sprachgebiet hält der schmale Streifen an der deutschen Westgrenze vom Niederrhein bis zum Meer. In ihm gebraucht der klevische Teuthonista von 1477 selten *-ster* neben *-sche: cramewechster* (für das überlieferte *cramevechters*), *cramewaerster* Wochenwärterin und *princester* principissa, aus *princesse* weitergebildet. Aus diesem Bezirk bringt das Rhein. Wb. bisher als einziges Beispiel die Bildung *Bindster* (lautlich *Bēnstər*) f. Garbenbinderin aus Xanten. Der westfälische Grenzstrich bietet im Koesfelder Bürgerbuch 1386 *Elzeke browesters*[1] und 1389 *Deyken, Berten dochter der Brouwestersschen;* ihm gehören die Fälle des Mnd. Wb. *bedreichster* f. Betrügerin, *behudester* f. Behüterin, *vodester voedester* f. Ernährerin und *weghester* f. Wägerin[2] an. Das heutige Westfalen besitzt *ster*-Wörter nicht, das heimische Suffix ist *-ske;* die Näherin heißt *naiərskə*. Einzig diese gewerblich tätige Frau wird aber im nördlichen Westfalen nahe der Grenze *naistər* f. genannt, woneben schon in nächster Entfernung von der Grenze in Rheine und Ramsdorf (Kr. Borken) das heimische *naiərskə* gleich üblich ist, und Gescher (zwischen Stadtlohn und Koesfeld) kreuzt beide Formen zu *naistərskə*. E. Nörrenberg, der diese und die folgenden Angaben auf Anfrage freundlich mitteilt, scheidet mit E. Schröder den Typ *flōkstər* f. flatteriges Frauenzimmer als postverbal aus und verweist auf die Nebenform *fluəkstər* f. leichtfertiges Frauenzimmer, die von dem Verbum *fluəkstərn* flattern, unvollkommen fliegen herstammt, und andere ebenso gebildete Verben wie *kiəkstərn* kichern, *griəmstərn* neben *griəməln* und *grämstərn* neben *gramm. naistər* kann nur ndl. Einfuhrwort sein. Ob Mädchen und Frauen von drüben in bäuerlichen und bürgerlichen Haushaltungen die Frauenkleider nähten? Um so auffälliger ist das Wort *Frīster* ein heiratsfähiges junges Mädchen in der Mundart der Gegend von Bielefeld und Bünde, das ein Bericht des Bünder Tageblatts vom 8./9. März 1941 sichert. Es sieht sehr nach Entlehnung aus dem ndl. *vrijster* aus. Nördlich davon schließt

[1] Ag. Lasch im Nd. Kbl. 39, 19; *browesters* ist Genitiv eines maskulinen *browester*.

[2] Die Denkmäler, welche diese Wörter enthalten, sind wie Dat boec van der ioncfrouscap aus dem Ndl. übersetzt und lehnen sich stark an das Ndl. an oder ihre Schreiber sind samt deren Sprache wie beim Horologium und dem Leben des heiligen Franciscus in der Nähe der westfäl.-ndl. Grenze beheimatet gewesen. *wegester* deutet das Mnd. Wb. irrig als Wegweiserin, wodurch W. Seelmann im Nd. Jb. 47, 43 zu der unmöglichen Vermutung Wegstern, Leitstern, die E. Schröder ebda 48, 1 aufnimmt, veranlaßt worden ist. Zu *vodester* vgl. S. 458 F. 1. Ahldén, Die Kölner Bibel-Frühdrucke 184 F. 37 weist die Belege des Mnd. Wb. sämtlich dem Mndl. zu.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0461

sich das Emsland mit einem reichen Vorrat in der Mundart an: *binsta* Roggenbinderin, *spinsta* Spinnerin, *naèsta* Näherin, *vǎfsta* Weberin, *lõnsta* läuferisches Mädchen, *prõtsta* plauderlustiges Mädchen (H. Schönhoff, Emsländische Grammatik 1908 S. 178). Für Ostfriesland ist die Ausbeute aus ten Doornkaat Koolmans Wb. gering: *fõdstər*[1] Ernährerin, Amme, *upfõdstər* Ernährerin, Erzieherin, Pflegemutter, *neister naister* Nähterin, *wēdster* Jäterin und die unter dem nicht hierher gehörigen Stichwort *akster* Elster aufgezählten *sangster* Sängerin und *wǎfster* Weberin. Dazu tritt das Nd. Kbl. 48,11 mitgeteilte ostfries. *vreester* mannbares Mädchen, das Fooke Hoissen Müller vom Freier gebraucht; vgl. ob. Junge Übernahme von jenseit der Grenze darf als sicher gelten, nur der Teuthonista und die Koesfelder Fälle zeugen von der alten Verbundenheit mit den Niederlanden, die jedoch nicht mehr so eng war, daß sie den Übertritt des *-ster* in die Gruppe der männlichen Berufe hinderte. Denn die Niederlande kennen *-ster* nur an Nomina actricis. In der modernen Schriftsprache als Mittel eines gepflegten Stils gemieden, von südndl. Schriftstellern innerhalb eines niederen Lebenskreises mehr zugelassen, in den Mundarten durch andere Suffixe oder Erweiterungen bedrängt, lebt das Suffix *-ster* doch recht kräftig und kann nahezu jede Bindung mit Substantiv- und Verbstämmen eingehn. Wohl in allen Fällen tritt *-ster* als Femininum neben eine männliche Bildung auf *-er;* doch können etwa mndl. *sangster* Sängerin, mndl. *hoecster* Hökerin und mndl. *orsaetster* Herstellerin auch unabhängig von *er*-Bildungen entstanden vorgestellt werden. Die Mehrzahl der Beispiele fügt *-ster* an den Verbstamm, vgl. mndl. *bacster*[2] Bäckerin, *bidster* Bitterin, *leerster* Lehrmeisterin, *scepster* Kleidermacherin, *spinster* Spinnerin. Schon tritt im Mndl. *-ster* an Nomina agentis auf *-aar* und *-ier* an: mndl. *makelaerster, tovenaerster, Arabierster,* ndl. *kleinhandelaarster, bedelaarster, huichelaarster, herbergierster, tuinierster* gewerbliche Gärtnerin. Dem Fries. ist *-ster* ursprünglich nicht eigen; die wenigen Belege des West- und Nordfries. sind aus dem Ndl. entlehnt. Aus Waling Dijkstra, Friesch Wdb. entnehme ich *baekster* f. Kindbettwärterin, die gleichbedeutenden *kreamwarster* und *-wynster* und *spinster* f.; Bäckerin und Weberin aber heißen *bakkerinne,* woneben das Stadtfriesische *bakkerske* gebraucht, und *weverinne.* Andere Bildungen aus der märk. und ndl. Liste mit *-ster* sucht man vergebens. Diesem negativen Befund entsprechen die drei von mir im Wb. d. nordfries. Sprache der Wiedingharde von P. Jensen und dem Söl'ring Uurterbok von Boy P. Möller aufgespürten Fälle *sjongster sjungster, spenster, wǎwster weefster.* Die Verbindung mit dem Ndl. ist gelockert; das zeigt sich an der Verwendung des letzten Wortes für Frauen und Männer in beiden Sammlungen, *spenster* ist beidgeschlechtig bei Jensen, f. bei Möller, *sjungster* nennt Möller

[1] Entspricht dem ndl. *voedster,* mndl. *voedester,* einer Neubildung zu *voeden,* welche an die Stelle des mndl. *voestere,* gleich ags. *fóstre,* anord. *fóstra,* welches mit dem idg. *-tr-* gebildet ist, tritt; s. J. H. Kern in Beitr. 56,365.

[2] Nach der Liste bei M. Schönfeld, Hist. gramm. van het Nederlands[3] 207.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0462

die Sängerin und den Sänger. Beachtung verdient die Scheidung, die Jensen zwischen *sjongster* und dem daneben gebrauchten *sjonger* vornimmt: *sjonger* m. einer, der singen kann, *sjongster* m. einer, der wirklich singt, z. B. beim Begräbnis, womit also der Berufssänger gemeint ist. Die Möglichkeit, berufliche und nicht berufliche Tätigkeit durch zwei Wortbildungen auseinanderzuhalten, ist einer Sprache in der Regel nicht gegeben; die *ster*-Form darf daher als eingeführt angesehen werden. Aus alter Zeit besitzt das Engl. das Suffix *-ster*. Ihm widmet E. Schröder im Nd. Jb. 48, 4—7 eine eingehende Darstellung. Er zählt einige dreißig Fälle von Nomina actricis des Ags. auf, unter denen sich wohl einige Momentschöpfungen eines Glossators oder Grammatikers befinden, die aber doch den vorhanden gewesenen Bestand nicht annähernd wiedergeben, da so gewöhnliche Bildungen wie *brewestere*, *spinnestere* erst im 14. Jahrhundert bezeugt sind. Anfänglich nur für weibliche Personen gebraucht, wird *-stre* schon im Ags. auch zur Kennzeichnung von Nomina agentis verwendet, so in einer Glosse *plegestra* luctatorum, in *bäcestre* pistor, *séamystre* sartor. Die Ursache dieser Übertragung auf das Maskulinum war die Doppeldeutigkeit gewisser Bildungen oder besser der Umstand, daß sowohl Männer wie Frauen die dadurch ausgedrückte Tätigkeit ausübten, und die nunmehr entstandene Unsicherheit, eine Erscheinung, welche ebenso in der Mark an *af-*, *uplǭᵃdstər*, *upštǭᵃkstər* und an *flasbǭᵃkstər* beobachtet werden kann. Die Folge war, daß im Mengl. die Zahl der maskulinen *ster*-Bildungen zunahm und daß das Nengl. nur noch solche gebraucht. Im Verfolg seiner Untersuchung gelangt E. Schröder zu dem Ergebnis, daß eine ndl.-ags. Gemeinschaft durch das Suffix *-ster* bekundet wird und daß *-ster* dem lat.-griech. *-istria* in Wörtern wie *citharistria*, *tympanistria* entlehnt ist. Aus dem Verkehr mit den römischen Garnisonen der Germania inferior sind Bildungen dieser Art aufgenommen worden und in geringer Umformung in den Sprachschatz der Germanen dieses Landstrichs übergegangen. Die ags. *timpestre* (aus **timpenestre*), *hearpestre* Harfenmädchen und *fipelestre* Fiedlerin können als sprachliche Erinnerungen jener Zeit gelten. Auch das ags. *miltestre*, dessen romanischer Ursprung unzweifelhaft ist, hat sich der *-ster*-Gruppe zugesellt, nachdem ihm eine in der Lex Salica bezeugte Form *meletrix* und eine vermutliche Zwischenstufe **meletristria* voraufgegangen waren. Auf südndl. Boden ist *-ster* entstanden und hier gleichzeitig in die Sprache der germanischen Stämme, welche ihn als Wohnsitz behaupten, wie derjenigen, die zur britischen Insel übersetzen, eingegangen. E. Schröders Herleitung hat allgemeinen Anklang gefunden und trifft gewiß das Richtige. Sie deckt sich gut mit der dialektgeographischen Verbreitung des Suffixes *-ster*. Dieses hat im Mndl. Holland und Utrecht erreicht, ist darüber aber nicht hinausgegangen. Wie in anderen Fällen darf auch für *-ster* Brabant als der Ausstrahlungsherd bezeichnet werden. Von Flandern, das *-ster* einst besessen haben muß, führt ein Weg nach See-, jedoch nicht nach Holland. Das Flämische hatte bereits in mndl. Zeit das alte *-ster* durch die Anfügung eines neuen Suffixes *-ige -igge* zu *-strige -strigge*

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0463

erweitert. Dieser Vorgang hat sich mit anderen Suffixen fortgesetzt und Bildungen wie *wastersche* Wäscherin, *gebiedsteres* Gebieterin (Frings Beitr. 56,32) geschaffen. Die Mark erhielt die *-ster*-Wörter durch die brabantischen Bauern. Bäuerlichem Lebenskreise sind sie verhaftet geblieben, in städtischer Umgebung dienten sie zur Bezeichnung beruflicher Tätigkeiten, die zum bäuerlichen Dasein Beziehung hatten. Die Bildungsweise erfaßte auch männliche Arbeiter, wenn sie die Tätigkeit von Frauen übernahmen, und schuf einige Ausdrücke, die nur Männer bezeichnen. Der magdeburgische Fall *bekennester* ist unsicher und darf unberücksichtigt bleiben. Nicht aus einem Siedlungszuge, sondern aus Einfuhr durch den Handelsverkehr haben die Hafenstädte des meckl.-vorpomm. Küstenstrichs ihre sämtlich neu movierten Beispiele erhalten. Den älteren westfäl.-niederrhein. Fällen gebührt nicht die Bezeichnung nd. Belege, sie sind im Verbande mit dem Ndl. zu sehen. Im Nd. tritt *-ster* nur als Anleihe aus dem Ndl. auf.

Das Suffix *-er* konnte im märk. *Schweener* Schweinehirt ob. S. 371 aus einem frühen brabant. *sweender* hergeleitet werden. Das Ndl. liebt den Antritt von *-er* auch bei Substantiven, die keine Nomina agentis sind, wie *karper* m. Karpfen, *masker* n. Maske, während *loover* n. Laub von Bäumen und *spaander* m. Span alte Plurale fortsetzen. In ähnlicher Weise ist im Obersächs.-Märk. *Speiler* m. Hölzchen zum Wurstverschluß, unabhängig vom Ndl., in Gebrauch gekommen, der märk. Plur. *Spöner* Späne geht auf den mndl. Pl. *spaenre* zurück.

Die Abkunft des märk. *-sel* aus dem Ndl., das in altem Verbande mit dem rheinisch-westfälischen Raum bis an die Weser steht, ist ob. S. 369 vermerkt worden. In der Mark kommen vor: *Gehängsel* n. Anhängsel, *Häcksel, Hängsel, Knœksel* m., *Knüeßel* m., *Rätsel* n., *Schûstel* n. Scheusal, häßliches Weib (mit *t*-Einschub), *Sprengsel* m. Fleck, Sommersprosse, n. Heupferd, *Stöppsel* m. Stopfen (diese Form gilt bis zum Harz und Eisleben, in Westthüringen herrscht *Stöpfel*).

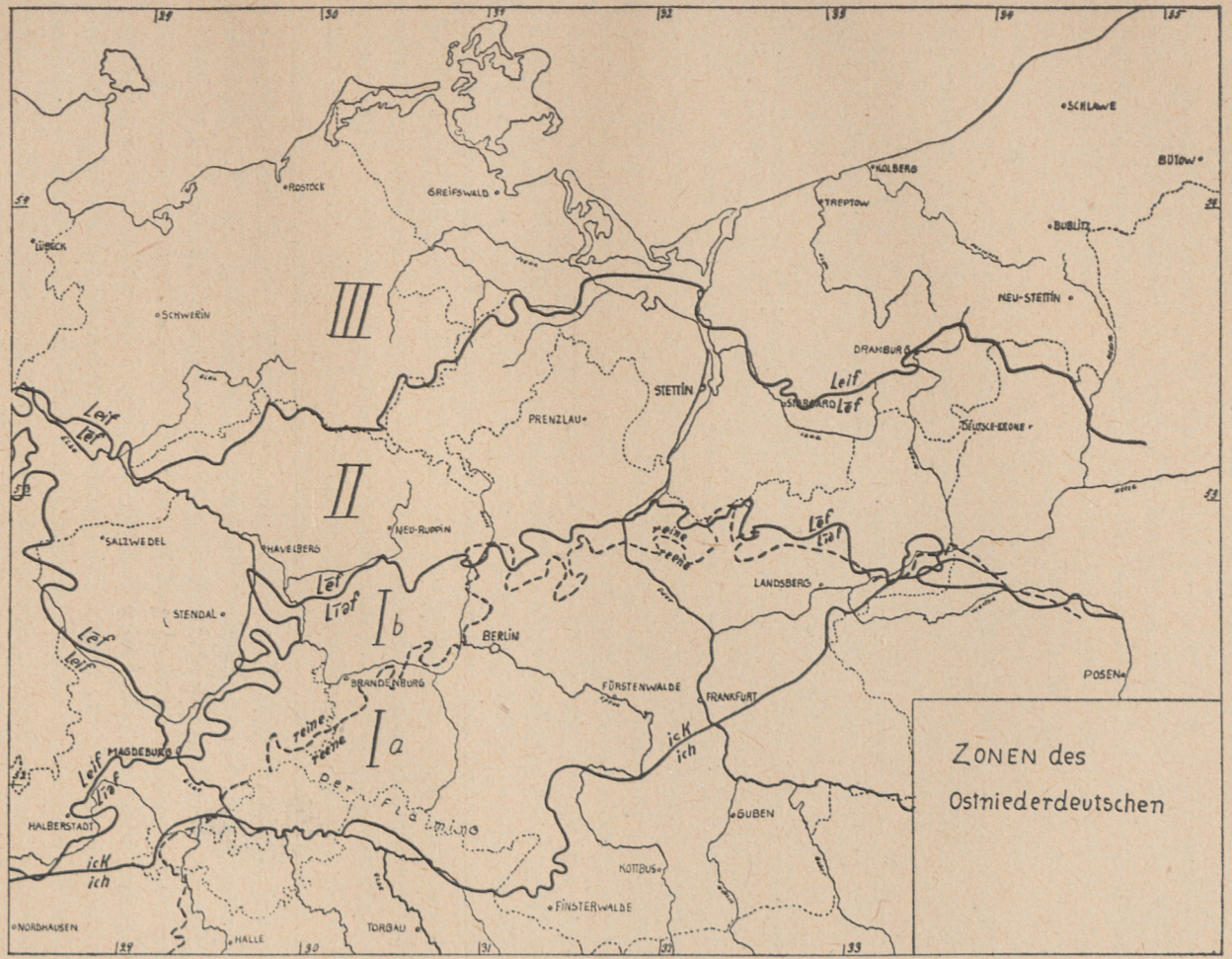
Vom Kollektivsuffix *-te* sind zwei Beispiele zugeführt worden: *Gebint* und *Werft*.

Das märk. *Düwerick* Täuberich hat seine Bildung nicht dem hd. *-erich* zu verdanken, sondern ist an die reiche Verwendung des Suffixes *-erik* im Antwerpischen und Ostflämischen, wie sie aus den Listen bei Cornelissen-Vervliet 1030 und Teirlinck 4,148[b] ersichtlich ist, anzuschließen.

Dialektgeographische Gliederung

Zwei Hauptlinien teilen den Sprachraum des Neulandes zwischen der nd.-md. Grenze und dem Ostseestrande auf und zerlegen ihn in drei Gebiete (s. Karte 65): die erste scheidet das *īə-* (Gebiet I) vom *ē*-Gebiet (Gebiet II), die zweite trennt das *ē-* und *aį*-Gebiet (Gebiet III). Sprachliches Kennwort ist 'lieb', I enthält *līəf*, II *lēf* und III *laįf*. Dem *ie* steht *uo* gleich; von Süden nach Norden folgen einander *kūᵒkən* (I), *kōkən* (II) und *kauķən* (III) Kuchen. Das sprachliche Verhalten der fallenden Diphthonge *ie* und *uo* gibt das Einteilungsprinzip

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0464



Karte 65

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0465

her. Das Gebiet I erleidet eine weitere Teilung durch die *rēnə/raịnə raịn* 'rein'-Linie in die Streifen a und b. Doch überschichtet die *raịnə raịn*-Fläche auch das *ē*- und *aị*-Gebiet von 'lieb', die Gebiete Ib, II und III haben *raịnə raịn*. Der Streifen I a entwickelt in sich die Diphthonge *aị* und *aụ* von auslautendem $\hat{e}^2$ und $\hat{o}^2$. Kennworte sind *Sei* See und *Strauh* Stroh. Das zweite Einteilungsprinzip erfaßt also das Verhalten der fallenden wgerm. Diphthonge *ai* und *au*. In der *līəf*-Mundart bietet der südliche, Ia-Streifen *rēnə, zaị* und *štraụ*, der nördliche (Ib) *raịnə raịn*. Das Gebiet II enthält nebeneinander *raịn* und *lēf;* in III gilt *raịn* und *laif*. Politisch gesehen umfassen I und II die Altmark, die Länder Zerbst und Jerichow, die Mark, soweit sie nd. spricht, das Land Stargard und Mittelpommern, dieses Gebiet im dialektgeographischen Sinne gedacht. Siedlungsgeschichtlich stellen I und II die askanisch-märkische Siedlungssphäre dar. Sprachgeschichtlich betrachtet äußern sich in der Gesamtgliederung und den sie begründenden Erscheinungen folgende Vorgänge: I beruht auf der Grundlage der mndl. Diphthonge *ie* und *uo*. In II und III liegen der mnd. Monophthong $\hat{e}$ für as. *io ia* und $\hat{o}$ für $\hat{o}^1$ zu Grunde. Von ihm entfernt sich III (Mecklenburg ohne das Land Stargard) durch junge Diphthongierung. In II erliegen die mndl. Diphthonge *ie* und *uo* den mnd. Lauten. Darin drückt sich das nds. Übergewicht aus, was mit der schwächeren Vertretung des mndl. Wortgutes und mit der Entstehung eigener Wortbezirke wie *Kohtäke* und *Höpper* im Weststreifen dieser Zone übereinstimmt, jedoch nicht so gedeutet werden darf, als ob ndl. Spracherscheinungen nur eben über die *līəf/lēf*-Linie hinübersickerten. Vollziehen sich doch der Wandel des *-d-* zu *-j-* und die Vokalisierung von *-g-* und *-v-*, beides wichtige Lautübergänge aus ndl. Wurzel, so gut wie ausschließlich im Gebiet II. Für das Paar *lēf* und *raịn* als Merkmal der Zone II kann, wie ob. S. 400 geschehen, *hēt* heiß und *raịn* genommen und damit das Verhalten zum *i*-Umlaut des as. $\hat{e}^2$ als Merkmal gewählt werden. Zone II und Ib besitzen die Typen *dēl* Teil, *deilen* teilen und *reine* rein, während in III *dēl, dēlen* und *reine* bestanden haben; vgl. hierzu ob. S. 399. Ein Lautunterschied zwischen den beiden Umlautgruppen besteht, wie die einschlägigen Mundartuntersuchungen Hildebrands (S. 252), Bathes (Herkunft 24) und Krauses (Nd. Jb. 25,36) dartun, nicht; ihn kennt, soweit das bearbeitete Mundartmaterial erkennen läßt, nur die Südwestecke der Westprignitz: die von E. Mackel im Nd. Jb. 31,65; 32,1; 33,73 beschriebene Mundart von Boberow weist drei Laute für wgerm. *ai* auf, nämlich *ē* als Vertreter des umlautlosen, *ei* und *äi* als Vertreter des umgelauteten *ai*. Die *ei*-Gruppe deckt sich mit dem ndl. Mehr an Umlautformen, *äi* entspricht dem Bestande an nds. Fällen; geringe Abweichungen stören die Aufteilung nicht ernstlich. So löst sich das Rätsel der lautlichen Scheidung des Umlautes in dieser Mundart, an dem bisher grammatische Deutung versagen mußte. Ich sehe in der Doppelheit die heimische nds. Entwicklung dieses dem Meckl. sprachlich nächstverwandten Winkels einerseits und die Beharrungsform der ndl. Umlautgruppe, die nur eben als letzte Sprachwelle diese Außenstellung der Zone II überspülte,

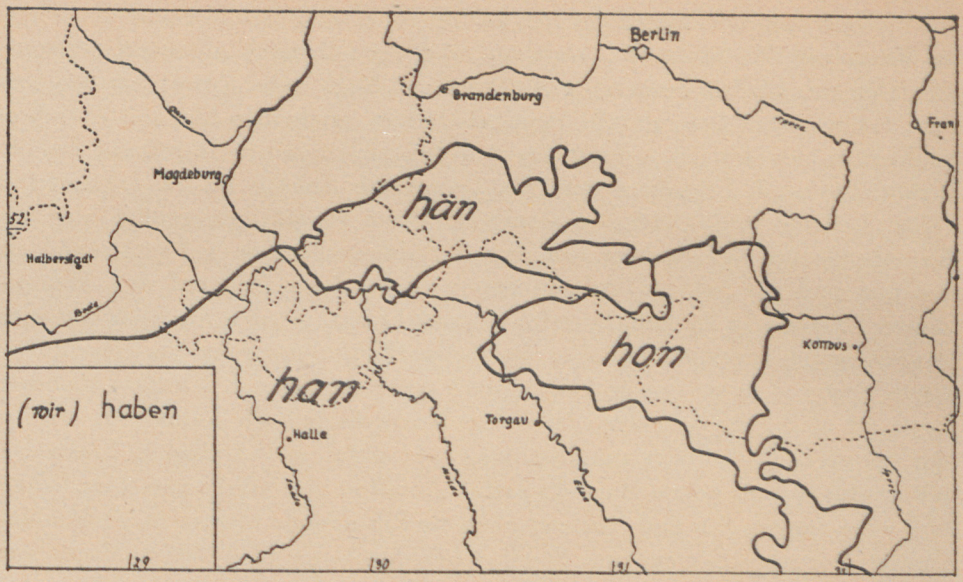
Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0466

die vielfach vom ndl. Sprachgut frei geblieben ist oder Randformen wie *slētfųl* als Kreuzung des nds.-meckl. *slichtvull* und des ndl.-märk. *sleekvull* erzeugte.

Der md. Einfluß ausgesetzte Südstrich der Mark nebst Zerbst hat den Umlaut des *ai* aufgegeben; sowohl 'rein' wie 'teilen' erscheinen hier mit *ē*. Daß er vorhanden gewesen ist, erhellt aus den Beispielen mit *ei*-Schreibung bei W. Kahle, Die mnd. Urkunden- und Kanzleisprache Anhalts im 14. Jahrhundert (Diss. Leipzig 1908) 52ff., so wenig die Liste im übrigen genügt, um den Schreibgebrauch der Kanzlei von dem wirklich gesprochenen Lautbestand abzusetzen und die beiden Umlautgruppen zu sondern. Daß auf den Südrand dieser Teilzone I a die md. Sprache eingewirkt hat, werden die nachfolgenden Ausführungen ergeben. Daß aber die Auslautdiphthongierung des gemeindeutschen *-ê* und *-ô* in *zaį* See und *straų* Stroh nicht aus der md. Mundart stammen kann, ist ob. S. 402 dargelegt. Nach dem Kartenbilde 'weh' kommt als Heimat des südmärk. Diphthongs zunächst das große ostfäl. *weih*-Gebiet in Frage. Damit erschiene zum ersten Male ein ostfäl. Anteil an der märk. Sprachlandschaft und wäre das nd. Alt- und Neuland über die Elbescheide hinweg in Verbindung gezeigt. Der schmale trennende Streifen beiderseits der Elbe südlich Magdeburg sollte anscheinend auf einer Lautkarte der Gegenwart nicht als Dauerbarre gewertet werden dürfen. Und doch gibt sowohl die Lage der beiden links- und rechtselbischen *weih*-Flächen zueinander als auch der beträchtliche Größenunterschied zu denken. Warum sind die Zonen I b und II bei dem monophthongischen *ē* verblieben, obgleich ihnen in ihrer gesamten Ausdehnung das ostfäl. *ei* gegenübersteht? Hat das Harzvorland stärker nach dem Osten ausgestrahlt als die nördlicher liegenden ostfälischen Randgebiete und stärker auch als das askanische Anhalt, in dem *weh* gesprochen wird? Die Antwort liegt im Verhalten des auslautenden *-ô²*. Dem ostfälischen *Sei* See steht kein *Strauh* Stroh zur Seite. Indem sich die ostfälische Diphthongierung nur auf *-ê²* und nicht auf das gleichstehende *-ô²* erstreckt, ist klar, daß die märk. Laute unabhängig von dem ostfälischen *-ê²* > *-ei* entstanden sind. Ist somit die Ableitung des märk. Pausadiphthongs aus dem Ostfälischen ausgeschaltet, so rechtfertigt sich die ob. S. 402 aufgestellte Beziehung zum Ndl., dem eine Anlage zur Diphthongierung im Hiat und Pausa zugeschrieben wurde; diese hat die Diphthonge in den Typen *Sei* und *Strauh* als letzte Auswirkung gezeitigt. Wer die Diphthongierung in der Mittelmark nicht als einheitlichen, auf der ndl. Grundlage erwachsenden Vorgang sieht und trotz der dialektgeographischen Unstimmigkeit das märk. *weih* mit dem ostfälischen verknüpft, bleibt die Erklärung für *Strauh* schuldig.

Diese jungen Diphthonge laufen sich in der Hauptsache an der Oderlinie fest. Das trifft auch für den alten *i*-Umlaut von as. *ê²* zu, der sie bis zum Ostschenkel des mittelpomm. Keils Gollnow—Stargard überschreitet. Östlich davon breitet sich ein rein westfäl. Lautbild aus, in dem die Umlautdiphthonge ein *-j-* ausscheiden, so daß Formen wie *rejə(n)* rein, *stejəl* steil, *fejələ* fehlen, *dejələ* teilen herrschen, während in 'Weizen', 'ausbreiten', 'leiten', 'spreiten' *ē* auftritt. Dieser neue Siedlungsstrom nimmt dem märkischen den Boden.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0467



Karte 66

In den Südstreifen I a des Gebietes I dringen Laute aus dem Md. ein, wie sich am lautlichen Stand der *g*- und *v*-Vokalisierung im Teltow zeigt. Den deutlichsten Beweis md. Anteils trägt die Form *hän* haben (Inf. und 1., 3. Pl. Ind. Präs.) an sich. Sie stellt eine Kreuzung des nd. *hebben* und des md. *han* dar. Auch hier vollzieht sich die Verbreitung der neuen Form in der Hauptsache innerhalb politischer Grenzen, indem das anhaltische Zerbst und das kursächsische Gebiet von Belzig ihren Eintritt in den Rahmen der heutigen Mark ermöglichen und sich nur der Niedere Fläming, den wir indessen aus Anlaß der md. *auch*, *auf* 'euch'-Formen schon als alte Stätte md. Sprache kennen gelernt haben, trotz seiner Zugehörigkeit zur Mark ihnen erschließt (s. Karte 66). Der md. Einfluß war jedoch nicht kräftig genug, auch der 1. Pers. Sing. Präs. eine md. Form zu verleihen; denn die geltende Form *hä* (ich) habe ist nicht nach dem Muster von *habbe* der Leipziger Bucht gebildet, die ihrerseits auf das nd.-ndl. *hebbe* zurückgeht, sondern hat sich innerhalb des Paradigmas dem neuen *hän* angeschlossen. Frei von md. Lautgebung ist *jesät* des märk. Gebietes I, das durch *g*-Schwund aus **geseget* entsprungen ist; der Fleck *jeseit* auf dem mittleren Fläming hat seine Form aus **gesegget* entwickelt, und das storkowsche *jeseggt* (lautlich *jəzeχt*) zeugt vom Nachlassen des ndl. Antriebs im *g*-Schwund. Nur eben der märkische Südstreifen und der Raum zwischen Dahme und Oder, das Waldland von Storkow und Beeskow, das erst jüngerer Siedlung zugänglich wurde, haben md. Lauterscheinungen in beträchtlichem Maße. Das ist ersichtlich etwa an dem schmalen *bīssen* 'beißen'-Streifen nördlich der md.-nd. Sprachlinie *ich*/*ick*, der über Schönewalde—Dahme—Teupitz—Wusterhausen nicht hinausgeht, aber das Land

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0468

Karte 67

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de
/rosdok/ppn860231771/phys_0469

Storkow ganz einnimmt, und dem größeren *wīss* 'weiß'-Bezirk, der bis Belzig—Zinna ausgreift und nahe an Zossen herankommt und über Fürstenberg—Müncheberg— Seelow nach Küstrin ausholt. Nd.-md. Auseinandersetzung erzeugt die Form *Pierāʒ*. Auch mit dem kennzeichnendsten aller md. Merkmale, der Entrundung, steht es, wenn man die Linienführung der Karte 'schön' des Deutschen Sprachatlas auch nur als unsichere Auskunft werten darf, nicht viel anders: am Südrande der Mark die übliche geringe Einbuße an die md. Aussprache, dagegen auf dem mundartlich ungefestigten Boden zwischen Dahme und Oder der Verlust dieses Abschnitts mitsamt dem ganzen Oderbruch und rechts der Oder eines Streifens bis Zehden—Mohrin—Netzemündung an die Entrundung. Dieser Linienverlauf wiederholt sich bei anderen md. Erscheinungen. So gewinnt der Vokal *ē* von 'gehn' im Süden nur bis Niemegk Boden, während Jüterbog und die Dörfer südlich davon *ā* (lautlich $\bar{\varrho}^{a}$) festhalten, aber der Osten ist dem md. Vokal stärker zugefallen, da nahezu der gesamte Teltow und der Barnim bis Alt-Landsberg—Wriezen *ē* sprechen, doch bleibt die nördliche Neumark bei *ā*. Der md. Einschlag in die märk., auch nur in die südmärk. Mundart darf daher nur gering angeschlagen werden. In die Gefahr zu hoher Bewertung ist die Forschung namentlich dann geraten, wenn md. und ndl. Sprachzüge übereinstimmen. Ein Fall dieser Art ist die Form *dūət* tut. Sie erstreckt sich bis zur *raɨnə/rēnə* 'rein'-Linie, gehört somit der Zone Ia an. Wir billigen dem Bezirk, den *dūət* einnimmt, md. Anteil nur im Raum der md. Erscheinungen, die eben berührt worden sind, zu; der Hauptteil kommt auf Rechnung des ndl. *doet*. Ebensowenig haben wir früher die Gutturalisierung von *nd* nach hellem Vokal allein aus dem Md. abgeleitet. Die Auslegung der Karte 'hinten' des Sprachatlas muß die Tatsache berücksichtigen, daß sich vom rechten Elbufer eine Sprachinsel weit nach Osten hin erstreckt, daß das Neuland eine fremde Sprachsphäre ist, die nur mit lockeren Fäden an ihre Umgebung geknüpft ist. Der bloße Augenschein trügt, er täuscht geschichtliche Zusammenhänge vor, die nicht bestehn. Den mächtigen Bogen über Goerzke—Brandenburg—Oranienburg—Angermünde—Soldin—Netzemündung (s. Karte 67) schlägt nicht das thür.-obersächs. *hingen*, das märk. *hingen*-Gebiet ist wohl ein räumlicher Anhang der großen obersächs.-lausitz.-schles. *hingen*-Fläche, geschichtlich aber ein selbständiger Bezirk, den nur eine Naht, eben die, welche an den übrigen md. Randerscheinungen beobachtet werden kann, an jene Großfläche ansetzt. Die Nordlinie für *hingen* folgt der *raɨnə/rēnə*- und dann ostwärts, wie diese, der *lēf/līəf*-Grenze. Beeskow-Storkow mit *hinden* und die Wendei mit dem schriftsprachlichen *hinten* schließen sich, wie üblich, von den betont ndl. Eigentümlichkeiten aus. Die Karten 'gefunden' und 'unter' unterstreichen die Kraft der Gutturalisierung in beiden Räumen, da sie im märkischen die gleiche Ausdehnung und im md. nur geringe Einbußen zeigen, obwohl sich der Lautvorgang nach einem dunklen Vokal vollzieht. Demgegenüber fällt die Auflösung der md. *ng*-Fläche auf der Karte 'Ende' nicht ins Gewicht; sie kommt auf Rechnung der ostmd. Verkehrssprache, welche der

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0470

Mundart des Osterlandes und der Lausitz starken Abbruch tut. Wenn allein die Zone Ia -ŋ- enthält, diese aber in ihrem Südstreifen md. Einfluß ausgesetzt ist, so ist damit weder in dieser Nahtzone die alleinige md. Herkunft der Gutturalisierung noch das ursprüngliche völlige Fehlen des -ŋ- wenigstens im Südteil der Zone Ib erwiesen. Wie früher in Ia der *i*-Umlaut von wgerm. *ai* vorhanden gewesen und erst nachträglich von Md. her ausgemerzt worden ist, so hat ein ähnlicher Ausgleichsvorgang -ŋ- aus Ib verdrängt.

Unserer Deutung des räumlich geschlossenen, geschichtlich aber zusammengewachsenen großen md.-märk. *ng*-Gebietes gewährt die Nahtzone zwischen dem md. und dem ndl.-nd.-märk. Sprachraum die Begründung. Neue Kennzeichen dieser Zone bekunden, daß sie sich trennend zwischen das Md. und das Märk. schiebt. Sie hält die betont md. Lautform *Schnie* Schnee, *giehn* gehn von den Grenzen der Mark fern, sie nimmt in sich Übergangsformen wie *trege* trocken zwischen *drēe* und *treuge* auf. Diese Rolle als Scheide hält die beiden Teilgebiete auseinander, deren Zusammenschluß im Falle der beiden gemeinsamen Gutturalisierung den Großraum gebildet hat.

Gering ist die Zahl der md. Erscheinungen, die in der Mark mehr Boden gewonnen haben. Der Artikel *der* der ist bis zur *lēf/līəf*-Linie vorgedrungen, was nicht wunder nimmt, da Formwörter auch an anderen Stellen ins nd. Gebiet als Vorposten der hd. Sprache einbrechen. Sein Eroberungszug erklärt nun auch das ob. ungedeutet gebliebene Ausgreifen der Mischform *hă* er bis zur selben Grenze; der Anteil des gleichgeformten *her* am Kreuzungsvorgang mit dem nd. *he* und dem ndl. *hi* verrät ebenfalls einen energischen Vorstoß dieser Partikel nach Norden. Diesen beiden Fällen aus alter Zeit gesellt sich ein junger zu: das im Osterländischen ausgebildete *ville* viel beherrscht das ganze märkische Gebiet I, ein junger Eindringling, der vereinzelt bleibt und höchstens den stärkeren Druck des Südens in der jüngsten Periode veranschaulicht.

Das Beispiel des obersächs.-osterländ. *Pamme* Brotschnitte (ob. S. 295) kann als Muster eines Vorstoßes südwestlichen Wortgutes genommen werden. Aus den Wortkarten Käthe Gleißners bei Ebert-Frings, Kulturräume und Kulturströmungen im md. Osten (1936), der Liste der Stichwörter in Kretschmers Wortgeographie der hd. Umgangssprache, aus der knappen, noch dazu um nicht echt märk. Wörter vermehrten Aufzählung in Ag. Laschs Buch „Berlinisch“ 159, aus einer umfänglichen Wortsammlung aus den md.-märk. Grenzstrichen von der Elbe bis zur östlichen Provinzgrenze der Mark, die Emil Trebs zusammengetragen hat, und aus dem gesamten Kartenmaterial, das mir zur Hand ist, läßt sich kein einziger Fall gewinnen, der ein obersächs. Wort über die Nahtzone in den märk. Sprachraum eingedrungen zeigte, es sei denn, es handle sich um einen Ausdruck, den Handel oder ein kulturelles Bedürfnis auf schmaler Straße eingeführt oder aus Städten der Mark in einen kleinen ländlichen Umkreis ausgestrahlt hat. Einzig das obersächsische Wort *Tanger* ist über die Mark bis in den mittelpommerschen Keil verbreitet. Dieser Fall scheint eine eigene Ursache zu

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0471

haben. Er zeigt aber, daß einzelne Sondervorstöße vorkommen. Von diesem kraftvollen Abschluß gegen Südwesten hin hebt sich die bereitwillige Aufnahme südöstlicher Spracherscheinungen an der Oderstraße ab. Nicht nur die lausitzischen Kreise, sondern Lebus und die beiden Kreise Sternberg, am meisten Oststernberg, und Züllichau-Schwiebus sind schlesischen Lauten und Wörtern zugänglich. Schles. Anlaut *p-* in 'Bauer' wölbt einen weiten Bogen von der Schwarzen Elster und dem Niederen Fläming an der Südgrenze von Beeskow-Storkow über die Oder südlich Frankfurt zur Warthe bei Schwerin hin, auch die schles. Aussprache *Schwaster* Schwester erreicht in kleinerem Bogen, der den Kreis Guben und den südlichen Rand des Kreises Weststernberg einschließt, denselben Punkt an der Oder. Bis ins südliche Oderbruch reicht die Wirkung eines schles. Lautvorganges, der *-n-* in der Endsilbe *-ent* beseitigt; aus der Abwehr bildet sich hier die Form *mōjənt* Magd[1]. In diesem Bezirk um die Warthemündung entsteht als ein Teil des schles. Großraums, der *isst* ißt spricht, eine *itt*-Fläche mit Fürstenwalde, Wriezen, Netzemündung und Frankfurt als Grenzpunkten, die sich vom großen *ett*-Gebiet des gesamten ostnd. Siedlungslandes[2] absondert, während, der nd. Einwirkung erwachsen, ein *esst*-Strich östlich vom Teltow, dem das Land Storkow und die Wendei zufallen, das Vordringen des md. *isst* Obersachsens und der Lausitz sperrt.

Im Odergebiet sind die schles. Spracherscheinungen die Folge der Siedlungsbewegung, die sich nicht nur auf das rechte Flußufer erstreckte, sondern bis nach Lebus hinübergriff. Nachträgliche Einflüsse haben sich in den politischen Grenzen der lausitzischen und rein schlesischen Gebiete gehalten, sind also über die Kreise Krossen und Guben sowie Züllichau-Schwiebus nicht hinausgelangt.

Ein stärkerer Einbruch des Südens hat den Raum an der Mittelelbe getroffen, den schwächeren Widerstand fand er auf dem rechten Ufer und von der Saale her. Bischoffs Wortkarten 'Schmalz', 'Topf', 'warten' (Zs. f. Mdaforsch. 16,18), 'Kinderwiege' und 'stricken' (Die Volkssprache in Stadt und Land Magdeburg 1938 S. 18 und 19) geben den südlichen Wörtern *Fett*, *Topp*, *war-(d)en*, *Pujje* und *stricken* sich staffelnde Abschnitte des Besitzes der Nordwörter *Schmalt*, *Pott*, *töwen*, *Weege* und *knütten* preis, bis dem letzten nur die äußerste Spitze des Havel-Elbe-Winkels verbleibt, während ihnen westlich der Elbe nur das Gebiet bis zur Bode und der Linie Oschersleben—Magdeburg verloren geht. Das Stammland besitzt einen festeren Wortbestand als der besiedelte östliche Uferstreifen. Diese Beobachtung betrifft nun gerade die ostfälische „Treppenlandschaft", als deren dialektgeographisches Kennzeichen seit Wrede die Aufnahme hd. Sprachzüge gilt. Wredes Deutung des ostfälischen Einheitskasus

---

[1] In: P. F. Mengel, Das Oderbruch 1 (1930), 264.

[2] Das meckl. *ett* beruht auf westfäl. Grundlage, in der Mark hat sich die ndl. Form durchgesetzt. Ostfalen hat *itt*. Karte 18 (Lieferung 3) des Deutschen Sprachatlas.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0472

mick meck mir, mich als Übernahme des hd. *mich* hat dem Weser-Elbe-Raum eine sprachgeschichtliche Stellung zugewiesen, die mit dem angegebenen wortgeographischen Zustand nicht in Einklang steht. Nordstämme haben nach 531 das Land bis zur Unstrut bewohnt, ohne den Zusammenhalt zu erwerben, der den mächtigen kulturellen und wirtschaftlichen Drang des Südens hätte hemmen können; der heutige Verlauf der md.-nd. Sprachgrenze beleuchtet die Schwäche ihrer sprachlichen Stellung. Aber von den Tagen der Hansa an kräftigte sich im östlichen und nördlichen Harzvorlande durch den Zusammenschluß des ostfälischen Städteviertels[1], dem Magdeburg, Halberstadt, Quedlinburg, Braunschweig, Goslar, Hildesheim, Hannover und zeitweilig auch Göttingen, Einbeck, Northeim u. a. angehörten, das nd. Sprachgefühl. Im Verkehr der Kanzleien hielt sich der heimische Wortbestand, und so begreift sich der eigene nd. Charakter der ostfälischen Landschaft zwischen Harz und Elbe-Ohre und der md.-nd. Grenze, den die Sonderausdrücke *Briten* Wasserdampf in der Küche gegenüber *Wasen* rechts der Elbe und *Briechen* in der Altmark (Karte 44 des Mitteldeutschen Heimatatlas), *Heilebart* Storch gegenüber westaltmärk. *Heinotter* und jerichowschem *Knäppener* (Zs. f. Mdaforsch. 16,17), *Grepe Messgrepe* Mistgabel gegenüber *Messforke* nördlich der Ohre und auf dem rechten Elbufer (Sachsen und Anhalt 16,182), *Barnstein* Mauerstein gegenüber *Muursteen* in der Altmark, der Börde und bis zur Bode sowie östlich der Elbe (Die Volkssprache in Stadt und Land Magdeburg 1938 S. 36) und schließlich das Wort *Stippstörken* kleine, meist lustige Geschichte (Sachsen und Anhalt 16,183) veranschaulichen. Dem genannten Städtebund sind später md. Städte wie Merseburg und Naumburg beigetreten; sie haben nach Thüringen und Oberdeutschland hin vermittelt; so ist der Weg zum hd. Sprachgut gebahnt gewesen. Aber das Tor öffnete sich im Südosten, an Saale und Elbe. Die Handelsfracht und der begleitende hd. Sprachvorrat kamen über Leipzig und Halle nach Magdeburg. Die weitere Beförderung am Nordrande des Harzes über Hannover oder Hameln oder Minden nach dem Norden und Westen war des letzten großenteils bereits entledigt. Ein Beispiel Bischoffs, die drei Benennungen des vom Töpfer verfertigten irdenen Topfes *Gropen, Pott, Topp* (Sachsen und Anhalt 16, 172), beleuchtet die sprachliche Umschichtung an der Mittelelbe. Das heimische nd. *Gropen*, der Ausdruck des nd. Gebietes in seiner größten Ausdehnung, wird von dem roman. *Pott* (mlat. *pottus* Trinkbecher) durch ostwärts gerichteten Stoß in die Nordostecke der Altmark und die Spitze des Elbe-Havel-Winkels gedrückt, wo es heute ein Dasein in der engen Bedeutung Milchsatte fristet[2], dieses selbst aber durch das md. *Topp* aus der Richtung Halle, Leipzig, Dresden aus dem Lande Zerbst und dem Kreise Jerichow 1 herausgedrängt. Bischoff belegt *Gropen* noch Ende

[1] Im Anschluß an K. Bischoff, Zur mittelelbischen Wortgeographie (Sachsen und Anhalt 16, 164—204) mit abweichender Wertung der „ostfälischen Treppe".

[2] Die heute verschwundene Benennung *Gropen* des aus Metall gegossenen Tiegels mit zwei Henkeln oder drei Füßen haftete fester im alten Verbreitungsgebiet.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0473

des 14. Jahrhunderts in Halle, zur selben Zeit aber schon das md. *Topp;* die Halberstädter Bibel von 1522 zeigt ein Nebeneinander von *Gropen* und *Pott*. Auf Magdeburg zielt beiderseits der Elbe der Südstoß. Der Handel der Messestadt Leipzig im 16. und 17., ihre geistige Vorherrschaft im 18. Jahrhundert[1], die Bewegung der Reformation aus Wittenberg im 16. Jahrhundert und die Aufgeschlossenheit für die südliche Kultur, welche sich seitdem wie bereits früher in der Anwendung der md. Sprache in den Kanzleien, im Rechtswesen, in der Verwaltung äußerte, erklären den Eroberungszug der Sprache und ihre Richtung in nördlicher und nordwestlicher Richtung. Die völlige Zersetzung der Mundart in der Umgebung von Magdeburg hat Richard Loewe, Die Dialektmischung im magdeburgischen Gebiete (Nd. Jb. 14,14—52 mit einer Karte) beschrieben, und schon ein Beobachter der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts Georgius Torquatus, gebürtiger Sudenburger (bei Magdeburg) und Geistlicher in Neustadt-Magdeburg[2], schildert das Eindringen der md. Sprache. All diese Wandlungen im Sprachgefüge aber treffen mehr den Lautstand[3] und die Formen als den Wortschatz. Dessen Ersatz durch Wörter des Südens stellt sich als einen hartnäckigen Kampf zwischen dem bodenständigen Wort und seinem Gegner dar und wiederholt sich bei jedem Angriff eines begünstigten md. Ausdrucks, zu einem Zurückgehn auf der ganzen Linie kommt es nicht. Diese Einzelgefechte haben md. Wörtern den Zutritt bis Magdeburg und, wie oben gezeigt, bis in die Spitze des Elbe-Havel-Winkels gebracht, aber der nördliche, nd. Grundzug des Wortbestandes ist kaum angetastet. Und was uns angeht, für die Periode der Siedlung im 12. Jahrhundert ist ein md. Beitrag zum Aufbau der neuen Sprachlandschaft völlig ausgeschlossen, ein Ergebnis, das sich, wie es der Zweck dieser Untersuchung der wortgeographischen Lage an der Mittelelbe war, auf das nördlich der Zone I a liegende Gebiet auf dem rechten Elbufer mit Sicherheit übertragen läßt.

Abschließend bekenne ich mich als Gegner der unbestimmten Vorstellung einer „Elbe-Oder-Vorbruchlandschaft", zumal in der schwachen dialektgeographischen Begründung, die A. Bretschneider a. a. O. mit der einzigen Linie *fīf/* fünf 'fünf' auf der Kartenskizze S. 233 diesem wirtschaftlich-sprachlichen Begriff geboten hat, während ihre Ausführungen über die Verkehrspolitik der brandenburgischen Kurfürsten S. 247 ff. gewichtiger sind. Zwar beruht ihre Vorstellung sicherlich auf einer großen Anzahl mittelmärk. Erscheinungen, die sie wie Ag. Lasch beurteilt, erhält dadurch aber keine Stütze, da sie beide ndl. Laute, Formen,

---

[1] Leipzig als Handelszentrum zeigt die Karte der Überlandstraßen dieses Zeitraums, die Anneliese Bretschneider, Die Heliandheimat und ihre sprachgeschichtliche Entwicklung (1934) S. 252 nach einer Vorlage F. H. Hellers zeichnet.

[2] Sein Bericht ist von R. Loewe im Nd. Jb. 14, 14 und 16 ff. sowie von A. Bretschneider a. a. O. 259 ausgewertet worden.

[3] Ein Beispiel dafür ist das thür.-obersächs. *ebber* über, das in der Form *ewwer* in einem vom Harz bis zum Fläming, aber rechts der Elbe beträchtlich höher gespannten Bogen nordwärts gedrungen ist, worin sich wie bei den Wörtern der stärkere Widerstand Ostfalens äußert.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0474

Wortbildungen und Worte als md. nehmen. Der Satz, daß die Landschaft des Elbe-Oder-Bogens die ostfälische Treppenlandschaft auflöse, indem sie in zahlreichen Fällen Neuformen an sich sauge (S. 237), verquickt gewaltsam grundverschiedene Landschaften, die doch nur das schwache Band jüngster verkehrs- und gemeinsprachlicher Ausstrahlung, nicht aber mundartwandelnder Verschiebung lose überspannt.

Die ostfälische Klammer

Der nordsüdliche Lauf der Sprachlinien an der Mittelelbe auf der Strecke Wittenberge bis Aken, kräftiger ausgeprägt als der Linienzug an der Mittelweser, vergleichbar der Sprachgrenze am Lech, erhebt den bezeichneten Flußabschnitt zu einer Sprachscheide erster Ordnung. Siedlungs- und Mundartforschung drücken diese Rolle der Mittelelbe so aus, daß sie von Alt- auf dem West- und Neuland auf dem Ostufer sprechen. Weder ein tiefer Geländeeinschnitt noch unzugängliche Ufer oder der reißende Lauf des Stromes, Umstände, welche den Übergang auf Fähren oder die Anlage von Brücken behindert oder erschwert hätten, sind Ursache der Verkehrsstockung, die sich in der Sprach- und Siedlungsscheide ausgewirkt hat, gewesen, die dem Strom zugefallene Aufgabe ist von der Geschichte erteilt worden. An der Elbe standen fast ein Halbjahrtausend hindurch die Grenzen zweier Völker, der Deutschen und der Slawen, fest, von der Ohremündung an nordwärts war sie gar weit auf das linke Ufer vorgeschoben. Diesen Vorstoß hatte nach Osten vordringendes Deutschtum in der Altmark, dem Gebiet nördlich der Ohre, bis zum Beginn der großen Ostsiedlung um die Mitte des 12. Jahrhunderts, durch Raumgewinn nur unzulänglich verringert, eher den inneren Halt der hier ansässigen Slawen geschwächt. Mit dem Einsetzen der Bauernzuwanderung aus dem Westen und der Aufnahme von Holländern nach 1157 wurde in der Altmark sehr bald ein deutsches Staatswesen geschaffen, das in der Lage war, Menschen ins Havelland und nach Mittelpommern auf das rechte Oderufer abzugeben. Den stärkeren Sprachcinschnitt bildet daher die Ohrelinie, an der Elbe halten sich wenige Sprachgrenzen. An dem Beispiel der Vokalisierung von *-g-* und *-v-* ist der Übertritt einer Lauterscheinung, deren Kern um Stendal liegt, in das Havelland ersichtlich, und eine Reihe anderer Laut- und Wortflächen liegen beiderseits der Elbe und bedecken das ganze Gebiet zwischen der Ohre und der Oberhavel. Für einen Zuzug von Angehörigen derselben ndl. Stammesmundart ins Land Jerichow spricht die Nachricht, daß im Fienerbruch holländische Hufen, wie in der Altmark, abgemessen worden sind. Völlig einheitlich ist das Mundartgepräge links und rechts des Stromes indessen nicht. Recht viele ndl. Wörter bleiben am rechten Ufer, und es gibt auch einige, wie *Schalm*, *Wenderick*, welche das altmärkische Gebiet nicht verlassen oder nur nach Norden ins Mecklenburgische und über den westprignitzischen Zipfel ausgreifen, *küme* wagt sich nur mit Aus-

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0475

läufern auf das rechte Ufer. Können wir an märkischen Wörtern wie *Päde* beobachten, daß der linke Uferstreifen erst nachträglich nach und nach vom ndl. Wort frei wird, so sieht es doch nicht danach aus, daß derselbe Säuberungsvorgang im Havellande und im Lande Jerichow die angeführten Lehnwortvorkommen der Altmark getilgt habe. Ein gewisses Eigenleben muß man dem Ohre-Elbe-Winkel wohl auch in bezug auf die Einfuhr ndl. Wortgutes zubilligen. Die Unterlagen für eine bestimmte Aussage sind aber noch zu dürftig; der Landesforschung bleibt der endgültige Entscheid in dieser Frage überlassen.

Das lockere Linienbündel der Nordstrecke geht von Burg ab südwärts in einen straffen Linienstrang über. Hier ist ein Spracheinschnitt, der im nd. Raum so kräftig nicht wiederkehrt. Die siedlungsgeschichtliche Aussage, die er macht, verbietet die Annahme eines zahlenmäßig erheblichen Anteils der Menschen vom linken Ufer und dessen Hinterlande an der Besetzung der gegenüberliegenden Landstriche. Daß die reichen Bauern der fruchtbaren Börde keinen Anreiz verspürten, den sandigen Boden drüben zu bebauen und die unwirtlichen Sumpfstriche zu entwässern, liegt auf der Hand, doch auch das Hügelland zwischen Harz und Elbe hat sich dem Ostzuge versagt. Von den Bewohnern der anhaltischen Länder ist dagegen eine rege Beteiligung an dem Unternehmen des Landesfürsten anzunehmen; wurde doch ihnen in erster Linie neues Acker- und Weideland geboten und ist der askanische Besitz jenseit des Stromes um das Land Zerbst vermehrt worden. Aber auch die Elbestrecke im anhaltischen Gebiet ist eine kräftigere Sprachscheide, als diese Annahme zulassen sollte.

Indem wir von diesem letzten Einschnitt zunächst absehen und das ndl. Erbgut im linkselbischen Gebiet Anhalts und der benachbarten Striche berücksichtigen, sind wir mit Bathe davon überzeugt, daß die Ohre-Elbe-Saale-Mulde-Linie die Hauptscheide in der Provinz Sachsen ist. Sie trennt das Alt- und das Neuland. Bathes Flurnamensammlung findet westlich der Hauptscheide ausschließlich die Flurnamen *Balken* schmaler Streifen zwischen den Ackerflächen, *Droom* End-, Reststück, *Graseweg* Viehtrift, *Hoch* m. Erhebung, *Kniel* Hügel, *Kruck Krücke* gekrümmtes Ackerstück, *Nachtwiese*, *-gras* Nachtweide, *Osterling* im Osten der Gemarkung gelegener Acker, *Pfingstgras* um Pfingsten zur Hut freigegebene Weidefläche, *Teufelsküche* Spukstelle, Umschreibung für Hölle, mehrfach für Hünengrab, *Tie* Versammlungsplatz im oder am Dorfe, *Wanne (Gewann)* Ackerstück, *Westerling* westwärts gelegener Acker, *Wuhne* (gleich *Wunne*?) Grenzstreifen, breiter Grasweg. Östlich des Grenzsaums treten auf: *Driesch* brach liegender Acker, *Dunk*, *Fenn Feen*, *Geren* mit leichter Streuung über den Grenzsaum hinüber, *Heininge Heinichte*, *Mate*, *Oken*, *Ruëde Rode* Rute ebenfalls mit leichter Streuung über den Grenzsaum und *Upstall*[1]. So kann die Elbe als beachtliche Sprachgrenze zwischen den anhaltischen Landesteilen diese Rolle erst durch den md. Vorstoß, der außer md. Sprachzügen auch ndl. Wörter der Halle-Leipziger Bucht an die Elbe trug, erhalten haben.

[1] Aus einer brieflichen Mitteilung Bathes.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0476

Nun stellen wir doch fest, daß einige ostfälische Mundartzüge in das märk. Land hineinragen. Vornehmlich sind es die Form *nist* nichts, *-nn-* aus *-nd-*, die Form *e-* der Vorsilbe des Partizips, vielleicht die Aussprache *better* besser und schließlich einige Wörter wie *Pierlorke* als Grundform des rechts- und linkselbischen *Parlauke* Regenwurm, *Kempe* Eber, *Tache* Hündin und *Reise* Tracht Wasser. Der Zusammenhang des nordjerichowsch-havelländischen, schon stark mit *nischt* durchsetzten *nist*-Bezirks mit dem großen ostfälischen *nist*-Gebiet, das sich besonders auf Braunschweig stützt, ist offensichtlich, ebenso deutlich aber auch das Fehlen einer Verbindung der Börde und des Landstriches südlich davon mit dem rechten Ufer, da sich der Hauptteil des *nist*-Gebietes von Quedlinburg ab bis zur Höhe von Jerichow nur auf ostfäl. Boden befindet. Dagegen tritt an der Saalemündung die Südgrenze von *-nn-* und *e-* über die Elbe und folgt der *reine/reene*-Linie; Zone Ib und das linke Uferland stehn ebenso in Beziehung wie Zone II und die Altmark. Daraus wäre also der ostfäl. Ursprung dieser beiden bedeutsamen Lauterscheinungen in der märk. Sphäre zu erschließen. Doch ist es gut, dem Anschein einer Sprachbewegung vom östlichen Harzvorlande und von der Börde in das Land Jerichow zu mißtrauen, und geboten, die Vorstellung, daß eine sprachliche Erscheinung an dieser Stelle nur aus dieser Quelle geflossen sei, abzuweisen. Die Sprachgeschichte zwingt uns nicht, das dialektgeographische Lagebild lediglich in dieser Weise zu deuten; der Wandel des *-nd-* zu *-nn-* und die Kürzung des Präfixes *ge-* zu *e-* treten auch im Ndl. auf. *-nn-* begegnet inselartig in Nordbrabant[1] und nach der Angabe von Jellinghaus, Die ndl. Volksmundarten 83 in einzelnen Wörtern auch in anderen Provinzen. Nicht zu leugnen ist freilich eine gewisse ostfälische Grundlage der altmärk. Mundart und somit ein gewisser ostfälischer Zuschuß zur Sprache und Lautform der Zone II. Dieser könnte so stark gewesen sein, daß er sich gegenüber einem ndl. Element durchgesetzt und auch nach Ib übergegriffen hätte. Anderseits aber läßt sich vorstellen, daß eine besondere Form der ndl. Mouillierung nach Ib und II verpflanzt worden ist, daß nach Ib und II eine Siedlergruppe gekommen ist, welcher eine andere Anlage eigen war als den Siedlern von Ia. Deren *-n′d′-* ist in *-ŋ-* übergegangen, das *-n′d′-* von Ib und II wurde über *-njd-* oder *-ndj-* zu *-nn-*. In Ib siegte dieser Laut oder seine Vorstufe über das in der Gesamtzone I vorhandene ndl. *-ŋ-* oder dessen Vorstufe, in II einte es sich mit dem ostfälischen *-nn-*. Auch *e-* läßt sich aus den küstennahen Gegenden der Niederlande herleiten. Die Vokalisierung des *g-* in der Vorsilbe *ge-* des Partizipiums kennt bereits das Afries.; diese ist gewöhnlich auf *i-*, das aus *ji-* entspringt, und späteres *e-* verringert. Soweit der fries. Einfluß gereicht hat, ist diese Lautform vorhanden gewesen. Heute haben die Gebiete mit dem starken fries. Einschlag, das sind Friesland, Groningen, Drente, Twente und der

[1] A. Weijnen, Onderzoek 28; zu *binnə* binden ist gleichwertiges *bijnə*, *bajnə*, *bę̄nə*, *beenə*, *bienə* zu fügen, so daß insgesamt *-d-* häufiger geschwunden als erhalten ist.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0477

Hauptteil Nordhollands, das Präfix völlig abgestoßen, *e-* besitzen noch ein nordholländischer Streifen nördlich Amsterdam—Haarlem, Seeland und die Provinzen südlich und östlich der Zuidersee; südholländische Restfälle verraten die frühere geschlossene *e*-Fläche längs der Küste. Unangetastet läßt *ge-* das brabantische Mittelstück mit Limburg, das große Stromgebiet und sein Mündungsland bis Amsterdam—Haarlem, außerdem Westflandern, das nach Seeländisch-Flandern und Walchern wirkt, so daß die Mitte des Küstenstreifens sowohl von Südosten wie von Süden angegriffen wird. Bei der Lautform *ę-* im Westteil Westflanderns und in Französisch-Flandern liegt wohl eine andere Ursache als im altfriesisch-ingwäonischen Gebiet vor. Im südlichen Brabant ist der Abfall der Vorsilbe bestimmten Verben eigen. Die hier gebotene Übersicht ermöglicht die Karte 9 der 2. Lieferung des Kloekeschen Taalatlas.

Die Übereinstimmung zwischen dem südöstlichen und nordjerichowsch-havelländischen *better* besser, worin sich nur ein Teil der ostfäl. Konsonantendehnung äußert, da weder die Gruppe *scheppel* Scheffel noch *emetten* gemessen ins Märk. übergreift, gleicht dem Falle *nist*, doch ist zweifelhaft, ob *better* überhaupt als ostfäl. Besonderheit in der Mark zu gelten hat, da für diese Aussprache auch eine ndl. Vorstufe nachgewiesen werden kann.

So sind die Klammern von Ostfalen zur Mark recht schwach. Kräftigere halten die anhaltischen Landesteile zusammen. Man hat sogar einen grundlegenden Bestandteil des mittelmärk. Lautgefüges, die Diphthonge *ie* und *uo*, dem linkselbischen Anhalt zugeschrieben. Das besondere Gepräge der Mundart dieses Gebietes und des nördlichen Nachbarbezirks ist Anlaß gewesen, sie vom Gesamtostfälischen als „elbostfälischen" Unterdialekt abzutrennen. Dessen Grenze setzt Fritz Jülicher im Anschluß an Ag. Lasch Nd. Jb. 52,29 östlich Quedlinburg an, bemerkt aber, daß die mittelalterliche Kanzleisprache Magdeburgs auch elbostfälischen Charakter zeige. Die Eigenart der Mundart bringt Jülicher mit den Bewohnern dieser Gebiete zusammen, deren mittelalterliche Namen Nordthüringgau, Schwabengau, Hos- oder Hassegau und Friesenfeld die Erinnerung an Völkerschaften bewahren, welche seit der Schlacht an der Unstrut im Jahre 531 unter der Oberherrschaft der von Westen und Nordwesten aus dem ostfälischen Stammlande eingedrungenen Sachsen standen. Die Folge dieser politischen Abhängigkeit sei gewesen, daß sich ihre Sprache im Laufe der Jahrhunderte zu einer Mundart ostfälischen Gepräges entwickelte, die aber doch manche eigenen Züge festgehalten habe. Jülichers mit der herrschenden Meinung sich deckende Ansicht ist inzwischen durch Erik Rooths erstmalige Prüfung eines umfangreichen und räumlich ausgebreiteten Sprachstoffs erschüttert worden. Indem Rooth die Sprachform der Merseburger Quellen[1] mit gleich-

[1] In der Festschrift Borchling (1932) 24 ff. Der „ingwäonische" Charakter des As. und die „deutsche" Umgestaltung der Sprache des Heliand ist durch Rooth erwiesen. Damit wird die Frage nach der Heimat der Stämme, welche jenen Gauen den Namen verliehen haben, für die Lautform der Merseburger Quellen bedeutungslos. Die abgelegenen Gebiete des Nord-

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0478

wertigen Zeugnissen anderer ostfälischer, auch westfälischer und nordniedersächsischer Quellen vergleicht, stellt er deren Übereinstimmung fest, ein Ergebnis, woraus er mit Recht folgert, daß der Sprache der Merseburger Quellen nicht länger die Stellung einer „friesischen“ oder „anglofriesischen“ Mundart, wie bisher allgemein üblich, zugewiesen werden dürfe, da ihre Hauptzüge Gemeinbesitz des Altsächsischen gewesen seien. Rooth löst die Fäden zwischen den Stämmen, welche vor 531 die genannten Gaue bewohnten, und der Sprachgestalt der Merseburger Quellen um das Jahr 1000, und der Vergleich des mnd. „Elbostfälischen“ mit dieser zeigt, daß auch zwischen diesen beiden Sprachperioden keine Verbindung besteht. Keine der bei Rooth aufgezählten ingwäonischen Erscheinungen kehrt in Jülichers Beschreibung wieder. Dessen Hauptkennzeichen seiner „elbostfälischen“ Teilmundart, die Diphthonge *ie* und *uo*, können unmöglich aus as., altostfäl. Wurzel stammen, da diese Laute im Ostfäl. wie im gesamten Nds. anders entwickelt worden sind, indem sie zu den Monophthongen *ê* und *ô* wurden. Sollte man sie aber aus den Merseburger Sprachquellen herleiten und somit an deren besonderem, vom Gemeinas. abweichendem Zu-

---

thüringgaus, des Schwabengaus und des Friesenfeldes waren ohnehin nur gewaltsam mit Merseburg, das dem Hassegau angehört hat, verbunden worden; zudem beruht die Annahme, daß die Nordschwaben als Teil der Angeln aus Schleswig und Jütland zugewandert seien, auf unsicherem Grunde, die geschichtlichen Nachrichten sprechen von einer Ansetzung durch merowingische Herrscher, und es ist wahrscheinlicher, daß sie vom rechten Elbufer als Reste der Semnonen in das sichere Gebiet auf dem gegenüberliegenden Ufer übergesiedelt sind. Von den Friesen des Friesenfeldes wissen wir nichts, und von den Bewohnern des Hassegaus nimmt eine umstrittene Ansicht an, daß sie Chauken gewesen seien, womit über den ingwäonischen Grundzug ihrer Sprache, der bewiesen werden soll, nur eine sehr unbestimmte Aussage erzielt wird. Wenn aber selbst ein ingwäonischer Stamm den Hassegau bewohnt hat, ist keineswegs sicher, daß sich seine Sprache ein halbes Jahrtausend unverändert gehalten habe; die Geschichtsforschung betont vielmehr, daß all die angeführten Fremdstämme im Laufe der Zeit, jedenfalls schon vor der Jahrtausendwende in den Sachsen aufgegangen seien. Dem Hauptargument Seelmanns, dem sogenannten Zetazismus, kommt der Wert eines besonderen Sprachzuges an der Mittelelbe nicht länger zu, wenn man beobachtet, daß sich diese Erscheinung aus Holstein elbeaufwärts, auf dem Wege der Sachsen in das Gebiet der ihnen seit 531 unterworfenen Stämme, verbreitet vorfindet. Auch er ist ein Bestandteil des „ingwäonischen“ As. Im Lüneburgischen mehren sich die ingwäonischen Sprachzüge, sie erstrecken sich in Richtung auf Braunschweig und Hildesheim. Den größten Umfang nimmt das dem Lüneburgischen und Holsteinischen gemeinsame *hitt* heiß (Karte 16 des Deutschen Sprachatlas) ein; im Raum zwischen Leine und Aller tritt, von Hannover bis Braunschweig und in einer Zunge bis an den Nordharz reichend, *Snie* (lautlich *snī*) Schnee (Karte ‘Schnee’ des Atlas des Deutschen Reichs) auf. Ungefähr in dessen Umkreis herrscht Entrundung; sie veranschaulicht die Karte ‘Dorf’ (Karte 47 des Deutschen Sprachatlas), auf der sie in zwei Bezirken westlich Celle und um Hildesheim mit *Derp* erscheint. Im Winkel zwischen Aller und Oker wird *û* palatal gesprochen, was sich in *Hüse* (nach) Hause (Karte 24) zeigt. Auf ingwäonischer Grundlage ruht *Toon* Zehe dieses Gebiets (vgl. S. 324), und *Mull* Maulwurf westlich der unteren Oker kann dieser auch zugewiesen werden. Seelmann hat die nordelbische Form des Namens der *Oker*, alt *Ovacara*, erkannt (Nd. Jb. 57, 188 ff.). All die aufgezählten Erscheinungen kommen nur nördlich des oben berührten Gebietes der alten Gaue mit den behandelten Namen vor; ihre ingwäonischen Züge ziehen nicht den Saale-Bode-Raum, wohl aber das nördliche Gebiet in den ingwäonischen Zusammenhang hinein und ordnen sich der Sprache nordelbischer Stämme ein, denen keine andere als die Benennung „sächsisch“ gebührt.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0479

stande festhalten wollen, so wären gerade solche Laute ausgewählt, die jenen mit dem As. gemeinsam waren, wie das *io ia*, oder vielfach, wie *uo*, in as. Sprachzeugnissen angetroffen werden, während die wesentlichen Merkmale der Merseburger Quellen außer Betracht geblieben wären. Die übrigen, wenig zahlreichen Besonderheiten, die Jülicher in seinem Unterdialekt findet, stützen noch weniger seine Behauptung, daß die Sprache der alten, nicht as. Vorbevölkerung im Mittelalter fortbestanden habe. Ist also die Verbindung zwischen Frühzeit und Mittelalter unterbrochen, so ist der Ursprung der „elbostfälischen" sprachlichen Sonderart neu zu bestimmen. Das nachbarliche Md. legt den Gedanken an Einwirkung von dieser Seite nahe, und diese ältere Ansicht reicht für die Mehrheit der Jülicherschen Kennzeichen aus[1]; *ie*, *uo* selbst, *Nuwenborch*, *von* von, *d* für die dentale stimmlose Spirans, *uns* uns, *gense* Gänse, *der-* er- gehören dem Md. an. Andere Erscheinungen wie *marcht* Markt, namentlich aber *engein* kein weisen auf das Ndl. hin, und *ie*, *uo*, ferner *pec* Pech, *schep* Schiff und *let* Glied, auch *-ng-* < *-nd-* können aus dem Ndl.[2] herrühren. Daß ndl. Spracherscheinungen in Betracht zu ziehen sind, macht eine andere auffällige Lautform noch glaubhafter. Sie ist von Jülicher nicht beachtet worden, weil ihm die moderne Mundart wenig zu sagen hatte, es ist die bemerkenswerte Aussprache der stimmlosen Dentalspirans als stimmhaftes *s*, *l* oder stark reduziertes Zungen-*r*. Wrede in der Zs. f. d. Alt. 43,340 und ich Anz. 45,65 haben darin einen friesischen Nachklang aus der Sprache jener Stämme gesehen, die im 6. Jahrhundert und früher

---

[1] Bischoff, Studien 155 „drängt sich die Ansicht förmlich auf, daß das Elbostfälische der mnd. Zeit nur aus seiner Nachbarschaft zum md.-hd. Sprachgebiet zu verstehen ist."

[2] Ndl. Laute und Worte enthält die Sprache zweier nd. Predigten und eines Gedichtes auf den Heiligen Laurentius aus dem 13. Jahrhundert, die in dieses Gebiet zu setzen sind; der Text ist in Borchlings 3. Reisebericht S. 139—143, das Gedicht überdies im Nd. Jb. 47,73—76 abgedruckt. Sicher dem Ndl. gehören an *siele* Seele (Reiseber. 3,140, öft.), *gesien* gesehen (142), *siende* sehend (143), *swafles* Schwefels (141) und *hersten* Roste Pl. (141). Daher liegt es nahe, auch die *-ie-* und *-uo-*, deren erstes regelmäßig auftritt, während das zweite sich auf *guod* gut beschränkt, als Zeugnisse ndl. Sprache in Anspruch zu nehmen. Dann ist mit der Schreibung *-ie-* in *sliepe* schliefe (140), *liever* lieber (141), *dienen* dienen (142) u. a. und namentlich *-uo-* in *guoden* guten (140, öft.) der Nachweis diphthongischer Aussprache für diese Laute erbracht. Auch *ie* (142) für *ji* ihr kann ndl. sein. Zeitlich und räumlich steht die nd. Apokalypse (hg. von Hjalm. Psilander als Upsala Univ. Årsskrift 1901) und eine Anzahl kurzer geistlicher Gedichte, die in der Haupthandschrift dieses Denkmals überliefert sind (hg. von demselben ebda 1905), nahe. In der md. Färbung ihrer Sprache verbergen sich westliche Erscheinungen vom Niederrhein. Dorthin weist *druge* trocken (Apok. 1724; 1833), *drugen* trocknen (1723; 1826; 1832), und das häufige *sien* sehen (46; 142; 379; 404; kleine Gedichte 11,45), *gesien* gesehen (377; 441; *sîn* sein: *gesien* kleine Gedichte 9,24) sowie *ziende* zehnte (1103), *niet* nicht (*diet* Volk: *niet* 1069), *mer* aber, außer (33; 317; 1033 und öft.), *dunker* dunkel (871), *wale* (639), *wal* wohl (1385), *koclere* Zauberer (kleine Gedichte 5,113; 6,41) und wohl auch das durchgehende *ie* ihr (35; 100; 318, oft; kleine Gedichte 3,26; 5,60; 6,166; 7,15) sind dann ebenso vom Niederrhein herzuleiten. Damit tritt der niederrheinische Einschlag des Osterlandes und Obersachsens, durch die Gleichung *druge* und modernes *treuge* bezeugt, zum ndl. als Bestandteil der frühmnd. literarischen Mischsprache hinzu. Der neuerdings von Erik Rooth für das „Elbostfälische" in Anspruch genommene Wortwechsel zwischen einer Frau und ihrer Magd (Nd. Kbl. 55,66—75) bietet ebenfalls *mer* außer (83), *ie* ihr (73; 87; 108; 173); *kutte* vulva (57) ist ndl. Herkunft.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0480

von Norden kommend hier siedelten. Diese Ansicht kommt indessen nach den Ausführungen von vorhin nicht mehr in Betracht; ihr widerstreitet auch die Lage des Gebietes, welches die bezeichnete Aussprache besitzt, im Raum zwischen Saale und Mulde und jenseits der Elbe im Lande Zerbst, also außerhalb jener Gaue aus der Frühzeit. Nach der Sprachatlaskarte 'müde' überschreitet *müse* die Saale zwischen Calbe und Alsleben in einem schmalen Streifen und reicht im Akener Winkel bis an Dessau heran nach Osten; weiter südlich erstreckt sich eine *müle*-Fläche von Wettin nach Bitterfeld, südlich bis über Landsberg ausholend. Ferner trifft man die unfeste Aussprache im südlichen Teil des Landes Jerichow und in einigen linkselbischen Bördeorten an. Das Land Zerbst hat auch den germ. Verschlußlaut *d* in den Lautvorgang einbezogen[1], ein Zeichen der Unsicherheit und der Übertragung aus dem ursprünglichen Sprachgebiet. Auf Grund des dialektgeographischen Befundes glaube ich jetzt, daß die Erscheinung eine ndl. Grundlage besitzt. Diese Meinung erscheint zwar gewagt, da das Ndl. keine Spuren gleicher Art besitzt, nichtsdestoweniger darf sie als möglich gelten. Denn wie in dem *-ss-* des brabantischen *pessem* Wurzel, in *wisse* Wede, Rute u. a. Wörtern mit geminiertem *þ* die spirantische Natur dieses Lautes bewahrt geblieben ist, muß man die spirantische Aussprache des einfachen *þ* für die Periode der großen Abwanderung zugestehn und wird somit auf die Vorstufe der heutigen Lautformen in dem anhaltischen Gebiete geführt. Daß diese aber unter den neuen Verhältnissen auf dem Stande der heimatlichen Lautlage verharrt haben können, läßt sich nicht bestreiten. Der neu erschlossene ndl. Zug gesellt sich zu der Menge ndl. Erscheinungen, die hier aus zwei Quellen gespeist werden, dem anhaltisch-flämischen Siedlungskern und der osterländischen Siedlungszone, deren Vertreter *Keckert* Frosch an der Elbe dem Ausdruck *Padde* der märk. Sprachsphäre die Hand reicht.

Die ndl. Stellung in Anhalt erscheint nach diesen Bemerkungen stärker, als sie vorher angenommen wurde. Dieses Ergebnis regt die Nachprüfung des gesamten ostfälischen Elberaumes an. Auf der Karte Garbenstand deckt das ndl. Wort *Mandel* das Gebiet südlich der Bode. In Westerhausen bei Quedlinburg ist ein *Flämingsgrund* bezeugt; Ed. Damköhler hält es Nd. Kbl. 13,31 für höchst wahrscheinlich, daß die Bewohner Westerhausens aus Holland stammen; die Halberstädter Bibel von 1522 gebraucht ndl. Wortgut, und der Wortschatz des Halberstadt benachbarten Eilsdorf weist eine Anzahl ndl. Ausdrücke auf; Niederländer hat der Bischof von Halberstadt im Großen Bruch angesiedelt oder wenigstens anzusetzen versucht, und vielleicht haben sich die Ankömmlinge über die Umgebung verstreut; am Ost- und Nordharz begegnet ndl. Sprachgut, ich verweise nur auf Damköhlers *Kumme* f. tiefe Schüssel; das ndl. *bônen* kommt in Fallersleben vor, hier ist *Dodläger, Ferste* f., *Jahrmarcht* und *Klise* belegt; Meinersen am Unterlauf der Oker hat ebenfalls noch *Klise, jelp, schob-*

[1] Bischoff, Studien 84.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0481

ben und *bônen*. Die vorwiegend holländ. Heimat der Ansiedler dieses Gebietes geht aus der Lautform *Toon* Zehe hervor. Dieser ganze Bezirk liegt außerhalb des Einflußbereiches der Altmark, woher sich nach dem Falle *Kachel* und *Padde* ebenfalls ein Strom ndl. Sprachgutes westwärts ins Wendland ergossen hat, muß also, da eine Einfuhr vom rechten Elbufer nicht in Frage kommt, aus verstreuten ndl. Siedlungen im eigenen Gebiet versorgt worden sein. Handel und Schriftverkehr haben manchen Fachausdruck westwärts getragen. In den Anfängen gelangt das fremde Sprachgut aus den Kreisen der Einwanderer selbst in städtische Aufzeichnungen und in Schriften, deren Inhalt rechtlicher und wirtschaftlicher Art ist; in diesen Bereichen war fühlbar Neues wirksam durch die Tätigkeit und die Mitarbeit von Angehörigen des ndl. Bevölkerungsteils. So ist der geringe ndl. Einschlag in die 4. Sachsenspiegelausgabe, die in Magdeburg bearbeitet worden ist, gelangt, während in der ersten Fassung nur ein unsicheres *beir* Eber begegnet[1], so das ob. S. 456 angeführte *bekennester* in die Magdeburger Schöppenchronik, die sonst frei von ndl. Spracherscheinungen ist. Dem jüngeren Schrifttum fließt das Lehngut, nun heimisch geworden, aus der landschaftlichen Umgangssprache zu. Die Halberstädter Bibel hat daraus geschöpft, kräftiger als irgend ein anderes Schriftwerk des Harz-Elbe-Raums; eine Untersuchung dieses wichtigen Denkmals beachte auch diesen Zug. Den Blick auf die Synonyme richtet nach der Art solcher Schulbücher die Gemmula vocabulorum (Magdeburg 1497), die damit ein dialektgeographisches Bild ahnen läßt. Das Nebeneinander von *putte* und *born* für puteus besagt wohl nichts anderes als die heutige dialektgeographische Lagerung; aber ein *borne* wird doch auch genauer als fons, Quelle bestimmt; eine dritte Stelle ordnet *putte* neben *graft* und *kule* für fovea, Grube. Der Verfasser scheidet rana *ein vorsch* von bufo *ein padde;* das ndl. und nds. Wort sind vereinigt in der Bezeichnung der jungen Kuh: bucula i. iuvenca *ein veerseken effte ein stercke*. Ndl. Sprachgut begegnet ferner in folgenden Wörtern: sambucus *ein vlederbom*, fossorium *ein spade mede to graven*, urina *pysse*, gibbus *ein hovel up dem rugge*, glauconia *ein flôß up dem oge* mit beachtenswerter Wortform und Bedeutung; ndl. ist die Wortbildung von *macksel* unter varia und *decksel* unter girgillum *ein haspel efte garnewynde edder ein decksel* und das weibliche Geschlecht des Wortes *See* Meer, deutlich bezeichnet in der Angabe: marinus *ein van der zee*, auch die Formen *spel* ludus und *smet* faber können aus dem Ndl. herrühren. Die Liste ließe sich bei genauer Durchsicht erweitern[2]. Der vorwiegende ostfäl. Sprachzug des Vokabulars entspricht dem

---

[1] Die Sächsische Weltchronik hat keine ndl. Sprachspuren.

[2] Das hier und im Stralsunder Vokabular verzeichnete *pinsen* denken ist kein Wort der Volkssprache, da es sich in keiner modernen Mundart vorfindet; es gehört der Buchsprache an und ist durch gelehrte Entlehnung aus lat. *pensare* als ags. *pinsian*, mndl. *pensen pinsen*, mhd. *pensen pinsen*, mnd. *pinsen* und franz. *penser* in die einzelnen Landessprachen eingegangen. Herkunft aus den Niederlanden scheidet aus.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0482

gegenwärtigen Zustande der Sprache Magdeburgs und seiner linkselbischen Umgebung, ein Anzeichen davon, daß die Verschiebung der sprachlichen Verhältnisse, so tief sie in das Lautbild eingegriffen hat, den Wortvorrat nicht in demselben Maße gewandelt hat. Ich führe als nds.-ostfäl. an: creta *krijte*, cremium *ein greve*, crema *roem*, messis *erne*, mica *ein krome*, gerula *ein bore*.

Das Bild der ostfälischen Sprachlandschaft, die in unserer Frage eine entscheidende Rolle spielt, in aller Deutlichkeit zu zeichnen, wäre ein dringendes Erfordernis. Da diesem Anliegen bei dem Stande unseres Wissens noch nicht entsprochen werden kann, seien nur einige grundsätzliche Bemerkungen gemacht. Der Ausschluß Ostfalens aus dem ndfrk.-westfäl. Sprachverbande, dessen Westgrenze an der Weserlinie liegt, und der kräftige ingwäonische Charakter seiner Nordhälfte erklären die Besonderheit des ostfäl. Sprachgepräges in Wortschatz und der Wortbildung. Es besteht ein engeres Verhältnis zum Norden als zum Westen. Gewisse ostwestfäl. Erscheinungen reichen über die Weser herüber, ohne daß sie die ostfäl. Eigenheit verdecken. Mangels besserer Quellen war die ältere Forschung genötigt, sich Auskünfte über das Ostfälische aus Schambachs Wörterbuch zu beschaffen. Daß diese irre leiteten, zeigt eine Prüfung, die nur wenige Punkte herausgreift. Schambach verzeichnet ohne Ortsangabe nicht nur Wörter aus den Fürstentümern Göttingen und Grubenhagen, sondern nimmt auch Ausdrücke aus den anstoßenden Gebieten auf. Dazu kommt ein beträchtlicher Zuschuß aus Thüringen, der im Raum von Göttingen auftritt. So erklärt sich, daß er das md. *Kude* f. Bündel Flachs als *Kue* und die thüringischen Lautformen *gier* und *schöddern* anführt, und *Stulle* bezieht er aus dem Osterländischen. Zum Westfälischen weisen das fem. *Beke*, ferner *Modek* und *Mök* sowie *pötern*. Eine östliche Bildung ist *Klise;* vom Ostharz zeichnet er auf *Kutte* und *Padde*. Wie sehr die Dialektgeographie nötigt, Schambachs Angaben gegenüber kritisch zu sein, hat der Fall *Padde* nachdrücklich erwiesen.

Die Besitzergreifung der Mark und ihre Besiedlung

Die Besetzung des rechten Elbufers mit deutschen Bürgern und Bauern hat Albrecht der Bär in Gang gebracht. Daß diese freilich schon nach 1130, von wo an ihm die Zauche gehörte, begonnen worden sei, eine solche Annahme verbietet die geschichtliche Zeitlage. Auch in die Prignitz, die er vermutlich seit 1136 in der Hand hatte, hat er keine Siedler gesetzt. Aus der Gründung des Prämonstratenserklosters Jerichow im Jahre 1144 durch den Bremer Dompropst Hartwig und dessen Begabung mit Dörfern ist nicht auf deutschbäuerlichen Zuzug zu schließen, da die überwiesenen Dörfer wohl noch slawische Bewohner hatten. Des Bischofs Anselm von Havelberg Absicht, Leute in seinen verödeten Sprengel zu ziehen, ist durch die Urkunde von 1150 gesichert, nicht aber deren Verwirklichung. Erst nachdem Albrecht der Bär sich des Havellandes nach der Rückgewinnung der Burg Brandenburg im Jahre 1157 endgültig be-

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0483

mächtigt hatte, konnte er daran gehn, dieses Gebiet durch bäuerliche Siedler zu erschließen. Vorwiegend Niederländer setzte er im Havellande und der Zauche an. Dieser Landstrich erscheint auf der Tafel IV bei Arno Jaster, Die Geschichte der askanischen Kolonisation in Brandenburg (1934) mit den frühesten Stadt- und Dorfgründungen, während die Prignitz leer ausgeht. Von der Besiedlung der Prignitz sind geschichtliche Zeugnisse kaum erhalten. Aus dem volkskundlichen und mundartlichen Gepräge dieses Landes ist enge Beziehung zur nds. Stammesart ersichtlich, am engsten zu Mecklenburg, und von Norden müssen wir die Bauern uns vorrückend denken. Nur im Südteil der Prignitz treten ndl. Sprachzüge deutlicher hervor, vgl. E. Mackel im Nd. Jb. 31, 68. Das ndl. Element hatte sich in der Prignitz mit dem nds. auseinanderzusetzen, wovon Mischformen oder Kreuzungen die Folge waren. Die Ostprignitz weist in *Höpper* und in dem östlich und südöstlich ausgreifenden *Kohtäke* nichtndl. Eigenwörter auf, die auf einen beträchtlichen Zuschuß zu dem Niederländerelement schließen lassen. Albrechts Nachfolger überschreiten die Dosse-Havel-Nuthe-Linie nicht. Im Süden hatte sich als Albrechts Bundesgenosse gegen Jaczo von Köpenick Erzbischof Wichmann von Magdeburg anscheinend 1157 des Landes Jüterbog bemächtigt und diesem Gebiet zahlreiche Niederländer zugeführt. In den letzten Jahrzehnten des 12. Jahrhunderts kommen die pommerschen Länder Teltow und Barnim unter markgräflichen Einfluß; um 1214 wird die Oderlinie erreicht und die Burg Oderberg gegründet. Der Weg dorthin führte über die spätestens um diese Zeit erworbenen Länder Ruppin, Gransee und Löwenberg mit den Ländchen Glien und Bellin. Die hier einsetzende Kolonisation hat wohl schon einen Teil des Niederbarnim erfaßt. Stärkeres Ausmaß aber gewinnt sie erst nach dem kurz vor 1232 erfolgten Übergang des Teltow und Barnim an die Markgrafen; sie erstreckt sich fast gleichzeitig auf das 1236 an die Mark gekommene Land Stargard. Aber nur im Norden war ein friedlicher Ausbau des Siedlungswerkes vergönnt, da die drohende dänische Gefahr gebannt und der schwache Pommernfürst die Festsetzung der märkischen Macht nicht zu hindern imstande war. Zudem war dieser selbst auf die Ansetzung deutscher Bauern und Bürger zur wirtschaftlichen Hebung seines Landes bedacht; in der Uckermark brachte er nds. Bauern unter. Von ihm erhielten die Markgrafen den südlichen Teil der Uckermark bis zur Welse etwa 1239—40 durch Kauf und erwarben die übrige Uckermark 1250 durch Vertrag. Deren Nordgrenze ging damals bis ans Haff, welches sie längs der Zarow erreichte; weiter südlich bildeten die Ucker, Löcknitz und Randow die Grenze[1]. Den Besitz des Teltow machte der Markgraf von Meißen, der zur Spree hin strebte und um die Burgen Mittenwalde und Köpenick rang, unterstützt vom Magdeburger Erzbischof, in 16 Jahren schwerer Kämpfe streitig. Erst nach dem siegreichen Ende dieser kriegerischen Auseinandersetzung im Jahre 1245 konnte die Besiedlung des Teltow friedlich zu

[1] Genaue Beschreibung der Grenze in der Vertragsurkunde bei Riedel II 1, 31.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0484

Ende geführt werden. Der sprachliche Zusammenhang des Teltow mit dem Fläming zeigt, daß sich die niederländischen Bauern des magdeburgischen Besitzes, das sich im Nuthetal bis zur Burg Beuthen erstreckte, die Gelegenheit, im neuen deutschen Lande Bodenbesitz zu erhalten, nicht haben entgehn lassen; so bildete sich die einheitliche Teltowmundart mit ihrer starken ndl. Eigenart heraus. Zur Festigung der deutschen Bauernsiedlungen trugen die Zisterzienserklöster Zinna im Lande Jüterbog, Lehnin in der Zauche und Chorin im Barnim durch Vorbild und Unterweisung viel bei. Der reiche Landbesitz, der Zinna in den barnimschen Burgwarden Liebenwalde und Biesenthal, Lehnin von Strausberg bis zur Spree und Chorin in seiner Umgebung von dem Landesherrn übereignet wurde, bot zu solcher Belehrung reiche Gelegenheit. Daß die Klöster eigene Siedlung betrieben hätten, ist nicht erweislich. Vom Teltow richtet sich der Blick der Markgrafen wieder zur Oder; etwa 1250 wird das Land Lebus, das den heutigen Kreis Lebus und die Kreise West- und Oststernberg jenseits der Oder umfaßte, gemeinsam mit dem Erzbischof von Magdeburg aus schlesischem Besitz erworben. Die 1252/53 vollzogene Teilung wandelt sich in markgräflichen Alleinbesitz. Deutscher Zuzug aus den märkischen und magdeburgischen Besitzungen traf in diesem Gebiet beiderseits des Flusses auf ansehnliche deutsche Siedlungen, die von den deutschfreundlichen Piastenherzögen seit dem 12. Jahrhundert angelegt und von den Templern und Johannitern wie schließlich auch von Klöstern noch vermehrt worden waren. So stößt man in den südlichen Strichen dieses ausgedehnten Gebietes auf schlesisch-md. Spuren, denen sich osterländische aus der südlichen Sphäre Magdeburgs, der Grafschaft Brehna, hinzugesellen. Der nd. Charakter des Kreises Lebus und nahezu des ganzen Kreises Weststernberg ist bis zur Gegenwart erhalten. Schon 1244 war vom Barnim der Einbruch in die zwischen Pommern und Polen strittige Neumark geglückt; in diesem Jahre nahmen die Markgrafen das Land Königsberg mit Zehden in Besitz; Bärwalde ging 1250 an sie über, 1257 kamen Landsberg, 1261 Küstrin und 1262 Soldin in ihre Hand. Unterstützt hat dieses Vorgehen der Orden der Templer, der von 1232 das Land Küstrin völlig eingedeutscht hatte. Er war auch im Lande Bahn begütert und hatte dies in der gleichen Weise mit deutschen Bauern besetzt. Der östlich anschließende Pyritzer Weizacker, in der Hauptsache Besitz oder unter Einfluß des Kolbatzer Zisterzienserklosters, war ebenfalls früh das Ziel deutscher Siedler. Siedlungsgeschichte, Dialektgeographie und Volkskunde beweisen übereinstimmend Einwanderung aus der Altmark; der schwere Boden dieses fruchtbaren Strichs verlangte die Erfahrung der Bauernsöhne aus der Wische und den niedrigen Ländereien des Havellandes. Sprachliches Kennzeichen der siedlungsmäßigen Beziehung sind die beiden Mundartbezirke, in denen sich *-d-* in *-j-* wandelt, wie sie die Karten 59 f. S. 426 f. zeigen. Die Jastersche Tafel VI gibt ein anschauliches Bild des kraftvollen Siedlungsfortschritts, der bis 1266 den Barnim, den Südteil der Neumark und den pommerschen Landstrich rechts der Oder bis Alt-Damm erfaßte. Hatten auf dem

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0485

linken Oderufer die Markgrafen den deutschen Bauern und unter ihnen den Söhnen ndl. Kolonistenfamilien selbst den Weg bis zur Zarow gewiesen, so waren es auf dem rechten außer den geistlichen Herrschaften die pommerschen Herzöge, welche das Land bis zur Ihna und dem Haff dem Südstrom öffneten. Es bildete sich der mittelpommersche Keil heraus, wie ihn Rob. Holsten aufgedeckt hat; mittenin lag Stettin. Später dehnten die Markgrafen den neumärkischen Besitz über Dramburg bis ins Land Schivelbein aus, und wieder folgte ihnen der märkische Bauer. Im Osten wurde die Küddow erreicht, und von hier traten Bauern auf polnisches Gebiet über; von ihnen zeugt das gesunde Deutschtum der Koschneiderei[1].

Überallhin drang mit dem märkischen Bauern seine Mundart, die im Begriff war, ihre Bestandteile zur Einheit zu verschmelzen. Ungehinderte Entfaltung war freilich da nicht mehr möglich, wo man den Boden mit früher angesetzten Deutschen teilen mußte. Das war schon in der Uckermark in gewissem Umfange der Fall, so daß sich begreifen läßt, daß eine Anzahl märkischer, im besonderen ndl. Wörter in der Uckermark nicht heimisch ist oder sich an die vorhandenen Lautregeln anbequemt hat. Die Hauptmasse des ndl. Wortschatzes aber hat kräftig bis zur Nordgrenze, bis zum Landgraben und der Zarow, durchgehalten, und so ist dieser natürliche Geländeeinschnitt die wichtige Stammes-, Volkstums- und Sprachscheide geworden, die sie noch heute ist. In Pommern waren hauptsächlich westfälische Bauern eingezogen; doch hatten sie nur den Küstenstreifen, Vorpommern und als eine geschlossene Gruppe mit eigenartigem Mundartgepräge den schmalen Strich bis zum ersten Urstromtal nächst der Küste östlich der Oder, sich vorzubehalten vermocht; der größte Teil Ostpommerns nahm in sich abschwächenden Schichten auch märk. Einwanderer auf, wie sich an den Flächen der ndl. Wörter erkennen läßt. Erst der äußerste Nordosten gebot, da er seine Bewohner aus Danzig und Preußen empfing, dem ndl. Sprachgut Halt. Der westfälische Sprachzug ging südwärts bis in den Kreis Arnswalde und den Nordteil des Kreises Friedeberg, ja gelangte weiter bis zur Netze.

Die Heimat der mittelmärkischen Siedler

Wie mehrfach angedeutet ist, weist die Sprache der ndl. Bauern in der Mark auf Südbrabant mit einem angrenzenden ostflandrischen Streifen (Vlaamsch-Brabant und Brabant) und die Provinz Antwerpen mit den Kempen. Hier seien

[1] Zur geographischen Veranschaulichung dieser geschichtlichen Vorgänge wurde die von Gustav Albrecht entworfene Karte „Die Mark Brandenburg unter den Askaniern“ im 2. Bande der von E. Friedel und R. Mielke herausgegebenen „Landeskunde der Provinz Brandenburg“ (Berlin 1910) herangezogen. Die geschichtlichen Angaben beruhen auf der Darstellung Albrechts in demselben Bande, auf F. Curschmann, Die Diözese Brandenburg (Leipzig 1906), auf dem Abriß der „Landesgeschichte der Mark Brandenburg in ihren Grundzügen“ von Willy Hoppe im „Märkischen Heimatbuch“ 2. A. (Berlin 1924) und auf dem genannten Buch von Arno Jaster.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0486

die sprachlichen Beweise zusammengestellt. In diesem Gebiet sind heute zu Hause und waren es aller Wahrscheinlichkeit nach, da Funde aus anderen ndl. Gegenden nicht bekannt sind, folgende Wörter: *Benne, bömig, Drittehn, Dunk Heid', Erpel, Halfachter, Härdel, kisätig, Kossät, Luëme, Mandel, Polder, quade, Sahne, Stege.* Von hier stammen her die Wortformen: *enken, Hinne, hitzen, Kramme, Läper Lemmer Schlœter, prumen, pruschen, Ruëst, Schledde.* Das weibliche Geschlecht von *Fliëse* und *Grünzel* gilt nur hier; ein großer Teil der übrigen Wörter, die feminin sind, ist hier anzutreffen. Vorwiegend nach der genannten Gegend weisen: *Dörpel, Dunk, Hocken, leeg, Oost.* Folgende lautliche Erscheinungen sind brabantisch oder haben von Brabant ihren Ausgang genommen: germ. *ai* > *īə*, die Hiatdiphthongierung, *-d-* > *-j-*, *-nd-* > *-ŋ-*, *-rkt* > *-rχt* in *Marcht.* In diesem Gebiet ist *koei* Kuh entstanden, hat sich *-e* in *-ele -ene -ere* gehalten oder ist neu angetreten, findet sich in lebendem Gebrauch das Diminutivsuffix *-el*, ist die Form *-sken* als gewöhnliche Suffixform des Diminutivs nach bestimmten Konsonanten üblich und ist die Heimat des Suffixes *-ster* zu suchen. In Vlaamsch-Brabant und Flandern hat sich die Senkung des *-i-* > *-e-* entwickelt.

Der Weg nach dem fernen Osten

Den Wanderweg nach Ostpreußen, das deutsche Bauern seit dem 4. Jahrzehnt des 13. Jahrhunderts aufnahm, verfolgen wir nicht. Die Herkunft des ndl. Elements ist nicht einheitlich, doch scheint der Hauptbestandteil in Ostpreußen aus der märkischen Sprachsphäre, Ostpommern eingeschlossen, zu stammen, da die seit der Mitte des 16. Jahrhunderts entstandenen Niederländersiedlungen der Weichselniederung nicht im dichtbesetzten Gebiet Ostpreußens sprachliche Eroberungen zu machen imstande waren. Wir begnügen uns mit einer Liste ndl. Wörter Ost- und Westpreußens, die aus den Wörterbüchern Frischbiers und Ziesemers geschöpft ist[1], wobei einige jüngere ndl. Wörter von der Weichselgegend wohl mit unterlaufen: *Aust Öst, Beke* f., *blaffen, Bote, dunker, Else, Erpel, Fenne* n., *fîs, Flieder, Fliese, Fließ Flêt, Floh Flöhe* f., *Flor* Fußboden, *geck, gelde* (auch md.), *Gent, glibberig, gluren, Grünschling, Hacksel Häcksel, Hardel, Hêrmôs, hitzen, Hock* m. *Hocke* f. Verschlag fürs Jungvieh, *Hubbel, Huk* (spätes seemännisches Wort), *Inlett, Kaldune* (s. dazu S. 321), *Kanten, kîsätig, Kolter, Kumme* f., *Lake, lêg, Liese, Linte, Lisch, loi, Padde* (Westpreußen), *Pelle, Peserick, Pîrâs, pissen, polken, prumen, prüschen, Pungel, Quebbe, rubbelig, Schake* (Westpreußen), *Schleng, schnippern, schubben, spack spāk, Spind, Sprêße, Streusel* u. a. Wörter mit *-sel, Tass, Werft, Wratte* (Westpreußen). Diese Liste enthält keins der 30 ndl. Wörter der Weichsel-

[1] Nicht aufgenommen sind die unmittelbar mit dem pommerschen Vorkommen zusammenhangenden ndl. Lehnwörter des Kreises Deutsch-Krone und der Koschneiderei wie *Besinge* f. Heidelbeere, *Dunk* m. Bündel Werg u. a., die in der Darstellung der märk. Sprachsphäre besprochen sind.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0487

werder, welche Curt Wiens in der Zs. d. westpreuß. Geschichtsver. 56 (1916), 144 anführt, ein Beweis für das Sonderleben der westpreußischen Niederländerdörfer. Auch bei Jak. Regehr, Die langen Vokale in der nd. Mundart der Tiegenhöfer Niederung (Diss. Königsberg 1902) findet sich keine Gleichung. Es überwiegen Ausdrücke der Obstzucht und der Kleidung, darunter *pōtwīd* Setzweide, das Siedlerwort ist, weil die frühe nd. Entlehnung des roman. *imputare* die Elbelinie und den meckl.-vorpomm. Raum nicht überschritten hat. Sonst zeigen die Wörter meist jüngere Formen oder Anwendung, vgl. u. a. *amper* mit Mühe, kaum, *behaun* (ndl. *behouden*) glücklich, *üren* Euter bilden, *vollēdig* vollständig.

Der Zug der *Flandrenses* nach Siebenbürgen hat in Schlesien keine zuverlässigen Sprachspuren hinterlassen. Die Lautform der in Betracht kommenden Wörter, die ich aus der Wortsammlung Weinholds[1], Gusindes Liste[2], dem bisher erschienenen Teil des Schlesischen Wörterbuchs und den Schriften von Jungandreas[3] entnehme, nötigt nicht, sie innerhalb des großen westdeutsch-ndl. Gemeinschaftsraumes dem Ndl. zuzuweisen; so lassen sich vom Niederrhein *Dörpel*, *küwe* Kühe, *Else* Erle als Grundlage des ostmd. Personennamens *Elsner*, *Flêß* Bach, *Marcht* herleiten; ripuarisch-ndfrk. sind *siehen* sehen und *gämlich*, mfrk. *treuge* trocken, das im Mfrk. die Form *drûge* besitzt, die wie *-ŋ- < -nd-* durch Thüringen-Obersachsen vermittelt werden, *Kalunken* geht von hier aus, das aschles. *tuch* tu kann aus dem Mfrk. stammen; *busch*[4] in Ortsnamen nennt Jungandreas ripuarisch, die schles. Aussprache *Pusch* bezeichnet er als hessisch; die *seifen*-Orte bezeugen Zuzug rheinischer Goldwäscher im 12. Jahrhundert; *nâlde* Nadel gehört dem Gesamtmd.[5] an; das bei Pritzel-Jessen 249[a] angegebene schles. *Plumpe Plompe* bedarf der Bestätigung. Auch die Niederlassung von Flamen in der Umgebung von Neiße und Neumarkt, auf die die flämische Hufe im Verein mit dem flämischen Erbrecht schließen läßt, hat der Provinz keinen Dauerbesitz an ndl. Wörtern eingebracht.

---

[1] Karl Weinhold, Beiträge zu einem schlesischen Wörterbuche. Anhang zum 14. und 16. Bande der Sitz.-Ber. der philos.-histor. Klasse der Wiener Akad. der Wiss. Wien 1854, 1855.

[2] Konrad Gusinde, Eine vergessene deutsche Sprachinsel im polnischen Oberschlesien (Die Mundart von Schönwald bei Gleiwitz). Breslau 1911.

[3] Wolfgang Jungandreas, Beiträge zur Erforschung der Besiedlung Schlesiens und zur Entwicklungsgeschichte der schlesischen Mundart. Breslau 1928; ders., Zur Geschichte der schlesischen Mundart im Mittelalter. Breslau 1937.

[4] In der Mark wäre bei *Busch* zu erwägen, ob die Bedeutung Wald, die weit verbreitet ist, aber nicht geschlossen auftritt, mit dem ndl. *bosch* und weiter dem roman. Wort zu verbinden wäre.

[5] Auch in der Mark erscheint es nur als südliche Form des Teltow und des Gebietes südlich Spree und Warthe, ist demnach als md. anzusprechen; die nds. Form lautet *nâtel*.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0488

Das lautgeographische Liniennetz als Folge des Siedlungsvorganges

Den Rahmen der politischen Erwerbungen der Askanier und ihrer Machtsphäre in Pommern decken Lautlinien oder nähern sich ihm an. Auf dem Nordstück liegt die *lēf/leif*-Linie, die nur einen westprignitzischen Streifen abschneidet und in Ostpommern bis Dramburg nach Norden gelangt. Das Land Stargard bis auf die nordwestliche Ecke und der altuckermärkische Besitzstand sind voll erfaßt, ebenso die Altmark, deren sprachliche Verbindung mit den neuen Ländern auf das einheitliche Besiedlungswerk deutet. Den Südrand des östlichen Besitzes begleitet, das später erschlossene Gebiet von Beeskow-Storkow einschließend, die *ich/ick*-Linie. Deren westliche Strecke folgt heute dem Lauf der Elbe und Schwarzen Elster; sie lag früher südlicher, unsicher aber ist, ob sie an der Südgrenze des magdeburgischen Einflußgebietes gestanden hat. Diese kennzeichnen die urkundlichen Zeugnisse der Niederländersiedlungen und die heutigen südlichsten Punkte mit ndl. Wörtern: die Linie Dommitzsch—Prettin—Übigau—Dobrilugk. Auch auf der Innenfläche, welche der nachgezeichnete Rahmen umfängt, verlaufen die Lautlinien wie die Grenzen der einzelnen Länder. Die *līəf/lēf*-Linie hält sich am Südrande des askanischen Besitzes zwischen Elbe und Havel und am Nordrande des Havellandes sowie der Ländchen Bellin und Glien, sowie schließlich des Alten Barnim, an der Oder rückt sie kräftig nordwärts bis zur Nordgrenze der Neumark, der sie sich bis zur Linie Soldin—Zantoch, der alten Grenze des Landes obir Oder, anschließt. Die 4., die *reine/reene*-Linie scheidet Zerbst vom alten magdeburgischen Besitz, trennt das kursächsische Belzig von der Zauche und lehnt sich an die Oberhavel und den Südrand des Alten Barnim einigermaßen an. Von den inneren Linien hat die jerichowsch-magdeburgische Grenze bis 1449, wo der Elbe-Havel-Winkel an das Erzbistum fiel, bestanden, die havelländisch-ruppinsche sich während des Bestehens der Grafschaft Ruppin aus der Besiedlungsperiode bis zum Jahre 1524 vertieft und die uckermärkisch-barnimsche Grenze ist eine Verwaltungsgrenze geworden. Wie kräftig eine solche wirken konnte und ob dadurch die sprachliche Trennung des Landes Löwenberg vom Süden erklärt wird, bleibt zu untersuchen. Der Verlauf der freilich sehr gewundenen *reine/reene*-Linie südlich des Alten Barnim stützt sich auf keine Verwaltungsgrenze.

Überschauen wir den Gesamtablauf der Vorgänge, denen die äußeren und inneren politischen Grenzen ihre Entstehung verdanken, und verknüpfen wir sie mit den vier Lautlinien, so fällt die Übereinstimmung beider Linienarten in die Augen. Die Lautlinien beruhen auf den alten Ländergrenzen und setzen diese, streckenweise sicher, zum Teil wahrscheinlich durch Verwaltungsscheiden gestärkt, bis zur Gegenwart fort. Das bedeutet: in ihnen leben die alten Siedlungsgrenzen weiter. An der *leif/lēf*-Linie liegt der stammheitliche Gegensatz in ihrer Gesamtlänge klar zu Tage; die prignitzische Binnenlandstrecke, die schwe-

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0489

rinsch-stargardische und die innerpommersche Linienführung halten aller territorialen Einheit zum Trotz die ursprünglich erreichte Nordgrenze des märkischen Siedlerstroms. Bei dieser mächtigen blutmäßigen und sprachlichen Lebensäußerung wäre es zu zurückhaltend, wenn wir an der *lēf/līəf-Linie* nicht einen ähnlichen Gegensatz erkennen wollten, zumal diese durch eine Anzahl anderer höchst kennzeichnender Lautlinien wie der *hinnen/hingen-*, der *änder/änner-*, der *ān/åbən* 'Ofen'-Linie Gewicht erhält; greifbar ist dieser Unterschied in der Herkunft der ältesten Siedlerschicht in der Uckermark und der Beziehung der Einwanderer in die Länder Bahn, Greifenberg und Pyritz zur Altmark. Indem die *lēf*-Zone eine Bevölkerung und Sprache enthält, in der sich nds. und ndl. Bestandteile in bestimmter, im einzelnen unterschiedlicher Weise mischen, weist die *līəf*-Fläche eine kräftiger vom ndl. Element durchdrungene Mundart auf; dem entspricht der stärkere Anteil ndl. Siedler. Auch die *lēf/līəf*-Linie verknüpfen wir also mit dem Zeitpunkt, der das Land dem Zuzuge deutscher Menschen öffnete. Das südlichste, das *reene*-Gebiet hat einigen, aber wenig Raum gewinnenden md. Einfluß erfahren. Indem nunmehr die geschichtlichen Daten als sprachgeschichtliche erkannt sind, übernehmen wir sie zur Altersbestimmung der vier wichtigsten Lautlinien der märkischen Sprachsphäre. Das Weststück der *lēf/līəf*-Grenze bildet sich in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts, die Strecke bis zur Oder seit der ersten und der Schlußabschnitt in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts. Die Weststrecke der *lēf/leif*-Linie rührt aus der ersten und zweiten, ihr pommersches Schlußstück aus der zweiten Hälfte des 13. und der ersten des 14. Jahrhunderts her. Zwischen Zerbst und Magdeburg kann die *reine/reene*-Grenze bis in die letzten Jahrzehnte des 12. Jahrhunderts zurückgehn, ihre Teilstrecke längs der kursächsischen Nordspitze hat die letzte Gestalt wohl erst in der 2. Hälfte des 15. Jahrhunderts erhalten, die Havelstrecke und der Schlußteil mögen aus der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts stammen.

Der politische Rahmen und seine aufteilenden Innenlinien gehn in Siedlungs- und Sprachgrenzen über, und diese werden durch Mundartscheiden aufgenommen. Der ursächliche Zusammenhang zwischen der ersten und letzten Liniengruppe gestattet, das Alter der lautgeographischen Linien zu bestimmen. Indem aber die Lautkarte in das Zeitalter zurückleitet, in welchem die askanischen Markgrafen den alten germanischen Volksboden zurückgewannen, schlägt sie ebenso wie das entlehnte Wort- und Formengut die Verbindung zu den Niederländern, die neben den Angehörigen reichsdeutscher Stämme an der Festigung dieser Erwerbungen einen wesentlichen Anteil hatten. Der ihnen innewohnende klare Blick für die zweckvollen Mittel, die Aufgaben der Siedlung zu lösen, ihre Erfahrung in der Trockenlegung nasser Böden und im Deichschutz, die bevorrechtete Stellung, die ihnen eingeräumt wurde, und das dadurch geweckte Selbstbewußtsein, und der Rechtssinn, welcher der Sippe zugute kam,

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0490

waren Eigenschaften, welche die Bewohner der gesamten märkischen Siedlungssphäre nach und nach erfüllten und einen Menschenschlag schufen, dem die Geschichte das hohe Ziel setzen konnte, in der Mitte des deutschen Ostens den Kern zu bilden, von dem das zerfallende Reich seinen Aufstieg nehmen sollte.

Die Karten

Auf eigenen Fragebogen beruhen die Nummern 4 (die Wortlinie), 5, 8—22, 25—32, 35 bis 39, 41, 42, 44—51. Die Westgrenze ist in 5, 16, 25 und 47 nach Karten Bischoffs, in 12 und 14 Bathes und in 26 beider berichtigt, die Strecke in der Dübener Heide nach Vorlagen Kiesers in 8, 16, 21, 29, 32 und 48 gezogen. Der Südostteil von 40 und der Süden von 41 schließt sich an eine Karte Bischoffs an. Die Fundorte im Gebiet der Mittelelbe wurden auf 12 und 14 nach Karten Bathes, auf 12 im Nordosten nach einer Karte Holstens vermehrt. Dieser lieferte einige genauere pommersche Strecken für 48 und 49. Nach Sprachatlaspausen sind gezeichnet die Karten 1, 4 (die Lautlinien), 24, 33, 34, 52—54, 56—60, 63—67. Aus Karten des Atlas der deutschen Volkskunde sind in die Linien- und Schraffurtechnik umgesetzt die Nummern 6 und 7. Dem westlichen Liniennetz von 40 und 43 liegen Pausen Janßens, Angaben Nörrenbergs und Karten des Rhein. Wb. zu Grunde. Ndl. Vorlagen sind für 2, 3, 43 und 23 bei *wenger*, in 2 und 3 unter Umsetzung in das Linienverfahren, benutzt worden. Die übrigen ndl. Karten hab ich aus dialektgeographischen Quellen entworfen. Alle Vorlagen sind im Text bei den einzelnen Artikeln bezeichnet. Einzelheiten sind in den Karten nicht berücksichtigt, sie werden nur in der Beschreibung erwähnt.

1 *torugge* zurück 88
2 *slotel/sleutel* ndl. 90
3 *veugel/vogel* ndl. 91
4 Die meckl.-märk. Saumzone 121
5 *Schalm/Schake* 131
6 Das Erntefest 141
8 *Splinter* 149
9 *wätern, Wäteringe* 151
10 *Härmuës* 153
11 *Dunk Heid'* 169
12 *Fenn* 189
13 *leeg* 191
14 *Upstall* 198
15 *Gruose* 203
Klitze (Skizze) 205
16 *Päde* 207
17 *Dörpel, Plumpe, Muggel, Hülle* 210
18 *Else* 212
19 *Bäsinge* Heidelbeere 217
20 *Bäsinge* Erdbeere 219
21 *mudeke* 227
22 *Ress, Geresse, Riss* 229
23 ndl. *-ng-* > *-nd-*, *-nd-* > *-ng-*, *-nt-* > *-nk-* 237
24 Der Kachelofen 260
25 *schleekvull* 271
26 *Pütten* 279
27 *Tass* 282
28 *Krenge, Drittehn* 286
29 *Kanten* 289
30 *Speckkrappe* 292
31 *bömig, sarp* 299
32 *kisätig* 300
33 *schnell* schön 317
34 *Bein* Fuß 318
35 *Häster-, Elsteroge* 320
36 *Knööksel, Knüeßel* 323
37 Die Haut um die Fettschicht an Rippen und Nieren von Schweinen und Gänsen 328
38 Fettschicht um die Rippen und an den Nieren der Schweine und Gänse 329
39 *Hespe* Kniebug 332
40 Der Maulwurf Westen 336
41 Der Maulwurf Osten 337
42 Der Frosch 341
43 Der Enterich Westen 348
44 Der Enterich Osten 349
45 *Grüenslink, Grüenssel* 350
46 Die Eidechse 353
47 *Dase* 355
48 Die Ameise 356
49 Der Regenwurm 362
50 *Benne* 368
51 *Luëme* 377
52 *det* das, daß 386
53 *änner/änger* ander 389
54 *met* mit 392

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0491

55 *wette* weiße, *klērə/klīərə* Kleider ndl. 395
56 weh 403
57 *bane/boane* oben 412
58 viel 416
59 müde Westen 426
60 müde Osten 427
61 *-d-* in 'alte', 'kalte', 'gute' ndl. 433
62 *-er* > *-ere*, *-el* > *-er* ndl. 439
63 *Läper* 440
64 *duch* tu 448
65 Zonen des Ostniederdeutschen 461
66 *hän* (wir) haben 464
67 *hingen* hinten 465

Abkürzungen

aengl. altenglisch
afranz. altfranzösisch
afries. altfriesisch
afrk. altfränkisch
ags. angelsächsisch
ahd. althochdeutsch
air. altirisch
aisl. altisländisch
alem. alemannisch
and. altniederdeutsch
andfrk. altniederfränkisch
anord. altnordisch
aostfries. altostfriesisch
as. altsächsisch
aschles. altschlesisch
aschwed. altschwedisch
awestfäl. altwestfälisch
D. Wb. Jacob und Wilhelm Grimm, Deutsches Wörterbuch. Leipzig 1854 ff.
germ. germanisch
limb. limburgisch
märk. märkisch, d. i. brandenburgisch
mbrabant. mittelbrabantisch
md. mitteldeutsch
Mda(a). Mundart(en)
meckl. mecklenburgisch
Meckl. Jahrbüch. Jahrbücher des Vereins für mecklenburgische Geschichte und Altertumskunde. Schwerin 1836 ff.
mengl. mittelenglisch
mfläm. mittelflämisch
mfranz. mittelfranzösisch
mfrk. mittelfränkisch
D. RWb. Deutsches Rechtswörterbuch. Weimar 1914 ff.
mhd. mittelhochdeutsch
mlat. mittellateinisch
mnd. mittelniederdeutsch
Mnd. Wb. K. Schiller und A. Lübben, Mittelniederdeutsches Wörterbuch. 6 Bde. Bremen 1875—81
mndl. mittelniederländisch
Mndl. Wdb. E. Verwijs en J. Verdam, Middelnederlandsch woordenboek. 11 deelen. 's-Gravenhage 1885 ff.
mwestfäl. mittelwestfälisch
nd. niederdeutsch
Nd. Jb. Jahrbuch des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung. Bremen 1875 ff.
Nd. Kbl. Korrespondenzblatt des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung. Norden 1876 ff.
ndfrk. niederfränkisch
ndl. niederländisch
Ndl. Wdb. Nederlandsch woordenboek. Leiden 1882 ff.
nds. niedersächsisch
nengl. neuenglisch
nhd. neuhochdeutsch
nndl. neuniederländisch
obd. oberdeutsch
Rhein. Wb. Josef Müller, Rheinisches Wörterbuch. Bonn 1928 ff.
rip. ripuarisch
rom. romanisch
Teuth. Teuthonista Zeitschrift für deutsche Dialektforschung und Sprachgeschichte. Bonn 1924 ff.
wgerm. westgermanisch
Zs. Zeitschrift

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0492

Benutzte Schriften

Adler, Friedrich, Die niederländischen Kolonien in der Mark Brandenburg. In: Märkische Forschungen 7 (1861), 110—127.

——, Der Ursprung des Backsteinbaues in den baltischen Ländern. In: Festschrift der Kön. Technischen Hochschule zu Berlin zur Feier der Einweihung ihres neuen Gebäudes am 2. November 1884 S. 177—212.

Ahldén, Tage Robert, Die Kölner Bibel-Frühdrucke. Lund (1937).

Albrecht, Karl, Die Leipziger Mundart. Leipzig 1881.

Andree, Richard, Braunschweiger Volkskunde. 2. A. Braunschweig 1901.

Arens, Josef, Der Vokalismus der Mundarten im Kreise Olpe unter Zugrundelegung der Mundart von Elspe. Phil. Diss. Münster 1908.

Atlas der deutschen Volkskunde. 5 Lieferungen. Leipzig 1937—39.

von Bahder, Karl, Zur Wortwahl in der frühneuhochdeutschen Schriftsprache. Heidelberg 1925.

Bathe, Max, Die Herkunft der Siedler in den Landen Jerichow, erschlossen aus der Laut-, Wort- und Flurnamen-Geographie. Phil. Diss. Halle 1932.

——, Flurnamengeographie als Flurnamenforschung. In: Sachsen und Anhalt 12, 50—82.

——, Beruht die Vokalisierung inlautender mnd. *v, g, d* im Altmärkischen auf flämingischem (niederländischem) Einfluß? In: Proceedings of the Third International Congress of Phonetic Sciences Ghent 1938 S. 427—436.

——, Der Flurname *Dunk* in der Provinz Sachsen. In: Festschrift für Walter Möllenberg. Burg b. M. 1939. S. 87—103.

——, Die Verbreitung der Flurnamen Fenn, Moor und Ried in der Provinz Sachsen und Anhalt. In: Sachsen und Anhalt 15, 182—223.

Beck, H., Idiotikon von Nordsteimke bei Vorsfelde. In: Nd. Jb. 23, 131—154; 24, 113—128.

Beisenherz, Heinrich, Vokalismus der Mundart des nordöstlichen Landkreises Dortmund. Phil. Diss. Münster 1907.

Beiträge zur Volkskunde Pommerns. Zehn Jahre Volkskundliches Archiv für Pommern. Greifswald 1939.

Bense, J. F., A dictionary of the Low-Dutch element in the English vocabulary. 's-Gravenhage 1926.

Berger, Alfons, Niederdeutsche technische Ausdrücke aus der Handwerkersprache des Kreises Lingen. Phil. Diss. Münster 1907.

van den Bergh, L. Ph. C., Handboek der middelnederlandsche geographie. 's-Gravenhage 1872.

Bernd, Chn. Sam. Theod., Die deutsche Sprache im Großherzogthume Posen. Bonn 1820.

Bernhardt, J., Lautstand der Glückstädter Mundart. In: Nd. Jb. 18, 81—104.

van Beughem, A. E., Bijdrage tot de studie van het geslacht der zelfstandige naamwoorden in de Zuidnederlandsche dialecten. In: Handelingen van de Kon. Commissie voor toponymie en dialectologie 8, 47—96. Brüssel 1934.

Bezoen, H. L., Klank- en vormleer van het dialect der gemeente Enschede. Leiden 1938.

Bierwirth, H. C., Die Vocale der Mundart von Meinersen. Phil. Diss. Jena 1890.

Bischoff, Karl, Studien zur Dialektgeographie des Elbe-Saale-Gebietes in den Kreisen Calbe und Zerbst. (Phil. Dissertation.) Marburg 1935.

——, Die Volkssprache in Stadt und Land Magdeburg (= Magdeburger Kultur- und Wirtschaftsleben Nr. 16). Magdeburg (1938).

——, Zur Westgrenze der niederfränkischen Wörter Ostdeutschlands. In: Zeitschrift für Mundartforschung 14, 199—223.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0493

Bischoff, Karl, Zur mittelelbischen Wortgeographie. In: Sachsen und Anhalt 16, 164—204.
Björkman, Erik, Die Pflanzennamen der althochdeutschen Glossen. In: Zeitschrift für deutsche Wortforschung 2, 202—233; 3, 263—307; 6, 174—198.
Blancquaert, E., Dialect-Atlas van Klein-Brabant. Antwerpen 1925.
Blancquaert, E. en Vangassen, H., Dialect-Atlas van Zuid-Oost-Vlaanderen, Antwerpen 1929—30.
Blancquaert, E., Dialect-Atlas van Noord-Oost-Vlaanderen en Zeeuwsch-Vlaanderen. Antwerpen 1933—35.
Blancquaert, E. en Meertens, P. J., Dialect-Atlas van de Zeeuwsche eilanden. Antwerpen 1939.
Block, R., Idiotikon von Eilsdorf (bei Halberstadt). In: Nd. Jb. 34, 45—102; 36, 146—148.
——, Die Mundart von Eilsdorf (bei Halberstadt). In: Zeitschrift für deutsche Mundarten 1910, S. 325—349.
Blok, P. J., Geschichte der Niederlande. Deutsch von O. G. Houtrouw. Gotha 1902.
De Bo, L.-L., Westvlaamsch idioticon. 2. druk Gent 1892.
Boekenoogen, G. J., De Zaansche volkstaal. Leiden (1897).
de Borchgrave, Émile, Histoire des colonies belges, qui s'établirent en Allemagne pendant le XIIme et le XIIIme siècle (Mémoires couronnés et mémoires des savants étrangers publiés par l'Académie royale des sciences, des lettres et des beaux-arts de Belgique. Tome XXXII). Brüssel 1865.
Borchling, C. und Muuß, R., Die Friesen. Breslau 1931.
Brand, Heinz, Die Übertragung altdeutscher Siedlungsformen in das ostholsteinische Kolonisationsgebiet. Im Rahmen einer Entwicklungsgeschichte ländlicher Siedlungen des oldenburgischen Landesteils Lübeck. Phil. Diss. Kiel 1933.
Brandis, Eduard, Zur Lautlehre der Erfurter Mundart. I und II. Programme Gymnasium zu Erfurt 1892 und 1893.
Bratring, Altmärkisches Idiotikon von Bratring, auszugsweise abgedruckt durch Albert Hoefer in: Märk. Forsch. 1, 149—154.
Bremisches Urkundenbuch hg. von Ehmck und W. von Bippen. Bremen 1873 ff.
Bremisches Wörterbuch s. Versuch eines bremisch-niedersächsischen Wörterbuchs.
Brockmans, Anna Luise, Untersuchungen zu den Haustiernamen des Rheinlands. (Rheinisches Archiv 34.) Bonn 1939.
Bruns, K., Volkswörter der Provinz Sachsen (Ostteil). Halle 1916.
Bubner, Rud. Helm., Untersuchungen zur Dialektgeographie des Bergischen Landes zwischen Agger und Dhünn. Marburg 1935.
Bückmann, Ludwig, Orts- und Flurnamen [des Lüneburger Landes]. In: Otto und Theod. Benecke, Lüneburger Heimatbuch. Bremen 1914. Band 2, 158—216.
Bunning, Heinrich, Studien zur Geschichte der bremischen Mundart. In: Nd. Jb. 60/61, 63—147.
Cornelissen, P. J. en Vervliet, J.-B., Idioticon van het Antwerpsch dialect. Gent 1900—1903.
——, Idioticon van het Antwerpsch dialect. Bijvoegsel 3 deelen. Turnhout 1936—39.
Cuvelier, Jef en Huysmans, Camiel, Toponymische studie over de oude en nieuwere plaatsnamen der gemeente Bilsen. Gent 1897.
Dahlberg, Torsten, Die Mundart von Dorste. Teil 1: Die Vokale. (Lunder Germanistische Forschungen 2.) Lund 1934.
——, Göttingisch-grubenhagische Studien. (Lunds Univ. Årsskr. N. F. Avd. 1 Bd. 32 Nr. 2.) Lund 1937.
Dähnert, Joh. Carl, Plattdeutsches Wörterbuch nach der alten und neuen Pommerschen und Rügischen Mundart. Stralsund 1781.
Damköhler, Eduard, Nordharzer Wörterbuch. Wernigerode 1927.
Danneil, Joh. Friedr., Wörterbuch der altmärkisch-plattdeutschen Mundart. Salzwedel 1859.
Das Landbuch der Mark Brandenburg von 1375 hg. von Johannes Schultze. Berlin 1940.
Deiter, H., Kurzes Wörterverzeichnis der plattdeutschen Mundart von Hastenbeck nebst plattdeutschen Redensarten. In: Hannoversche Geschichtsblätter 22, 113—164. Dazu Nachtrag ebda 24, 29—70.
Detlefsen, D., Geschichte der holsteinischen Elbmarschen. 2 Bände. Glückstadt 1891—1892.
Dohm, Paul, Holsteinische Ortsnamen. In: Zeitschrift der Gesellschaft für schleswig-holsteinische Geschichte 38, 109—260.
ten Doornkaat Koolman, J., Wörterbuch der ostfriesischen Sprache. 3 Bände. Norden 1879—1884.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0494

Ebert, W., Frings, Th., Gleißner, K., Kötzschke, R., Streitberg, G., Kulturräume und Kulturströmungen im mitteldeutschen Osten. Halle 1936.
Eckermann, Die Eindeichungen südlich von Husum, in Eiderstedt und Stapelholm. In: Zs. d. Ges. f. schlesw.-holst. Gesch. 23,41—120.
Ekwall, Eilert, English river-names. Oxford 1928.
— —, The concise Oxford dictionary of English place-names. Oxford 1936.
Elholtz, Joh. Sigismund, Flora Marchica. Berlin 1663.
— —, Vom Gartenbau. Cölln 1672.
— —. Diaeteticon. Cölln 1682.
Engelien, A. und Lahn, W., Der Volksmund in der Mark Brandenburg. 1. Teil. Berlin 1868.
Falk, H. S. und Torp, Alf, Norwegisch-dänisches etymologisches Wörterbuch.Heidelberg 1910.
Feikes, Ernst, Die geschichtliche Entwicklung der Deichlast in Nordfriesland. Wirtschaftswiss. Diss. Handelshochschule Königsberg 1937.
Feyer, Ursula, Deutsche Mundarten, Nordniedersächsisch aus Oldenburg (Friesisch Wede und Ammerland). Leipzig 1939.
— —, Die Mundart des Dorfes Laden, Kreis Verden. Leipzig 1941.
Fidicin, E., Historisch-diplomatische Beiträge zur Geschichte der Stadt Berlin. 3 Bände. Berlin 1837.
Finder, Ernst, Die Vierlande. 2 Teile. Hamburg 1922.
Focke, W. O., Die volkstümlichen Pflanzennamen im Gebiete der unteren Weser und Ems. In: Abhandlungen hg. vom naturwiss. Vereine zu Bremen 2,223—274; 5,413—445.
— —, Einige Stammwörter niederdeutscher Ortsnamen. Ebda 15,43—59.
Foerste, William, Der Einfluß des Niederländischen auf den Wortschatz der jüngeren niederdeutschen Mundarten Ostfrieslands. Neumünster i. H. 1938.
Förstemann, Ernst, Altdeutsches Namenbuch. 2. Band: Orts- und sonstige geographische Namen. 3. A. hg. von Hermann Jellinghaus. Bonn 1911.
Franck, Joh., Mittelniederländische Grammatik. 2. A. Leipzig 1910.
— —, Etymologisch woordenboek der Nederlandsche taal. 2. druk door N. van Wijk. 's-Gravenhage 1912.
— —, Supplement door C. B. van Haeringen. Ebda 1936.
Franke, C. G., Der obersächsische Dialekt. 2 Teile. Programm Realschule zu Leisnig 1884.
Frings, Theodor und Vandenheuvel, Jozef, Die südniederländischen Mundarten. Texte. Marburg 1921.
Frings, Theodor, Germania Romana. Halle 1932.
Frisch, Joh. Leonhard, Teutsch-lateinisches Wörterbuch. Berlin 1741.
Furcht, Otto, Die Mundart des Alten Landes (bei Hamburg). Phil. Diss. Hamburg 1934.
— —, Wörterbuch der Sprache des Alten Landes bei Stade (Niederelbe). Beilage zum Stader Archiv N. F. 24 (1934).
Gallée, J. H., Woordenboek van het Geldersch-Overijselsch dialect. 's-Gravenhage 1895.
Gamillscheg, Ernst, Romania Germanica. Bd. 1. Berlin 1934.
(Gezelle, Guido,) Loquela. Amsterdam 1907.
Goemans, J. L., Het dialect van Leuven. In: Leuvensche bijdragen 2,1; 103; 219; 324.
Graupe, Bruno, De dialecto Marchica quaestiunculae duae. Phil. Diss. Berlin 1879.
Grimm, Jacob, Deutsche Rechtsaltertümer. 4. A. Leipzig 1922.
— — und Grimm, Wilhelm, Deutsches Wörterbuch. Leipzig 1854 ff.
Grootaers, L., De namen van de roode aalbes 'ribes rubrum' in Zuid-Nederland. In: Mededeelingen van de Zuidnederlandsche Dialectcentrale 1924 Nr. 4.
— —, De namen van de 'mier' in de Zuidnederlandsche dialecten. In: Album philologicum voor Prof. Dr. Th. Baader (1938). S.-A. 6 S.
Grootaers, W. A., De roode en de zwarte aalbes en hun semantisch verband. In: Handelingen van de Kon. Commissie voor toponymie en dialectologie 11,241—281. Brüssel 1937.
Haff, Einfluß der Niederländer auf die Kolonisation und Deichverfassung in Schleswig-Holstein. In: Tijdschrift voor rechtsgeschiedenis 16,347—358.
Hamburgisches Urkundenbuch hg. von J. M. Lappenberg. Hamburg 1842.
Hanssen, Georg, Agrarhistorische Abhandlungen. 2 Bände. Leipzig 1880 und 1884.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0495

Häpke, L., Die volkstümlichen Tiernamen im nordwestlichen Deutschland. In: Abh. hg. vom naturwiss. Ver. zu Bremen 2, 275—319.
Hasenclever, M., Der Dialekt der Gemeinde Wermelskirchen. Phil. Diss. Marburg 1904.
Hasse, P., Schleswig-Holstein-Lauenburgische Regesten und Urkunden. 3 Bände. Hamburg und Leipzig 1886—96.
Heeroma, K. H., Hollandse dialektstudies. Proefschrift Leiden 1935.
— —, Hauptbewegungen im niederländischen Sprachraum. In: Zeitschr. f. Mundartforschung 15, 65—89.
Heibey, Hermann, Die Laute der Mundart von Börssum. Phil. Diss. Jena 1891.
Heidkämper, Die Schaumburg-Lippischen Hagendörfer. In: Mitteilungen des Vereins für Geschichte, Altertümer und Landeskunde des Fürstentums Schaumburg-Lippe. Heft 1. Bückeburg 1904. S. 23—38.
Heimatbuch des Kreises Steinburg. 3 Bände. Glückstadt 1925.
Heimatkunde des Regierungsbezirks Stade. 2 Bände. Bremen 1909.
Heinzerling, J. und Reuter, H., Siegerländer Wörterbuch. Siegen 1932—38.
Helsen, J., Plaatsnamen der Antwerpsche Kempen. In: Toponymica uitg. door de Vla. top. vereeniging te Leuven VI. Brussel 1938.
van Helten, W. L., Middelnederlandsche spraakkunst. Groningen 1887.
Hennemann, H., Die Mundart der sogenannten Grunddörfer in der Grafschaft Mansfeld. 1. Teil: Lautlehre. Phil. Diss. Heidelberg 1901.
Hertel, L., Thüringer Sprachschatz. Weimar 1895.
Herwig, Idiotismen aus Thüringen. Programm Eisleben 1893.
Hesemann, Heinr., Beiträge zur ravensbergischen Volkskunde. Phil. Diss. Greifswald 1909.
Heukels, H., Woordenboek der Nederlandsche volksnamen van planten. O. O. 1907.
Hildebrand, S., Die Mundart von Strodehne (Kreis Westhavelland). In: Minneskrift till Professor Axel Erdmann 1913 S. 237—268.
Hille, Herm., Die Mundart des nördlichen Harzvorlandes, insbesondere des Huygebietes. Wernigerode 1939.
Hoefer, Albert, Über märkische Glossare und märkische Spracheigentümlichkeiten. In: Märkische Forschungen 1, 147—164.
Hoffmann, Emma, Die Vocale der Lippischen Mundart. Phil. Diss. Bern 1887.
Hoffmann von Fallersleben, H., Mundart in und um Fallersleben. In: Frommann, Deutsche Mundarten 5, 41; 145; 289.
— —, Niederländische Glossare des 14. und 15. Jahrhunderts. In: Horae belgicae 7.
Hofmann, Fritz, Niederhessisches Wörterbuch. Marburg 1922.
Hoge, John, Die produktiven Abstraktsuffixe des Mittelniederdeutschen. Phil. Diss. Straßburg 1912.
Holsten, Robert, Sprachgrenzen im pommerschen Plattdeutsch. Programm Pyritz 1913. 2. A. Leipzig 1928.
— —, Coccinella septempunctata im pommerschen Plattdeutsch. Programm Pyritz 1914.
— —, Die Flurnamen des Kreises Pyritz südlich der Peene. In: Mitt. d. Ver. d. Königl. Sammlung für deutsche Volkskunde 5, 56—91; 100—143.
— —, Abhandlungen über pommersche Flurnamen in: Monatsblätter der Gesellschaft für pommersche Geschichte und Altertumskunde 44, 135; 166; 46, 169; 47, 191; 48, 33; 121; 49, 72; 50, 9; 209; 51, 107; 52, 143; 201; 53, 132; 54, 21; 109; 55, 7; in: Nachrichtenblatt für deutsche Flurnamenkunde 4, Heft 3; 7, 1; 8, 17; in: Zeitschrift für slavische Philologie 14, 298; in: Baltische Studien N. F. 35, 1; 37, 237; 40, 52; in: Zeitschrift für Namenforschung 15, 38; in: Beiträge zur Volkskunde Pommerns. Zehn Jahre Volkskundliches Archiv für Pommern. S. 139; in: Festschrift Eugen Fehrle (1940) 53; in: Zeitschrift für Mundartforschung 10, 252; 12, 223; 13, 223; 15, 39.
Holthausen, Ferd., Die Soester Mundart. Norden und Leipzig 1886.
— —, Die Remscheider Mundart. In: Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur 10, 403—425; 546—576.
Hoops, Joh., Über die altenglischen Pflanzennamen. Phil. Diss. Breslau 1889.
— —, Waldbäume und Kulturpflanzen im germanischen Altertum. Straßburg 1905.
Hoyer Urkundenbuch hg. von Wilh. von Hodenberg. Hannover 1855.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0496

Jacobs, Jozef, Vergelijkende klank- en vormleer der middelvlaamsche dialecten. 1. deel: Klankleer. Gent 1911.
— —, Het Westvlaamsch van de oudste tijden tot heden. Groningen 1927.
Jänicke, Oscar, Neue Beiträge zu einem Idiotikon des Oderbruches. In: Mitt. d. Hist.-Statist. Ver. zu Frankfurt a. O. 15.—17. Heft. Frankfurt a. O. 1885. S. 86—89.
Janßen, Hans, Die Gliederung der Mundarten Ostfrieslands und der angrenzenden Gebiete. Marburg 1937.
Jaster, Arno, Die Geschichte der askanischen Kolonisation in Brandenburg. Breslau 1934.
Jecht, Rich., Wörterbuch der Mansfelder Mundart. Görlitz 1888.
Jellinghaus, Herm., Westfälische Grammatik. Die Laute und Flexionen der Ravensbergischen Mundart. Bremen 1877.
— —, Die westfälischen Ortsnamen nach ihren Grundwörtern. 3. A. Osnabrück 1923.
— —, Holsteinische Ortsnamen. In: Zeitschr. d. Ges. f. schlesw.-holst. Gesch. 29, 203—327.
— —, Über die Ortsnamen zwischen Unterelbe und Unterweser. In: Jahresber. d. Männer vom Morgenstern 3, 23—37.
— —, Englische und niederdeutsche Ortsnamen. In: Anglia 20, 257—334.
Jensen, P., Wörterbuch der nordfriesischen Sprache der Wiedingharde. Neumünster i. H. 1927—28.
Jirlow, Ragnar, Zur Terminologie der Flachsbereitung in den germanischen Sprachen. Erster Teil. Göteborg 1926.
Joos, A., Waasch idioticon. St. Niklaas 1904.
Jordan, Rich., Die altenglischen Säugetiernamen. Phil. Diss. Heidelberg 1902.
Jülicher, Fritz, Zur Charakteristik des Elbostfälischen. In: Nd. Jb. 52, 1—30.
Jung, Fritz Gerhard, Das Wort 'trocken'. Phil. Diss. Berlin 1938.
Jungandreas, Wolfgang, Beiträge zur Erforschung der Besiedlung Schlesiens und zur Entwicklungsgeschichte der schlesischen Mundart. Breslau 1928.
— —, Zur Geschichte der schlesischen Mundart im Mittelalter. Breslau 1937.
Kahle, Wilh., Die mittelniederdeutsche Kanzleisprache Anhalts im XIV. Jahrhundert hinsichtlich ihrer lautlichen Verhältnisse untersucht. Phil. Diss. Leipzig 1908.
Kaiser, Karl, Atlas der pommerschen Volkskunde. Greifswald 1936.
Karg, Fritz, Flämische Sprachspuren in der Halle-Leipziger Bucht. Halle 1933.
Katara, Pekka, Die ursprünglich reduplizierenden Verba im Niederdeutschen. Beiträge zur Geschichte der deutschen Verbalflexion. (=Mémoires de la Société Néophilologique de Helsinki XII.) Helsinki 1939.
Kaumann, Julius, Entwurf einer Laut- und Flexionslehre der Münsterischen Mundart in ihrem gegenwärtigen Zustande. Phil. Diss. Münster 1884.
Kieser, Otto, Wortgeographische Studien in Obersachsen. In: Teuthonista 4, 159; 262; 5, 80; 171; 6, 49; 244.
— —, Wortgrenzen in der Dübener Heide. Halle 1938.
— —, Aus dem Volksmund der Heimat. Wörterbuch der Dübener Heide und der angrenzenden Gebiete. In: Mitt. d. Ver. f. Heimatkunde der Kreise Bitterfeld und Delitzsch 16, 1—40.
Kilian, Cornelius, Etymologicum teutonicae linguae cur. Gerhard Hasselt. Utrecht 1777.
Kleemann, Selmar, Beiträge zu einem nordthüringischen Idiotikon. Programm Quedlinburg 1882.
Klempin, R., Diplomatische Beiträge zur Geschichte Pommerns aus der Zeit Bogislafs X. Berlin 1859.
Kloeke, G. G., Der Vokalismus der Mundart von Finkenwärder bei Hamburg. Phil. Diss. Hamburg 1914.
— —, De weerspiegeling der historie in de dialecten. Openbare les gehouden . . . 14. mei 1917 . . . te Amsterdam.
— —, De hollandsche expansie in de zestiende en zeventiende eeuw en haar weerspiegeling in de hedendaagsche dialecten. 's-Gravenhage 1927.
— —, Taalatlas van Noord- en Zuid-Nederland. 1. en 2. aflevering. Leiden 1939; 1940.
Kluge, Fr., Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache. 11. A. bearb. von Alfred Götze. Berlin 1934.
Kohls, F., Die Orts- und Flurnamen des Kreises Grimmen (Vorpommern). Greifswald 1930.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0497

Kötzschke, Rudolf, Quellen zur Geschichte der ostdeutschen Kolonisation im 12. bis 14. Jahrhundert. 2. A. Leipzig 1931.
Krause, Gustav, Ortsmundarten der Magdeburger Gegend. In: Nd. Jb. 21, 60—80; Die Mundarten im südlichen Teile des ersten Jerichowschen Kreises (Provinz Sachsen) ebda 22, 1—35; Die Mundarten im nordwestlichen Teile des Kreises Jerichow 1 (Provinz Sachsen) ebda 26, 56—80.
— —, Drei Dialekte der Magdeburger Gegend hinsichtlich ihrer gegenseitigen Abgrenzung dargestellt und untersucht. Programm der Oberrealschule zu Düsseldorf 1898.
Kremper Idiotikon = Beiträge zu einem Holsteinischen, vorzüglich Kremper Idiotikon. In: Schleswig-Holsteinische Provinzialberichte 1797 1. Band. Altona 1797. S. 33—37; 145—150.
Kretschmer, Paul, Wortgeographie der hochdeutschen Umgangssprache. Göttingen 1918.
ter Laan, K., Nieuw Groninger woordenboek. Groningen 1929.
Lademann, Willy, Plattdeutsche Aufsätze im Teltower Kreiskalender 1926 ff.
Larsson, Hugo, Lautstand der Mundart der Gemeinde Altengamme (in den Vierlanden bei Hamburg). 1. Beiheft aus Jahrbuch der Hamburgischen Wissenschaftlichen Anstalten XXXIV 1916. Hamburg 1917.
Lasch, Agathe, Geschichte der Schriftsprache in Berlin bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts. Dortmund 1910.
— —, Mittelniederdeutsche Grammatik. Halle 1914.
— —, „Berlinisch". Eine berlinische Sprachgeschichte. Berlin (1928).
— —, Beiträge zur Geschichte des Neuniederdeutschen in Hamburg. In: Nd. Jb. 44, 1—50.
Leihener, Erich, Cronenberger Wörterbuch. Marburg 1908.
van Lessen, J. H., Samengestelde naamwoorden in het Nederlandsch. Proefschrift Groningen 1928.
Liesenberg, Friedr., Die Stieger Mundart, ein Idiom des Unterharzes. Phil. Diss. Göttingen 1890.
Lindner, Werner, Das niedersächsische Bauernhaus in Deutschland und Holland, ein Beitrag zu seiner Erkundung. Hannover 1912.
van Loey, A., Bijdrage tot de kennis van het Zuidwestbrabantsch in de XIIIe en XIVe eeuw. Fonologie. 's-Gravenhage 1937.
Mackel, Emil, Die Mundart der Prignitz. In: Nd. Jb. 31, 65; 32, 1; 33, 73.
Mansion, J., Oud-Gentsche naamkunde. Bijdrage tot de kennis van het Oud-Nederlandsch. 's-Gravenhage 1924.
— —, De voornaamste bestanddeelen der Vlaamsche plaatsnamen. Brüssel 1935.
de Marez, G., Le problème de la colonisation franque et du régime agraire en Belgique. (Mémoires de la classe des lettres de l'Académie Royale de Belgique 12e série tome IX.) Brüssel 1926.
Markgraf, Bruno, Die Grenze zwischen dem fränkischen und flämischen Rechtsgebiete im Freistaat Sachsen. In: Volk und Rasse 8, 57—68.
— —, Recht. In: Grundriß der sächsischen Volkskunde (1932) 127—130.
Martin, Bernhard, Deutsche Wortgeographie. In: Teuthonista 1, 65; 186; 227; 2, 64; 134; 3, 63; 310; 4, 282; 5, 212; 6, 55; 8, 109; 9, 47; 10, 103.
Maurmann, Emil, Grammatik der Mundart von Mühlheim a. d. Ruhr. Leipzig 1898.
van der Meer, M. J., Historische Grammatik der niederländischen Sprache. 1. Band: Einleitung und Lautlehre. Heidelberg 1927.
Meier, Ernst, Beiträge zur Kenntnis des Niederdeutschen. Gewerbeausdrücke des Schlachters in Westfalen mit besonderer Berücksichtigung Ravensbergs. Phil. Diss. Münster 1914.
Meijers, E. M., Het ligurische erfrecht in de Nederlanden. Deel 1: Het west-brabantsche erfrecht. Haarlem 1929.
Meitzen, August, Siedelung und Agrarwesen der Westgermanen und Ostgermanen, der Kelten, Römer, Finnen und Slawen. 4 Bände. Berlin 1895 ff.
Mensing, Otto, Schleswig-holsteinisches Wörterbuch. 5 Bände. Neumünster i. H. 1927—35.
Mi (Pseudonym für G. F. Sibeth), Wörterbuch der mecklenburgisch-vorpommerschen Mundart. Leipzig 1876.
Michel, Reinhart, Die Mundart von Seifhennersdorf. In: Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur 15, 1—69.
Michelsen, A. L. J., Rechtsdenkmale aus Thüringen. Jena 1863.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0498

Middendorf, Heinrich, Altenglisches Flurnamenbuch. Halle 1902.
Mitzka, Walther, Grundzüge nordostdeutscher Sprachgeschichte. Halle 1937.
vor Mohr, A., Die Vocale der oldenburgischen Mundart. In: Nd. Jb. 30, 33—73.
Molema, H., Wörterbuch der groningischen Mundart im neunzehnten Jahrhundert. Norden und Leipzig 1888.
Molitor, Erich. Die Pfleghaften des Sachsenspiegels und das Siedlungsrecht im sächsischen Stammesgebiet. Weimar 1941.
Müller-Fraureuth, Karl, Wörterbuch der obersächsischen und erzgebirgischen Mundarten. 2 Bände. Dresden 1911—14.
Müller, Josef, Rheinisches Wörterbuch. Bonn 1928 ff.
Mundt, Joh., Die Heer- und Handelsstraßen der Mark Brandenburg. Phil. Diss. Berlin 1932.
(Mylius, Chn. Otto,) Corpus constitutionum Marchicarum. 5 Teile. Berlin und Halle (1737—40).
Nederlandsch woordenboek. Leiden 1882 ff.
Neumann, Walter, Die Flurnamen des Amtes Grevesmühlen. Phil. Diss. Rostock 1932.
Nießen, J., Rheinische Volksbotanik. Die Pflanzen in Sprache, Glaube und Brauch des rheinischen Volkes. Erster Band: Die Pflanzen in der Sprache des Volkes. Bonn 1936.
Nomina geographica Neerlandica. Leiden 1885 ff.
Nörrenberg, Erich, Das westfälische Diminutivum und verwandte Erscheinungen mit besonderer Berücksichtigung der Mundarten des Kreises Iserlohn. In: Nd. Jb. 49, 1—45.
— —, Zwei lautliche Eigentümlichkeiten der Emder Mundart. In: Festschrift für C. Borchling (1932) 287—305.
Oldenburgisches Urkundenbuch hg. von G. Rüthning. Oldenburg 1914; 1926 ff.
Paque, E., De Vlaamsche volksnamen der planten. Namen 1896.
Parisius, Ludolf, Zusätze zu J. F. Danneils Wörterbuch der altmärkisch-plattdeutschen Mundart. In: Neunzehnter Jahresbericht des Altmärkischen Vereins für vaterländische Geschichte und Industrie zu Salzwedel. Abteilung für Geschichte. Magdeburg 1879.
Passow, Siegfried, Ein märkischer Rittersitz. Aus der Orts- und Familien-Chronik eines Dorfes. 2 Bände. Eberswalde 1907.
Pauls, Volquart, Die Entstehung des Deichgrafenamtes in Nordfriesland. In: Festschrift für Max Pappenheim. Breslau 1931. S. 19—36.
Pauwels, J. L., De hark in de Zuidnederlandsche dialecten. In: Handelingen van de Kon. Commissie voor toponymie en dialectologie 6, 153—165. Brüssel 1932.
Pée, Willem, Dialectgeographie der Nederlandsche diminutiva. 's-Gravenhage 1936.
Peßler, Wilhelm, Der volkstümliche Wohnbau an der Niederelbe, vornehmlich im hamburgischen Amte Ritzebüttel (= 5. Beih. zum Jahresbericht der Hamb. Wiss. Anstalten XXVI 1908). Hamburg 1909.
— —, Plattdeutscher Wortaltas von Nordwestdeutschland. Hannover 1928.
Petri, Franz, Germanisches Volkserbe in Wallonien und Nordfrankreich. Bonn 1937.
Peucker, Nicolaus, Wolklingende, lustige Paucke. Berlin 1702.
Pirenne, Henri, Geschichte Belgiens. Deutsch von F. Arnheim. Gotha 1899.
(Pratje, Joh. Hinr.,) Altes und Neues aus den Herzogthümern Bremen und Verden. 12 Bände. Stade 1769—81.
Prien, Friedrich, Neumünstersches Flurnamenbuch. Die Flur- und Ortsnamen von Neumünster und Umgegend. In: Zeitschr. d. Ges. f. schlesw.-holst. Gesch. 58, 31—286.
Priewe, Otto † und Teuchert, Herm., Dialektgographische Forschungen östlich der unteren Oder. In: Teuthonista 4, 130; 221.
Pritzel, G. und Jessen, C., Die deutschen Volksnamen der Pflanzen. 2. A. Leipzig o. J.
Rakers, Arnold, Auf dem westfälischen Mundartwege nach Holland durch die Grafschaft Bentheim. In: Westfälische Forschungen 2. Band 2. Heft. Münster 1939. S. 188—213.
Ramsauer, Wilh., Die Flurnamen im Oldenburgischen in agrarhistorischer Hinsicht. In: Jahrbuch f. d. Gesch. d. Herzogtums Oldenburg 8, 13—66.
Rathlef, Ernst Ludwig, Geschichte der Grafschaften Hoya und Diepholz. 3 Teile. Bremen 1767.
Regehr, Jakob, Die langen Vokale in der niederdeutschen Mundart der Tiegenhöfer Niederung, vergleichend dargestellt. Phil. Diss. Königsberg 1902.
Richey, Michael, Idioticon Hamburgense. 2. A. Hamburg 1755.
von Richthofen, K., Friesische Rechtsquellen. Berlin 1840.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0499

von Richthofen, K., Altfriesisches Wörterbuch. Göttingen 1840.
Riedel, Ad. Friedr., Novus codex diplomaticus Brandenburgensis. Berlin 1838—69.
Rink, Josef, Die Orts- und Flurnamen der Koschneiderei. In: Quellen und Darstellungen zur Geschichte Westpreußens 12. Danzig 1926.
Roloff, Edmund, Der Konsonantismus des Niederdeutschen in der Magdeburger Börde. Phil. Diss. Leipzig 1902.
Rooth, Erik, Eine westfälische Psalmenübersetzung aus der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts. Akadem. Abhandlung. Uppsala 1919.
— —, Nordfriesische Streifzüge. (Lunds Univ. Årsskr. N. F. Avd. 1 Bd. 25 Nr. 6.) Lund 1929.
— —, Die Sprachform der Merseburger Quellen. In: Festschrift für C. Borchling (1932) 24—54.
Roukens, Win., Wort- und Sachgeographie Südost-Niederlands und der umliegenden Gebiete mit besonderer Berücksichtigung des Volkskundlichen. Teil IA: Text; Teil IB: Atlas. Nijmegen 1937.
Rubehn, Beiträge zu einem Idiotikon des Oderbruchs und der angrenzenden Gegend. In: Mitt. d. Histor.-statist. Ver. z. Frankfurt a. O. 9.—12. Heft. Frankfurt a. O. 1873. S. 49—64.
Rudolph, Theodor, Die niederländischen Kolonien der Altmark im XII. Jahrhundert. Eine quellenkritische Untersuchung. Berlin 1889.
Ruppiner Flurnamen und dorfgeschichtliche Beiträge aus dem Ruppiner Kreise. Neu-Ruppin 1904.
Rutten, Aug., Bijdrage tot een Haspengouwsch idioticon. Antwerpen 1890.
Sarauw, Chr., Niederdeutsche Forschungen. I. Vergleichende Lautlehre der niederdeutschen Mundarten im Stammlande. II. Die Flexionen der mittelniederdeutschen Sprache (I = Kgl. Danske Videnskab. Selskabets hist.-fil. Meddel. V 1; II = dasselbe X 1). Kopenhagen 1921; 1924.
Schambach, Georg, Wörterbuch der niederdeutschen Mundart der Fürstentümer Göttingen und Grubenhagen oder Göttingisch-Grubenhagensches Idiotikon. Hannover 1858.
Schier, Bruno, Hauslandschaften und Kulturbewegungen im östlichen Mitteleuropa. Reichenberg 1932.
Schiller, K. und Lübben, A., Mittelniederdeutsches Wörterbuch. 6 Bde. Bremen 1875—81.
Schilling, Friedrich, Ursprung und Frühzeit des Deutschtums in Schlesien und im Land Lebus. Leipzig 1938.
Schirmer, Alfred, Beiträge zur nordthüringischen Dialektgeographie. Marburg 1932.
Schlottmann, Karl, Flurnamen der Brandenburger Gegend. In: Festschrift zur Gedenkfeier des 50jährigen Bestehens des Historischen Vereins zu Brandenburg (Havel). Brandenburg 1918. S. 169—214.
Schmelzer, Joh., Unterschiede zwischen dem süderländischen und siegerländischen Wortschatze. Phil. Diss. Münster 1906.
Schmidt, Gustav Heinrich, Zur Agrargeschichte Lübecks und Ostholsteins. Zürich 1887.
Schmidt, Hellmut, Die Siedlungen des Flämings. In: Beiträge zur Landeskunde Mitteldeutschlands. Festschrift zum 23. deutschen Geographentage in Magdeburg 1929. Braunschweig 1929.
Schmidt, K. Chn. Ludw., Westerwäldisches Idiotikon. Hadamar und Herborn 1800.
Schmoeckel, Hermann, Das Siegerländer Bauernhaus nach seinem Wortschatz dargestellt. Phil. Diss. Bonn 1912.
Schoneweg, Eduard, Das Leinengewerbe in der Grafschaft Ravensberg. Bielefeld 1923.
Schönfeld, M., Historiese grammatika van het Nederlands. 3. druk. Zutphen 1932.
Schönhoff, Hermann, Emsländische Grammatik. Heidelberg 1908.
van Schothorst, W., Het dialect der Noord-West-Veluwe. Proefschrift Utrecht 1904.
Schröder, Edward, Die Nomina agentis auf -ster. In: Nd. Jb. 48, 1—8.
Schröder, Richard, Die niederländischen Kolonien in Norddeutschland zur Zeit des Mittelalters. Berlin 1880.
van der Schueren, Gerd, Teuthonista of Duytschlender uitg. door J. Verdam. Leiden 1896.
Schuermans, L. W., Algemeen Vlaamsch idioticon. Leuven 1865.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0500

Schuermans, L. W., Bijvoegsel aan het Algemeen Vlaamsch idioticon. Loven 1883.
von Schulenburg, Willibald, Märkische Fischerei. In: Jubiläumsschrift des Fischereivereins für die Provinz Brandenburg. 1903. S.-A. 38 S.
— —, Das Hirtenwesen in einem märkischen Dorfe in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts. In: Archiv der „Brandenburgia" 11. Band. Berlin 1904.
Schulz, Franz Erdmann, Die Orts- und Flurnamen des Kreises Köslin. Köslin (1935).
Schulze, Eduard Otto, Niederländische Siedelungen in den Marschen an der unteren Weser und Elbe im 12. und 13. Jahrhundert. Phil. Diss. Breslau 1889.
— —, Die Kolonisierung und Germanisierung der Gebiete zwischen Saale und Elbe. Leipzig 1896.
Schulze, W., Der Vokalismus der westfälisch-märkischen Mundart. In: Beitr. z. Gesch. Dortmunds 2 und 3,1 ff. Dortmund 1878.
Schumann, Colmar, Die Flur- oder Koppelnamen des Lübecker Staatsgebietes. Programm des Katharineums zu Lübeck 1892.
— —, Der Wortschatz von Lübeck. Straßburg 1907.
Schütze, Joh. Friedr., Holsteinisches Idioticon. 4 Bände. Hamburg 1800—06.
Schwartz, Wilhelm, Die volkstümlichen Namen für Kröte, Frosch und Regenwurm in Norddeutschland nach ihren landschaftlichen Gruppierungen. In: Zeitschr. d. Ver. f. Volkskunde 5, 246—264.
Sebicht, Richard, Die Cistercienser und die niederländischen Kolonisten in der goldenen Aue. In: Zeitschr. d. Harz-Vereins f. Gesch. und Altertumskunde 21, 1—74.
Seelmann, Erich, Die Mundart von Prenden (Kreis Niederbarnim). In: Nd. Jb. 34, 1—39.
Seelmann, Wilhelm, Zur Geschichte der deutschen Volksstämme Norddeutschlands und Dänemarks. In: Nd. Jb. 12, 1—93.
— —, Mittelniederdeutsche Fischereiausdrücke. In: Nd. Jb. 37, 120—128.
— —, Die Mundart der hinteren Neumark oder das Ostmärkische. In: Nd. Jb. 39, 141—162.
— —, Mittelniederländische Wörter in der Mark Brandenburg. In: Nd. Jb. 47, 40; 48, 75; 52, 31.
— —, Die Herkunft der Besiedler der Mittelmark. In: Nd. Jb. 49, 57—60.
— —, Das Mittelmärkische und das Havelländische. In: Nd. Jb. 51, 77—90.
Selmer, E. W., Sprachstudien im Lüneburger Wendland. Kristiania 1918.
Sering, Max, Erbrecht und Agrarverfassung in Schleswig-Holstein auf geschichtlicher Grundlage (= Die Vererbung des ländlichen Grundbesitzes im Königreich Preußen II. Band 2. Teil). In: Landwirtschaftliches Jahrbuch 37. Band Ergänzungsband V. Berlin 1908.
Sievers, Heinrich, Die Mundart der Stapelholmer. Phil. Diss. Marburg 1914.
Siewert, Max, Die niederdeutsche Sprache Berlins von 1300 bis 1500. In: Nd. Jb. 29, 65—122.
— —, Die Mundart von Besten (Kreis Teltow, Prov. Brandenburg). In: Nd. Jb. 33, 9—26.
— —, Die Mundart von Neu-Golm (Kreis Beeskow-Storkow, Prov. Brandenburg). In: Nd. Jb. 38, 105—147.
— —, Wörterbuch der Neu-Golmer Mundart. In: Nd. Jb. 39, 75—97; 47, 13—24; 48, 12—24.
Smout, Herm., Het Antwerpsch dialect. Gent 1905.
Specht, Reinhold, Die anhaltischen Land- und Amtsregister des 16. Jahrhunderts. 1 1935; 2 1938. (= Geschichtsquellen der Provinz Sachsen und des Freistaates Anhalt N. R. Bd. 17 und 19.)
Sprenger, R., Versuch eines Quedlinburger Idiotikons. In: Nd. Jb. 29, 139—160; 30, 1—32.
Stralsunder Vokabular s. S. 381 ff.
Streitberg, Gerhart, Die wortgeographische Gliederung Ostsachsens und des angrenzenden Nordböhmens. Halle 1937.
Strodtmann, Joh. Chph., Idioticon Osnabrugense. Leipzig und Altona 1756.
Strunk, Hermann, Vom einstigen Agrarwesen des Vielandes. Nach den Flurnamen dargestellt. In: Jahrbuch d. Männer vom Morgenstern 20, 33—72.
Stübs, Hugo, Ull Lüj vertellen. Plattdeutsche Geschichten aus dem pommerschen Weizacker nach dem Volksmunde gesammelt und aufgezeichnet. Greifswald 1938.
Stuhrmann, Johann, Viride. Eine Ortsnamenstudie. Programm Dt.-Krone 1904.
Sundermann, Heinrich, Friesische und niedersächsische Bestandteile in den Ortsnamen Ostfrieslands. Emden 1901.
Swart, F., Zur friesischen Agrargeschichte. Leipzig 1910.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0501

Tack, Johannes, Die Hollandgänger in Hannover und Oldenburg. Leipzig 1902.
Tans, Jean Guillaume Hubert, Isoglossen rond Maastricht in de dialecten van Belgisch en Nederlandsch Zuid-Limburg. Proefschrift Nijmegen 1938.
Teirlinck, Isidore, Zuid-Oostvlaamsch Idioticon. 4 Teile. Gent 1908—24.
Teuchert, Hermann, Laut- und Flexionslehre der neumärkischen Mundart. In: Zeitschr. f. deutsche Mundarten 1907, S. 103; 238; 320; 1908, S. 23; 1909, S. 55; 118; 1910, S. 3.
— —, Die Mundart von Warthe (Uckermark). In: Nd. Jb. 33, 27—44.
— —, Niederfränkisches Sprachgut in der Mark Brandenburg. In: Zeitschr. f. deutsche Mundarten 1923, S. 174—183; Teuthonista 1, 60—64; Festschrift Kluge (1926) 145—154; Monatsschr. Brandenburgia 41, 1—11.
— —, Die Mundart des Oderbruchs. In: Peter Fritz Mengel, Das Oderbruch. 1. Band. Eberswalde 1930. S. 239—276.
— —, Niederdeutsche Mundarten. Texte aus alter und neuer Zeit. Leipzig (1935).
— —, Der Lautstand im Südteil des Landes Stargard. In: Teuthonista 10, 2—34.
Trebs, Emil, Beiträge zur osterländischen Mundart. Programm Fürstenwalde a. d. Spree 1899.
Tuerlinckx, J. F., Bijdrage tot een Hagelandsch idioticon. Gent 1886.
Vangassen, H., Dialect-Atlas van Vlaamsch-Brabant. Antwerpen 1938.
Vehslage, Herm., Die Mundart des Artlandes auf der Grundlage der Mundart des Kirchspiels Badberge. Phil. Diss. Münster 1908.
Verdam, J., Middelnederlandsch handwoordenboek. 2. druk. 's-Gravenhage 1932.
Verschuur, A., Klankleer van het Noord-Bevelandsch. Proefschrift Amsterdam 1902.
Versuch eines bremisch-niedersächsischen Wörterbuchs . . . hg. von der bremischen deutschen Gesellschaft. Teil 1—5 und 6 (Nachtrag). Bremen 1767—1771; 1869.
Verwijs, E., en Verdam, J., Middelnederlandsch woordenboek. 11 deelen. 's-Gravenhage 1885 ff.
Vocabula pro iuvenibus multum necessaria. Lübeck 1511. Im Auszuge abgedruckt im Nd. Jb. 15, 111—116. [Lübecker Schulvokabular.]
Vocabularius theotonicalis . . . s. Stralsunder Vokabular.
Vogel, Friedr., Ländliche Ansiedlungen der Niederländer und anderer deutscher Stämme in Nord- und Mitteldeutschland während des 12. und 13. Jahrhunderts. Programm Döbeln 1897.
Vollbeding, Joh. Chph., Kurzgefaßtes Wörterbuch der plattdeutschen oder niederdeutschen Mundart. Zerbst 1806.
Walter, Georg, Der Wortschatz des Altfriesischen. Leipzig 1911.
Warnecke, Rudolf, Haus und Hof in der niederdeutschen Sprache zwischen Weser und Hunte. Marburg 1939.
Warnkönig, Leop. Aug., Flandrische Staats- und Rechtsgeschichte bis zum Jahr 1305. 3 Bände. Tübingen 1835—39.
Warnkroß, Julius, Die Lautlehre des Wolgaster Platt. Phil. Diss. Greifswald 1912.
van de Water, Antonie, De volkstaal in het oosten van de Bommelerwaard. Proefschrift Leiden 1904.
Wauters, Alphonse, Histoire des environs de Bruxelles ou déscription historique des localités qui formaient autrefois l'ammannie de cette ville. 3 tomes. Brüssel 1855.
van Weel, Marinus Anthonij, Het dialect van West-Voorne. Proefschrift Amsterdam 1904.
Weijnen, Antonius Angelius, Onderzoek naar de dialektgrenzen in Noord-Brabant. In aansluiting aan geographie, geschiedenis en volksleven. Proefschrift Nijmegen 1937.
Weinhold, Karl, Beiträge zu einem schlesischen Wörterbuche. Teil 1 und 2. Anhang zum 14. und 16. Bande der Sitz.-Ber. phil.-hist. Kl. Akad. d. Wiss. Wien 1854; 1855.
Weiß, R., Über die großen Kolonistendörfer des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts zwischen Leine und Weser (Hagendörfer). In: Zeitschr. d. hist. Ver. f. Niedersachsen 1908, S. 147—174.
von Wersebe, August, Über die niederländischen Colonien, welche im nördlichen Teutschlande im zwölften Jahrhunderte gestiftet worden. 2 Bände. Hannover 1815. 2. A. 1826.
Wiens, Curt, Niederländischer Wortschatz in der Mundart der Weichselwerder. In: Zeitschr. d. westpreuß. Geschichtsver. Heft 56. Danzig 1916.
Wille, Louis, Harzer Volkskunde. Teil 1 Heft 3: Mundart und Volksdichtung. Magdeburg 1940.
Wirth, Alfred, Anhaltische Volkskunde. Dessau 1932.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0502

Wix, Hans, Studien zur westfälischen Dialektgeographie im Süden des Teutoburger Waldes. Marburg 1921.
Woeste, Fr., Wörterbuch der westfälischen Mundart, bearb. und hg. von Erich Nörrenberg. Norden und Leipzig 1930.
Wossidlo-Teuchert, Mecklenburgisches Wörterbuch, hg. von R. Wossidlo und H. Teuchert. Neumünster i. H. 1937 ff.
Zahrenhusen, H., Vokalismus der Mundart von Horneburg (Hannover). Phil. Diss. Jena 1909.
— —, Sprache. In: Heimatkunde des Regierungsbezirks Stade 1, 381—396.
von Zesterfleth, Chr., Beschreibung des im Herzogthum Bremen belegenen Alten Landes. Hamburg 1847.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de
/rosdok/ppn860231771/phys_0503

Sachübersicht

F. bedeutet Fußnote

A

Altmark besitzt einen eigenen ndl. Sprachbestand 7. 144. 342. 352 — vorwiegend von Holländern besiedelt 11. 188. 190. 231 — Ausgangsgebiet der Siedler des Landes Stargard und des pommerschen rechten Oderufers 28. 132. 231. 306. 359. 429. 481

Altsächsisch ingwäonischer Unterbau 474 F.

Angelsächsisch sprachliche Bindung an die schleswigsche Urheimat 10. 93 — anscheinende ags.-andfrk. Gemeinschaft beruht zum Teil auf Entlehnung aus dem Mfläm. 10. 46. 335

Aussprache spirantische des anlautenden *g* 106. 110. 136. 156. 437 — Fortisaussprache des anlautenden *g* 136 f. 155 f. — Lenis statt Tenuis 147.156 — Tenuis unaspiriert im Alten Lande 33 — leiser Einsatz 418 — Reaktionsartikulation 137. 436

B

Bedeutung Unterschiede als Mittel der Heimatbestimmung 12. 190 f. 246. 315. 326. 331 — Festigkeit im bäuerlichen Lebenskreise 12 — schränkt sich auf das landwirtschaftliche und gewerbliche Fachgebiet ein 201. 369 ff. — verschlechtert sich im Gebrauch mißgünstiger Nachbarn 304

Biologie der Siedlungswörter fremdartige Form als Schutzmittel 12 — kräftiges Leben und dessen Ursachen 139. 288. 326 — sterbende Wörter 152. 287. 291. 316 — junge Auseinandersetzung 358

Brabant Westbrabant Heimat der Siedler in der Mittelmark 11. 307. 444 — sprachlicher Umbruch im 12. Jahrhundert 11 — sprachlicher Gleichlauf mit dem Süddeutschen 371 — sprachlich aktiv 432. 438. 459

D

Deichbau 44. 48. 94 — seine Finanzierung 50 f.

Deklination *j*-Bildung bei *Flöhe, Gent, Koie* 66. 347. 443 f, — Plural auf *-ere* 445 — Singular auf *-el, -er* nimmt ein Schluß-*e* an 445 — *küewe* Kühe 134 ff. 147. 158. 484 — Einheitskasus *mick* 468

Diminutiva auf *-je* 103 — auf *-ke* 220 f. 354. 454 — auf *-ken* 454 f. — Plural *-kes* ist aus *-kens* entstanden 454 — *-s-ken* 454. 483 — auf *-el* 266. 339 f. 453. 483

Dithmarschens Verhältnis zu den Elbmarschen 9. 40. 43. 72. 95

Dobrilugk-Finsterwalde stimmt im Siedlerwortschatz zur Altmark 12. 139 F. 4. 190.

E

Elbostfälisch 7 f. — zeigt ndl. Lautgepräge 416. 474

F

Fahrgeld 50 f.

Fläming, Fleming in Orts- und Flurnamen 28. 157. 161. 477 — als Name des Höhenzuges im Südwesten der Mark 162 — die alte Flamingia gegenüber Magdeburg 162

Fläminger Älterleute der Besitzer flämischen Landes 116. 157 — Fläminger-Sozietät 157

flämisch flämischer Spruch 114 — flämische Statuten 114 — flämisches Hufenmaß 114. 161 f. 484 — flämische Güter 116. 157 — flämisches Erbrecht 484 — flämisch als Herkunftsbezeichnung 157. 163 f.

Flandern spätmittelalterliche Sprachbeziehung zu England 10. 46. 49. 262. 324. 335 — sendet Ansiedler nach Ostholstein aus 12. 65 f. — nicht beteiligt an der Besiedlung der Mittelmark 285

Flur ihre Begrenzung 40. 43. 73. 196 — ihre Hegung 195 ff. — ihre Messung 162. 193 f.

Friesisch nicht in den Marschen der Unterweser und -elbe 94

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0505

G

Geschichte der Forschung 3 ff. 15 ff.
Geschlecht grammatisches als Mittel, die ndl. Heimat der Siedler zu bestimmen 245. 249 — mask. *n*-Stämme werden fem. 12. 183. 446 — Fem. anderen Ursprungs 110. 326. 347. 380. 446. 478 — altes Fem. wird Mask. 258
Giebelzeichen Schwanengiebelzeichen 24. 110

H

Hausformen *Barghus* holländisch, *Husmannshus* niedersächsisch 26 — nds.-fränk. Bauernhausgrenze 118
Heimatbestimmung 11 f. 145. 245 — sprachliche Bestimmungsmittel 12 — Ackerform als Mittel 26 — Heimat der Siedler in der Kremper Marsch 26 — im Alten Lande 32 — an der Mittelelbe 180. 473 — in der Mittelmark 238. 435 f. 482 f.
Hochdeutsche Spracherscheinungen greifen nach Westfalen und den Niederlanden aus 99 — stehn in alter Verbindung mit dem Südteil der Niederlande 97 — und mit Westfalen 97
Holland sprachlicher Unterschied Nord- und Südhollands 188
Holländer als Ansiedler an der unteren Weser und Elbe 12. 26. 81. 84. 99. 211. 254. 294 — in der Altmark und der Gegend von Dobrilugk-Finsterwalde 11 f. 164 — im alten Tribun, dem späteren Flemmingen, bei Schulpforta 156 — im Elbe-Havel-Winkel 163. 180 — Bedeutung der urkundlichen Angabe *Holländer* 163
holländisches Recht 19 ff. 22. 25. 29. 160 — holländische Hufen 1. 18 f. 22 f. 25. 27 ff. 156. 160. 471 — holländische Siedler 17. 20 F. 1. 23 u. F. 3. 26 f. 32 — Holländerschatz 27
Holler-, Holländer- als erstes Glied von Ortsnamen 18. 20. 23. 26 f. 50. 156

K

Konjugation *ich habbe* ich habe 136 f. 156 — Imperative auf *-ch* 166. 447 ff. — *duch* eine ndl. Form 450; auch mfrk. 484 — starke Verben gehn zur schwachen Flexion über 451 f. — der umgekehrte Vorgang 452 — Fehlen des Umlauts im Präs. der 6. und der reduplizierenden Klasse 452 f. — *e-* Vorsilbe des Part. Prät. 8. 473 — Gerundium auf *-ene* 444 f.
Koschneiderei von Ostpommern aus besiedelt 284

L

Lauterscheinungen Umlaut der Diminutive 101 — Umlaut des mnd. $\hat{e}^2$ (wgerm. *ai*) 398 ff. — Senkung des *i* zu *e* 44. 86. 166. 231. 391 ff. 483 — Senkung von *-ung* zu *-ong* 166. 394 — Senkung vor *r* + stimmhaftem Dental 398 — Hebung des Umlaut-*e* zu *i* in *Hinne*, *hitzen* 351. 396 — Hebung des $\hat{e}^2$ zu *ie* 367. 396 — Diphthongierung des $\hat{e}^2$ in *deilen* u. a. Fällen 398 — Diphthongierung von *î*, *û*, *ů* im Hiat und in Pausa 400 — Diphthongierung des $\hat{e}^2$, $\hat{o}^2$ im Auslaut 8. 402 — Diphthongierung von $\hat{o}^2g$, $\hat{o}^2v$ nach Schwund des *g*, *v* 404 — Diphthongierung von *-îg-*, *-ûg-*, *-ûv-* nach Schwund von *-g-*, *-v-* 404 — jüngere allgemeine Diphthongierung 11. 405 — Übergang von *rogge* > *roʒə* *roʊə* > *roʊə* 404. 420 — Übergang des *-v-* > *-g-* 78. 420 — altmärkisch-jerichowsche Monophthonge vor *i* und *u* < *d*, *g*, *v* 406 — Monophthongierung des mittelmärk. *-age*, *-ave* usw. 407 ff. — Kontraktion von *-eha-* > *-ia-* > *-ie-* 101. 415. 476 F. 2. 484 — *iu* > *iü* > *ü* 413 ff. — Dehnung vor *st* 234 — Kürzung 416 f. — Svarabhakti 419 — Vokalisierung von *g*, *v*, *d* 11. 13. 419 ff. 471 — *-d-* schwindet 430 — *-d-* > *-j-* 32 f. 425 ff. 483 — Schwund des auslautenden *n* im Artikel *den* 86 F. 2 — Rundung in 'viel' 415 — Rundung des *e* vor *s* 231 — *-nd-* > *-ng-* 7. 11. 237. 434 ff. 466 — brabant. *vinder* 'Finger' 435 — *-nt-* > *-nk-* 237. 436 — *-nd-* > *-nn-* 473 — *market* > *marcht* 437 — Dissimilation 438 — Abfall und Antritt von Konsonanten im Auslaut 441 f. — *müse*, *müle* 'müde' 226. 476 f. — *nâlde* 'Nadel' 484 — Schwund des *-r* 443 — Wandel des Stammvokals unter den neuen Bedingungen der Siedlungsmundart 239. 357 f. — nachträgliche Senkung des *i* vor *nn* und *u* vor *ll* und *st* im südöstlichen Ostpommern 352 — diphthongische Aussprache des mnd. $\hat{o}^2$ (wgerm. *au*) in den Elbmarschen 34 — Lautkreuzung 388 — Übergangslaut 388 f. — nd.-md. Lautkreuzung 365. 418 — abgestorbener Lautwandel 428 — Schwellenform 430
Lehnwörter Liste der ndl. Lehnwörter aus der Siedlungszeit an Niederweser und -elbe sowie in Ostholstein 101 — junges ndl. Lehngut an der Nord- und Ostseeküste 62. 69. 76. 315. 322. 344. 359. 376. 381 ff. — bei gemeindeutschem Vorkom-

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0506

men ndl. Abkunft durch urkundliche Bezeugung gesichert 75 — durch ihre dialektgeographische Lage wahrscheinlich gemacht 137 — Liste der ndl. Siedlungswörter in der Mark 164 ff. — ndl. Lehnwörter in den skandinavischen Sprachen 310 — geringe Spuren skandinavischen Wortschatzes an der deutschen Ostseeküste 105. 358 f. — ndl. Siedlungswörter in Vorpommern 384 — Wörter des ndl.-westfäl. Verbandes in Vorpommern 383
Leipzig 470

M

Magdeburg 8. 470
Mecklenburg sein Verhältnis zum ndl. Sprachgut der Siedlungsperiode 36. 117. 223. 380 — nimmt ndl.-märk. Wortgut auf 223 — Übergangsstellen sind das Land Stargard und die Grenzzone südlich der Elde 223 — drängt ndl. Siedlungswörter zurück 119
Mitteldeutscher Einfluß auf das Fläminggebiet 388 — auf die gesamte südliche Zone der Mark im Lautstande 464 — in Formen 466 — in Wörtern 467 ff. — Vorstoß an die Mittelelbe 468 — Mitteldeutschland mit der Mittelmark durch ndl. Erscheinungen verbunden 6 — gleiche Lauterscheinungen des Ostmd. und Mittelmärk., die voneinander unabhängig sind 6
Mittelmärkische Mundart ihr Verhältnis zum Ostmd. 7 — zum Ostfäl. 8 — zum Mndl. 11 — zum Nndl. 11 — bewahrt alte Sprachzustände 11 — neuert auf ndl. Grundlage 11 — im übrigen s. Lauterscheinungen
Mittelniederländisch Übereinstimmung mit den märkischen Spracherscheinungen 11 — Brabant als Herd lautlicher Neuerungen 11 — im übrigen s. Lauterscheinungen und Sprachgeschichte

N

Namen Flurnamen 1 — Methode der Flurnamenforschung Bathes 5. 162. 193 f. — Ortsnamen 5 F. — Personennamen 106. 163. 214 — der Ortsname *Flemming* 157 — die beiden Gebiete mit dem Namen *Flamingia*, *Fläming* 162
Niederrheinische Siedlung an der mittleren Weser 110 — mfrk. *drüge* liegt thür.-obersächs. *treuge* zugrunde 484
Nordfriesland jüngerer holländischer Wirtschaftseinfluß 9. 40. 43. 94 — alter Deichbau und jüngere holländische Deichbauten 94

O

Osterland 6 — weist einen eigenen ndl. Wortschatz auf 147. 158 — dessen Heimat 158 — die Halle-Leipziger Bucht 136 — im Osterland verschmelzen hd. und ndl. Wörter 275. 296. 319 — das Osterland entsendet Siedler ins Land Sternberg 481
Ostfalen seine methodische Rolle in der Scheidung des ndl. Wortschatzes der Siedlungsgebiete vom nds. 8. 10. 138. 479 — wenig aktiv nach Osten 472 — ingwäonischer Unterbau des Ostteils 8. 324. 338. 344. 474 F. 1 — ostfälischer Wanderweg durch Mecklenburg-Pommern 126. 132 — ostfälische „Treppenlandschaft" 469. 471 — die ostfälische Klammer an der Mittelelbe 471 — ostfälische Spracherscheinungen am rechten Elbufer 473 — der ostfälische Elbraum 477 ff.
Ostfriesland Bindung an den Westen 9. 88 — keine Eroberung im Osten 9. 40. 88
Ostpreußen ndl. Lehnwörter 112. 129. 483

P

Pommern gliedert sich sprachlich in Vor-, Mittel- und Ostpommern 124 — der „mittelpommersche Keil" 124 ff. 357. 482 — die westfäl. Sprachzüge des ostpommerschen Mundartgebietes 127 f. — sprachliches Mischgebiet in Ostpommern 213 — jüngerer sprachlicher Vorstoß in Vorpommern im Gefolge wirtschaftlicher Vorgänge 372

R

Randformen 12. 358 f.
Recht holländisches s. holländisch — engersches 22 — sächsisches 22 — holsteinisches 27 — flämisches s. flämisch — lübisches Stadtrecht 124 — brandenburgisch-magdeburgisches Stadt- und Landrecht 124 — Landrecht von Burg 134. 157. 160 — Recht von Halle 157 — Recht von Schartau 160 — Recht von Lindow 160 — Hägerrecht 109 — Siedlung zu Muntrecht 110 — Kirchgangsrecht 116 — Personalrecht 110. 307 — verminderter Zehnt 17. 20. 22 ff. — *vierschare* 306 — Botding 305 — Lotding 305 — *zip* 156 F. 3 — *wozop* 160. 161 u. F. 1
Romanische Wörter im Nds. 35 f.
Rutscherzins 22. 51

S

Schlesien schlesischer Spracheinfluß auf das mittlere Odergebiet 357. 445. 468 — schle-

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0507

sische Siedlungen als Grundlage schlesischer Sprache in diesem Gebiet 468. 481 — ndfrk. Sprachreste in Schlesien 214. 222. 484
Schulze 110. 114 f. 156. 160
Siedlung geschichtliche Nachrichten 1 — Helmolds Slawenchronik 1. 6. 12. 26 ff. 45. 158 — urkundliche Zeugnisse für die Besiedlung der Wesermarschen durch Holländer 18 ff. — der Elbmarschen und -inseln 22 ff. — im Gau Eutin und in Ostholstein 27 — in Mecklenburg 28 f. — an der Mittelweser 106 ff. — in der Goldenen Aue 47. 113 ff. — in Thüringen 155 f. — des Osterlandes 156 ff. — an der Mittelelbe 158 ff. — keine friesische Beteiligung an der unteren Weser und Elbe 40 F. 3 — vermutlich niederrheinische Siedler an der mittleren Weser 24. 110 — Teilnahme der Sachsen in den Wesermarschen 19 f. — in den Elbmarschen 22 f. — Siedlung des Großen Kurfürsten in der Mark 13 u. F. — hält sich im märkischen Raum an die politischen Grenzen 118 — Rolle der natürlichen Grenze als Siedlungs- und Sprachscheide in Pommern 123 — die Dübener Heide als Scheide 146 — Siedlungskerne in der Mark 12. 144. 163 — Nebenkerne im Osterland, in der Altmark und um Finsterwalde-Dobrilugk 12 — der Elbe-Havel-Raum 144 f. — der Flämingraum 144 f. — Saumbildung an der meckl.-brandenb. Grenze 120 — geschichtlicher Ablauf der Besiedlung des märk. Raumes 479 ff. — lange, schmale Marschhufen als Mittel der Heimatbestimmung 26 — ein Muster für den Aufbau der märk. Sprach- und Siedlungssphäre 361
Sprachdenkmäler die Kölner nd. Bibelausgaben 34 — die Lübecker nd. Bibel 34 — die Halberstädter nd. Bibel 477 f. — Lübecker Schulvokabular von 1511 62 — Stralsunder Vokabular 381 ff. — „elbostfälische" Sprachdenkmäler 476 F. 2 — Johann Gulichs Drama Antiochus 425 F. — Sachsenspiegel 478 — Sächsische Weltchronik 478 F. 1 — Magdeburger Schöppenchronik 478 — Magdeburger Gemmula vocabulorum 478 — Schambachs Wörterbuch 344. 479
Sprache Fachsprache vereinfacht den syntaktischen Ausdruck und die Wortbildung 72. 222. 225. 312 F. 2 — lat. Verwaltungssprache 126 — lat. Fachsprache 82. 322 — Buchsprache 235. 478 F. 2 — Kanzleisprache 235 — Sprache des Seemanns 103 ff. 250 — Kasernensprache 264
Sprachgeschichte das ingwäonische Problem 8. 85. 87. 89 f. 324. 338. 388. 474 F. 1 — ingwäonische Vokalerhöhung des *a* zu *e* 242. 310. 385 ff. 388 — wgerm. *ê* erhalten 54. 100. 180. 307. 391 — Umlautlosigkeit 9. 20. 34. 39. 52. 70. 86. 163. 185. 391 — anscheinender Umlaut durch mouillierte Konsonanten 11. 88 ff. 390 — Umlaut im Ostfriesischen 88 — Umlaut weniger durchgeführt im Mecklenburgischen als im Märkischen 388 — analogischer Umlaut 390 — Dehnung des *a* 99 — ostfälische Konsonantendoppelung vor *-el, -en, -er* 474 — Entrundung 20. 34. 44. 84. 163. 415 — Entrundung in den Hafenorten der Ostsee 86 F. 2 — *-e* der Pluralendung *-ere* in den märk. Siedlungskernen erhalten 12. 445 — *ald, old* > *oud* 437 — *wratte* 'Warze' 324. 437 — brabant.-fläm. *-u, -ui* < *-oei* 376 — meckl.-vorpomm. *-ê* > *-ei* 384 — afrk. *-s-* erhalten 213 f. 216 — afrk. *-þ-* > *-ss-/-tt-* 205. 209. 434 — keine Regel afrk. *-þm-* > *-ss-* 432 — germ. *-þ-* im Südndl. des 12. Jahrhunderts noch spirantisch 477 — südndl. *dw-* > *d-* 314 — mndl. Auslautverhärtung 59. 168. 441 — alte germ. Erscheinungen halten sich an der roman.-südndl. Sprachgrenze 453 — lautlicher Anschluß der Uckermark an Vorpommern 385 — die Entstehung der märk. Kolonialsprache 418 — Umbruch der Lautlage des Mecklenburgischen im 18. Jahrhundert 429 — Lautmischung ist in der Regel auf einen kleinen Bezirk beschränkt 388
Sprachlinien *-en/-et* als ndfrk.-westfäl. Sprachgrenze erst im 13./14. Jahrhundert entstanden 95 F. 2. 425 — *ich/ick*-Linie 464. 485 — *dorf/dorp*-Linie im Rheinland 334 — *fīf/fünf* in Ostfalen 470 — Diphthongierungslinie *hēt/haȧt* 'heiß' 118. 399 — *heit/heet-* und *reine/reene* 'rein'-Linie 400. 462. 466. 473. 485 — Hebungslinie *Ohr/Uhr* 'Ohr' 120 — *lēf/līəf* 'lieb'-Linie 129. 179. 192. 259. 317. 357. 360. 379. 396. 417. 441. 443. 447. 460 f. 466 f. 485 f. — die Holstenschen Wortlinien Pommerns 122. 482 — Sprachlinien an der Mittelelbe 130. 471 ff. — dialektgeographische Gliederung der Mark 460 ff.
Sprachraum nd. Großraum: märk. Kleinraum 387
Stargard von den askanischen Markgrafen besiedelt 118 — die Ansiedler stammen aus der Altmark 28 — Sprachinselcharakter 360

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0508

Suffixe *-ster* 4. 36. 102. 145. 166. 455 ff. 483 — *-sel, -els* 83. 97. 257. 369. 383. 460. 478 — *-sele* 96 — *-apa* 96 F. 1 — *-age* 103 — *-ing* 221 u. F. 1. 345 — *-inge* im Holsteinischen gekürzt zu *-en* 38 — *-er* 460 — *-te* 216. 442. 460 — *-erik* 460 — *-erne* 383
Syntaktische Erscheinunngen 32 — stark flektiertes Adjektiv nach dem bestimmten Artikel 83. 446 f.

T

Thüringen ndl. Sprachspuren 6. 136 — Westrand der ndl. Siedlung in Mitteldeutschland 132

V

Volkskunde stammheitliche Gegensätze im Lande Stargard 118 — westfäl./ostfäl. Kirchenbauten 118 — Backsteinkirchen an der Mittelelbe 163 — Stammesunterschiede in der Westprignitz 120 — in Pommern 122 ff. — Speisezettel 291

W

Westfalen im ndfrk.-westfäl. Verbande 10. 36. 72. 95 ff. — anscheinend ndl. Wörter in Mecklenburg-Pommern sind westfäl. Siedlungsgut 10. 231 — Westfalen geht in einigen Spracherscheinungen mit der hd. Gruppe zusammen 97. 183 — 'Randwestfälisch' in den ostndl. Provinzen 101 — Westfalen entsendet keine Siedler in die Mark 186 — westfäl. Wortschatz und Lautstand in Ostpommern 13. 126 ff. 309. 463 — westfäl. Wortgut in der Lübecker nd. Bibel 34 — in Lauenburg-Mecklenburg 347
Westpreußen besiedelt den Ostteil Ostpommerns 129 — ndl. Siedlungen in den Weichselwerdern 483 f.
Wirtschaftliche Erschließung der schleswig-holsteinischen Westküste durch Holländer seit dem 16./17. Jahrhundert und deren sprachliche Wirkung 9. 40. 43. 53. 72. 80. 82. 310 — die Melkwirtschaft der „Holländer" in Vorpommern verbreitet ndl. Fachausdrücke 372
Wortakzent 13. 360
Wortbildung neue Adjektiva aus Substantiv und Verbum 13. 225. 267. 373 — *ût-, over-* in Orts- und Geländenamen 84 — Antritt des Artikels 253. 345. 352. 418 — Ablösung des Artikels 418 — Kürzung des Wortkörpers 285
Wortgeographie mundartliche und umgangssprachliche stehn unter verschiedenen Bedingungen 2. 67. 215 F. 1. 222. 269. 374 F. 2 — die Umgangssprache erweitert den Geltungsbereich mundartlicher Wörter 215 — der ndl. Wortschatz der Mark gliedert sich in vier Gruppen 1 f. — geschichtliche Wortgeographie 5. 30 — Raumschwund 2. 5 — starke Ausweitung 2. 5 f. 138 ff. 326 — großflächige Wortbezirke 117. 139 ff. — kleinflächige Wortbezirke 143 — abgedrängte Wörter 152 — Wanderwege in der Mark 147 ff. 352. 364. 373. 379 — Reliktlandschaft 291 — Wanderwörter 327. 331. 360 — Menglage führt zu Mischung oder Verdrängung 381 — Auseinandersetzung von Synonymen 184. 213. 290 f. — Adoptionsformen 188. 449 — Randformen 199. 380 — Restform 231 — Wortgeographie als sprachgeschichtliches Forschungsmittel 188 — im thüringisch-obersächsischen Berglande rücken bairische und ndl. Homonyme und verwandte Wörter einander nahe 232
Wortkreuzung 12. 205 u. F. 1. 216. 221. 272. 324. 339. 345. 354. 363 f. 369. 443. 463
Wortmischung 62. 270. 275. 278. 288. 322. 345. 347. 381
Wortschatz der Siedler vorwiegend bäuerlich-fachsprachlich 14. 76. 230. 253. 371 — übertragener Wortgebrauch geht in allgemeingültigen über 340

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0509

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de
/rosdok/ppn860231771/phys_0510

Wörterverzeichnis

Schräge Seitenzahlen geben die Stelle des Hauptartikels an

A

Aalworm 366
Abeele 105
aequare lat. 36
äg' s. ege
Alhorn s. Ellhorn
almosina lat. 36
alor ags. 214 F. 2
amper 484
Anger 382
Anke 236
Anke s. Enke
anken s. enken
Äp s. Epe
Äpeldoorn 211
apostolus lat. 36
aquaeductus lat. 36
arne mnd. 124 F. 3. 140. 142. 382. 384. 479; s. *Oorn-*
Artisse, Ertisse 165. 352
Äscher 249
Ase 252 u. F. 1; 7
asem mndl. 432
ast ndl. 252
astracum lat. 36
Auftracht s. Updracht
Aust s. Oost
Austbier 140. 142. 381
Austklaatsch 140. 142
Austköste 140. 142

B

baca lat. 218
bacca, baccus lat. 36
Bäke 16. 43. 96 F. 1. 164. *182 ff.* 479. 483
Balken 472
Bänert 136. 146 u. F. 2. 156
Bänke 383
Banse 281. 283
banst mndl. 380
Bäsinge 150. 152. 165. *216 ff.* 381. 483 F.
bassen ndl. 367
bazina ndwend. 221
bedaren ndl. 103
behillinge mnd. 35
behouden ndl. 484
bei ndl. 218
Beier 165. 333. 478
Bein, Been 165. 317
Beke s. Bäke
belken mnd. 35
bellen 367
Bemme s. Pamme
Benne 15 f. 128. 144. 165. *367 ff.* 483
bent ndl. 211
Berme 382
Bernstein 469
beschaafd ndl. 103
beschuit ndl. 103
bese, bezie ndl. 102. 220
Besemer 382
bestia lat. 36
Bickbeere 63. 218
bicken 268
blaffen 165. *367.* 483
bläken 367
Bledder 382
Block 73 ff. 101
Bluel 382
Bluëße, Bloße 66. 164. *216.* 381. 383 f.
Bōcht 230
Bol s. Bul
bollebuisje ndl. 103
bömig 16. 144. 152. 165 f. *298.* 483
bore mnd. 479
Börje, Böhre *70.* 165. *240*
Born 276. 383. 478
börnen 382
Bört 103
bœseln 103
Botding 81. 165. 305
Bote 75. 483
Botting' 295
botyrum lat. 36
bouw mndl. 234
Brabant 96 F. 1
Brad'speck 291
braschen mnd. 35

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0511

Brassen 382
brechen 236
bregen m. mnd. 35
bremster ndl. 354
brengen 165. 309
Briechen 378. 469
Briten 378. 469
brock 165. 315
Brockel 165. 266. 453
Brot 294
Brunn 276
bruschen mnd. 35
Bucht 7. 165. 230. *273 ff.* 383
büëne, büënen, bönen 13. 145. 165. *267 ff.* 477 f.
Bühel 171
Buknagel 77. 101. 165. *319*
Bul 104
Bulle 333
Bülte 56
bunzing, bunsel ndl. 346
Busch 484
buttis lat. 36

C

campus lat. 36
candelabrum lat. 36
canna lat. 36
cappa lat. 36
carrus lat. 36
castanea lat. 36
catapulta lat. 36
catena lat. 36
caupo lat. 36
cava lat. 36
cepa lat. 36
cista lat. 36
clocca lat. 36
clōstrum lat. 36
creta lat. 36
cuprum lat. 36
custor mlat. 36

D

Däle 67. 255
dalen 314
Damm 45
Danne 215 f.
Dase 165. 354
Dauworm 366
decuria lat. 36
Deek 81
Deesebom s. Deise
Deise 165. *251 ff.* 418
delere lat. 36
Delf 43
delwen 43
Denne 255
derve mnd. 35
Deue 103
diabulus lat. 36
dician ags. 45
Dik *45.* 92 f. 101
Dime 75
Dobbe 55. 101
Döbbel 55. 164
Dodläger 145. 164. *187 f.* 421 F. 477
dof 298
Dole 43. 101
dolen s. dalen
dörnse mnd. 382 f.
Dörpel 62. 97. 144. 165. *253 f.* 483 f.
Dorsch 383
dossun mnd. 385 F. 1
Dracht 240
Draff 75. 97. 382
Drageband 77. 165. 303
Drake 139. 347
Drempel 254
Driesch 97. 164. *195.* 472
Drittehn 16. 143 f. 165. *286.* 483
dröge 235. 404
drüge s. treuge
Drumm, Droom 472
Dunge 'Butterbrot' 170
Dunge, Düngel, Dunk 'Bund Werg' *65.* 101. 128. 144. 165. *168.* 483 u. F.
Dunk in Orts- und Flurnamen *58.* 66. 97. 100 f. 144. 155. 162. 164. *166 ff.* 193. 472. 483
dunkel 378 f.
dunker 97. 166. *378 f.* 383. 476 F. 2. 483
duster, düster 166. 378. *379 f.* 383. 415
duur, deur ndl. 334
Düwelskœken, Teufelsküche 472
Düwerick 165. 460
Duwock 204
dwasboomen ndl. 103

E

echteschop mnd. 35
Eemte, Eemke 61 f. 354. 383
eest, eist ndl. 252
ege 152 F. 298. 383
Eksteroge 97. 319
eldanken 383
elderne mnd. 214 F. 2. 382. 384
ellen ags. 214 F. 2
Eller 213. 214 F. 2. 381
Ellhorn, Alhorn 214. 382. 384

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0512

Else 66. 97. 101. 128. 164. *211 ff.* 381. 483 f.
Elsteroge 165. 319
ende westmnd. 'und' 34
eng 298
en gein mndl. 380
Enke s. enken
enken, enten, empen, anken 15. 36. *76.* 101. 146 F. 1. 165. *236 ff.* 436. 483
Epe 164. 211
episcopus lat. 36
Erdbeere 218
Erle 213
Ern 67. 255
Erpel 16. 66. 101. *138 f.* 155. 165 f. *346 f.* 380. 483
Ertisse s. Artisse
Esch 67
ese mnd. 252 F. 8. 383
Esse 252
Ettinge 145. 164. *197*
excurtium lat. 36

F

Fack 119. 256. 283
facula lat. 36
Farre 333
Färse 101. 165. *334.* 478
Fast < mnd. *verst* 255
Feek 81. 100 f.
fehlen 14. 165. 309
Feld 67
femella lat. 36
feninsch 383
Fenn, Fenne, Fähne 15. *53.* 96 F. 1. 97. 100. 128. 163 f. *188 ff.* 472. 483
feria lat. 36
Fett 468
Feudel 103
Fichte 215 f.
Ficke 138
fien 103
Fier s. Vier
fies 315. 483
Fime 75. 92. 101
finster 379
firmus lat. 36
Fitze 256
flamma lat. 36
flämsch 165. 304
Flecke Pl. 321
Flesche ndrhein. 62
Flett 67
Flicke 384
Flieder 164. *214 f.* 383 f. 478. 483
Fliese 122. 165 f. *325 ff.* 413 f. 478. 483
Fliet, Fleet 41. 125 f. 164. 166. 175 F. 1. *181 f.* 187. 383. 483 f.
Flöhe 66. 101. 443. 483
Flom 327
Flott 374
Flur *67.* 165. *255.* 483
Flus, Flusch 325. 414
fontem lat. 36
Förste 35. *68.* 102. 165. *255.* 477
Frau Fricke 3
Frau Harke 3
Fricke s. Frau Fricke
Frosch 165 f. 342 f. *344 f.* 478
Fude 202
Funder 145. 164. *192*
furca lat., Forke 36. 469
Fürn 346

G

Gälgos 351
Gant 347
gämlich 165. *315.* 484
Gebind 165. 255 ff.
geck 35. 165. *304.* 383. 483
geite mnd. 35
gelde 76. 101. 165. *373.* 483
gelp 145. 165. *223.* 477
Gent 165. *347.* 443. 483
Gereche 232
Geren 472
Geresse s. Riss
Gesag 103
Gewerre 230
Gier, gier, gierig *79.* 97. 128. *316.* 479
glibberig 310. 483
glibbern 165. 310
glummen 82
gluren, gludern *81.* 97. 101. 165. 483
Göle 53. 97. 100
Goor 145. 164. 185. *190.* 384
Gör 335
Graft 478
Gräner 36. 165. *257*
Graseweg 472
greffelen ndl. 238
Grepe 469
Griewe 290 f. 383. 479
Grode 52. 101
Grönling 351
Gropen 469
Grü 105. 165. *375*
Grünsling, Grünzel, Grüensling 136. 144. 148. 165. *347.* 483
Gruose 152. 164. *202.* 381
Grüppe *43.* 85 F. 2. 101. 145. 164. *184.* 248
Grüttworm 125
güst 373

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0513

H

Häben, Hewen *59*. 97. 101. 145. 164. *171*
Hächse s. Hesse
Häckerling 369
Häcksel, Hackels 165. *369*. 483
Hake m. 'Gerät zum Ziehen' 177
Hake m. 'Pflug' 383
Halfachter 143 f. 165. *285*. 483
Häling 376
ham ndl. 331
Hamm 96 F. 1
Handfröhner 308 F. 3
Hängel 165. *257*
Hängsel 165. *257*
Härdel, Härl *63 ff*. 101. 165. 483
härdig 267
Harke 136. 381
Harke s. Frau Harke
Härmuës, Härenmuos 128 f. 152. 164. *202*. 483
harst, herst mndl. 476 F. 2
Hästeroge 319
Hausgang 67
havener mnd. 35
Hede 63
Heer 96 F. 1
Heide 383
Heidelbeere 63. 150
Heiditsche 352
Heilebart 469
Heininge 145. 164. *195*. 404. 472
Heinotter 469
Hellweg 96 F. 1
Henke 257
hera ahd. 96 F. 1
herde mndl. 64
hernschedel mnd. 35
Hespe 97. 144. 163. 165. *331*
Hesse 331
hicken 383
Hinne 165. *351 f*. 396. 483
hissen 83
hitzen 83. 101. 110. 165. 396. 483
Hoch 472
Hocke 132. 134 u. F. 2. 135. 383
Hocken 165. *276*. 483
Höft 105
Holm 173
Holunder, Holler 214. 384
Hœpe 35. 97. 165. *319*
Höpper, Hüpper 150 u. F. 152. 342. 462. 480
Horst 60
Hœwel 56. 97. 101. 164. *171 f*. 478
Hubbel 60. 101. 164. *172*. 483
Hübbel 164. 172
Hucksche 143. 339. 342 f.
Huft 35. 383
Hügel 172
Hühnerauge 319
Huk m. 104
Huke 104
Hüll, Hull, Hülle 55. 97. 143 f. 164. *172*
Huller 173
Hülpe 165. *240*
Hund n. 16. *78*. 101
Hundert 78. 101
Huok, Hok, Huk *69*. 96 F. 1. 102 ff. 145. 164. *194*. 483

I

Ilk 345
Iltis 346
impfen 239
imputare lat. 76. 239
Inlett 393. 483

J

jope mnd. 385 F. 1
Juffrau 103

K

Kachel m. 70. 101. 145. 165 *258 ff*. 342 F. 2. 478
Kachel f. 385 F. 1
Kade 144. 165 f. *287*. 383 f.
Kaff 92 F. 136 f.
kagenkörsch 301
Kaje 48. 101
Kalbe 334
Kaldunen Pl. 62. 155 f. *321*. 383. 483 f.
Kam 382
Kamp 441
Kanten 128. 138. 165. *287 ff*. 383 f. 483
Kätener, Köter 306 ff. 384
Kattenstart 154
Kecke, Keckert 136. 147. 158. 342. 477
keiern 103
Kempe 473
Kettel 165. 261
Kieke 259
Kiene 67. 164. *215*
kies ndl. 302
kisätig, kisätsch 128. 143. 165 f. *298 ff*. 381. 391. 405. 483
klabbern 165. *310*. 383
Klampe 165. *261 f*. 331
Klatte 383
kleiben, kleimen 71
klicken 71. 165
klinge mnd. 62
klinkschoon 104
Klitze, Klise 145. 164. *204*. 381. 477. 479

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0514

Kliwe 205
Knäppener 469
Kniel 472
knielen 165. 310
Knœksel 322
Knœwel 322
Knüëßel 101. 144. 165. *322*
Knust 288. 383
knütten 468
koddig ndl. 103
Kohtäke 150. 218. 462. 480
Koie 444
kokeln 165. 311
Kolter 36. 165. *241 f.* 483
Komfoor 103
Kompaß 385 F. 1
Koog 52
-kop 26. *60.* 101. 164
Koppel 53
Kossät, Kotse 16. 165. *306 ff.* 391. 483
krabben 165. 311
Krähenoge 319
Kraiwagen 103
Kramme 15. 70. 101. 165. *262.* 483
Krampe 15. 70. 262. 331. 383
Krang 105. 228
Krange 228
Kranzbier 125. 142
Kranzköste 125. 140. 142
krapp 384
Krappe 128. 165 f. 287. *290 ff.* 383 f.
Krauel s. Kröwel
Krenge 144. 165. *226*
Krengelrüëde 144. 165. *226*
Krett 101. 165. *242.* 388 F. 4
Krite 479
krodelick mnd. 35
Krog 53
Krögel s. Kröwel
Krome 479
kröppen 165. 239
Kröte 340. 342
Kröwel 164. *176.* 420 F.
Krübbe 369
Kruck, Krücke 472
krüdisch 301
Kuckuluren 165. 221
Kude 479
Kule 478
küme 143 f. 165 f. 298. *303.* 471
Kumm, Kumme 15. 36. 165. 185. 367. *369 ff.* 383 f. 477. 483
Kumpf 15. 370
Kunte 77. 97
Kunter 342
Küppchen 136. 156
Kusch 204
Kutte 77. 97. 128. 165. *322.* 383. 476 F. 2. 479
Kutteln 321
kyrikon griech. 36

L

lactuca lat. 36
lagella lat. 36. 62
Lake 36. 164. *175.* 483
Läper 69 F. 2. 165. 438. 483
Lappen 321
Lar 96 F. 1
laricem lat. 36
laweien 103
leeg 102. 164. *190 ff.* 483
Legger 50
Lehmklicker 71 f.
Leie 165. 262
Lemmel, Lemmer 36. 62. *69.* 101 f. 165. 438. 483
Leuwagen 103
Liesch *65.* 97. 101. 128. 164. 483
Liese 165 f. 326 f. *330 f.* 483
Likdurn 319
Line 145. 164. *194*
Linte 36. 165. *303.* 483
Loh 96 F. 1
loi 315. 483
lora lat. 293
Lorke 143. 342 f.
Los' n. 230
lösch 330
Lose, Löse -losen 39. 164. *185*
lösen 39
Lotding 81. 163. 165. *305*
Lote 70
Lotstieg 163. 165. 306
Luëme, Lome 105. 165. *376.* 405. 483
lůnink mnd. 35
Lurke 165. 293

M

Maar 36. 52. 145. 164. *176*
Maddik, Mettke 365
mäklig 301
Malle 96 F. 1
malsch *81.* 101. 145. 165. *223*
Mandel *6. 132.* 135 f. 155. 165. *232 ff.* 383 f. 477. 483
Mandl n. 232
Mapeldorn 211
mara lat. 52. 183
Marcht 7. 437. 477. 483 f.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0515

Mark 47
Marsch 52. 176 F.
Mate 116. 162. 164. *193*. 472
maurr aisl. 62
Mecksel 290
Meer 52. 176 F. 183
meta lat. 36
Micke 'Astgabel' 70 f. 97. 165. *242 f.*
Micke 'kleines Brot' 36. 70 f. 101 f. 165. *294*. 383
miden 301
Miere 15. *61 ff.* 101. 128. 165. *354 ff.* 380 f.
mierig 315
Migeemte 61. 354
migen 35. 383 f.
milern 301
miscere lat. 36
misern 301
misschien ndl. 103. 380
mocke mhd. 340
mol 226
Moll, Mull 8. 10. 97. 165. *334 ff.* 344. 383 f. 474 F.
mooi 79. 105. 315.
Mollmus 335. 338
Morgen 194
morsch 226
Mörtel 36. 145. 164. *178*
Mösse, Müsse 97. 128 f. 164. 167. *178*
Mötschegiebchen, -kiwichen 136. 155. 158
moyelick mnd. 35
mudeke 12. 150. 165. *223 ff.* 267
Mudeke, Mudike 97. 479
Muerstein 469
Muggel 143 f. 165. *339 f.* 361
muk, muke 223
mulen 383
mulsch 226
multwerp mnd. 334
multworm mnd. 337
Mummatz 125
Mummelux 125
Mund 383
müsche westmnd. 35
myre nord. 62. 358

N

Nachtwiese, -gras 472
Nacke 294
Nahharksel 230
Nesse, -nesse 54. 101
nielich 79
nieschierig 79. 101. 165. *316*
Noll 165. 333
Notding 50. 101
Nülling s. Ülling

O

Obers 374 F. 1
Oding s. Notding
offerre lat. 36
Oken, oken 164. *195*. 382. 472
oleion griech. 36
Oornbier 140. 142
Oornklaatsch 140. 142
Oost 36. 76. 122. 124 F. 3. 125. *140 ff.* 165. *234*. 382 ff. 483
Oot 164. *206*
Örschken 230
Osse 333
ôsterdach mnd. 35
Osterling 472
Overnigenland 84

P

pacta lat. 36
Padde, Pedde 35. 62. 102. 125. 165 f. 209. *340 ff.* 383 f. 477 ff. 483
Päde 67. 101. 128. 130. 164. *206*. 472
paganus lat., Page 36. 383 f.
Pamme, Bemme 170. 295. 467
Pannekoke 383
pâschdach, pâschen mnd. 35. 95
pascuum lat. 36
Päserick 165. *322*. 383 f. 483
patrinus lat. 36
pauta lat. 36
Pelle 36. 165. *222*. 483
pelzen 239
pensile lat. 36
Pesel 382
picem lat. 36
Pier 3. 13. 97. *361 ff.*
Pierâs 3. 165. 363. 483
Pierâtz 128. 146 F. 1. 358. 365
Pierlorke 3. 363. 381. 473
Piermade 3. 363
Pierworm 364
piluccare lat. 36. 235
pilum lat. 36
Pingstgras 472
pinsen 478 F. 2
pipa lat. 36
Pipen Pl. 321
pipita lat. 36
Pirr 105
Pirre 145. 164. *195*
pissen 35 f. 165. *311 f.* 383 f. 478. 483
Pißmiere 62. 311. 354
Plene 164. 192
Ploye 103
plücken 165. *235 f.* 452
pluma lat. 36

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0516

Plumpe 164. *209 f.* 484
plumpen 80. 101. 165 f. *376*
Pogge 35. 62. 342. 344. 383 f.
Polder 'Koog' 52
Polder 'Lichtnische' 145. 165. *263.* 483
Polder 'Hühnerstall' 145. 165. *263.* 483
polken 83. 101. 165. *312.* 483
Poll 223
pöllen 223
Pomerenink 382
pompe ndl. 210
pondus lat. 36
pontem lat. 36
Pook 105
Popelion 36. 145. 164. *216*
Pöppel 382
porta lat. 36
postis lat. 36
poten 76. 239
pœtern 165. *284.* 479
Pott 468 f.
pötter mnd. 35
pottmeker mnd. 35
pottus lat. 36
Pōtwide 484
praien 103
presbyter lat. 36
Priel 53
provenda lat. 36
prumen 165. *284.* 483
prunum lat. 36
pruschen 101. 165. *313.* 483
prusten 313
Puder 385 F. 1
Pujje 468
pulen 165. 312
pullarium lat. 263
Puls 82
pulßen 36. *82.* 101 f. 165 f. *378*
Pumpe 385 F. 1
Punge, Pungel 36. 145. 165. *266.* 483
Puppe 232
putare lat. 36
Pütte, Pütten m. 35 f. 44. 102. 119. 128. 144 165. *276 ff.* 381. 383 f. 478

Q

quade 165. *316.* 483
Quäke 130. 206. 383
Quebbe 164. *190.* 483
quedelen 304
Quelle 278
Quene 382
quiddern 101. 165. *304*
quietus lat. 36

R

Rahm s. Rohm
Räke 165. 235
Rampen Pl. 321
Ranft 288
Reep 194
Regenworm 364. 366
Reise 473
rêmen mnd. 'rudern' 35
remus lat. 36
reren 228
Ress s. Riss
Rhin 163 f. 186
Richte 132 F.
Rie 383
Riechel 36. 165. *263 f.*
Riefe hd. 58
Riep *57.* 97. 101
riet ndl. 211
rîge mnd. 264
Rille 53
riolen 103
ripa lat. 58
rîs- 75. 228
Riss 97. 125. 128. 135. 165. *228 ff.* 381
Riste 236
Riwe 165. 244
Rofe, Röpe 367. 369
Rohm, Rahm 374 f. 383. 479
rôien mnd. 'rudern' 35. 104
rosch 226
Rubbel 97. 269
rubbelig 165. 269. 483
rubbeln 269
Rüdel 195 F.
Ruëde 194. 472
ruëstern, Ruëst 165. 234. *313 f.* 483
Rufharke 344
Rüle 145. 164. *195*
Rusie, Rusebuse 103

S

Sahne 165. *374 f.* 483
Salm 382
Salzkippchen 136. 156
sarp 152. 165 f. 298. *303*
Saterdag 95
Schake 122. 128. 131. 143. 165 f. *244 f.* 483
scamnum lat. 36
Schalm 7. 130. 143 f. 165 f. *245.* 471
Schapp 264
Scharnwewel 383
Schäwe 63
schem mnd. 35
Schiwwer 266

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0517

Schläpels 230
Schledde 165. *245*. 483
Schlenke 164. *178*. 483
schleek s. sleek
Schlœter *69* F. 2. 165. 438. 483
Schluse *49*. 92. 101
Schmalt 468
Schmant 374
Schmer 331
schnell 154. 165. *316*
schnippern 15. 165. *285*. 483
Schnitte 295
Schober 134
Schock 24. 75. 97. 101. 106. *134 f.* 165. 383
Schocke f. 135
schöddern 165. *314*. 479
Schottkelle 242
schranken 165. 285
Schrubber 247
schubben 77. 97. 129. 165. *314*. 383. 477. 483
Schuffel 165. *246 f.* 383
Schüppe 70. 97. 101. 129. 165. *247 f.*
Schute 249
Schütte 242
Schweener 165. 371
Sech, Seck 241
secum lat. 36
Seeburg 48
Seel 164. 194
sege mnd. 'Ziege' 35. 385 F. 1
Segge *63*. 101. 164. *210 f.*
Sei 75. 383
seichen 383 f.
Seiger 385 F. 1
sepolle mnd. 385 F. 1
sicila lat. 36
sid 192
signare lat. 36
Siek 101. 173
Siel 49
siele mndl. 476 F. 2
Siep, Sipe, -seifen 97. 101. 129. 164. *173*. 484
simila lat. 36
Sirop 385 F. 1
Sitwende, Seitwand *47*. 101. 115 u. F. 1. 116
slade mnd. 96 F. 1
Slatt, Schlatt 41. 102
slee 298
sleek 97. 165. *269 ff.* 381
slicht 270. 272. 381
Sloot, Schloot *40 f.* 43. 73. 97. 100 f. 105. 128. 145. 164. *185*
smisse ndl. 209
Sod 35. 119. 276. 383 f.
Sole 254
spack *80*. 101. 165. 267. *273*. 483
Spade 70. 101. 165. *248 f.* 383 f. 478
spaken 80. 101. 273
späne 13. 267. 373
Späne f. 72
spänen 35. 72. 97. 101. 165. *373*
spenda mlat. 264.
Sperling 383
spicarium lat. 36
Spind 36. 165. *264 f.* 383. 483
Splint 266
Splinter 136. 144. 148. 165. 231. *266*
Sponde 36. 165. *265*
Sprate 384
Spriet *70*. 101. 165. *249 f.* 483
Spring, Sprind 278. 435
Spunne, Spünne 72
Stadel 283
stede mnd. 284
Stärke s. Sterke
Stege 144. 165. *283 f.* 483
Sterke, Stärke 334. 383 f. 478
Stiege 125 f. 132. 180. 233. 383
stiepen 124
Stier 333 f.
Stil 36. 165. *265*
stipem lat. 36
Stippstörken 469
Stollen 16. 295
Stöne, Stœne, Stönung *49*. 101. 155 F. 3. *250*
stönen, stœnen 49
Streußel 165. *294*. 483
stricken 468
Strunt 382
struw 298
Stuke 133. 233
Stulle 7. 16. 165. *295 ff.* 479
stump 298
Stůnße, Stůnze 145. 165. *250 f.*
Süll 62
Sülte 62
Sustarwe 230
swâr mnd. 35
swavel mndl. 476 F. 2
swegel ostsüdndl.-ndrhein. 423
swîn mnd. 35

T

Tache 473
tamisium lat., Tämse 36. 382
Tanger 126. 467
Tass 16. 119. 128. 165. 256. *281 ff.* 483
Tater 383
tegula lat. 36
teig 226

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0518

Term 36. 43. 145. 164. *195*
Tie 472
Tine 36. 165. *251*
Toon 'Zehe' 77. 165. *324*. 474 F. 478
Toonbank, Toondag 104
toonen 104
Topp 468 f.
töwen 468
Trade 383
Trallje 385 F. 1
Trame 383 f.
Trämse 383
Trant 103
treuge 476 F. 2. 484
tür 301

U

üdern 484
Ülling, Nülling, Ülk 146 F. 1. 165. *345 f.* 418
unde mnd. 'und' 34
ungedeesemt mnd. 35
ungesûret mnd. 35
Updracht 48. 201
Upstall 164. *197 ff.* 381. 472
Utbremen 84
Ütsche 342 ff.

V

Veeh 165. *366*. 402
verdalen 165. 314
verdôren mnd. 35
vergecken mnd. 35
vergissen s. verhissen
verhissen 154. 165. *314*. 437
verken mnd. 35
vernielen 16. 80. 101
versotten mnd. 35
viel: *ville* 7. 467; *vœl* 415
Vier, Fier 125 f.
Vierschare 165. 306
vies ndl. 315. 346
vis f. ndl. 346
volledig ndl. 484
vrâtem mnd. 35

W

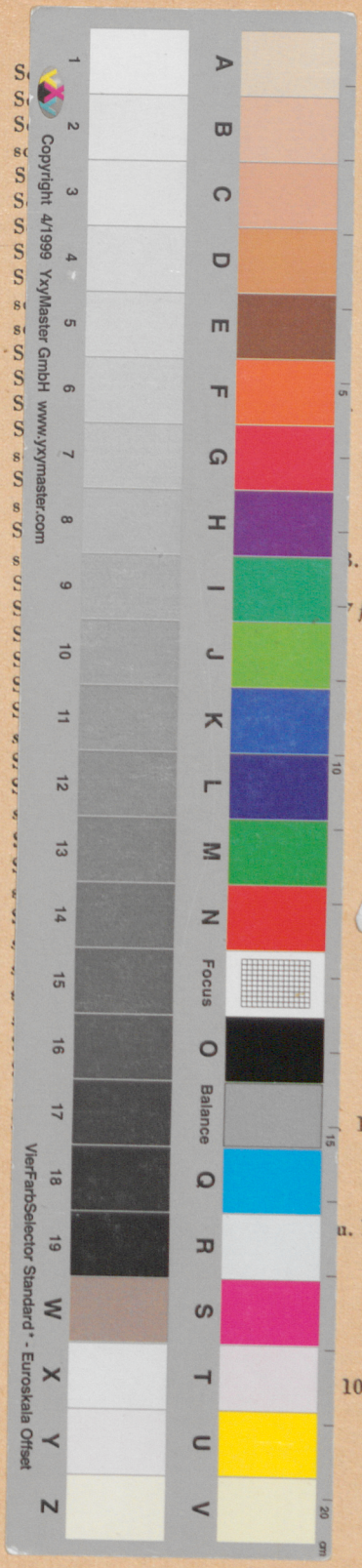
Waal s. Weel
Waart 139 F. 3. 347
Wadeke 384
Wädewinde 206
Wädick s. Wedik
Wake 376. 383
Wall 45
wandeweorpe ags. 335
Wanne, Gewann 472
Wännerk, Wenderick 139 F. 3. 144. 163. 165 f. *352*. 471
warden 468
Wasen 35. 144. 166. *378*. 469
Watergang 39
Wäteringe, Wetterung 'Abflußgraben' 21. 26. *38*. 42. 92. 101. 164. *185*
Wäteringe 'Tränkstelle' 124 f. 144. 152. 165. *372*
Waterlate 39 F. 4. 164
waterlelie ndl. 210
Waterlose, -löse, -lösung 38. 101
wätern 'entwässern' 38. 101
wätern 'Vieh tränken' 82. 102. 125. 144. 152. 165. *372*
Watertog 39
Watertucht 39
Wedde, Weddel 97. 105 u. F.
Wedik, Wädick 101. 139. 347
Weege 468
Weel *53*. 100 f. 116. 145. 162. 164. *180*. 391
Weibl n. 232
weier mnd. 35
Welle 278
Wenderick s. Wännerk
Werft, Werf 164. *216*. 442. 483
Werg 63
Westerling 472
Wiel s. Weel
Wiepe, Weepe 383
Wiëst 5
Wildnis 106 F. 2
windwarp, -worp mnd. 335 F. 337. 382
wintfank mnd. 35
Wische 382
wisse ndl. 205 F. 1. 209. 477
Wissel 165. 309
Witik 382
Wittnäbern 211
Wodansdag 95
Wohld 126
Word, Wurt 60
wôste, Wôste, Wüstenei 106 u. F. 2
Wrasen 378
Wratte, Warte 165. *324*. 383. 437. 483
Wrist 236
Wrosen 202
wrôte mnd. 335
Wune 376
Wunne 472

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn860231771/phys_0519

Verbesserungen während des Druckes

Der richtige Wortlaut ist S. 23 Z. 17: die Kolonisten; S. 51 Z. 18: die letzte Stelle; S. 104 Z. 2 v. u.: alljährlich die; S. 162 Z. 19 v. u.: auf die auf ihm; S. 183 Z. 9: Südwestvorstoße; S. 230 Z. 14: oderabwärts; S. 233 Z. 4: *mandalas;* S. 250 Z. 1: vorn am; S. 255 Z. 13: dargestellt; S. 263 Z. 2: schmalgeschnittene; S. 272 Z. 6: *slētfųl;* S. 408 l. Z.: *frauə* zu *frau* . . . . *pęnjə* wird; S 423 Z. 5 v. u.: in den entsprechenden; S. 470 Z. 13 v. u.: *fünf* 'fünf'.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de
/rosdok/ppn860231771/phys_0520





Sole 254
spack *80.* 101. 165. 267. *273.* 483
Spade 70. 101. 165. *248 f.* 383 f. 478
spaken 80. 101. 273
späne 13. 267. 373
Späne f. 72
spänen 35. 72. 97. 101. 165. *373*
spenda mlat. 264.
Sperling 383
spicarium lat. 36
Spind 36. 165. *264 f.* 383. 483
Splint 266
Splinter 136. 144. 148. 165. 231. *266*
Sponde 36. 165. *265*
Spra… 284
Spr… 165. *249 f.* 483
Sp… 435
S…

…165. 383

…3. 477. 483

…*f.*

…3. 250

Stü…
stump 296
Stůnße, Stůnze …*f.*
Süll 62
Sülte 62
Sustarwe 230
swâr mnd. 35
swavel mndl. 476 F. 2
swegel ostsüdndl.-ndrhein. 423
swîn mnd. 35

…164. *173.*

…n. F. 1. 116

T

Tache 473
tamisium lat., Tämse 36. 382
Tanger 126. 467
Tass 16. 119. 128. 165. 256. *281 ff.* 483
Tater 383
tegula lat. 36
teig 226

…100 f. 105.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de
/rosdok/ppn860231771/phys_0521